

(extraits avec des notices)

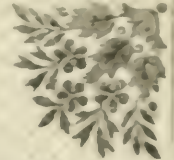
MUSÉE FRANÇAIS.

[table au début →]

[Portrait de Hugo en frontispice]



V. HUGO.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

TIRÉ

DES MEILLEURS AUTEURS,

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

PAR

O. L. B. Wolff, PROF. et DR. et C. Schütz, DR.

Cinquième Année.

BIELEFELD,

CHEZ VELHAGEN & KLASING.

1840.

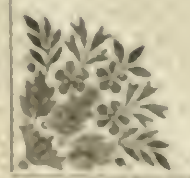
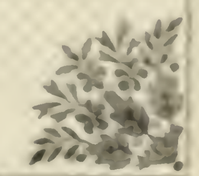



Table des Matières,

contenues dans le Musée français. 5me Vol.

Les noms des Auteurs, sur la vie et les ouvrages desquels on a donné une notice, sont distingués par un astérisme.

V[ième] Année. N.[ro] 1.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Kurze Uebersicht der bedeutendsten neuesten Erscheinungen der französischen schönen Literatur.

Dramatische Poesie.

Dramatische Dichtungen sind in Frankreich eine Nothwendigkeit, bei uns kaum ein Bedürfniß des Luxus. Unsere Dichter finden auf keinerlei Weise ihren Vortheil dabei, und wen nicht die innere Neigung dazu antreibt, der wird sich in Deutschland lieber den anderen Gattungen der Poesie zu wenden, wo auch im schlechtesten Falle mehr Erfolg und Gewinn zu hoffen ist. Die Schuld liegt eines Theils an unseren Gesetzen über das literärische Eigenthumsrecht, die Alles begünstigen, nur nicht das literärische Eigenthum und über deren Mängel sich in neuester Zeit gewichtige Stimmen erhoben haben, anderen Theils an der Einrichtung unserer Bühnen, bei deren Mehrzahl das Publikum nur eine untergeordnete Rolle spielt, und endlich an der Laubeit und Gleichgultigkeit des Publikums selbst, das nicht gebieterisch sein Recht Gutes und Neues zugleich zu erlangen durchzusetzen weiß, sondern in den meisten Fallen mit dem vorlieb nimmt, was ihm geboten wird. Das ist in Frankreich ganz anders; der Erfolg einer einzigen dramatischen Arbeit reicht hin, einen Dichter auf Lebenszeit aller pecuniairen Sorgen zu entheben und mehrere glückliche Treffer sind im Stande ihm nicht allein zu bedeutendem Ruhme, sondern auch zu bedeutendem Reichthum zu verhelfen. Das glänzendste Beispiel dafur bietet S c r i b e, den seine dramatischen Arbeiten zum Gutsbesitzer und Rentier machten, aber S c r i b e ist es nicht allein, auch Andere, auf der Wage der a e s t h e t i s c h e n Kritik nur sehr schwach in das Gewicht fallende Dramatiker, wie z. B. Vander-Burch, Rosier, Anicet, Bourgeols, Fournier u. s. w. erfreuen sich eines sehr behaglichen Daseins, das sie ihren Dramen, Melodramen und Vaudevilles verdanken, während in Deutschland einer der talentvollsten Lustspieldichter unserer Tage (denn er lieferte nur Originalarbeiten) Albini (v. Meddlhammer) oft nicht so viel besaß, die Tinte zu bezahlen, die er zum Aufschreiben seiner Komödien brauchte und nach seinem Tode in Berlin ein Concert veranstaltet werden mußte, um seine Wittwe und sein Kind vor dem bittersten Elend zu beschützen, und der Mann war weder ein Verschwender noch ein träges und verderbenes Genie, sondern geistreich, voll Kenntnisse und fleißig.

Wir haben es hier aber nicht mit der neuesten deutschen, sondern mit der neuesten französischen dramatischen Literatur zu thun und dürfen daher nicht länger bei jener verweilen, so viel wir auch noch der Klagen und des Bedauerns auf dem Herzen hätten. Jene oben angeführten Verhältnisse und der Umstand, daß die funfzehn bedeutendsten Pariser Theater wenigstens monatlich ein oder zwei neue Stücke bringen m ü s s e n, welche sich nachher nicht allein über ganz Frankreich, sondern überall hin, wo es französische Bühnen gibt, also über g a n z Belgien, die französische Schweiz, Berlin u. s. w. verbreiten und wo überall den Verfassern ihr Eigenthumsrecht nach französischen Gesetzen und Observanzen gesichert bleibt,

regen stets zu neuer Production an und beleben den Eifer. Dazu kommt nun noch die bequeme und doch vor allem Betrug und Unterschleif sicher gestellte Vervielfältigung der neuen Erscheinuugen. — So wie nämlich ein Stück auf einem der Theater der Metropolis gegeben worden ist, so erscheint es gleich elegant gedruckt im Buchhandel, wo es selten mehr als acht oder zwölf Sous, höchstens zwei Franken kostet und meistens zu einer fortlaufenden Sammlung gehört, ohne daß jedoch dem Verkäufer wie in Deutschland mit dem Kaufe zugleich auch das (usurpirte) Recht der öffentlichen scenischen Darstellung zugestanden wird. Die bedeutendsten Collectionen dieser Art sind: La France théatrale, Paris bei Barba und Bezou, wo sich der Preis nach den Acten richtet und jeder Act nur 20 Centimes beträgt (fünfzehn Pfennige), das Magasin théatral, Paris bei Marchant, wo für jedes mit einer Vignette verzierte Bühnenstück nur 8 Sous (zwei Groschen acht Pfennige) gezahlt wird, und La France dramatique au dix-neuvième Siècle, Paris bei Barba, Delloge und Bezou, deren Preis eben so civil ist. Sämmtliche Piecen kommen sogleich nach der Darstellung heraus und werden eben so schnell versandt. Für die Wahrnehmung des guten Rechtes der Autoren sorgen dramatische Agenten gegen eine geringe Abgabe; diese haben ihre eigenen Bureaus und überall bevollmächtigte Correspondenten.

Daß bei so großem Bedürfniß und so lebhafter Production auch Vieles verunglücken müsse, versteht sich von selbst, die Auswahl ist daher keine leichte; wir haben einige fünfzig der neuesten dramatischen Erscheinungen in allen Genre's vor uns liegen und kaum ein Dutzend darunter gefunden, auf welche unsere Leser aufmerksam zu machen sich der Mühe verlohne. Dabei ist uns als ganz eigenthümlich aufgefallen, daß gerade die besten und geistreichsten Sachen unseren schnellfingrigen Uebersetzungsfabrikanten entgehn; ein Phänomen, das wir nicht zu erklären wissen, wenn wir es anders nicht mit der Beschränktheit dieser Herren erklären wollen und das wäre doch wohl zu hart.

Im Gebiete der Tragödie und des Drama (hierunter versteht der Franzose ebensowohl das Schauspiel, das ernste bürgerliche Lustspiel (die sogenannte comédie larmoyante), wie das ernste größere Vaudeville, das er jedoch zu besserer Unterscheidung Drame-vaudeville) nennt, hat sich uns folgendes bemerkenswerthe Neue (mit Ausnahme von V. Hugo's Ruy-Blas, über den wir unseren geehrten Lesern schon früher ausführlich berichteten) dargeboten.

Caligula, tragédie en 5 actes et en vers, par Alexandre Dumas. Dumas wollte eine Tragödie nach allen Anforderungen der französischen Poetik, aber doch frei von den steifen Regeln der älteren Bühne liefern, es ist ihm aber mißglückt. Das Warum wird aus einer kurzen Skizze des Inhaltes zum Theil erhellen. Mit einem Prologe wird das Stück eröffnet. Wir sehen uns in eine Straße des alten Roms versetzt und damit der Zuschauer sich ja nicht darin irre, gewahrt er auf dem Schilde eines Hauses die beiden lateinischen Worte Bibulus tonsor, die sich wunderlich wie ein Tuchflicken auf einem seidenen Kleide in diesem französischen Trauerspiel ausnehmen. Protogenes, Polizeispion des römischen Kaisers kommt mit seinen Leuten und weckt den Barbier Bibulus, damit ihm dieser auf einen Tag seinen Laden, der der Versammlungsort der römischen Stutzer ist, abtrete; denn er hofft hier eine reiche Erndte als Angeber zu thun. In demselben Augenblicke tritt Cherea (Chaereas) Messalinens Geliebter aus einem anderen Hause und flucht dem Geschick, weil er sich ihren Armen entreißen müsse. Nachdem er sich in lange Reden gegen sie ergangen, antwortet sie ihm mit dem Rathe, seinen Nebenbuhler, den Caesar, umzubringen. Es nahen jetzt einige Stutzer, die von einer Orgie heimkehren und sich von Bibulus wollen frisiren und rasiren lassen. Protogenes beeilt sich ihnen den Laden zu öffnen und ihren Wünschen entgegen zu kommen. In der nun stattfindenden Unterhaltung schleudert Lepidus heftige Sarkasmen gegen Caligula; davon in Kenntniß gesetzt, daß ein Spion desselben die Stelle des Bibulus vertrete, weigert er sich doch dem Rathe seiner Freunde Folge zu leisten und zu fliehen und geht in das Bad, um durch Selbsttödtung den Henker um seine Beute zu bringen. Claudius tritt auf und meldet Caligula's Ankunft, der auch bald nachher unter dem Jubelgeschrei des Volkes seinen Triumpheinzug hält. Sein Gefolge kreuzt sich auf der Bühne mit dem Leichenzuge des von Lictoren getragenen Lepidus; in der Menge aber, die sich dem Caesar nachdrängt, glänzt ein junges Mädchen von großer Schönheit, Stella, Caligula's Milchschwester, welche nach langer Abwesenheit mit ihrem Verlobten Aquila, einem jungen Gallier, heimkehrt. Afrianus, Consul und Creatur des Kaisers bemerkt und merkt sich Beide.

Das ist die Exposition der Tragödie und zugleich auch die interessanteste Parthie derselben. Dieser Prolog gibt ein lebendiges Bild des Treibens in Rom zu jener Zeit und bietet eine anziehende, die Aufmerksamkeit spannende Einleitung dar; doch leidet er an zwei Fehlern, er steht zu abgesondert von der eigentlichen Handlung, die er keineswegs vorbereitet, da, und ist, wie das ganze Werk, was die poetische Diction betrifft, zu nachlässig stylisirt. Wie unpassend und schwach zugleich erscheint z. B. folgende sen-

timentale Tirade im Munde des Chaereas, nachdem derselbe sich eben den gemeinen Umarmungen der Messalina entwunden hat:

Oh! quand serai-je donc en mon amour tranquille
Pareil au laboureur qui sous sa faux agile,
Voit tomber les épis l'un sur l'autre couchés,
Et ne quitte ses champs qu'entièrement fauchés?
Le ciel me fera-t-il ce bonheur sans mélange
Qu'il donne au vigneron, ardent à la vendange
Qui, du matin au soir dans sa treille perdu
Cueille le raisin mûr sur son front suspendu?
Et n'aurai-je jamais cette joie où j'aspire
Du pêcheur qui reçut sa barque pour empire
Mais qui, tant qu'il lui plaît, fouille le flot amer,
Et rejette vingt fois ses filets à la mer.
Oh, ce loisir si doux que l'homme aux Dieux envie
Et que j'achèterais de dix ans de ma vie,
Déesse de mon cœur, oh! dis-moi quand le sort
Me l'accordera-t-il?

(Fortsetzung folgt.)

Le Pied d'Argile.

Par Charles de Bernard.

I.

Le Parisien ne se promène guère que pour voir et pour être vu; les lieux où l'on peut marcher sans se coudoyer se trouvent donc frappés d'un dédain presque universel, car la foule, race moutonnière, suit la foule, et la mode remplit à son égard le rôle du chien du berger qui harcelle le troupeau pour lui faire serrer les rangs. Parmi les promenades délaissées pour des rivales d'un moindre mérite, il est juste de mettre en premier ordre le Jardin des Plantes. Mélancoliquement épanoui sur la rive gauche de la Seine entre la halle aux vins, l'hôpital de la Pitié et la prison de la garde nationale, c'est vainement qu'il ouvre sa grille chaque matin aux rares passants du pont d'Austerlitz, vainement qu'il dispose dans l'ordre le plus scientifique les merveilles de son horticulture, vainement qu'il apporte une coquetterie raffinée à la toilette de ses lions et de ses panthères. A part les provinciaux curieux de voir la girafe, et quelques familles britanniques pour qui une excursion sur le continent consiste dans une vérification plus minutieuse qu'intelligente des articles contenus dans le *Guide du Voyageur*, les habitués de ce royal établissement y paraissent aussi clairsemés que l'étaient sur le gouffre des mers les naufragés dont parle Virgile. Des vieillards ou des convalescents avides de soleil et changeant de banc dès que l'ombre les atteint, des pensions d'aveugles-nées ou de sourdes-muettes, tristes essaims pour qui la vie n'a pas de fleurs, des bonnes d'enfants voyageant un gâteau à la main du palais des singes à la fosse des ours, quelques ouvriers désœuvrés venant à la ménagerie comme à un spectacle gratis et qui, au besoin, prendraient place dans ses cages, à condition d'y être nourris sans travailler, tels sont les hôtes accoutumés de ce beau séjour, près duquel la place Royale semble bruyante et le Luxembourg animé.

Si l'abandon auquel se voit livré le Jardin des Plantes en écarte le peuple des promeneurs, il est cependant parmi eux une classe sur qui le sentiment vulgaire reste sans influence; car pour elle, loin d'être un sujet d'éloignement, la solitude est un attrait et ses chemins préférés sont ceux où la foule ne passe pas. A cette classe éminemment intéressante et qu'il est superflu de désigner plus amplement appartenaient sans au-

cun doute un homme d'environ vingt-cinq ans et une femme plus jeune encore qui, par une fraîche matinée d'avril, en 1828, se dirigeaient vers le belvédère à travers les sinueux sentiers de la vallée suisse. Jamais peut-être les daims et les gazelles, qui dans leurs enclos broutaient l'herbe printanière, n'avaient vu passer un couple mieux assorti. La manière dont le cavalier serrait sous son bras celui de sa compagne et l'abandon qui répondait à cette muette pression annonçaient hautement l'harmonie d'une mutuelle tendresse. Dans le souple accord de leur démarche, dans leurs gestes les plus fugitifs, se trahissait le parfum de l'amour, cette rose qui fleurit dans le cœur; on eût dit de deux nouveaux époux venant savourer loin du monde l'heure la plus douce de la lune de miel, si une remarque inévitable n'eût donné un prompt démenti à cette conjecture: la jeune femme était en deuil, et rien dans les vêtements de l'homme qui l'accompagnait n'annonçait l'uniformité qu'en pareil cas la loi conjugale impose au costume. Si donc le sentiment intime qui liait ces deux êtres l'un à l'autre semblait incontestable, la légitimité en devait paraître équivoque; mais telle était la modestie qui brillait sur les traits de l'inconnue et tel le respect empreint dans le maintien de son ami, qu'avant de porter sur eux un jugement défavorable l'austérité même ou la pruderie eussent hésité.

Les deux amants marchaient avec lenteur, se trompant parfois de sentier et peut-être volontairement, car d'autres que les écoliers préfèrent le chemin le plus long; lui, chargé d'une ombrelle que rendait inutile la discrétion du soleil et dont il se servait pour agacer au passage les rennes ou les moutons groupés curieusement derrière les treillis; elle, suspendue au bras qui la soutenait et cachant sous une feinte lassitude la légèreté de l'oiseau dont les ailes viennent de se fermer. Malgré les préoccupations de ce sentiment exclusif si justement nommé par madame de Staël égoïsme à deux, une sorte d'inquiétude se peignait sur la physionomie de la jeune dame, lorsque les détours des allées lui laissaient apercevoir quelques promeneurs. Les femmes qui par leur toilette paraissaient appartenir aux classes élevées de la société lui causaient surtout une appréhension visible; pour les éviter, elle aurait à chaque instant changé de chemin ou battu en retraite, si son compagnon ne lui eût démontré la puérilité d'une semblable conduite.

— En vérité, Adrienne, lui dit-il après une alarme plus vive que les autres, vous me ferez tourner la tête avec vos frayeurs chimériques! Pensez-vous qu'aucune de vos connaissances de la rue Taranne vienne vous espionner au Jardin des Plantes? Mais songez donc qu'ici nous sommes aussi loin de Paris que si nous nous trouvions au fond des forêts de l'Amérique. D'ailleurs, que pouvez-vous dons craindre? N'êtes-vous pas maîtresse de vos actions? Est-il une seule personne qui ait le droit de les contrôler?

— Pas une seule personne, mais le monde entier, répondit la jeune femme. A votre tour, ignorez-vous qu'une veuve de vingt-trois ans retombe en minorité et devient la pupille de tous, ennemis ou amis? Dans la société de madame de Chantevilliers seulement, je possède une demi-douzaine de tutrices officieuses qui, sous prétexte de s'intéresser à moi et de guider mon inexpérience, me feront mourir d'ennui à force de conseils et de leçons. Si l'une de ces bonnes âmes m'apercevait en ce moment, seule avec vous, que penserait-elle, mon Dieu! et surtout que dirait-elle?

— Eh! quelle importance peuvent avoir les propos de quelques prudes?

— Permis à vous de les braver, Adolphe; mais moi je dois m'y soumettre, car ces propos font loi dans les salons. Allons, soyez de bonne foi et avouez qu'en me décidant à sortir ce matin, vous m'avez fait faire une folie, une véritable escapade d'écolier, dont je me repens déjà en attendant que j'en sois punie.

— Mais, enfin, où est le mal, dit Adolphe; ne dois-je pas vous épouser dès que votre deuil sera fini?

— Quand nous serons mariés, tout sera en règle, reprit-elle, et je sortirai seule avec vous tant que vous voudrez; mais peut-être alors ne chercherez-vous plus la solitude comme aujourd'hui?

A cette insinuation où perçait une douce coquetterie, le jeune homme pressa sur son cœur une main qui s'y abandonna sans résistance.

— Oh! seul avec vous dans un désert, s'écria-t-il avec l'emphase naturelle aux amoureux.

Ils ralentirent le pas et marchèrent quelque temps recueillis dans leur bonheur, ne se parlant plus que par l'expressive étreinte de leurs bras enlacés. En ce moment, si un puits s'était rencontré devant eux, ils y seraient tombés selon toute apparence, comme fit l'astrologue de la fable. Heureusement leur distraction n'enfanta pas un dénoûment si fatal, mais elle les mena aveuglément sur un vieux monsieur fort distrait de son côté, et qui se tenait immobile devant une nombreuse famille de pintades et de canards pour qui sa main émiettait paternellement un gâteau de Nanterre. Cet ami de la nature, soigné jusqu'à la recherche dans sa toilette, portait par-dessus un vêtement noir une longue redingote couleur de chocolat qui laissait apercevoir à l'une des boutonnières le ruban de la Légion d'honneur; en se sentant heurté par le couple rêveur, il se retourna vivement et lui montra une figure aussi sèche que jaune, dont le galbe pointu rappelait à l'esprit le museau d'un chacal ou le trait caractéristique de la physionomie de Robespierre. Ses yeux enfoncés sous des sourcils grisonnants dardèrent un rayon scrutateur, qui, après avoir pénétré sans discrétion sous le chapeau de la jeune femme, se fixa sur le visage de l'amant avec une expression de surprise ironique. En reconnaissant les traits de l'homme qu'il avait poussé par mégarde, Adolphe se sentit rougir en dépit de lui-même; il porta la main à son chapeau et prononça quelques paroles d'excuse; sans avoir l'air de l'écouter, le vieillard lui rendit son salut, regarda de nouveau Adrienne avec une attention plus vive que respectueuse, et s'éloigna lentement après avoir lancé sur le couple interdit un dernier coup d'œil dont la raillerie semblait tempérée par une bonhomie indulgente.

— Quel est ce monsieur, et pourquoi rougissez-vous? dit Adrienne en interrogeant les yeux de son amant.

— Allez-vous encore vous alarmer? répondit celui-ci avec une sorte de dépit. J'ai rougi fort ridiculement et sans savoir pourquoi; c'est vous qui, avec vos frayeurs continuelles, me faites perdre contenance à mon tour.

— Mais cet homme....

— C'est de tous ceux que nous pouvions rencontrer celui que nous devons craindre le moins. Il aura remarqué ma sotte émotion, et je suis sûr qu'il s'en divertit intérieurement; car malgré le passe-temps débonnaire au milieu duquel nous l'avons surpris, il est plus fin et plus malicieux à lui seul que tous les singes que nous regardions tout à l'heure. C'est un vieil ami de ma famille, et qui, dans plusieurs circonstances, ces jours derniers encore, m'a donné des preuves réelles d'intérêt: en un mot, c'est ce chef de division du ministère de l'intérieur dont je vous ai parlé plus d'une fois, M. Sabathier.

— Celui qui vous a fait avoir votre place?

— Lui-même, et c'est d'autant mieux de sa part, qu'il n'ignore pas que mes opinions ne sont pas de la couleur des siennes, si toutefois il a une opinion; car un homme en place depuis trente ans et qui se trouve le bras droit de M. de Martignac, après avoir été en faveur sous M. de Villèle....

— Cet homme-là doit avoir une demi-douzaine d'opinions plutôt qu'une, interrompit Adrienne en riant; perdez donc la mauvaise habitude de médire de tout le monde. D'ailleurs, M. Sabathier est votre protecteur, et il vous faut le respecter. Pour moi, je sens que je l'aime beaucoup, malgré sa vieille figure et son regard moqueur; car enfin, cette place que vous lui devez, c'est plus de trois mille francs par an, qui feront merveilles dans notre petit budget. Songez, Adolphe, que sans cela nous nous trouverions bien près d'être pauvres. Entre nous deux, nous n'avions guère que l'indispensable: ces trois mille francs seront notre luxe.

— Est-on pauvre quand on s'aime? demanda le sentimental Adolphe.

— L'amour et une chaumière, n'est-ce pas? reprit la jeune veuve avec un sourire tendre-

ment railleur; il vous sied bien de parler ainsi, prodigue et dissipateur que vous êtes! car je sais vos folies: vous vous ruinez dans ce cher petit appartement de la rue Gaillon, où dans trois mois nous serons ensemble. Des tentures partout, des meubles à incrustations pour ma chambre, des bronzes dans votre cabinet, des porcelaines du Japon, des tableaux; que sais-je encore? Voilà ce que vous appelez une chaumière! Il est bien temps, je crois, que je prenne les rênes du gouvernement, et même j'ai fort envie de ne pas attendre pour cela le grand jour du mariage.

— N'êtes vous pas ma reine dès aujourd'hui? Qu'ordonnez-vous?

— Avant tout, une mesure financière qui va vous faire froncer le sourcil, mais ça m'est égal; vous voudrez bien ne payer aucun mémoire sans me l'avoir communiqué: je vous connais, vous vous laisseriez égorger sans mot dire; mais moi, je mettrai ordre à cela.

—Vous voulez donc m'ôter le plaisir de vous surprendre?

— Surprenez moi tout de suite en vous montrant raisonnable. Et puisque je suis en train de gronder, écoutez-moi; on vous a vu dans la rue Vivienne et au Palais-Royal courant les boutiques de bijoutiers. Songez qu'à l'exception de l'anneau de mariage, je ne veux pas une bague, pas un bracelet, pas une boucle d'oreille; j'ai quelques diamants; quand nous serons millionnaires, vous m'en donnerez d'autres; jusque-là, rien. Rappelez-vous qu'en me désobéissant, vous me mécontenteriez sérieusement. Je suis encore assez jeune pour n'avoir besoin que de fleurs.

— Adrienne, je n'avais jamais souhaité la fortune avant de vous connaître, dit le jeune homme d'un air mélancolique.

— Bon, reprit-elle; vous rêviez chaumière tout à l'heure, et voici maintenant que vous soupirez après un palais!

— Mais n'est-il pas cruel de ne rien posséder qui soit digne de vous?

— Je croyais que vous aviez un cœur, répondit-elle, en le regardant avec amour.

En s'entretenant ainsi de mille choses futiles, qui ont un immense intérêt pour les cœurs réellement épris, ils étaient enfin arrivés au Belvédère. La bise y soufflait avec l'âpreté qui signale les jours de l'équinoxe, et rendait le pavillon inhabitable. Adrienne, frissonnant sous son châle, reprit presque aussitôt le bras de son futur mari, et l'entraînant avec une vivacité qui rappelait les yeux de l'enfance:

— J'ai froid, dit-elle, courons.

Ils s'élancèrent dans le sentier bordé de lilas qui, semblable à l'escalier de Chambord, descend du pavillon en formant une double hélice. Entraînés peu à peu par une impulsion que l'inclinaison du terrain rendait à chaque instant plus rapide, ils tournoyèrent du haut en bas de cette spirale, accompagnant d'un rire joyeux leur course désordonnée, et, sans pouvoir s'arrêter, firent tout à coup irruption au milieu d'une société fort sérieuse, qui s'apprêtait à gravir le monticule. Ce groupe, composé de plusieurs femmes dont la toilette et le maintien avaient un air de province, était escorté par deux innocents de treize à quatorze ans, grands comme des hommes, mais portant encore des vestes rondes; dames et jouvenceaux semblaient reconnaître pour directrice une personne qui contrastait de tous points avec ses compagnes. C'était une femme de trente-huit ans au plus, d'une beauté régulière, mais froide; grande, et le paraissant davantage par la manière dont elle portait la tête; sa redingote de satin noir, garnie de chinchilla, faisait ressortir une tournure qui, dans sa noblesse, n'était pas exempte de roideur; et son chapeau de velours épinglé, dont les plumes ondoyaient au gré de la bise, était aussi fièrement posé que pouvait l'être le casque de Minerve sur le front de la déesse. Cette femme dont l'œil ferme et hautain annonçait plus d'estime de soi-même que de sympathie pour les autres, paraissait née pour porter les paniers et les robes à queue d'autrefois. A la regarder si attentive à la dignité de son maintien, si compassée dans ses gestes les moins réfléchis en apparence, on croyait voir d'abord une reine de tragédie ou une grande-prêtresse d'opéra, con-

servant à la ville la solennité théâtrale; mais l'impression rigide, habituellement empreinte sur ses traits, faisait évanouir aussitôt une supposition dont la liberté paraissait une insulte à mesure qu'on étudiait cette sévère physionomie.

En se trouvant inopinément en face et presque dans les bras de cette femme imposante, la jeune veuve s'arrêta sur place, avec la soudaineté nerveuse qui semble être l'attribut exclusif du coursier arabe; elle rougit jusqu'aux yeux, quitta le bras d'Adolphe, et faisant un violent effort pour sourire:

— Quel hasard, madame! dit-elle d'une voix mal assurée.

Pour éviter le choc dont elle était menacée, l'étrangère avait reculé de deux pas en portant les mains en avant. Au lieu de répondre, elle fixa sur Adrienne un regard glacial qui, sans changer d'expression, se porta ensuite sur le jeune homme dont les traits lui étaient inconnus. Fronçant alors les lèvres et les sourcils comme à la vue d'un objet hideux, elle détourna la tête avec affectation, et continua son chemin; pantomine et mouvement ponctuellement imités par le groupe qui paraissait lui servir de cour.

En voyant s'éloigner cette brigade féminine, Adolphe remit son chapeau.

— Vous aviez cru reconnaître une de ces pecques provinciales, demanda-t-il en se penchant vers sa compagne. Mais qu'avez-vous? comme vous êtes émue et tremblante!

— Venez, Adolphe, venez, les voilà qui se retournent, répondit la jeune veuve, qui se mit à marcher précipitamment, comme pour se dérober à la vue du groupe dont les chuchoteries ironiques arrivaient jusqu'à elle. — Oh! quel regard elle m'a jeté! avez-vous vu, Adolphe? Quel regard!

— Cette femme vous connaît donc? s'écria l'amant avec impétuosité. Et quand vous lui parlez, elle se permet de ne pas répondre! Elle ne vous rend pas votre salut! mordieu! et il n'y a pas un homme avec elle, à qui je puisse demander raison de cette impertinence!

Il se retourna et brandit l'ombrelle qu'il tenait à la main, comme si c'eût été une canne ou une épée; mais n'apercevant, au milieu d'une demi-douzaine de chapeaux empanachés, que les deux grands enfants en veste ronde sur qui pût tomber sa colère, il haussa les épaules.

— Comment se nomme cette créature? dit-il d'un air méprisant; je l'ai vue quelque part, à l'Opéra, je crois, dans les chœurs, ou parmi les comparses de Franconi.

Cette raillerie ne guérit pas la blessure d'Adrienne, qui continua de marcher en baissant la tête, muette et rêveuse.

— Mais qu'avez-vous, mon ange? reprit son amant en changeant d'intonation; vous ne me dites rien? Que vous ai-je fait? Suis-je donc coupable de la sottise de cette odieuse femme? Parlez-moi, je vous en supplie.

— Non, je ne vous en veux pas, répondit-elle en lui serrant la main; mais vous m'avez rendue bien malheureuse.

— Malheureuse!.... moi?

— Oui, vous. Combien j'avais raison ce matin, en refusant de sortir! Mais le moyen de résister lorsque vous vous êtes mis une folie en tête! Un pressentiment me disait que cette promenade me porterait malheur, et tout ce que je craignais est arrivé. Grâce à cette rencontre, je vais devenir la fable d'une société moqueuse, intolérante, impitoyable. Une démarche bien innocente, cependant, va se métamorphoser en crime. J'aperçois d'ici les sourires et les regards de toutes ces dames; vous venez d'en avoir un échantillon; qu'en dites-vous?

— Quoi! parce qu'une femme vieille et laide se trouve être insolente par-dessus le marché, vous voyez déjà l'univers entier armé contre vous?

— D'abord elle n'est pas vieille, puisqu'elle n'a pas quarante ans, et sa beauté est incontestable. Vous voulez flatter mon dépit, mais vous avez tort, car le dépit même ne saurait me rendre aveugle; et puis, fût-elle affreuse et bisaïeule, son autorité dans le monde n'en subsisterait pas moins.

— Qui est-elle donc? Vous ne parleriez pas autrement de madame la dauphine.

— C'est la comtesse de Chantevilliers, dit Adrienne.

— Je ne suis guère plus avancé, et il faut que vous me disiez maintenant ce que c'est que la comtesse de Chantevilliers?

— Voilà une question qui sent le faubourg Saint-Jacques et l'École de Droit, reprit la jolie veuve; si vous veniez davantage dans notre monde, je n'aurais pas besoin de vous expliquer la valeur de ce nom que vous prononcez d'un ton si léger. La comtesse de Chantevilliers, mon pauvre Adolphe, c'est la femme sans reproche et sans peur; c'est l'ange qui n'a jamais failli et qui plane majestueusement au-dessus des faiblesses humaines; c'est la reine des salons qu'elle veut bien honorer de sa présence; c'est l'arbitre du goût, le juge des réputations et des talents, la dispensatrice des éloges et du blâme. Elle est riche, elle est belle, elle est jeune pour son âge, elle est parfaite, elle est infaillible, elle est souveraine; en un mot, elle est la vertu à la mode.

— Peut-être parce que la mode est à la vertu, dit Adolphe en souriant.

— Ses ennemis, car qui n'en a pas? la trouvent, il est vrai, un peu médisante, un peu dédaigneuse, un peu égoiste; on lui reproche une sévérité pour autrui qui n'est égalée que par sa complaisance pour elle-même. Si elle pouvait se mettre à ses genoux, elle le ferait, dit-on, tant elle est pénétrée de son mérite. Mais ces légères imperfections sont légitimes en quelque sorte: elle est si au-dessus des autres, qu'elle a bien le droit de leur faire sentir sa supériorité; et, il faut être juste, elle ne risque pas de perdre ce droit faute d'exercice. Cela va sans dire qu'elle méprise tous les hommes; mais nous n'avons guère plus à nous louer de son indulgence. Vous avez vu jouer *la Vestale?* Eh bien, qu'une femme commette une imprudence, une faute, c'est madame de Chantevilliers qui remplit, à son égard, le rôle du grand-prêtre en lui jetant sur la tête le voile noir: pour cela il lui suffit d'une phrase, d'un mot; après quoi tout est dit, et la pauvre femme, coupable peut-être d'étourderie seulement, se trouve enterrée toute vive comme Julia. Je suis sûre qu'en ce moment elle médite mes funérailles, continua la jeune veuve avec un sourire forcé; notre tête-à-tête aura fait naître dans son esprit les idées les plus absurdes; mais je n'attendrai pas le coup mortel; j'irai chez elle demain sans plus tarder, et quand je lui aurai expliqué qu'il s'agit de mon mari, car je vous regarde déjà comme mon mari...

— Quoi! vous iriez chez cette femme, après l'impertinence qu'elle vient de se permettre! s'écria le jeune homme avec un emportement involontaire. Vous n'en ferez rien, Adrienne; puisqu'à vos yeux j'ai déjà le caractère d'un mari, permettez-moi d'en invoquer l'autorité. Et quel besoin avez-vous de l'estime ou plutôt de la faveur de madame la comtesse de Chantevilliers? dans trois mois ne vous appellerez-vous pas madame Dauriac? Et alors quel tort peuvent vous faire les propos d'une prude, d'une bégueule? car votre ange sans tache n'est pas autre chose... Vous me promettez de ne pas aller chez elle, n'est-il pas vrai?

— Je ne vous promets pas cela, répondit Adrienne; vous me permettrez de tenir à ma réputation, et de ne pas m'exposer à des désagréments qu'une explication toute simple peut si facilement prévenir. Cette femme est redoutable, vous dis-je; quel profit trouverais-je à m'en faire une ennemie?

— Mais elle vous a insultée!

— Parce que les apparences l'ont trompée; raison de plus pour la tirer de son erreur. D'ailleurs ne vous prêche-t-on pas le pardon des injures? et puis, elle m'a envoyé l'autre jour une invitation de bal, et quoique mon deuil m'empêche d'en profiter, je lui dois une visite.

(Suite.)

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich, die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch sämmtliche Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N.ro 2.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Kurze Uebersicht der bedeutendsten neuesten Erscheinungen der französischen schönen Literatur.

Fortsetzung.

In der ersten Scene des ersten Aufzuges erblicken wir Junia die Mutter der Stella, welche die Götter um das Wohl ihrer Tochter anfleht. Während ihres Gebetes noch tritt diese ein, wirft sich ihr in die Arme und stellt ihr den Verlobten vor. Dann erzählt sie ihr, daß sie zum Christenthume übergetreten sei und Junia, eine tolerante Heidin, giebt gelassen die naive Antwort:

— — notre Panthéon est assez spacieux
Pour recevoir un Dieu de plus parmi nos Dieux.

Caligula erscheint von seinem Gefolge begleitet, um im Vorübergehen seine alte Amme zu besuchen und die schöne Stella zu sehn. Diese wird darauf von seinen Helfershelfern gewaltsam entführt, und Aquila als ein entflohener Sclave zu gleicher Zeit gefangen genommen und dem Chareas zur Obhut übergeben. Der Letztere bietet ihm die Freiheit, wenn er den Caligula tödten wolle, aber Aquila weigert sich, denn dieser ist ihm heilig, weil Aquila früher Gelegenheit hatte das Gastrecht gegen ihn zu üben. Umsonst versucht Caligula mittler Weile die schöne Stella zu verführen, welche beschlossen hat, eher alle möglichen Qualen standhaft zu erdulden als sich seinen Wünschen hinzugeben. Junia wirft sich dem Tyrannen zu Füßen und bittet um Bestrafung der ihr unbekannten Räuber ihrer Tochter; er tröstet sie mit heuchlerischen Beileidsbezeugungen; da erfährt sie daß er selbst der Entführer sei und nimmt nun auf das Eifrigste Theil an der Verschwörung gegen ihn, deren eigentliches Haupt Messalina ist. Diese hat das Mittel gefunden Aquila zur Stella zu bringen; sie werden von Caligula überrascht, der die schöne Stella sogleich in den Tod sendet, ihren Verlobten aber längeren Folterqualen aufbewahrt. Bald nachher überliefert er auch die Gefährten des Lepidus, die man an der Spitze eines Aufstandes gefangen hat, dem Henker. Endlich berauscht von Blut und Wein wird er, während einer Orgie, von Junia und Aquila erdrosselt und Claudius zum Kaiser ausgerufen. Messalina, die ihren Buhler und Mitverschwornen dem Beil des Henkers Preis giebt, endet das Stück mit den Worten:

A moi l'Empire et l'Empereur!

Das ganze Trauerspiel leidet an großen Fehlern. Caligula's widerwärtiges Wesen nimmt zu sehr den Vordergrund ein und wirkt vielmehr ermüdend als erschütternd, da dessen Character keinesweges consequent durchgeführt und voller Widersprüche ist. Eben so schlecht hat der Dichter die Messalina gezeich-

net, ohne Energie und Wahrheit ist sie Nichts als eine gemeine gewöhnliche Intrigantin. Ueberhaupt, so gut der Plan auch entworfen wurde, so unsicher und nachlässig wurde er durchgeführt, und die ganze Tragödie ist weiter nichts, als eine sehr ungleiche Skizze aus der Feder eines allerdings talentvollen Dichters, dem aber zu viele Mängel und Unvollkommenheiten ankleben, um Anspruch auf billigende Anerkennung von Seiten gewissenhafter Kunstrichter machen zu können.

Castille et Léon, drame par Ferdinand Dugué. Eine werthvolle Arbeit, jedoch mehr für die Lectüre als für die Bühne bearbeitet. Das Sujet ist der spanischen Geschichte und zwar der Regierung Pedro des Grausamen entlehnt. Die Scene wird durch eine gegen den König angesponnene Verschwörung an deren Spitze dessen Minister Don Juan de Albuquerque steht, eröffnet. Erzürnt über Don Pedro's Tyrannei, an der er jedoch selbst den größten Antheil hat, täuscht ihn die falsche Nachricht, daß derselbe in den letzten Zügen liege. Er freut sich an dem Gedanken über die Krone verfügen zu können und ruft aus:

Quelle oeuvre j'entreprends!....
Réunir cette nuit dans ma maison, les grands,
Les princes, les prélats d'Espagne, avec mystère
Mêlés aux députés de France et d'Angleterre,
D'Aragon, de Navarre et de Portugal! — Mais
Ce projet pourra-t-il me réussir jamais?....
Oui! — depuis quelques jours sur son premier ministre
Pèdre a laissé tomber plus d'un regard sinistre:
Sa mort me sauvera; car il est temps, je crois
Pour ta tête, vieillard, qu'il vienne un autre roi!....
Ah, malgré moi, vraiment, j'ai peur de quelque piège!
— Ainsi lorsqu'ils auront choisi chacun leur siège
Moi je me lèverai au milieu d'eux disant:
— J'ai laissé dans son lit don Pèdre agonisant!
A quel maître après lui, laisserez vous l'Empire?
Jugez et décidez! Que le ciel les inspire!....
Mais de cette manière, au moins, le nouveau roi
Se souviendra toujours qu'il fut élu chez moi,
Qu'il n'aurait eu sans moi ni sceptre ni couronne
Et je partagerai la moitié de son trône.

Ein neuer Bote meldet, daß der König kaum noch eine Stunde zu leben habe; dies bestätigt ihn in seiner Freude und seinen Plänen. Es wird Nacht; die Großen und die Gesandten fremder Mächte versammeln sich im Schlosse des Ministers, der die Bewerbungen jedes Einzelnen der Letzteren für dessen Herrn annimmt. Don Pedro's Mutter ist selbst bei der Berathschlagung zugegen, welche ihrem noch lebenden Sohne einen Nachfolger ernennen soll, denn der Tyrann hat sich durch sein Betragen auch den Haß derer zugezogen, die ihm am Nächsten stehn. Don Juan antwortet ausweichend auf die Vorschläge der Gesandten und will sich zu Nichts verbindlich machen. Die Verhandlung beginnt, da erscheint plötzlich unerwartet Don Pedro mit seinen Satelliten, an deren Spitze sich zwei Juden befinden, seine geheimsten Vertrauten und die Genossen seiner Grausamkeiten. Die Krankheit des Tyrannen war nur eine erdichtete List um seinen Minister zu verderben. Heftig erzürnt über die Anwesenheit der Gesandten, befiehlt er die Pforten zu schließen und will alle Gegenwärtigen tödten lassen; aber Duguesclin, der Repräsentat Frankreichs leistet kräftigen Widerstand, stürzt sich auf den König und zwingt diesen, knieend um sein Leben zu bitten. Nur unter der Bedingung vollkommener Sicherheit für die Anwesenden und der Zurückberufung der eingekerkerten Gemahlin Don Pedro's, der Königin Blanca, läßt er ihn los. Der König gesteht von Angst getrieben Alles zu und Duguesclin scheidet ungefährdet mit den Uebrigen; nur an Don Juan de Albuquerque läßt der Tyrann seine Rache aus.

Ein ziemlich bedeutender Zeitraum trennt den zweiten Act vom ersten. Der Dichter versetzt uns in die Festung Medina Sidonia wo die Königin Blanca in Fesseln seufzt. Bei ihr finden wir ein anderes Opfer der gemeinen Leidenschaften des Königs, Chrétienne de Sempy, deren Schande schon im ersten Acte Gelegenheit zu einigen höchst wirksamen Scenen gab. Von dem Könige verführt, hat sie einem Kinde das Dasein gegeben, daß ihr gleich nach der Geburt geraubt worden ist; sie selbst ward zur Köni-

gin gesandt, zu deren Gefolge sie gehörte, und vermengt nun ihre Thränen und Wehklagen mit denen ihrer hohen Gebieterin. Folgende Stelle schildert den Schmerz der armen Verführten auf eine höchst poetische und schöne Weise:

Auprès de ce balcon viens un instant t'asseoir
Pauvre mère!.... d'ici ton oeil peut entrevoir
Un coin de la chaumière où ton enfant s'élève!
Le toit rustique fume et la lune se lève,
Le fils de ta douleur s'endort en ce moment
Et l'Angelus le berce en un concert charmant!...
Être de lui si près et si loin! de nos songes
C'est ainsi que croyant les doux et vains mensonges,
Pour saisir un trésor tombé sur le chemin
Un splendide trésor, nous étendons la main
Et que nous la sentons tout à coup retenue
Entre les doigts glacés d'une main inconnue!...
Aujourd'hui tu le vois ce trésor précieux,
Le voici, là, tout près, il brille sous tes yeux,
Il fait battre ton cœur, tu veux rompre ta chaîne
Et le saisir... Malheur! la main de fer t'enchaîne!
Eh bien, contente-toi seulement de le voir,
Le désir est mauvais quand manque le pouvoir;
Auprès de ce balcon viens rêver, pauvre mère,
Et de ton fils absent caresse la chimère!

. . . .

Autrefois je formais un unique désir,
Je demandais à Dieu la grâce de choisir,
Dans mon pays natal, quelque part, loin des villes,
Avec de l'eau, des fleurs, des ombrages tranquilles,
Et des cœurs bien unis par de chastes amours,
Un abri simple et pour y passer mes jours.
Heureuse fille, heureuse épouse, heureuse mère!
Oh! ne jamais quitter l'enfant dont on est fière,
Le tenir endormi dans ses bras et s'asseoir
Au foyer de l'aïeule, en famille le soir
Baiser son petit cou pour le faire sourire
Et le lever tout grand pour que chacun l'admire,
Et sous l'oeil paternel le bercer demi-nu!
Hélas mon rêve, hélas! qu'es tu donc devenu?..

(Fortsetzung folgt.)

Le Pied d'Argile.

Par Charles de Bernard.

(Suite.)

Cette discussion se prolongea sans qu'aucun des deux amants voulût renoncer à son opinion; avant qu'elle fût terminée, ils étaient rentrés dans l'appartement qu'occupait encore dans la rue Taranne madame de Versan (ainsi se nommait la jeune femme). Adolphe Dauriac y passa une partie de l'après-midi, selon son habitude; au moment où il allait enfin se retirer, un domestique étranger fut introduit jusque dans le salon par la femme de chambre.

— Qu'est-ce donc? dit Adrienne qui éprouva une émotion involontaire en reconnaissant la livrée de madame de Chantevilliers.

— Madame... c'est une lettre, balbutia le laquais assez embarrassé de son rôle, une lettre que j'avais apportée il y a quelques jours... une

invitation de bal.... Il paraîtrait qu'il y a eu erreur, car madame la comtesse... la redemande ... Et si madame voulait me la remettre...

Adrienne se leva, prit une lettre parmi les papiers épars sur son pupitre, et la donna sans mot dire au domestique.

— Eh bien! voulez-vous encore aller chez elle? s'écria Dauriac dès qu'ils furent seuls.

Il se leva par un bond de fureur, fit plusieurs tours dans le salon à pas précipités, et s'arrêtant brusquement devant Adrienne, qui était restée debout et immobile:

— Cette femme a un mari? lui demanda-t-il d'une voix rauque.

— Sans doute, répondit madame de Versan d'un air distrait.

— Quel âge a-t-il?

— Soixante ans, je crois.

— J'en étais sûr. Un vieillard! Ce matin des enfants; tout à l'heure un laquais! Mais cette femme doit avoir d'autres hommes que ceux-là autour d'elle! Elle a certainement un frère, un amant, un ami, quelqu'un enfin qui accepte la solidarité de son insolence et à qui je puisse couper la figure, puisqu'elle, cette odieuse créature, se trouve sous la protection de sa coiffe et de ses jupes!

Emporté par la colère, Adolphe leva la main et fouetta l'air par un simulacre de soufflet qui faillit à mettre en pièces la pendule de la cheminée.

La chaleur avec laquelle son amant ressentait l'insulte qu'elle venait de subir plut à madame de Versan, et calma son dépit mieux que ne l'eussent fait les consolations ou le raisonnement.

— Allons, ne vous emportez pas, dit-elle en le forçant de s'asseoir. Le mal est fait, et il n'est pas de ceux qu'on répare l'épée à la main. Notre mariage, voilà la meilleure réponse aux calomnies qui vont sans doute m'assaillir; car je ne dois pas me faire illusion: après un pareil début elle ne s'en tiendra pas là. Mais que lui ai-je fait? C'est en vain que je me cherche un tort envers elle.

— Votre tort, Adrienne; regardez-vous dans cette glace, vous le verrez.

— Un compliment n'est pas une raison. D'ailleurs, elle est certainement mieux que moi et ne l'ignore pas. Non, sa conduite, en cette circonstance, ne vient pas d'un grief particulier; elle n'est que l'application de ses principes. Ces femmes qui font profession de vertu n'ont ni générosité, ni pitié. Agir ainsi sur un soupçon! en croire une apparence trompeuse plutôt que le témoignage de toute ma vie! me condamner sans m'interroger, sans m'entendre! me traiter avec cette brutalité, et cela gratuitement, car elle sait bien que je suis en deuil, et que je ne serais pas allée à son bal! m'insulter pour le seul plaisir de l'insulte! me chasser de chez elle, Adolphe, me chasser!

Madame de Versan, qui s'était d'abord penchée vers son amant, détourna subitement la tête pour lui cacher les larmes dont l'indignation venait d'humecter ses paupières; mais Adolphe les aperçut malgré ce mouvement, et, à cette vue, sa fureur ne connut plus de bornes.

— Elle vous a fait pleurer, Adrienne, s'écria-t-il; je vous le jure, à son tour elle pleurera. C'est à moi de vous venger, et vous serez vengée. Vous m'avez dit tout à l'heure qu'elle était mariée, et que son mari était un vieillard. Mais que fait-il? Quelle est sa position dans le monde?

— Que fait sa position?

— Répondez-moi, je vous en prie? Habitent-ils Paris? Chantevilliers! Ce nom ne m'est pas inconnu, mais je ne puis dire où je l'ai vu.

— Dans les journaux, probablement; M. de Chantevilliers est député.

— Député, bien! Il n'est pas de la gauche; car ceux-là je les connais tous.

— Il est du centre, dit la jeune femme en essayant de sourire; tout ce qu'il y a de plus centre, et cela depuis huit ans, je crois. Il a vu passer M. Decazes et M. de Villèle; il verra passer peut-être M. de Martignac; peu lui importe. C'est au ministère qu'il est attaché, et non aux ministres. Enfin, c'est un député modèle, et qui, de sa vie, n'a touché à une boule noire.

— De quel département est-il?

— De Bordeaux, où il est président à la cour royale. Mais il habite presque toujours Paris, et

y tient maison ouverte, car il est fort riche.

— De Bordeaux, répéta Dauriac; j'en sais assez. Et maintenant le reste me regarde. Il y a ici quelqu'un qui me donnera tous les renseignements dont j'ai besoin. Dès demain, dès ce soir, je saurai si cette femme sans reproche et sans peur est aussi invulnérable que vous voulez bien le dire. En fait d'anges, Adrienne, je ne crois qu'à vous. En y regardant de près, je finirai peut-être par découvrir une tache dans ce prétendu diamant, et alors..... alors je lui ferai connaître le prix de vos larmes.

— Et quel est ce magicien à qui vous allez recourir? demanda madame de Versan.

— Un de mes amis; un homme de talent, de caractère et de cœur, que vous connaissez sans doute de réputation: Groscassand (de la Gironde).

— Groscassand (de la Gironde)! qu'est-ce que c'est que ça? dit Adrienne en riant.

Légèrement piqué de l'effet que venait de produire le nom de son ami, Adolphe prit un air sérieux.

— Je ne vous dirai pas comme vous l'avez fait ce matin, répondit-il, voilà une question qui sent l'école de droit; mais j'aurais peut-être le droit de vous dire: voilà une question qui sent la frivolité de femmes. Groscassand, député du département de la Gironde, est un des nouveaux membres de la chambre qui ont le plus d'avenir. Il est destiné peut-être à recueillir l'héritage de Foy et de Manuel; car il n'est pas du centre, lui! il est de la gauche, de la gauche pure; il est...

— Vous savez que je vous ai défendu de me parler politique, dit la jeune veuve; et puis il est cinq heures.

A ces paroles équivalentes à un congé, Dauriac se leva, et sortit enfin après avoir épuisé les interminables adieux que se font les amants lorsque, séparation cruelle, ils ne doivent se revoir que le lendemain.

II.

Sans perdre de vue un seul instant le projet vindicatif qu'il n'avait qu'ébauché, le futur mari de madame de Versan dîna à la hâte au café Desmares, et se rendit ensuite à la rue Courty. Ce lieu, dont le nom frappe probablement pour la première fois les yeux de la plupart de nos lecteurs, n'est en réalité qu'une ruelle de fort mesquine apparence dont beaucoup d'étudiants dédaigneraient le séjour, mais où se logent, sans crainte de déroger, un grand nombre de députés de province. Le voisinage du palais Bourbon, et peut-être aussi les modiques loyers de ses hôtels garnis, lui attirent cette préférence parlementaire. C'est là que M. Groscassand (de la Gironde) avait élu domicile pour la session ouverte depuis plus de deux mois. Indépendamment d'un cabinet sans cheminée qui avait la prétention d'être une chambre à coucher, l'appartement de l'honorable député se composait d'une grande pièce servant à la fois de salon de réception, de cabinet de travail et de salle à manger. Un tapis montrant la corde couvrait le carreau jusque devant les pieds des fauteuils et du canapé en vieux velours d'Utrecht, qui en garnissaient à peu près le pourtour; une table ronde au milieu de la chambre, sur la cheminée une pendule représentant Vénus accroupie, sujet quelque peu anacréontique pour le logis d'un mandataire de la nation, les bustes en plâtre de Voltaire et de Rousseau, qui, du haut de deux socles opposés l'un à l'autre, se souriaient d'un air sournois, telles étaient les pièces principales qui complétaient l'ameublement. Au moment où Adolphe entra dans ce salon à toutes fins, plusieurs personnes s'y trouvaient, attendant le retour du député que retenait à la chambre une séance prolongée au delà de l'heure accoutumée. Habitué aux mœurs de la maison, le jeune homme s'approcha de la cheminée sans accorder une grande attention à ses voisins, dont les figures lui étaient inconnues; il ralluma le feu près de s'éteindre, s'assit à la meilleure place à côté de la lampe, s'empara du *Constitutionnel* qu'il trouva sur la table, et le lut sans y comprendre un mot, car le visage dédaigneux de la comtesse de Chantevilliers s'interposait obstinément entre le journal et lui. Sa rêverie dura longtemps, favorisée par le religieux silence que chacun paraissait se faire une loi d'observer; mais, à la fin, un bruit de voix et de pas, qui retentit au dehors, y mit un

terme ainsi qu'à l'attente générale. A l'exception d'Adolphe, tout le monde se leva même avant que la porte remuât; elle s'ouvrit enfin, et le maître du logis fit son entrée dans le salon, suivi de deux jeunes gens de l'école de droit qui remplissaient auprès de lui le rôle d'écuyers.

M. Groscassand (de la Gironde) était un grand et gros homme de quarante-cinq ans, qui, au premier coup d'œil, semblait né pour les luttes de l'arène et non pour celles de la tribune. La carrure de ses épaules, le large développement de tous ses membres promettaient une vigueur herculéenne et attiraient l'attention plus que ne le faisait d'abord sa physionomie dont le type vulgaire laissait pourtant soupçonner, après quelque examen, une organisation intelligente et une capacité réelle. Ses yeux petits, mais pleins de feu, pétillaient sous des sourcils courts et larges d'une extrême mobilité; sa figure, osseuse et chaude de carnation, était surmontée d'une chevelure brune et crêpue à laquelle la maturité de l'âge avait enlevé sur le sommet de la tête une couronne aussi nettement découpée que la tonsure d'un moine. Enfin, pour compléter la description de la personne par celle du costume, le membre du côté gauche portait un vêtement complétement noir, habitude contractée dans la pratique du palais, car, et nous ne devons pas négliger de le dire, M. Groscassand (de la Gironde) était avocat.

Le député de Bordeaux traversa son salon d'un air magistral, en saluant de la main, mais sans se découvrir, les personnes qu'il y trouvait réunies; il entra tout d'un trait dans la chambre à coucher, d'où il sortit presque aussitôt, tête nue, après avoir changé son habit contre une robe de chambre à carreaux écossais. Ainsi rendu au laisser-aller de la vie privée, il se vint poser devant la cheminée contre laquelle il s'appuya en croisant les mains derrière le dos; s'adressant alors à ses hôtes qui s'étaient rangés en demi-cercle devant lui:

— Eh bien! messieurs, dit-il d'une voix richement timbrée et qui annonçait le tribun, la séance a été chaude. Jai vu l'instant où l'amendement de Jars passait. Cent quatre-vingt-deux voix pour, cent quatre-vingt-douze contre; dix vois de majorité, pas une de plus. Si nous en gagnions cinq seulement, le projet Portalis serait à bas; projet *déplorable!* pour me servir du mot que nous avons mis à la mode dans l'adresse. Pour ma part, je ne le cache pas, j'aimerais mieux la loi de Peyronnet, la loi *de justice et d'amour;* elle avait, du moins, le mérite de la franchise. — Ah! bonsoir, Dauriac; sortez-vous de la chambre? Je vous avais dit hier que je parlerais aujourd'hui, mais j'ai cédé la parole à Casimir Périer; ce sera pour demain. — Que désirez-vous, monsieur? continua le député en adressant la parole à un jeune homme tout habillé de noir, qui se tenait à sa droite, le cou tendu et la bouche béante.

— Monsieur, répondit celui-ci après avoir tiré de sa poche une lettre presque aussi large qu'une dépêche ministérielle, c'est de la part de mon père, M. Chaumenu, propriétaire à Bordeaux, un des électeurs qui ont eu l'honneur de vous nommer député.

— Hum! fit M. Groscassand qui fronça ses larges sourcils et décacheta la lettre avec une lenteur annonçant une parfaite indifférence pour ce qu'elle pouvait contenir. — Hum! répéta-t-il après l'avoir parcourue du haut en bas d'un seul coup d'œil, — une place! Monsieur votre père vous adresse à moi pour que je vous fasse avoir une place, et il me rappelle à ce sujet que j'ai eu sa voix aux dernières élections. C'est une marque d'estime qu'il m'a donnée, c'est un insigne honneur qu'il m'a fait, et je vous prie de lui écrire que je ne l'oublie pas; mais quant à une place, monsieur, je n'en ai point à donner, et ces messieurs le savent bien. Ce n'est pas sur les bancs du côté gauche qu'il faut chercher les distributeurs de grâces et de faveurs. Si nous renversons le ministère, peut-être aurai-je plus de crédit; et soyez sûr qu'alors le fils de mon honorable concitoyen, monsieur Boismenu...

— Chaumenu, dit le jeune Gascon.

— Le fils, dis-je, de l'honorable M. Chaumenu peut être sûr d'être le premier pour qui je me ferai solliciteur.

Une inclination de tête accompagnée d'un geste

expressif avertit M. Chaumenu fils que son audience était finie; le Bordelais salua profondément le représentant de sa ville natale, et sortit d'un air très-mélancolique.

— Et vous, messieurs, avez-vous aussi des places à me demander? dit alors M. Groscassand (de la Gironde), en parcourant d'un regard assez railleur le cercle formé autour de lui.

— Quant à moi, monsieur, je ne vous importunerai pas longtemps, répondit un petit homme portant perruque. Je suis de Blaye, monsieur, et en cette qualité dépositaire d'une pétition des médecins de cette ville contre les remèdes et médicaments débités par les sœurs de charité.

— Fort bien, je me charge de cela, dit le député en prenant le papier qu'il jeta sur son bureau; mais ne pourriez-vous pas nous avoir aussi quelques pétitions contre les jésuites? Il est question d'une charge à fond sur les révérends pères, et une masse de pétitions bien étoffées ferait bon effet.

Certainement, monsieur, cela est facile, répondit le petit homme, et je vais m'en occuper sur-le-champ.

— Monsieur, dit un troisième personnage en déployant un grand cahier; c'est la souscription aux lettres politiques, religieuses et historiques de M. Cauchois-Lemaire; deux volumes in-octavo, prix quinze francs; très-beau papier. Tous ces messieurs de la Chambre ont souscrit, les nôtres bien entendu; M. Lafayette, M. Benjamin Constant, M. Casimir Périer, M...

— Allez-vous nous réciter les litanies du côté gauche? interrompit M. Groscassand avec impatience et en arrachant des mains du commis le cahier de souscription, où il écrivit son nom; — il n'est pas de jour où l'on ne vienne me mettre ainsi le pistolet sur la gorge.

— Deux forts volumes, monsieur, dit le commis; belle édition, Cauchois-Lemaire.

— C'est bon, c'est bon; c'est quinze francs jetés à l'eau, mais mes clients de Bordeaux les repêcheront.

En ce moment un domestique de l'hôtel ouvrit la porte et vint placer près de la cheminée une petite table où se trouvait un dîner tout servi, comme cela se pratique au théâtre dans les pièces où l'on mange; seulement les mets étaient réellement de chair et d'os, et non de carton. A la vue de son repas, le député bordelais éprouva une double satisfaction, car il avait faim et ses hôtes l'ennuyaient.

— Mille pardons, messieurs, de la manière sans façon dont je vous reçois, dit-il en se mettant à table; mais un député de l'opposition n'est pas tenu d'être très-fort sur l'étiquette; d'ailleurs, je suis vilain, comme dit Béranger: mon grand-père était laboureur et je m'en glorifie! Je ne dîne pas chez les ministres, moi, et mon repas est trop modeste pour que je vous offre de le partager. Excusez-moi si je ne vous retiens pas; il faut que je me mette au travail aussitôt après mon dîner, car je parlerai demain, et la matière est grave; il s'agit de savoir si nous aurons oui ou non la liberté de la presse. Vous comprenez que l'intérêt général absorbe mon temps aujourd'hui: au revoir donc, messieurs. Dauriac, ne vous en allez pas, vous savez que nous devons travailler ensemble.

Les fâcheux partis, M. Groscassand (de la Gironde) poussa un soupir de soulagement et avala rapidement le potage.

— Eh bien! *quid novi?* demanda-t-il en se versant à boire; j'avais quelque chose à vous dire; ah! m'y voici. Vous vous rappelez que l'an dernier, après le retrait de la loi sur la presse, les étudiants des écoles allèrent en corps chez plusieurs députés, Sébastiani, Royer-Collard, Benjamin Constant, etc. Je ne suis point partisan de ces démonstrations processionnelles; c'est une imitation de l'Angleterre, et vous savez que je suis girondin; mais cependant si nous culbutons la loi Portalis et que ces visites se renouvellent, il ne serait peut-être pas mal qu'on vînt chez moi. Vous comprenez que ce n'est pas une sotte vanité qui m'a fait penser à cela, mais enfin je suis à la brèche depuis le commencement de la session; demain encore je compte donner un rude coup de collier: on doit me soutenir. Voilà Foy et Manuel qui sont morts, il faut des noms nouveaux pour les remplacer, et, entre nous, quand je

regarde autour de moi, je ne vois pas de concurrents fort redoutables. Vous avez beaucoup d'amis dans les écoles, vous pourriez donc préparer cela de telle manière qu'à la première occasion la chose allât d'elle-même.

— Comptez sur moi, répondit Adolphe; mais je vous en prie, trêve à la politique pour ce soir; j'ai des renseignements à vous demander sur une chose qui m'intéresse vivement.

— Parlez; je vous écoute.

— Qu' est au juste la famille de Chantevilliers?

— Chantevilliers? dit le député; voici son signalement en deux mots: *ventru* passé présent et futur; il est mon compatriote comme vous savez sans doute, et je le connais depuis longtemps; que Dieu lui pardonne les procès qu'il m'a fait perdre! Il est président de chambre là-bas, mais il ne bouge pas de Paris, et notre barreau s'applaudit fort d'en être débarrassé, car c'est un âne bâté; bon homme au fond.

— Et sa femme? dit Adolphe.

— Sa femme, répéta M. Groscassand en tenant sa fourchette et son couteau suspendus sur son assiette. — Oh! sa femme, c'est autre chose; c'est une gaillarde, celle-là!

— Une gaillarde! s'écria Dauriac. On m'a parlé d'elle au contraire comme d'une femme supérieure, comme d'une vertu à vingt-quatre carats.

— C'est à peu près cela que j'ai voulu dire, quoique, je me vois obligé d'en convenir, l'expression dont je me suis servi n'ait rien de parlementaire. Mais à quel propos me demandez-vous des renseignements sur madame de Chantevilliers? Êtes-vous amoureux d'elle, par hasard?

— Supposez que je sois amoureux d'elle, dit Adolphe en se tenant sur la réserve.

— Dans ce cas, je vous dirai ce qu'on chante dans *la Dame Blanche: prenez garde!* d'aussi habiles, d'aussi forts que vous ont brûlé leurs ailes à ce flambeau.

— Vous, peut-être? dit le jeune homme à qui n'avait pas échappé le sourire mystérieux de son interlocuteur.

— Peut-être, reprit M. Groscassand d'un ton sérieux.

— Eh bien! alors, au risque d'être indiscret, je dois vous supplier de vous expliquer.

— Mon cher ami, vous me laissez trop lire dans votre jeu, repartit l'avocat député; vous êtes amoureux de madame de Chantevilliers. On vous aura dit que je l'avais aimée autrefois, et vous voudriez exploiter mes souvenirs à votre profit; le coup est bien conçu, mais mal exécuté. Ainsi vous l'avez aimée? dit Adolphe.

— Pourquoi vous ferais-je un mystère de ce qui a été connu de tout Bordeaux? il y a douze ans de cela, car c'était en 1816, elle avait alors vingt-cinq ans au plus et elle était belle! il n'y a pas à la cour des Tuileries une femme plus complétement belle qu'elle ne l'était alors. Elle avait déjà son port de reine avec plus de souplesse et de légèreté; depuis elle a pris de l'embonpoint; du reste, ce n'est pas à moi d'y trouver à redire, car je n'ai pas trop maigri de mon côté, quoiqu'on prétende que l'amour malheureux soit un dessicatif souverain.

— Votre amour a donc été malheureux? demanda Dauriac qui écoutait avec un intérêt extrême.

— Tout ce qu'il y a de plus infortuné. Vous comprenez qu'au bout de douze ans la blessure est cicatrisée; mais alors je fus pendant quinze mois assez désespéré pour être tenté dix fois par jour de m'aller jeter dans la Gironde; je n'en ai rien fait, ce dont je m'applaudis fort aujourd'hui.

— Elle en préférait donc un autre?

— Un autre? dit M. Groscassand d'une voix où perçait l'orgueil; — personne au monde, mon cher: plusieurs avant moi avaient tenté de lui plaire, plusieurs l'ont essayé après moi; mais il n'en est pas un seul qui puisse se vanter d'avoir obtenu d'elle seulement cela. En disant ces mots, le Bordelais fit claquer l'ongle de son pouce sous sa maîtresse dent.

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N.ro 3.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Kurze Uebersicht
der bedeutendsten neuesten Erscheinungen
der französischen schönen Literatur.

Fortsetzung.

Das Drama entfaltet und verwickelt sich jetzt. Don Pedro kommt zu seiner Gemahlin, aber die Reue ist es nicht, die ihn zurückführt. Ein teuflischer Gedanke leitet alle seine Handlungen: er will sich durch Gift von der Königin befreien und findet seine getreuen Juden höchst bereitwillig diesen schändlichen Wunsch in Erfüllung zu bringen. Blanca stirbt; doch der König begeht nicht ungestraft dieses neue Verbrechen, sein Maß ist voll; sein Verstand verwirrt sich; er wähnt sich überall von dem Schatten seines Opfers verfolgt und hat furchtbare Augenblicke des Wahnsinns, in welchen ihn Schrecken und Reue foltern. Diese Momente hat der Dichter mit wahrer Meisterschaft dargestellt.

In den drei letzten Acten empört sich der Adel, auf das Aeußerste durch des Tyrannen Grausamkeit gebracht; das Volk gesellt sich zu ihm. Don Pedro versucht eine Zeit lang seinen Feinden Widerstand zu leisten, wird aber auf allen Seiten geschlagen, zur Flucht genöthigt und endlich auf dem Schlachtfelde von Duguesclin getödtet. In diesen Parthieen ist der Verfasser ganz und gar der Weise Shakspeare's gefolgt und hat die verschiedenen Ereignisse des Krieges so in den Vordergrund der Bühne zu stellen verstanden, daß das ganze Werk dadurch wahres Leben und kräftige Bewegung erhält. Die Diction ist vortrefflich; der junge, sehr gewissenhaft arbeitende Verfasser wußte die Freiheit der romantischen Schule, mit der Korrectheit und Keuschheit des französischen Klassicismus zu vereinigen, und eine Tragödie zu bringen, die wenn auch nicht in allen Theilen vollkommen, doch zu dem Besten gehört, was in neuester Zeit in dieser Gattung geleistet wurde, und — wenn er auf diesem Wege fortschreitet — für die Zukunft höchst Bedeutendes von ihm erwarten läßt.

Diane de Chivry. Drame en cinq actes, par M. Frederic Soulié. Eine sehr interessante Erzählung, welche zuerst von demselben Verfasser für das Journal des Debats geschrieben und in dessen Feuilleton mitgetheilt wurde, später aber als ein besonders Buch herauskam, bot so günstige Motive für dramatische Wirkung dar, daß der Gedanke, denselben Stoff für die französische Bühne zu benutzen als ein sehr glücklicher zu betrachten ist. Die Heldin der Erzählung nämlich, das jüngste Kind des Herrn von Chivry wird, da ihre Mutter während der Entbindung gestorben und sie als eine Blindgeborene sorgfältiger Pflege bedurfte, bei ihrer Großmutter, Madame de Kermic in der Vendée erzogen. Diese ist den Chouans von jeher sehr zugethan gewesen. Als im Jahr 1832 der Bürgerkrieg durch die Gefangennehmung der Herzogin von Berry beendet wurde und die Anhänger dieser Fürstin flüchtig und vogelfrei um

heirirten, beschließt die alte Dame Einem derselben, Leonhard Asthon, der ein Muster von Trefflichkeit und männlicher Schönheit ist, ein Asyl auf ihrem Schlosse zu gewähren, da sie von ihrem Hegereiter erfahren, daß er sich in der Nähe desselben im Walde verborgen halte. Statt seiner wird aber ein Vicomte de Furières, ein schlechtes Subject, daß sich durch diese List den Verfolgungen seiner Gläubiger entziehen will, eingeschwärzt, und in dem Pavillon, in welchem sich Diane gewöhnlich aufzuhalten pflegt, verborgen. Furières benutzt, immer als Leonhard Asthon geltend, die Gelegenheit ihre Liebe zu gewinnen. Sie schützt ihn vor nachstellenden Soldaten die das Schloß durchsuchen, weil Asthon darin versteckt sein soll, durch ihre List, und er benutzt dieselbe Gelegenheit sie zu verderben, dann entflieht er, und läßt Diane mit ihrer Reue, und ihrem Schmerz zurück, ohne daß sie wieder das Mindeste von ihm erfährt. Bald wird das furchtbare Geheimniß offenbar, denn Diane fühlt sich im Begriff Mutter zu werden. Ihr Vater und ihre beiden älteren Brüder verfolgen den wirklichen Leonhard Asthon der sich freiwillig vor die Assisen gestellt hatte und freigesprochen worden war, als den Verführer ihrer Tochter und Schwester. Die beiden Brüder werden, nachdem sie ihn, ohne ihm die Ursache zu sagen, auf das Furchtbarste beleidigt, von ihm im Duell getödtet. Diane hat unterdessen ihrem dritten Bruder Martial das traurige Geheimniß, daß ihm, seiner Jugend wegen, verschwiegen geblieben war, entdeckt. Er eilt seinen Verwandten nach um sich auch mit Leonhard zu schlagen, aber der alte tief betrübte Vater laßt es nicht zu. Die Familie beschließt jetzt L. als den Verführer Dianens vor Gericht zu ziehn. Er läßt alles ruhig über sich ergehn und antwortet nur, obwohl er den wirklichen Hergang ahnt, „er werde sich vor dem Richter rechtfertigen und nicht eher reden." Die Assisen finden Statt; Leonhard beharrt bei seinem Schweigen und antwortet Nichts auf alle gegen ihn erhobenen Anklagen. Endlich nachdem auch Diane vernommen, beginnt er seine Vertheidigung und nun erkennt sie an seiner Stimme, daß er nicht ihr Verführer, sondern dieser ein ganz Anderer sei. Jetzt aber bietet ihr Leonhard, weil sie unter seinem Namen entehrt worden, großmüthig seine Hand. Sie werden vermählt. Drei Monate nachher befindet sich Diane mit ihrem Gatten in der italienischen Oper zu Paris. Ein junger Herr tritt in die Loge dicht an und unterhält sich sehr heiter mit den Damen, die sich in derselben befinden. Als die Blinde seine Stimme hört stößt sie einen Schrei aus und wird todtenblaß. Ihr Gatte folgt dem Fremden in das Foyer, hört von ihm daß er der Vicomte de Furières sei, fordert ihn und tödtet ihn am folgendem Morgen im Zweikampf. Dann kehrt er zu seiner Gattin zurück und giebt ihr ihre Ruhe wieder, doch erfährt sie von ihm den Namen des Schändlichen nicht.

Dies sind die Grundzüge der Erzählung, welche mit wenigen Aenderungen von dem Verfasser auch für das Drama beibehalten wurden. Wirkliche Poesie ist eigentlich nicht in dem Stücke; darauf ist es indessen auch nicht abgesehen gewesen, es soll in Spannung erhalten und erschüttern bis zum Ende und dies geschieht, da eine wirksame und interessante Scene die andere drängt. Alles folgt sich rasch, es ist kein leerer müßiger Moment im ganzen Werke; die Charactere sind scharf, wenn auch nur mit wenigen und kecken Pinselstrichen gezeichnet, und gute Schauspieler können treffliche Gestalten daraus bilden, begünstigt von dem kernigen und gewandten Dialog. Dieses Drama hat daher großen Beifall gefunden; ob es auf deutschen Bühnen möchte eben so aufgenommen werden steht zu bezweifeln; wir sind zu streng gesinnt und zu gesund um Motive gut zu heißen, die der moralischen Verderbtheit unserer Zeit entlehnt wurden. Folgende Scene, die letzte des dritten Actes, in welcher Diana von ihrem Bruder Martial zu Leonhard Asthon geführt wird, ihn für einen Freund desselben hält und ihm ihre Geschichte erzählt, ist ganz besonders gelungen zu nennen, weshalb wir uns nicht das Vergnügen versagen können sie unsern Lesern mitzutheilen. —

(Fortsetzung nächstens.)

Diane de Chivry.

ACTE III.

SCÈNE XV.

LÉONARD, DIANE.

DIANE, *cherchant à retenir Louis qui sort.*

Non, non, monsieur, j'avais souhaité parler à M. Léonard Asthon... à lui seul... Je dois me retirer, puisque je ne l'ai pas rencontré.

LÉONARD.

Ne pourriez-vous dire à son ami le plus cher ce que vous vouliez lui demander?

DIANE.

Je n'ai plus rien à demander à M. Asthon lui-même, monsieur; le refus qu'il fait de me re-

cevoir m'en dit assez... C'est ma... condamnation.

LÉONARD.

Votre condamnation... mais Léonard n'a pas refusé de vous recevoir.

DIANE.

Pourquoi donc n'est-il pas ici?

LÉONARD, *à part.*

Elle ne me connaît pas. *(Haut.)* Mais si c'était lui qui vous parle?

DIANE.

Lui? ah! monsieur, je ne sais qui vous êtes; mais il y a de la cruauté à espérer tromper une pauvre femme aveugle... Lui, dites-vous? lui qui me parle?... Je connais Léonard Asthon, monsieur.

LÉONARD.

Vous le connaissez?

DIANE.

Oh! oui... je le connais.

LÉONARD, *à part.*

C'est donc vrai... un autre!... ah je découvrirai l'infâme. *(Haut.)* Ainsi vous connaissez Léonard Asthon?

DIANE.

Dieu m'a refusé de voir le jour qu'il a fait et le visage de ceux à qui je parle... mais si au milieu de ce château où je suis perdue, j'avais entendu un seul accent de sa voix... oh! je l'aurais reconnue au milieu du murmure de mille autres; elle m'eût éclairée, elle m'eût guidée, et j'aurais couru vers lui, pour lui demander grâce et pitié.

LÉONARD.

Vous, demander grâce et pitié à Léonard Asthon... et pourquoi?

DIANE.

Ah! monsieur... qui que vous soyez, n'abusez pas du trouble d'une infortunée, du désordre d'un cœur désespéré... laissez-moi... laissez-moi fuir. Ah! il n'a pas voulu sans doute ajouter à son crime celui de me livrer à la risée de ses amis.

LÉONARD.

Lui, lui, Léonard Asthon... vous ne pouvez le croire... mais c'est un homme d'honneur... mais c'est un noble et brave soldat... mais il est incapable d'une pareille infamie!

DIANE.

Mais, encore une fois, pourquoi n'est-il pas ici?

LÉONARD, *après avoir hésité.*

Eh bien, je dois vous l'avouer, le billet que vous lui avez fait écrire ne lui est point parvenu; c'est dans mes mains qu'il est tombé.

DIANE.

Et vous avez abusé...

LÉONARD.

J'en avais peut-être le droit. Écoutez-moi, je vous en prie: supposez que ce soit le père de Léonard Asthon qui soit devant vous et qui vous interroge.

DIANE.

Son père?

LÉONARD.

Supposez que tout ce que je puis vous dire en son nom soit sacré comme si ces paroles passaient par la bouche d'un vieillard qui ne saurait mentir.

DIANE.

D'un vieillard?... Êtes-vous véritablement un vieillard, monsieur?... Oh! ne me trompez pas... ce serait affreux... Je ne vous vois pas, moi.. Oh! par grâce! qui êtes-vous?

LÉONARD.

Ne me demandez pas qui je suis; mais recevez le serment que je fais devant Dieu que vous êtes en face d'un homme pour qui vous êtes sainte et respectable, d'un homme qui dès ce moment se voue à partager votre vie et votre honneur, d'un homme qui fait sa cause de la vôtre, d'un homme qui vous sauvera.

DIANE.

Je vous crois, monsieur; je sens à votre accent que vous dites la vérité... Non, ce n'est pas ainsi qu'on ment... Eh bien donc, monsieur...

Elle s'arrête et écoute autour d'elle.

LÉONARD.

Nous sommes seuls.

DIANE.

Eh bien! monsieur... sauvez ma vie et celle de mes frères.

LÉONARD, *à part.*

Ah! malheureux!... la vie de ses frères...

DIANE.

Allez à Léonard, dites-lui que je suis ici... dites-lui que je lui demande qu'il rende l'honneur à la pauvre fille qu'il a perdue à l'heure où elle venait de le sauver.

LÉONARD.

De sauver Léonard Asthon?

DIANE.

Oui, Léonard Asthon... Mais vous ne savez donc rien, monsieur?

LÉONARD.

Rien de cet affreux secret; mais parlez, au nom du ciel! parlez... il faut que je sache tout; il le faut, entendez-vous?... car il faut que je vous sauve, maintenant!

DIANE.

Je ne puis vous comprendre... Mais vous, son ami, vous devez savoir qu'il a été proscrit?

LÉONARD.

Oui, cruellement proscrit.

DIANE.

Vous devez savoir qu'il a cherché un asile à quelques lieues d'ici.

LÉONARD.

Aux environs d'Ancenis.

DIANE.

Et vous savez sans doute où il a trouvé cet asile?

LÉONARD.

Je le sais.

DIANE.

Eh bien! monsieur, je suis Diane de Chivri, la petite-fille de Mme. de Kermic, de celle dont il a si lâchement trahi l'hospitalité.

LÉONARD.

L'hospitalité de Mme. de Kermic!... A mon tour je ne vous comprends plus.

DIANE.

Mais vous me trompez donc, monsieur? vous ne connaissez pas Léonard Asthon!

LÉONARD.

Écoutez-moi, mademoiselle, et que Dieu prête à mes paroles un accent qui vous persuade. Vous accusez Léonard Asthon, et moi je ne puis le croire coupable... une fatalité horrible a dû peser sur sa destinée et sur la vôtre; mais si affreux que soit votre malheur, il n'est peut-être pas irréparable... parlez, parlez, au nom du ciel!

DIANE.

Eh bien! soit, monsieur!... je vous en ai assez dit pour que vous sachiez tout. Mon Dieu! regardez celui à qui je parle pour moi qui ne puis le voir, et qu'il tremble devant vous, s'il se joue de ma douleur!

LÉONARD.

Oh! ce Dieu que vous invoquez, je l'invoque aussi, moi, et c'est pour tous deux maintenant...

DIANE.

Qu'il soit donc entre nous! et maintenant écoutez-moi. Léonard, poursuivi, perdu, abandonné de tous, errait aux environs du château de ma mère. Elle ne le connaissait pas, monsieur; mais elle l'aimait, elle l'aimait pour ses nobles qualités, son courage, ses vertus... moi aussi, monsieur, qui écoutais chaque jour le récit de ses exploits, moi, à qui l'on semblait se plaire à le peindre comme un héros; moi, qui le croyais noble et grand... je l'aimais!

LÉONARD.

Vous l'aimiez?

DIANE.

Ah! oui, je l'ai bien aimé!... Un jour, on vint nous dire qu'il n'avait plus d'asile; c'est alors que ma mère lui en fit offrir un. Léonard accepta; il fut caché dans un pavillon qui m'appartenait. C'est là que tous les jours j'allais près de lui, souvent seule, car ma pauvre mère était tombée malade... oui, monsieur, tous les jours j'y allais, tous les jours je l'écoutais... il me racontait ses dangers, ses combats, sa périlleuse existence, et tous le jours je l'aimais davantage.

LÉONARD.

Et lui?

DIANE.

Il m'aimait aussi, il me le disait du moins... il me disait qu'il m'aimait, à moi, à une pauvre aveugle qui jusque là n'avait inspiré que de la pitié. Oh! si vous saviez, monsieur, quand tout ce qui vous entoure vous parle comme à une infortunée qu'on ne peut que plaindre, si vous saviez comme une voix qui lui parle d'amour remplit son cœur de joie! Avec lui, ma vie ne me semblait plus vide et obscure; il avait donné à mon ame le jour qui manque à mes yeux... quand il me parlait du ciel, je croyais le voir. Il m'aimait!... j'ai été bien folle de le croire, monsieur, n'est-ce pas? mais je l'aimais, moi, et je le croyais!

LÉONARD.

Le misérable!

DIANE.

Oui, pendant deux mois il se joua de cet amour insensé qu'il excitait en moi. Enfin, un soir, des soldats envahirent le château; je courus au pavillon; toutes les issues étaient fermées... Il n'y avait qu'un moyen de le sauver, monsieur: c'était de faire croire que j'habitais seule le lieu où il était caché. Ce stratagème m'avait déjà réussi, et les soldats s'étaient retirés sans le visiter; mais cette fois ils insistèrent, et moi, je voulais le sauver. Il s'était réfugié au fond d'une profonde alcôve, nous étions dans l'obscurité... j'osai tout, et lorsque les soldats entrèrent avec des flambeaux, ils ne virent qu'une femme dans ce lit, et ils s'arrêtèrent.

LÉONARD.

Grand Dieu!

DIANE.

Oui, monsieur, voilà ce que j'ai fait, et ces soldats en me voyant ainsi, moi, pauvre fille aveugle, ces soldats se retirèrent sans oser franchir le seuil de cette chambre, ils se retirèrent et me laissèrent seule avec lui, seule, et alors, monsieur, il ferma cette porte que les soldats avaient respectée, et lui que je venais de sauver, lui...

LÉONARD.

Lui...

DIANE, *avec désespoir.*

J'aurais pu appeler au secours et le perdre; mais je l'aimais et il n'y eut que moi de perdue!

LÉONARD.

Ah! l'infâme! l'infâme!

DIANE.

Oh! oui, bien infâme, n'est-ce pas? et moi bien malheureuse!... Eh bien! monsieur, le lendemain, quand je retournai dans ce pavillon, la honte sur le front, rien, rien... il n'y était plus.

LÉONARD.

Oh! que vous avez dû souffrir!

DIANE.

Mais ce n'était pas tout... depuis ce temps, pas un mot, pas une nouvelle de lui! je restai seule sans pouvoir lire, écrire, interroger, avec un affreux secret dans le cœur... et lorsque ma mère a surpris ce secret à mon désespoir, c'est pour lui, pour lui seul que j'ai prié. Elle lui a écrit; il n'a pas répondu. Enfin, désespérée, elle a fait venir mon père et mes frères, et ne pouvant me rendre l'honneur, elle leur a fait jurer de me venger... ils l'ont juré, monsieur, ils l'ont juré devant moi... Ils vont venir pour cela, et c'est pour cela que je suis venue, pour empêcher ce combat infâme, car il ne peut pas tuer mes frères après m'avoir déshonorée.

LÉONARD.

Oh! malheur! malheur!

DIANE.

Vous comprenez cela, monsieur, vous le comprenez, et il peut nous sauver, s'il le veut. Ecoutez, je ne lui demande que son nom, un jour, une heure, s'il le faut, et je vous jure à vous, à lui... je vous jure devant Dieu que j'offenserai, que ce ne sera pas pour lui une longue chaîne... Je n'ai pas long-temps à vivre, monsieur, j'ai trop souffert pour cela! mais si Dieu était assez implacable pour me faire plus forte que mon malheur, je vous le jure, je me tuerai.

LÉONARD.

Malheureuse!

DIANE.

Oui, je me tuerai, non pour lui, je puis vous le dire à vous, mais pour moi... Je ne l'aime plus maintenant, je le méprise.

LÉONARD.

Léonard Asthon... oh! ne le méprisez pas...

DIANE.

Ne pas le mépriser...

LÉONARD.

O Diane, ange sacré de misère et de douleur, je vous jure que si Léonard peut encore quelque chose dans ce monde, il réparera votre honneur et vous sauvera. Ah! ne le méprisez pas avant de tout savoir.

DIANE.

Mais qu'y a-t-il encore, et qu'avez-vous à m'apprendre?

LÉONARD.

Je ne puis rien vous dire, je ne dois rien dire; mais souvenez-vous des paroles que je prononce ici devant ce Dieu que vous avez invoqué: Quoi que vous puissiez apprendre, quoi que vous ayez à souffrir encore, soyez forte pour vivre. Ne condamnez pas Léonard et comptez sur la justice du ciel et sur lui.

DIANE.

Sur lui?

LÉONARD.

Oui, sur Léonard Asthon, qui n'a pas conquis par le mensonge la renommée d'un noble cœur et d'un honneur sans tache; sur Léonard Asthon, incapable d'une lâcheté; je vous l'atteste, et au nom duquel je ne vous ai pas vainement promis de vous sauver; sur Léonard Asthon enfin, comme vous l'avez aimé.

DIANE, *lui tendant la main.*

Dieu le veuille, monsieur!

LÉONARD.

Prenez ma main, madame; vous pouvez vous y appuyer sans crainte qu'elle vous manque ou qu'elle vous trahisse!

DIANE.

Je le crois; car il y a des cicatrices à cette main, c'est celle d'un vieux soldat.

Le Pied d'Argile.

Par Charles de Bernard.

(Suite.)

— Mais c'est donc réellement une femme vertueuse, imprenable? dit Adolphe, assez désappointé en voyant le peu de succès de son enquête.

— Vertueuse, oui; imprenable, vous me permettez de le croire puisque j'ai échoué.

— Ainsi pas un amant, pas une intrigue, pas un moment d'oubli dans toute sa vie?

— Cœur sans faiblesse, réputation sans tache, dit le député, qui ajouta d'un air sardonique: — Vous voyez, mon cher, que la partie est digne de vous.

— Ces choses-là sont faites pour moi, se dit le vengeur d'Adrienne avec dépit; dans son auréole de perfection et de vertu, cette femme n'est pas une femme, c'est un être de raison; et alors où la frapper?

Le souvenir de ses anciennes amours n'avait porté nulle atteinte à l'appétit de M. Groscassand, qui, ayant achevé son diner, se leva de table.

— Eh bien! qu'avez-vous résolu? demanda-t-il à son hôte en changeant subitement de conversation; — continuez-vous votre stage et débutez-vous au barreau? ou vous décidez-vous à tenter fortune dans le commerce? parlerai-je à Laffitte ou à Périer?

— Je vous remercie, répondit Adolphe d'un air distrait; j'ai une place.

— Une place! et quelle place? demanda le député libéral.

— Un emploi au ministère de l'intérieur.

— Une place du gouvernement! s'écria M. Groscassand (de la Gironde) en faisant tonner sa voix de basse-taille, — une place du gouvernement! vous, Dauriac! vous, que j'estime et que je nomme mon ami! c'est impossible; vous vous moquez de moi.

— Nullement, je vous assure, répondit Adolphe assez surpris de cette sortie imprévue; vous savez bien que j'ai peu de fortune.

— Travaillez, dit le collègue de Benjamin Constant.

— C'est précisément pour travailler que j'ai sollicité un emploi.

— Un emploi du gouvernement! c'est une plaisanterie! quand je vous dis: travaillez! j'entends parler d'un travail noble, et non d'un labeur servile. Vous êtes avocat; que ne plaidez-vous? le barreau est un état indépendant, honorable, et quand on réussit, on est assuré d'un résultat très-positif; moi, par exemple, mon cabinet à Bordeaux me rapporte de vingt-cinq à trente mille francs: que serait-ce à Paris?

— Mais considérez que votre position est faite et que la mienne est à faire. Vous avez du talent, en aurai-je, moi? Enfin, vous êtes à Bordeaux et je suis à Paris. Avez-vous calculé ce qu'est la concurrence dans ce pays-ci, et sur combien de centaines de mes confrères je devrais marcher pour arriver?

— Eh bien! entrez dans le commerce! je vous ai déjà offert mes services auprès de nos seigneurs de la finance.

— Dépendance pour dépendance, dit Adolphe froidement, j'aime mieux servir mon pays qu'un banquier.

— Votre pays! c'est ici que je vous tiens, s'écria M. Groscassand aussi chaleureusement que s'il eût été à la tribune ou à l'audience; — et qu'appelez-vous le pays, je vous prie? est-ce le gouvernement ou la nation? le ministère ou trente millions de Français qui n'ont aucune part aux emplois? Je sais que beaucoup de gens, qui se prétendent libéraux, ne se font aucun scrupule d'accepter des places du gouvernement; ils sont même plus acharnés que les autres à les solliciter, témoin ce Boismenu ou Chaumenu, qui a porté jadis le bonnet rouge et qui m'expédie aujourd'hui son imbécile de fils pour que j'en fasse un valet de Charles X. Ce ne sont pas ces hommes-là que vous devez prendre pour modèles, mon jeune ami! car à cette imitation vous auriez bientôt perdu ce qui est plus précieux que toutes les fortunes de la terre, l'estime des autres et de vous-même. Il faut savoir choisir entre Rome et Carthage. Si vous acceptez une place du gouvernement, devenez le vassal, l'homme-lige, le serf du gouvernement, c'est votre devoir, puisqu'on vous paye; mais alors quelle figure ferez-vous dans nos réunions, dans nos clubs où se fait sentir un besoin d'épuration, car il s'y introduit chaque jour de faux frères? Savez-vous ce que penseront vos amis les plus intimes, ce que diront bien haut vos ennemis? Ils penseront, ils diront: Voici Dauriac, Dauriac qui s'est vendu!

En prononçant ce dernier mot, M. Groscassand (de la Gironde) leva la main droite à la hauteur de l'œil gauche, tira de haut en bas un fendant formidable qui dans sa ligne diagonale n'atteignit heureusement que le vide, et resta sur cette pose, assez content au fond de son éloquence.

— Vendu, jamais! s'écria Dauriac en levant les deux bras par un geste non moins pathétique.

— On le dira, on le croira, et l'on aura raison, car les apparences vous condamneront; chacun alors s'éloignera de vous et s'empressera de vous renier. Heureux encore si vous n'entendez pas siffler à vos oreilles comme des balles meurtrières les mots d'espion et d'agent provocateur.

— Monsieur, dit Adolphe en pâlissant, celui qui prononcerait un pareil mot le paierait de sa vie, s'il ne me tuait pas.

— Jeune homme, répondit le député de Bordeaux de son accent le plus solennel: j'ai l'habitude de dire la vérité à tout le monde, amis comme ennemis; je vous vois sur le bord d'un abîme, il est de mon devoir de vous le montrer, puisque vous ne l'apercevez pas.

— Je ne suis pas si intéressé que vous paraissez croire, reprit le jeune homme avec un amer sourire; j'ai été pauvre, et je saurai l'être encore, quoique j'aie maintenant des raisons légitimes pour désirer, je ne dis pas la richesse, mais le bien-être. Si je savais que cette place pût faire élever le moindre doute sur la sincérité de mes opinions, sur l'intégrité de mon honneur, je donnerais ma démission dès demain.

— Je vous conseille de la donner ce soir même; il ne faut jamais remettre au lendemain une bonne résolution.

— Est-ce sérieusement et consciencieusement,

que vous parlez ainsi? songez qu'il ne s'agit pas de moi seul; je vais me marier.

— Je ne donnerais pas un autre conseil à mon frère, dit le membre du côté gauche.

— Adieu! répondit Adolphe, je vous quitte, car il est tard; mais je vous prouverai bientôt qu'il y a de l'écho dans mon âme, lorsqu'on prononce devant moi les mots d'honneur et de loyauté.

Les deux hommes échangèrent une poignée de main que M. Groscassand prolongea en manière d'encouragement pathétique, ou de congratulation anticipée. Adolphe sortit ensuite de l'appartement du député et regagna son logis, à pied, en se livrant le long du chemin à des méditations d'une nature peu égayée.

— Voilà une triste journée, se dit-il pour conclusion en rentrant chez lui; mille écus de rente perdus sans que j'en aie touché une obole! car mon parti est pris, entre l'honneur et l'intérêt il n'y a pas à hésiter; ce Groscassand est un homme antique, il aurait dû naître à Sparte: sa franchise est un peu crue; mais quand on est comme lui trempé dans l'acier on a le droit d'être sévère pour les autres. Il paraît que la vertu est inséparable de l'austérité, de l'intolérance même; car enfin cette comtesse de Chantevilliers que je déteste, c'est par une vertu poussée jusqu'au fanatisme qu'elle a ce matin blessé si cruellement Adrienne. Pourquoi le contact de ces êtres supérieurs est-il parfois si rude et si déplaisant! et par quelle raillerie du sort faut-il qu'un des jours les plus tristes de ma vie soit précisément celui où je me suis trouvé en face de ces deux phénix? une femme irréprochable et un homme incorruptible!

III.

Une nuit d'insomnie confirma Dauriac dans la double détermination de conserver au prix de sa place l'estime de son honorable ami le mandataire du peuple, et de châtier l'arrogance de madame de Chantevilliers, dût-il, pour atteindre ce modèle d'une perfection surhumaine, le poursuivre jusque dans le ciel, comme autrefois Diomède attaquait sans scrupule les divinités de l'Olympe. Le premier de ces projets étant de beaucoup le plus facile à accomplir, l'amant de madame de Versan résolut de l'exécuter sans retard, avant même d'avoir revu la femme qu'il aimait et dont il redoutait les remontrances. Après déjeuner, il se rendit au ministère de l'intérieur et y pénétra sans difficulté, car sa figure connue du concierge lui assurait déjà les prérogatives d'un habitué de la maison. Il se dirigea sans hésitation dans le dédale des corridors, et arriva bientôt devant le cabinet de M. Sabathier, dont la porte lui fut ouverte aussitôt par un domestique portant la livrée ministérielle.

Le sanctuaire du chef de division offrait l'aspect froid et guindé, qui semble l'uniforme obligé de la bureaucratie; selon l'usage, des bibliothèques à casiers remplis de cartons verts en garnissaient les parois. Dans le milieu, une grande table couverte d'un tapis, çà et là quelques siéges en acajou, complétaient l'ameublement dont le morceau principal était le buste de Charles X. placé sur un socle inamovible qui avait supporté la tête de Napoléon et attendait celle de Louis-Philippe.

A l'angle de la cheminée, devant un petit bureau surchargé de papiers, M. Sabathier était assis sur un de ces fauteuils dont le dossier très-bas ne permet ni le sommeil ni la rêverie, et que les travailleurs affectionnent en raison même de cette incommodité. Une peau de loup étendue sous la table qu'entourait un paravent, à l'abri duquel l'employé supérieur avait le faux air d'un saint dans sa niche, annonçait seule cette préoccupation du bien-être qui porte l'homme à embellir son gîte habituel; à part cet échantillon, non pas du luxe, mais du confortable, un anachorète eût avoué le mobilier de cette espèce de cellule administrative.

(*Suite.*)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N.ro 4.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF,* PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ,* DR.

Le Pied d'Argile.

Par CHARLES DE BERNARD.

(Suite.)

Au bruit de la porte, M. Sabathier leva la tête; mais il la baissa aussitôt en reconnaissant Adolphe et continua la lecture d'un mémoire qu'il feuilletait avec une rapidité, fruit de l'habitude, et en lisant cinq ou six lignes à la fois. Accoutumé à ce genre de réception, Dauriac s'approcha de la cheminée et attendit que son protecteur lui adressât la parole. Après avoir achevé sa lecture, celui-ci écrivit une annotation en marge du mémoire qu'il plaça soigneusement dans un des casiers de son bureau, et, relevant ses lunettes au-dessus de son front chauve, il fixa sur le jeune homme un regard railleur.

— Savez-vous, Dauriac, lui dit-il, que si nous étions encore sous la tutelle du parti prêtre, votre nomination courrait grand risque d'être revoquée? Les promenades tête-à-tête sont fort agréables, sans doute; mais pour vous les permettre, vous devriez attendre qu'il y eût des feuilles au Jardin des Plantes; en ce moment il est trop difficile d'y éviter les rencontres fâcheuses.

— J'étais bien sûr d'être grondé, repondit Adolphe en souriant.

— C'est envié qu'il faut dire, répliqua gaiement le vieillard; si vous avez peu de raison, du moins vous n'avez pas mauvais goût; ce qui serait pire. Elle est fort bien cette petite femme.

— Cette femme sera ma femme avant trois mois, dit Dauriac d'un ton sérieux.

— En ce cas je m'invite à la noce et je prétends y danser avec la mariée. Si j'ai eu d'abord une mauvaise pensée, ne m'en veuillez pas, mon ami; mais avouez que les apparences m'y autorisaient un peu. Entre nous, il n'est pas trop d'usage de se promener ainsi, sans chaperon, avec la personne qu'on veut épouser.

— Je le sais, monsieur; et je me suis déjà repenti de cette imprudence.

— Vous faites bien de vous marier, reprit M. Sabathier, vous savez que je vous en ai donné plus d'une fois le conseil. Une femme et une place, avec ces deux liens il est difficile qu'un homme s'écarte du bon chemin. Quant à votre place, c'est une affaire terminée, et il ne reste qu'à vous installer. Votre chef de bureau doit venir dans mon cabinet ce matin; ne vous en allez pas, je vous présenterai à lui. C'est un homme de mérite, et avec qui vous serez fort bien.

— Monsieur, répondit le jeune homme avec embarras, je ne sais comment vous exprimer ma reconnaissance pour l'intérêt que vous m'avez témoigné en cette occasion... Il me serait bien doux de ne devoir ma position qu'à vous, l'ancien ami de mon père... J'espère que vous n'attribuerez jamais à un sentiment d'ingratitude

l'impossibilité où je me trouve de profiter de vos bontés.

— Qu'est-ce à dire? demanda M. Sabathier en enlevant ses lunettes par un geste fort vif; vous ne voulez plus de cette place?

— Je dois la refuser, dit Adolphe.

— Et pour quel motif? En avez-vous obtenu une meilleure?

— Non, monsieur.

— Vous avez hérité?

— Non, monsieur.

— La femme que vous épousez est donc millionnaire?

— Elle n'est pas plus riche que moi.

— Alors vous avez gagné un quaterne à la loterie?

— Rien de tout cela, monsieur, ma position n'est point changée.

— Dans ce cas, ne pouvez-vous ou ne voulez-vous pas m'expliquer ce qui a si subitement changé vos sentiments? demanda le chef de division en regardant le jeune homme en face.

— Monsieur, répondit celui-ci, qui hésitait encore malgré lui, je ne vous ai jamais caché mes opinions; ce sont elles qui m'empêchent d'accepter une faveur d'un pouvoir pour lequel je ne me sens aucune affection.

— Vos opinions! s'écria le vieillard en haussant les épaules; avant-hier elles vous permettaient de servir le gouvernement, et aujourd'hui elles vous le défendent! Que vous est-il donc arrivé depuis vingt-quatre heures? Une pareille détermination ne vient pas de vous seul, j'en suis certain; elle vous a été suggérée par quelque influence étrangère. Écoutez-moi, Dauriac; vous êtes un cerveau brûlé, comme l'était votre père, à qui je n'ai jamais épargné les leçons; je ne serai pas plus indulgent pour vous que je ne l'étais pour lui. Que signifie cette folie? vous avez pour tout bien quatre mille livres de rente, car je connais votre fortune, et vous refusez un emploi qui doublerait votre revenu en attendant mieux, et cela au moment de vous marier! Allons donc, ça n'a pas le sens commun. Répondez-moi franchement: qui avez-vous vu depuis avant-hier?

— Je n'ai pas besoin d'avertissement pour remplir un devoir, répondit Adolphe d'un ton sentencieux.

— Voilà une phrase digne de Sparte, reprit le chef de division; mais veuillez vous rappeler que nous sommes à Paris. Encore une fois, qui vous a donné ce beau conseil? Ce ne peut être votre future; les femmes ont plus de raison que cela.

— En pareille matière, on consulte ses amis politiques avant sa femme.

— Et l'on fait une sottise neuf fois sur dix. Mais sortons des généralités; n'osez-vous me citer ces amis politiques qui s'opposent à ce que vous gagniez votre vie en servant l'État?

— Et pourquoi ne le ferais-je pas? dit Adolphe avec vivacité.

— Nommez-les donc, reprit le chef de division toujours impassible.

— Je vous en nommerai un seul, répondit le jeune homme, qui eût été fort embarrassé de doubler la citation. Vous connaissez déjà le nom que je vais prononcer, et vous avouerez, j'espère, que celui qui le porte a le droit d'être écouté lorsqu'il donne un conseil.

— Enfin, quel est ce nom? Épictète ou Socrate?

— Groscassand (de la Gironde)! répondit Dauriac d'un ton ferme et grave.

— Le député du côté gauche? demanda M. Sabathier qui retint au bord de ses lèvres minces et décolorées un de ces sourires silencieux, dont Cooper a fait une des grâces caractéristiques de Bras-de-Cuir.

— Il n'y a pas à Paris deux hommes qui portent ce nom, dit Adolphe sans se dérider.

Le chef de division se leva, et passa dans une petite pièce attenante de son cabinet; là, ayant ouvert une armoire, il y prit, parmi beaucoup de papiers, un cahier dans lequel il lut une demi-page environ, et qu'il remit ensuite à sa place; puis il referma l'armoire dont il serra la clef dans sa poche, et revint s'asseoir sur son fauteuil.

— Oh! vous avez beau consulter votre grimoire, lui dit le jeune homme avec un rire af-

fecté; — Groscassand est un homme antique et incorruptible, qu'un parti peut offrir à ses ennemis comme à ses amis. C'est un or très-pur, comme dit la Bible, et vous serez bien habile si vous y découvrez le moindre grain d'alliage. Ses preuves sont faites, voyez-vous; car depuis qu'il est homme politique, les tentations ne lui ont pas été épargnées, et il y a toujours répondu par le dédain qu'elles méritent. Il est notoire qu'il a refusé la croix d'honneur et une place de conseiller à la cour royale de Bordeaux.

M. Sabathier écouta ces paroles avec une sorte d'indulgence compatissante, en aspirant lentement une prise de tabac.

— Mon cher ami, demanda-t-il ensuite, quel âge avez-vous? vingt-quatre ans, je crois?

— Vingt-cinq passés, répondit Adolphe.

— Alors vous êtes un peu jeune pour votre âge; ce n'est point un malheur assurément: les illusions s'envolent toujours assez vite! Mais cependant vous feriez bien de vous défier de cet engouement irréfléchi que vous apportez souvent dans l'appréciation des choses et des hommes. Celui qui, comme vous, se destine aux affaires, doit se tenir en garde contre l'optimisme. Il y a toujours quelque chose de niais à voir en rose; en ce moment, par exemple, votre admiration pour M. Groscassand vient de vous faire parler comme un enfant serait à peine excusable de le faire. Apprenez d'abord que personne ne refuse la croix d'honneur par la raison qu'on ne l'accorde qu'à ceux qui l'ont sollicitée; la prétention de votre honorable ami n'est donc qu'une vanterie.

— Ce n'est pas lui qui m'en a parlé.

— Quant à la place de conseiller à la cour royale de Bordeaux, il aurait pu l'obtenir, et il n'a voulu faire aucune démarche pour cela, le fait est vrai; mais qu'est-ce qu'il prouve? C'est que M. Groscassand préfère son cabinet d'avocat, qui, bon an, mal an, lui rapporte une trentaine de mille francs, à une place honorable, sans doute, mais dont le traitement n'est que de mille écus. Appelez-vous héroïsme ce calcul d'arithmétique? D'après la manière dont notre homme se pose à la chambre et le soin qu'il a de se mettre en avant à la moindre occasion, il est évident qu'il nourrit des prétentions beaucoup plus élevées que cette retraite d'invalide. L'héritier de Foy et de Manuel (n'est-ce pas le titre qu'on lui donne?) veut être procureur général ou premier président, et cela dès sa première session: l'an prochain, si le côté gauche va bien, il ne tiendra pas le gouvernement quitte à moins de la simarre de garde-des-sceaux.

— Permettez-moi de vous interrompre, s'écria Dauriac avec chaleur, vous avez contre Groscassand les préventions les plus injustes; il est incapable de se vendre, et je répondrais de son honneur sur ma tête.

— Votre tête est fort bien sur vos épaules, répondit froidement le chef de division; soyez moins prompt à la mettre au jeu.

— D'ailleurs, sans parler de ce que lui rapporte son cabinet, Groscassand est riche; l'indépendance de sa fortune égale celle de son caractère, et il n'a, dès à présent, rien à envier. Chef du barreau dans son pays, orateur distingué à la chambre, qu'a-t-il besoin de places ou d'honneurs? Je vous le répète, c'est une âme noble et de forte trempe, à l'abri de l'ambition et au-dessus de la vénalité.

— Reste alors la vanité: et des défauts de la cuirasse ce n'est pas le moins large.

— Oh! vous ne croyez à rien, dit Dauriac avec une vertueuse ironie.

M. Sabathier prit les pincettes, et par un mouvement méthodique, retourna une des bûches qui brûlaient dans la cheminée.

— Que diriez-vous, reprit-il ensuite en regardant fixement son interlocuteur, si avant la fin de la session votre honorable ami se trouvait retourné de gauche à droite, comme vient de l'être ce morceau de bois?

— C'est impossible, s'écria le jeune homme.

— Écoutez, reprit le chef de division, vous pensez bien que nous ne sommes pas embarrassés de cette place que vous avez l'air de dédaigner aujourd'hui: j'ai là dans mes papiers les noms de plus de soixante candidats, qui tous se trouveraient fort heureux de vous y remplacer; mais par considération pour le souvenir de

votre père et aussi par amitié pour vous-même, je ne veux pas accepter, en ce moment, votre démission. Je vous donne quinze jours pour réfléchir; d'ici là, qui sait? vous verrez peut-être votre avocat aux mœurs antiques votant avec le ministère.

— Dans ce cas-là, dit Adolphe, nommez-moi votre garçon de bureau; je vous jure d'accepter cet emploi.

— Ça ne ferait pas l'affaire de Jacquart, répondit M. Sabathier en tournant la tête vers le personnage dont il prononçait le nom, et qui venait d'entrer dans le cabinet. — Qu'y a-t-il, Jacquart?

Le garçon de bureau s'avança vers son supérieur et lui dit à demi-voix quelques paroles qu'Adolphe ne put entendre.

— Ah! ah! dit le chef de division, j'aurais parié qu'elle viendrait aujourd'hui. Laissez monter cette dame.

Le domestique sortit, et Dauriac s'apprêtait à l'imiter; mais son protecteur le retint par un signe accompagné d'un mystérieux sourire.

— Je suis sûr, dit le vieillard, qu'en ce moment vous vous vengez de ma mauvaise pensée d'hier; malheureusement vous avez tort. A mon âge on peut recevoir sans danger les plus séduisantes solliciteuses. Êtes-vous discret?

— Comme la tombe, répondit l'admirateur de M. Groscassand.

— En ce cas, entrez là, reprit M. Sabathier en montrant du doigt le cabinet où lui-même avait pénétré un instant auparavant; surtout ne faites pas de bruit.

Dauriac n'eut que le temps d'obéir, car la porte s'ouvrit pour la seconde fois; du gîte où il s'était réfugié précipitamment, il entrevit alors une femme de fort noble apparence, dont la toilette offrait toutes les recherches de simplicité que comporte un négligé du matin, et sa curiosité se changea en une surprise mêlée de quelque émotion, lorsque dans cette belle personne il eut reconnu sa mortelle ennemie, madame de Chantevilliers.

— Que vient faire ce dragon de vertu dans le terrier de ce vieux renard sans foi ni loi?

Telle fut la question que s'adressa l'employé démissionnaire, en restant l'oreille collée contre la fente de la porte, en dépit de la discrétion dont il venait de se vanter.

IV.

M. Sabathier alla galamment au-devant de la comtesse, qui, avec une familiarité fort étrangère à ses habitudes, s'assit sur la chaise que venait de quitter Adolphe, sans vouloir accepter un fauteuil.

— Non, non, dit-elle en forçant le chef de division de se rasseoir à son bureau; pas de cérémonies avec moi, ou je ne reviendrai plus vous voir. Vous savez que c'est une chose convenue. Je n'ai pas voulu passer devant le ministère sans venir vous gronder!

— Qu'ai-je donc fait, madame? demanda le vieillard d'un air courtois; je vous jure que ma conscience ne me reproche rien.

— N'est-ce rien que de négliger aussi cruellement ses amis? Comment, vous savez que je reste chez moi tous les mercredis, et depuis un mois que mon salon est ouvert, vous n'y avez pas mis les pieds! Avouez que c'est bien mal.

— Je vais si peu dans le monde...

— Est-ce que nous sommes le monde pour vous? Vous ne parviendrez pas à vous excuser, je vous en préviens, et la seule manière d'obtenir votre pardon, c'est de me promettre de venir après-demain. J'ai un bal Vous avez dû recevoir une invitation; mais j'ai voulu vous la réitérer de vive voix pour vous ôter tout prétexte de refus.

— Vous me voyez comblé d'une pareille faveur, répondit le vieillard; mais depuis trente ans je ne danse plus.

— Qui est-ce qui danse? Vous verrez, ce sera digne de vous. J'aurai une partie de la pairie et presque toutes les ambassades. Je tiens beaucoup à ce que ma soirée soit irréprochable; hier encore j'ai fait des épurations.

— Épurations, répéta Dauriac en lui-même; elle appelle son impertinence envers Adrienne une épuration! Ah! vertu que tu es, si jamais tu me donnes barres sur toi!

— On me trouve sévère, exclusive, continua madame de Chantevilliers, mais je laisse dire. Une femme ne saurait apporter trop de réserve dans le choix des personnes qu'elle admet, et je n'ai jamais compris la tolérance de certaines maîtresses de maison qui reçoivent le premier venu et transforment leurs salons en hôtelleries. Pour moi, je l'avoue, je ne supporte pas les figures nouvelles..... Du reste, il va sans dire, mon cher chevalier, que, si vous avez parmi vos jeunes gens du ministère quelques danseurs qu'il vous plaise de m'amener, ils sont sûrs d'être bien accueillis.

Le chef de division froissa d'un air insouciant le ruban qui venait de lui attirer une qualification féodale, et fixant sur sa voisine un regard poliment ironique :

— Madame la comtesse, lui dit-il, la fatuité n'est plus de mon âge, et, quel que soit le charme de vos paroles, il m'est impossible de me faire illusion. Non je ne croirai jamais que vous ayez pris la peine de monter jusqu'à mon reduit dans la seule intention de recruter pour votre bal un danseur de mon espèce; on dit que la pensée des femmes, lorsqu'elles écrivent, se trouve toujours dans le post-scriptum de leur lettre....

— Et vous voulez connaître le post-scriptum de ma visite, interrompit madame de Chantevilliers avec une amabilité imperturbable; c'est me faire comprendre honnêtement que vous la trouvez déjà longue, et que je vous dérange. Mais, avec vous, je ne me fâche jamais; d'ailleurs, je sais que votre temps est précieux. Eh bien, oui, mon bon monsieur Sabathier, vous m'avez devinée avec votre méchanceté ordinaire. Ma visite n'est pas tout à fait désintéressée; je viens encore vous presser, vous tourmenter, vous persécuter pour notre grande affaire.

— Toujours la même? demanda le vieillard.

— Hélas! oui; mais ne plaisantez pas, car ceci est très-sérieux pour moi. Une création de pairs doit avoir lieu au plus tard à la fin de la session; vous ne convenez pas de cela dans vos régions ministérielles, mais le fait est certain, je le tiens de bonne source. Vous savez que je suis tombée malade après l'ordonnance du 5 novembre, où le nom de M. de Chantevilliers ne se trouvait pas, malgré toutes les promesses qu'on m'avait faites; eh bien! si nous sommes encore déçus cette fois, je ne serai pas malade, mais je mourrai, cela est sûr. Voulez-vous que je meure?

L'impeccable comtesse, dont le trente-huitième printemps avait fleuri, prononça ces derniers mots d'une voix grasseyante et en fermant à demi les paupières, comme eût pu faire la plus déterminée coquette de vingt-cinq ans.

— Il paraît qu'au besoin les femmes vertueuses jouent de la prunelle tout comme les autres, se dit Dauriac en entr'ouvrant imperceptiblement la porte du cabinet, afin de mieux voir.

Le roi connaît M. de Chantevilliers, reprit la noble solliciteuse, et je suis sûre qu'il le nommerait avec plaisir; de son côté, M. de Martignac se montre fort bien disposé, et je n'ai qu'à me louer de lui. Mais vous savez quel fonds on doit faire sur la mémoire d'un roi et sur les promesses d'un ministre. Je ne compte que sur vous, mon cher chevalier; car la liste des nominations est déjà sans doute entre vos mains, et vous seul y pouvez maintenir le nom de mon mari.

— Pour l'y maintenir, il faudrait qu'il y fût, observa le chef de division en hochant la tête.

— Il n'y est donc pas! s'écria la comtesse; j'en étais sûre! Il me semble cependant, poursuivit-elle d'un ton plus posé, que si quelqu'un a des titres pour être élevé à cet honneur, c'est M. de Chantevilliers. Sa famille est une des premières de la Guyenne : je ne parle pas de la mienne; sa fortune est considérable; la place qu'il occupe à la cour royale de Bordeaux, au conseil général, à la chambre, ses principes invariables, son dévouement bien connu, ses longs services le mettent dans une position si exceptionnelle, qu'en aspirant à la pairie, c'est un acte de justice et non une faveur qu'il sollicite.

Durant cette énumération des mérites du candidat, M. Sabathier avait penché la tête d'un air pensif ou distrait; lorsqu'il la releva, un sourire indéfinissable errait sur ses lèvres.

— Madame la comtesse, répondit-il, tout à

l'heure vous m'avez accusé de dissimulation; pour me venger, je vais vous parler avec une entière franchise: il est très-vrai qu'on prépare une nomination de nouveaux pairs: ce ne sera pas une fournée comme celle du 5 novembre; on ne veut pas mécontenter la chambre; le nombre des élus sera donc très-restreint, et, je ne vous le cache pas, on se montre très-difficile à cet égard. Vous le savez, madame, la politique sentimentale s'efface devant l'utilité; le ministère doit avant tout assurer son existence; dans l'impossibilité où il se trouve de récompenser tous les dévouements, il est naturel qu'il choisisse entre eux, et, dans ce choix, les services actuels l'emporteront, selon toute apparence, sur les services anciens. Ainsi donc, M. de Chantevilliers a tous les droits imaginables pour être élevé à la pairie: de plus, il sollicite depuis dix ans, ce qui est aussi un titre, et cependant, je regrette de vous le dire, M. de Chantevilliers ne sera pas nommé.

— Ce que vous me présagez là serait trop odieux, dit la solliciteuse avec un sourire forcé: que l'ingratitude soit à l'ordre du jour, qu'on oublie les services passés, à la rigueur je comprendrais cela; mais la carrière de M. de Chantevilliers est-elle finie pour qu'on le mette ainsi à l'écart? Ne sert-il pas le gouvernement aujourdhui comme il n'a cessé de le faire depuis 1815? Au moment même où je vous parle, n'est-il pas à la chambre votant avec le ministère? N'est-on pas sûr de son appui et de son dévouement?

— Trop sûr peut-être, répondit M. Sabathier d'un ton incisif.

Madame de Chantevilliers tressaillit, et ses yeux largement ouverts prirent l'expression que cause la découverte imprévue d'un nouvel horizon.

— Voilà donc le mot de l'énigme, dit-elle, avec une émotion concentrée; est-ce à dire que, pour obtenir la récompense qui lui est due, mon mari se doit jeter dans l'opposition?

— Le voulût-il, cela lui serait impossible, dit froidement le chef de division.

— Impossible! répéta la comtesse, dont la physionomie exprima soudain une fierté vindicative; certainement, on a raison de croire à la constance des opinions de M. de Chantevilliers; mais les procédés dont il est l'objet sont faits pour ébranler la fidélité même. L'injustice finit par combler l'intervalle qui sépare le dévouement de la révolte. Il serait bon que les ministres n'oubliassent pas l'exemple de Coriolan.

— Eh! madame, que vous a fait M. de Chantevilliers, pour que vous le compariez à ce mauvais sujet de Coriolan? répondit le vieillard avec un sourire goguenard; il ne mérite pas cette humiliation, car, j'ose le prédire, vous ne serez jamais obligée de vous jeter à ses pieds pour implorer le salut de la patrie. Pensez-vous qu'il serait possible à M. le comte de rester assis quand les ministres se lèvent pour voter? L'électricité dont le banc ministériel est le foyer le mettrait debout malgré lui-même. Une boule noire lui brûlerait la main, et jamais il ne parviendrait à l'introduire dans l'urne. M. de Chantevilliers est ministériel quand même; tout le monde sait cela, et personne ne prendrait au sérieux les velléités d'opposition que pourrait lui suggérer sa belle Égérie. Peut-être eût-il mieux fait de mettre dans un dévouement si estimable quelque peu d'art et de retenue. La fidélité la plus inaltérable n'exclut pas une certaine coquetterie propre à tenir en éveil le pouvoir. Pour avoir méconnu cela, M. de Chantevilliers se trouve aujourd'hui dans la position d'une femme qui perd son empire sur son amant après lui avoir laissé deviner qu'elle l'aime trop. En un mot, et ici je vais dévoiler une page bien noire du métier, en politique, il est prudent de stipuler le prix d'un service avant de le rendre. M. de Chantevilliers s'est donné sans condition, et le gouvernement l'a accepté tel qu'il s'est donné. Exiger des ministres qu'ils changent aujourd'hui les termes de ce contract, c'est demander le prix d'une chose qu'on ne possède plus. M. de Chantevilliers est fort bien placé à la chambre des députés, où l'on est sûr de son vote, et vous pouvez m'en croire, madame, s'il ne peut offrir d'autres titres que ses services, il y restera.

La comtesse se leva en silence et resta quel-

que temps immobile les yeux baissés d'un air morne.

— *S'il ne peut offrir d'autres titres que ses services,* qu'entendez-vous par là? dit-elle enfin levant sur M. Sabathier un regard profond.

— Je veux dire, répondit le vieillard avec finesse, que de sa personne M. de Chantevilliers a perdu la bataille, mais que cependant il est encore possible de vaincre pour lui.

La comtesse se rassit et sa physionomie s'éclaira soudainement.

— Et qui pourrait vaincre pour lui? demanda-t-elle avec émotion.

— Vous, madame! répondit M. Sabathier en prenant une prise de tabac.

La femme du député se souleva, prit son siége à deux mains et se vint placer tout contre le fauteuil du vieillard.

— Mais parlez donc, méchant homme que vous êtes! lui dit-elle avec une sorte d'impatience enfantine; moi! dites-vous? eh! que dois-je faire pour cela? Quel service puis-je rendre? Avec la meilleure volonté du monde, il m'est impossible d'aller voter à la chambre.

— Une femme comme vous, madame n'a pas besoin d'aller à la chambre pour voter. Vous me parliez tout à l'heure de Coriolan à propos de M. de Chantevilliers; permettez-moi, à propos de vous, de rappeler le nom de la duchesse de Longueville. Le rapprochement ne vous semble-t-il pas un peu moins forcé?

— Mais cette duchesse de Longueville était fort légère, dit la comtesse qui se mordit les lèvres en fronçant le sourcil.

— Observez que les mœurs de notre époque ne sont plus celles du temps de la Fronde et que sans faire tous les frais auxquels était peut-être obligée la sœur du grand Condé, une femme peut acquérir aujourd'hui une véritable importance politique.

— Je vous accorde cela, dit madame de Chantevilliers: au besoin, les exemples ne manqueraient pas; mais parlons de ce qui nous est personnel. Où voulez-vous en venir?

— Tout droit à la pairie, dont voici le chemin, le seul. A la chambre, le ministère n'est pas sûr de la majorité; de fait c'est la coterie Agier qui la forme, en portant ses votes tantôt à droite, tantôt à gauche. Il résulte de là une fluctuation qui depuis la discussion du projet de la loi Portalis déroute tous les calculs. On est las de cette position précaire et l'on est résolu d'en sortir. Pour cela, il suffirait d'enlever à l'opposition une demi-douzaine de députés dont le déplacement donnerait une différence de douze voix en faveur du gouvernement. Or, il se trouve précisément à la chambre un homme qui, dès son début, a su s'entourer d'une petite pléiade de députés nouveaux comme lui et, par son influence sur eux, dispose réellement des six voix dont on a besoin. Cet homme conquis, ses satellites le suivent; la majorité se fixe, la coterie est forcée de renoncer à son jeu de bascule désormais sans résultat, et tout rentre dans l'ordre. La conversion de cet homme est d'un grave intérêt, vous le voyez; l'avenir de la session en dépend peut-être. Une seule personne est capable d'opérer cette conversion; cette personne, vous l'avez déjà devinée, c'est vous, madame. Veuillez réussir, vous réussirez; et M. de Chantevilliers sera pair de France. On prendra l'engagement formel de le nommer.

La comtesse, qui avait écouté son interlocuteur avec une attention profonde, resta quelque temps avant de lui répondre.

— Tous les députés de ma connaissance votent pour le gouvernement, dit-elle enfin; comment pourrais-je obtenir quelque ascendant sur un homme que je ne vois pas?

— En le voyant, répondit le chef de division d'un air de bonhomie.

— Mais vous ne m'avez pas même dit le nom de cet important personnage, répondit madame de Chantevilliers avec une sorte d'insouciance.

M. Sabathier regarda du coin de l'œil la porte derrière laquelle était caché Dauriac dont il entrevit la redingote; reportant ensuite les yeux sur l'aspirante de pairie:

— C'est un de vos compatriotes, lui dit-il du ton le plus naturel; il se nomme Groscassand (de la Gironde).

Au même instant la porte du cabinet s'agita sous la main d'Adolphe, et la comtesse fit un mouvement en arrière.

— Monsieur Groscassand! dit-elle en riant très-haut, tandis qu'une rougeur presque imperceptible s'étendait sur ses joues; en vérité, je suis étonnée que vous ne me proposiez pas de convertir le général Lafayette.

— Ceci serait, je crois, un peu plus difficile, répondit le vieillard qui sourit à son tour; mais cependant si vous vouliez être Armide, le héros des deux mondes lui-même aurait peut-être de la peine à se montrer plus insensible que Renaud.

Madame de Chantevilliers se leva, et, par un mouvement assez mondain pour une femme si vertueuse, serra son cachemire autour de sa taille, de manière à faire valoir les majestueux agréments de son port de reine.

— Il n'y a pas moyen de causer ce matin avec vous, dit-elle d'un air boudeur mêlé de mignardise; vous êtes d'une jeunesse qui finirait par me faire repentir de ma visite. Avec vos Armides et vos duchesses de Longueville, vous avez juré, je le vois, de me scandaliser; mais, par bonheur pour vous, je suis dans mon jour d'indulgence. Adieu, méchant homme qui ne voulez pas que je sois pairesse!

— Je le désire au contraire, de toute mon âme, répondit le chef de division; mais vous savez maintenant que cela dépend de vous et non pas de moi.

— Quelle extravagance! ne croyez pas que je me paye d'une telle défaite; après mon bal, je reviendrai, et alors, si vous ne faites pas ce que je veux...

A ces mots, suspendus comme le *quos ego*... de Neptune, madame de Chantevilliers leva, d'un petit air menaçant, une main dont le gant accusait la forme finement potelée et que le chef de division pressa sur ses lèvres avec une hardiesse cavalière.

— Surtout ne nous oubliez pas mercredi, dit la comtesse sans se courroucer de cette liberté.

Après avoir reconduit, jusqu'aux limites de son empire, la belle solliciteuse qui paraissait oublier en sa faveur sa pruderie habituelle, M. Sabathier rentra dans le cabinet où il trouva Dauriac installé devant la cheminée.

— Homme discret, qui écoutez aux portes, lui dit le vieillard en riant, avez-vous envie de figurer, dans une contredanse, en face de votre ami Groscassand, chez la comtesse de Chantevilliers?

— Vous croyez qu'elle l'invitera? dit Adolphe.

— Aujourd'hui même.

— Mais lui n'ira pas.

— Il ira.

— Et si je vous en priais, vous me mèneriez à ce bal? réprit le jeune homme après un instant de silence.

— Pourquoi pas? répondit M. Sabathier; vous savez que j'ai carte blanche, en dépit des principes exclusifs de la comtesse.

— En ce cas, je vous en prie, dit Adolphe, rendez-moi ce service; il s'agit, pour moi, de plus que d'une partie de plaisir.

— Ah! vous êtes curieux de voir le côté gauche dansant devant le faubourg Saint-Germain, comme David devant l'arche. Eh bien! soit. Venez me prendre mercredi à neuf heures et demie; surtout rappelez-vous votre parole: discret comme la tombe sur ce que vous venez d'entendre.

A ces mots M. Sabathier congédia son protégé, qui sortit du ministère en ruminant un projet assez machiavélique dont l'inspiration lui était venue tandis qu'il étudiait, du fond de sa cachette, la physionomie et les moindres gestes de la *femme sans reproche et sans peur*.

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N.ro 5.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,
tiré
DES MEILLEURS AUTEURS
TANT ANCIENS QUE MODERNES,
par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Le Pied d'Argile.

Par Charles de Bernard.

(Suite.)

V.

S'il est vrai, comme on l'a dit, que la vengeance soit le plaisir des dieux, consacrée à la défense d'une femme, cette passion acquiert une saveur plus enivrante encore; elle agit alors sur le cœur comme l'eau de feu sur le cerveau des Indiens sauvages. Parmi les hommes dont l'idole se trouve exposée à ces médisances de bonne compagnie, d'autant plus envenimées que le dard en est plus mielleux, il n'en est point qui n'éprouve parfois un désir effréné de broyer sous ses pieds la société tout entière, et qui, à propos d'un sourire moqueur, d'un regard ironique ou d'une plaisanterie perfide, ne répète en lui-même le vœu sanguinaire de Caligula. Il y a toujours dans l'amour véritable une certaine férocité endormie, mais prompte à s'éveiller, que le monde tolère, car il s'en amuse. Étranger aux maisons où madame de Versan avait ses habitudes, Dauriac s'était trouvé jusqu'alors à l'abri de ces piqûres qui, dans un salon, rendent le rôle d'un homme sensible comparable à celui du taureau dans la lice. Atteint à sa tendresse pour la première fois, il ressentit l'insulte avec l'irritable énergie des sensations nouvelles; la vivacité de son dépit lui rendit intolérable toute temporisation dans le châtiment qu'il méditait, et le chemin le plus court pour arriver à son but lui parut le meilleur, quelle qu'en pût être la difficulté ou la bizarrerie.

Du fond du cabinet où l'avait fait se cacher le chef de division, Adolphe n'avait pas perdu la moindre parole, le plus petit geste, la plus légère inflexion de voix de la comtesse de Chantevilliers. De cet examen minutieusement impitoyable, il tira sans hésiter une conclusion à laquelle un observateur désintéressé n'eût pas sans doute aussi brusquement accordé son assentiment.

— J'en suis sûr maintenant, se dit-il en sortant du ministère, ce diamant n'est que du strass; les ailes de cet ange sont collées avec de la cire, comme celles d'Icare; en un mot, cette vertu n'est que de l'hypocrisie. Il y a aussi des tartufes parmi les femmes, et celle-ci en est un, je le jurerais. L'austérité, la pruderie, la dévotion, l'intolérance qu'elle affecte dans le monde, ne sont qu'un masque qui peut imposer aux sots, mais dont je ne serai pas la dupe. Au fond elle est femme comme les autres, et peut-être davantage; cela se devine à son regard expressif, à sa prononciation traînante, et rien qu'à la manière dont elle porte son châle. A-t-elle fait assez de coquetterie pour ce vieux Sabathier! Supposez à la place du bonhomme un protecteur de quarante ans.... Elle est ambitieuse; avec cela une femme va loin, surtout quand son mari est un vieillard.

Une chose prouvée dès à présent, c'est que, s'il est vrai qu'elle ne distingue personne, et j'en doute, elle se trouve en revanche dans toutes les conditions qu'un adorateur entreprenant peut désirer. La question se réduit donc à découvrir cet adorateur titulaire ou exspectant. S'il existe, dès à présent ma vengeance est assurée; si l'emploi est vacant, il faut chercher quelqu'un pour le remplir.

Dauriac ralentit le pas, puis s'arrêta brusquement, en se croisant les bras sur la poitrine:

— Et pourquoi ne le remplirais-je pas moi-même cet emploi? se dit-il, tandis que ses yeux regardaient, sans la voir, la colonne de la place Vendôme, au pied de laquelle il était arrivé.

> Ah! qu'on est fier d'être Français,
> Quand on regarde la colonne,

lui chanta subitement dans l'oreille une voix de basse-taille.

Adolphe tourna la tête et se trouva en face de M. Groscassand (de la Gironde), qui reprit en riant:

— Quand même vous ne m'auriez pas avoué que vous êtes amoureux, je le devinerais à votre distraction; parions que je vous dis à quoi vous pensez!

Je parie que non, répondit Adolphe.

— Vous perdrez. Il y a douze ans, j'aurais bien pu vous chercher querelle à propos de vos extases, mais aujourd'hui les amendements de la loi Portalis ont plus d'intérêt pour moi que les plus beaux yeux du monde. Pour vous prouver combien je suis revenu de toutes ces folies sentimentales, je vais vous donner un conseil d'ami. Allez sur les boulevards, du côté de l'O-

au point de saluer la prem
espèce. Je suis sûr qu'un
drait pas un sourire plus
qu'elle vient de m'accorder
sourire-là m'aurait remué
manière, mais aujourd'hui
à la chambre où je comp
le projet de loi. Ils ne ri
ministres, je vous en répo
moi? Je vous ferai entrer.

— Je vous remercie,
craindrais de ne pouvoir
avec l'attention qu'il mérit

— Je comprends cela,
de bonhomie; je vous laiss
amoureuses; mais du haut
garde aux voitures; tout à
rue de la Paix, j'ai manqué
cabriolet en ruminant mon

Les deux amis se sép
homme reprit aussitôt le c
à peine interrompues par

— Pourquoi, se dit-il, n
ment de l'œuvre de justice
plir? Qui pourrait me serv
ferai moi-même? Plaire à c
la punir, ne serait-ce pas
Lui plaire! est-ce possible

Machinalement, Adolph
sur une glace encadrée da
gasin de porcelaines devai
s'y regarda un instant, et
destie, ne put s'empêcher
tivement la première des
de s'adresser.

— Mais est-ce loyal? r

qu'aurais-je à lui cacher? C'est pour elle et non pour moi que je veux plaire. Quel plaisir de dire à cette insolente créature: Vous m'aimez, n'est-ce pas? Eh bien! moi j'aime aussi; j'adore cette femme que vous avez insultée, et devant qui vous baisserez les yeux désormais, car je l'épouse et je n'ai que faire de votre amour.

Une réflexion arrêta Dauriac au milieu de l'exaltation que lui causait la perspective de son triomphe.

— M. Sabathier me présentera chez elle; c'est fort bien. Mais hier, au Jardin des Plantes, elle m'a regardé; que pensera-t-elle en me reconnaissant?

Au bout d'un instant, le jeune homme répondit victorieusement à cette nouvelle objection.

— Ces femmes qui trouvent moyen d'unir les prérogatives de la vertu aux plaisirs de la faiblesse, sont toutes des raffinées en amour. Celle-ci, j'en suis sûr, trouvera charmant de compléter son impertinence en enlevant un adorateur à madame de Versan. La rencontre d'hier doit donc me servir loin de me nuire; un homme qu'on croit aimé double de prix, et ma position pour commencer l'attaque est aussi favorable que je la puis désirer. Maintenant il faut se mettre à l'œuvre et jouer le Lovelace, rôle odieux et hasardé; mais mon amour pour Adrienne saura le purifier en le légitimant.

Si madame de Chantevilliers avait été laide et vieille, au lieu d'être très-belle et raisonnablement jeune, les scrupules d'Adolphe eussent peut-être parlé plus haut. De même qu'autrefois dans un duel un gentilhomme exigeait de son adversaire des preuves de noblesse, de même un

nées qui précédèrent le bal
me cachez quelque chose,
malheur, car jamais je ne
suis sûre que vous me pré
ces surprises que je vous a

— Je vous jure, dit Ad
m'avez pas défendu celle-là

— Mais, le ferais-je si

— Peut-être, répondit
riant; aussi ne la saurez-v
ne pourrez plus l'empêcher.

(*Suite.*)

Les Concerts d

A Paris on aime la mu
sans avoir la voix flexible
Italiens, l'oreille juste et
trepuntiste des Allemands,
de leur voix; ils chantent
quefois avec grâce; ils
entend les paroles, et qu
pretende que ce qui ne vau
dit, on le chante, il n'y a ri
que d'écouter sans entendre
dire à son voisin, apres un
„C'est fort joli, mais qu'est-

Le goût de la musique
répandu dans toutes les cl
que l'on voit des pianos che
guitares chez des couturier
des enlumineuses. Le gar
à jouer de la flûte, il s'e
avoir fermé la boutique d

cules, en revanche le Conservatoire nous forme des virtuoses; de son école sont sortis une foule de talents du premier ordre.

En voyant des enfants de dix ans faire courir leur main sur le piano avec la légèreté et l'aplomb d'un professeur; en écoutant ces jeunes violonistes se jouer des difficultés et manier l'archet avec une perfection désespérante, l'amateur qui jadis eût passé pour avoir un talent fort agréable, n'ose plus se faire entendre ni toucher à son instrument.

Et cependant, à Paris, les concerts d'amateurs sont généralement suivis, on y entend de bonne musique; l'orchestre, bien conduit, a du nerf, de l'ensemble. Mais, un moment, entendons-nous: ce qu'on appelle concert d'amateurs est une réunion dans laquelle il y a toujours au moins la moitié d'artistes, de professeurs, d'exécutants attachés à divers théâtres de la capitale; j'ai même assisté à des concerts d'amateurs dans lesquels il eût été difficile d'en trouver un seul parmi les musiciens. Dans la belle rotonde du Wauxhall, une société musicale a donné des concerts pendant plusieurs hivers. Ces réunions, que l'on nommait aussi modestement concerts d'amateurs, étaient fort suivies; une société brillante, des femmes élégantes, une salle bien éclairée, des symphonies, des solos bien exécutés, des morceaux de chant qui ne déchiraient pas les oreilles, tout devait concourir au succès de ces concerts. Mais dans cet orchestre qui venait d'enlever avec tant de précision une symphonie d'Haydn, je reconnaissais des musiciens de l'Opéra, des Bouffes ou de l'Opéra-Comique; cette chanteuse que l'on venait d'applaudir, je l'avais applaudie la veille dans *la Muette* ou *la Dame-Blanche;* ce virtuose était du Conservatoire; ce jeune violoncelle, avait remporté le premier ou le second prix; un autre arrivait de Rome. A coup sûr la présence de ces dames et de ces messieurs ne nuisait point au charme de la soirée; mais pour moi ce n'était plus un concert d'amateurs, c'était une réunion d'artistes.

Le véritable concert d'amateurs, celui où l'on trouve du comique à défaut d'ensemble, de la pretention au lieu de talent, des cris pour du chant, du bruit pour de l'harmonie; celui enfin dont, si vous avez l'oreille délicate, vous devez vous défier, comme un gourmand se défie de la fortune du pot; un gourmet, des liqueurs de famille; et un auteur, des pièces reçues à l'unanimité; savez vous où il s'est réfugié? dans les soirées hermaphrodites, qui ne sont ni bals ni concerts, et dans lesquelles cependant on danse et on fait de la musique. Ces soirées-là sont devenues fort communes à Paris: point de salons où il n'y ait un piano, point de demoiselle bien élevée qui ne sache en toucher; voilà déjà l'orchestre. Quand à ce piano vous pouvez joindre un amateur qui joue du violon, un autre qui souffle dans une flûte ou un hautbois, alors votre concert est formé; il y a toujours dans une réunion quelques personnes qui chantent, elles se chargeront de la partie vocale, et la maîtresse de la maison peut hardiment mettre dans ses billets d'invitation: On fera de la musique.

Je ne veux pas vous faire assister à une soirée de la Chaussée-d'Antin ou du faubourg Saint-Germain, on y sait chanter; Panseron ou Bruguières s'y font entendre; rien de ridicule, par conséquent rien de drôle; ce n'est pas encore là mon concert d'amateurs. Mais suivez-moi du côté de la porte Saint-Denis chez une dame qui a la manie de donner des concerts, qui croit que ces soirées musicales font sensation dans le monde, qu'incessamment il en sera question dans le *Musée de familles*. Il y a chez cette dame concert deux fois par semaine, et les autres jours on n'est occupé que de la rédaction du programme de la prochaine soirée. Vous pensez peut-être que la maîtresse de la maison est musicienne, qu'elle a une jolie voix; détrompez-vous, cette dame ne joue d'aucun instrument, ne sait pas une note, et n'a jamais pu mettre *Portrait charmant* sur l'air. Mais c'est en cela que les amateurs aiment sa maison, dans laquelle ils se donnent rendez-vous de préférence; ils savent qu'ils ne seront pas obligés d'entendre la sonate éternelle, et d'applaudir un morceau favori qu'ils connaissent par cœur, ce qui est presque inévitable lorsque l'amphitryon est lui-même musicien.

L'amateur véritable, celui qui est heureux lorsqu'il a fait son second violon dans un quatuor de Pleyel, ou risqué l'alto d'un quintette de Beethoven, ne s'inquiète nullement des personnes qui viendront l'écouter. Que lui importe que la réunion soit nombreuse et brillante, qu'il y ait de jolies femmes et du punch? ce qu'il veut trouver, ce sont les pupitres prêts, la musique placée, les bougies allumées et ses partenaires arrivés. Voyez-le entrer dans le salon, tenant son instrument sous le bras; sa toilette est négligée; mais il n'est pas venu pour faire le galant près des dames, il est venu pour faire de la musique; à peine si, en entrant, il jette quelques regards sur la société, il s'avance d'un air inquiet, il cherche la dame de la maison, et son salut est: „Ces messieurs sont-ils arrivés?“ Si la réponse est négative, sa figure s'allonge, ses sourcils se rapprochent, il murmure quelques mots qu'on n'entend point, et va s'asseoir dans un coin du salon où il fait la moue.

Mais les amateurs se font rarement attendre; pour eux, la soirée est toujours trop courte; il en est qui après trois quatuors sont encore fermes, vigoureux et ne voudraient pas quitter la place. Ce sont des intrépides, des anciens, des infatigables; ils feraient de la musique sur un carré s'il n'y avait pas de place dans l'appartement; ils ne se quittent jamais sans avoir leur rendezvous pris pour le lendemain. Rien ne les émeut, rien ne les trouble lorsqu'ils sont devant le pupitre; que les dames rient, que les hommes causent tout haut, ils ne font pas attention et vont toujours leur train: c'est pour eux qu'ils jouent, et en vérité ils ont raison.

Assistons à cette soirée musicale, allons-y de bonne heure pour tout voir, la petite pièce et la grande. Vraiment, ce n'est pas tout plaisir de donner des concerts, la maîtresse de la maison est sur les dents avant que sa soirée ne soit commencée; c'est que depuis le matin il a fallu s'occuper de l'accordeur, des instruments qu'on envoie chercher chez les exécutants, des cordes pour la harpe, des romances, des nocturnes qui ne se retrouvent pas, parce qu'on a prêté les unes et oublié les autres, des pupitres qui forcent à déplacer des chaises, et enfin, du morceau par lequel on commencera. C'est l'article le plus difficile, car en général personne ne veut commencer, si ce n'est les intrépides du quatuor, mais encore faut-il qu'ils soient tous quatre arrivés.

Je me trouve assis derrière une jeune personne qui n'est pas mal, qui pourrait même passer pour jolie si sa figure n'exprimait pas l'humeur, l'inquiétude, la contrariété; une vieille dame placée près d'elle, sa mère sans doute, lui parle avec feu, et la jeune personne répond de même; je puis savoir ce qui semble chagriner si fort cette demoiselle:

„— Vous chanterez, ma fille.“

„Non, maman, je ne chanterai pas. Je vous assure qu'il me serait impossible d'ouvrir la bouche devant tant de monde.“

„— Enfantillage que tout cela! je vous ai donné un maître de musique... Il dit que vous êtes en état de chanter en société... D'ailleurs je vous entends assez à la maison... vous chantez du matin jusqu'au soir.“

„— Mais, maman, c'est que je suis seule ou qu'on ne m'écoute pas... si vous saviez quelle peur j'éprouve rien qu'à l'idée que tout le monde va avoir les yeux sur moi... J'étouffe déjà... J'ai une sueur froide... Vous saviez bien que je n'en ai pas pu dîner.“

„— Raison de plus: il faut vaincre votre timidité... il faut vous habituer à chanter devant le monde. Je ne vous ai pas donné un maître de musique pour que vous ayez des sueurs froides.“

„— Eh bien, si on me force à chanter... vous verrez. Je me mettrai à pleurer!..“

„— Avisez-vous de cela, et demain je vous ôte votre piano.“

Pauvre fille! elle débutait déjà à faire sa partie en mettant un mouchoir sur ses yeux. Pendant ce temps, une autre demoiselle entrait dans le salon d'un air radieux, souriant à droite et à gauche, tandis que son père, qui lui donnait la main et semblait jouir d'avance des triomphes de sa fille, criait dès la porte d'entrée:

„— Nous voici... Ma fille a apporté tous ses morceaux!... italiens et français!... barcarolles et bolero. Hier, elle a chanté divinement dans une soirée où il y avait des habitués de l'Opéra... Dieu! quel succès elle a eu!... C'était étourdissant...“

La demoiselle reçoit les éloges comme un conquérant reçoit les clefs d'une ville. Elle salue à demi, traverse le salon avec monsieur son père qui ne cesse de répéter: „Dieu! comme ma fille a chanté hier!...“ et elle va s'asseoir dans une bergère d'où elle semble planer sur la compagnie qui la regarde comme une célébrité!

Mais attention! voici les intrépides: le premier violon, ancien employé dans une administration, se consolant d'être à la retraite parce qu'il peut se donner entièrement à la musique; répétant le matin ce qu'il jouera le soir; ayant pour son violon tous les petits soins, toutes les attentions d'un amant pour sa maîtresse; le mettant près de lui dans son lit, parce que la chaleur des draps rend, dit-on, les sons plus doux, et se promettant de faire le voyage d'Italie pour rapporter des cordes de Naples.

Le second violon est un jeune homme pâle, brun, nerveux; il a l'air, en jouant, d'avoir des crispations; on croirait qu'il est en colère; il y a de la fureur dans son coup d'archet, de l'emportement dans ses arpéges, de la brutalité dans sa mesure, et cependant tout cela vient du plaisir qu'il éprouve à faire de la musique.

L'alto est un gros réjoui, souriant à chacun, riant d'avance en prenant le *la* très-fort sur son instrument, mais enchanté quand il a escamoté un trait, et cherchant alors un sourire de satisfaction sur chaque physionomie. C'est un homme d'affaires qui n'en fait jamais, qui ne connaît même rien aux siennes, mais qui termine tout par son mot favori: „*Ça ira.*“ Et ça ne va pas mieux que son archet sur l'alto.

Silence! voici venir la basse! c'est un personnage très-respectable qu'une basse! on le flatte, on le choie, on le complimente. Pourquoi? A-t-il plus de talents que les autres amateurs? Non, il en a moins quelquefois; mais il joue de la basse, et l'on trouve une foule de violonistes, de pianistes, etc., tandis qu'il est fort difficile de trouver un amateur qui se soit adonné à la basse, instrument ingrat, et qu'il n'est pas commode de porter avec soi.

Le concert va commencer: la maîtresse de la maison va et vient, tâche de faire asseoir tout son monde afin qu'on se tienne tranquille, car il faut se défier dans un concert des jeunes gens qui restent debout. Ils chuchoteront entre eux, ils remueront, ils changeront de place si le morceau les ennuie; ils sont même capables de s'en aller tout à fait, et cela fait toujours un mauvais effet.

Enfin, le coup d'archet est donné. La société garde un religieux silence pendant les vingt premières mesures, mais bientôt s'établissent les conversations à demi-voix, qui font le tour du salon, comme le bourdonnement d'une chauve-souris; les dames se regardent, pour se critiquer; les hommes parlent politique ou théâtre. Quelques amis ou parents des exécutants lâchent bien des *chut! silence!...* puis font entendre des *bravo!... très-bien!... enlevé!...* mais cela fait peu d'impression sur la société. Au reste, les intrépides, qui sont tout à leur musique, ont trop affaire avec leur instrument pour s'occuper de ce qui se passe autour d'eux; c'est déjà beaucoup de tâcher d'aller tous quatre ensemble; quant à l'alto, il est presque continuellement de deux mesures en arrière, mais cela le fait rire, et lorsqu'il finit sans s'être rattrapé, il ne manque pas de dire: *Ça ira.*

Le quatuor est terminé. Les claques obligées partent de plusieurs points de la salle. Ces messieurs sont contents d'eux et prêts à recommencer; mais déjà un beau monsieur s'est placé au piano, et avec cette assurance de quelqu'un qui se croit infiniment plus de talent que tous ceux qui l'écoutent, il nous chante l'air d'*Il Barbiere.* Cet air-là a passé par de bien cruelles épreuves; on veut le chanter partout! Je l'ai même entendu aux *Folies dramatiques,* dans une représentation à bénéfice, et Dieu sait la figure que faisaient ces messieurs et ces dames du paradis, pendant qu'on leur chantait: *Figaro si, Figaro la!*

Dans un concert d'amateurs on est toujours poli, du moins on tâche de ne pas rire tout haut. Néanmoins, ce beau monsieur n'obtient qu'un pâle succès, ce qu'on appellerait au théâtre succès d'estime. Cela ne saurait satisfaire quelqu'un qui pensait qu'on allait se pâmer en l'écoutant: aussi se lève-t-il du piano d'un air piqué, en s'éloignant il fait tomber les mouchettes et ne les ramasse pas; il marche sur les pieds du père enthousiaste de sa fille, et c'est celui-ci qui lui demande excuse; enfin il bouleverse les pupitres du quatuor et va se jeter sur une ottomanne en murmurant: „Je n'aurais pas dû chanter cela ici!... C'est trop fort pour eux."

La dame de la maison, qui met tous ses soins à varier les morceaux, est allée prendre dans un coin du salon un petit garçon qu'elle ramène en s'écriant: — „A votre tour, petit ami... Une sonate... Un air varié sur le piano... Messieurs et dames, vous allez l'entendre... il n'a pas encore onze ans... et... vous allez l'entendre."

Cette dame me rappelait en ce moment ces gens qui font voir des phénomènes, des monstres, des animaux savants; j'avais cru d'abord que *petit ami* allait faire la roue au milieu du salon. En le voyant s'asseoir sans hésiter devant le piano, je prête une oreille attentive, et j'entends un petit bonhomme de onze ans qui touche du piano comme un enfant de dix ans; c'était bien amusant pour la société!

Vient ensuite un monsieur bossu, qui donnait du cor. Il entonne un air de chasse, des fanfares, des rappels, et son air est coupé par des repos pendant lesquels il imite les aboiements des chiens, les cris des traqueurs, les gémissements du cerf; c'est un tapage à ne pas s'entendre.

„— Je crois que ce monsieur a l'intention de nous *chasser* tous!" dit une dame que cette musique ne semble pas amuser. „S'il continue, il y réussira."

J'étais tout à fait de l'avis de cette dame. Enfin, le monsieur bossu a terminé son morceau; mais en revenant s'asseoir à sa place, il promet d'imiter le sanglier à la prochaine soirée. Et moi je me promets de ne pas y venir.

C'est le tour de la demoiselle qui a si bien chanté la veille, à ce que dit monsieur son père. Un jeune homme, qui va l'accompagner, la conduit au piano.

„— Mon père, voulez-vous m'apporter ma musique?" dit la demoiselle d'un air grandiose.

„— Tout de suite! sur-le-champ!" répond le papa en courant à travers le salon, en bousculant tout le monde pour se faire faire place, et en courant dans l'antichambre d'où il revient avec un énorme rouleau, qu'il développe en chemin.

„— Voilà... voilà ta musique... Quel morceau chantes-tu?"

„— Mais... je ne sais pas... Qu'est-ce que je vais chanter?"

„— Oh! tu as de quoi choisir là dedans... Voici de l'italien... *la Dona du lac.*"

„— Non, je chanterai du français ce soir..."

„— Alors... voici le morceau du *Pré aux Clercs* que tu as si bien chanté hier... c'est superbe cela..."

„— Oh! mais... je suis fatiguée de le chanter..."

„— Tiens... veux-tu l'air: *Quel plaisir d'être en voyage!* de *Jean de Paris?..*" (Le papa fredonne en battant la mesure avec sa tête:) „Quel plaisir! d'être... en voy... age... Jamais... l'œil..."

„— Papa, j'aimerais mieux autre chose..."

„— Autre chose... Attends, c'est cela qui est beau! un air de *la Vestale*... Je les sais tous moi! (Le papa fredonne de nouveau:) *Oh... des infor... tunés! dé... esse tu... uté... laire... re.*"

„— Ah! c'est trop triste cela!"

Pendant cette conversation entre le père et la fille, la société se regardait, les uns en souriant, les autres en bâillant; et l'un des intrépides disait d'un air d'impatience; „Nous aurions pu faire un quatuor pendant que cette demoiselle se serait décidée pour ce qu'elle veut chanter."

Enfin, le choix est fait: c'est l'air du *Serment* qu'on va nous faire entendre. Avant que sa fille commence, le papa veille à ce qu'on soit assis, que les portes soient fermées, et les con-

versations terminées, puis il s'assied lui-même presque au milieu du salon pour mieux juger de l'effet que sa fille va produire; mais le succès ne répond pas à son espérance. La chanteuse fausse plusieurs passages, en manque d'autres, se trompe de mouvement, et déjà quelques personnes disent à demi-voix: „— C'est bien dommage que nous ne l'ayons pas entendue chanter hier.“

„— Elle a un chat!“ s'écrie le papa qui est mystifié du peu de succès de sa fille... „Certainement, elle a un chat dans la gorge.“

„— Elle en au moins deux ou trois!“ dit le monsieur qui a chanté l'air du Barbier. Enfin les chants ou plutôt cris ont cessé. Le papa va chercher sa fille en lui disant: „— Tu es fatiguée!... Tu avais trop bien chanté hier!...“ Puis il fait le tour du salon pour affirmer à toutes les personnes de la société que sa fille a un chat.

De tels incidents ne sont pas la partie la moins amusante d'un concert d'amateurs; les réunions seraient froides sans de tels épisodes; que dire en effet d'un monsieur qui vient ensuite nous donner un solo de flûte? ce n'est pas assez bien pour fixer, captiver l'attention; ce n'est pas assez mal pour faire rire, et en toutes choses l'absence de défauts ou de qualités produit la monotonie.

J'espérais pour cette jeune personne que j'ai vue pleurer, que l'on ne penserait pas à la faire chanter; mais la maman a fait signe à la maîtresse de la maison, celle-ci vient la chercher; elle veut résister... mais l'une la tire en avant, l'autre la pousse par derrière, il faut qu'elle cède. Elle marche au piano comme une victime irait à l'autel.

Je veux essayer de calmer sa frayeur. Je m'approche du piano, et je dis à cette pauvre petite qui semble prête à s'évanouir:

„— Mademoiselle, vous craignez de chanter devant le monde, mais remettez-vous... Si cela vous est agréable, on ne vous écoutera pas... Je vais faire causer... rire ces messieurs... Je ferai du bruit... je casserai même quelque chose si cela est nécessaire: pendant ce temps-là vous pourrez chanter sans qu'on s'en aperçoive.“

„— Ah! monsieur, que vous êtes bon!“ me répond la jeune personne en joignant les mains. Je fais aussitôt ce que j'ai dit. Je vais causer bien haut, j'ai l'air d'avoir quelque chose de fort intéressant à raconter; on se lève, on m'entoure; pendant ce temps, ma demoiselle chante sa modeste romance. Il y a bien quelques personnes qui me crient: „— Mais, monsieur, on chante!“ Je vais toujours mon train. Ce n'est qu'au dernier couplet que je me tais, car j'ai entendu que la voix se rassurait, que la frayeur se dissipait; je crois que l'on osera être écoutée... En effet, elle a chanté fort bien son dernier couplet, et cependant on ne faisait plus de bruit. Pauvre petite! elle est rouge comme une cerise en finissant, car elle s'est aperçue qu'on l'écoutait; mais on l'applaudit, et elle est bien contente en retournant se placer près de sa mère.

Après viennent les duos, puis les chansonnettes de *Jean Jean;* c'est un ancien parfumeur qui se charge d'égayer la société, parce que sa femme prétend qu'il est très-fort sur la gaudriole; mais déjà l'on songe à la retraite, et tandis que ce monsieur fait rire sa femme, son fils et sa sœur, qui se sont groupés autour de lui, la société prend congé en promettant de revenir au prochain concert.

Que conclurons-nous de tout cela? Que la musique faite par des amateurs n'amuse guère que ceux qui la font; qu'à Paris les concerts d'artistes, nommés modestement concerts d'amateurs, ont tué ces derniers; et qu'enfin, dans une soirée musicale, ce qu'on entend avec le plus de plaisir, c'est une contredanse.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N.^ro^ 6.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par ***O. L. B. WOLFF***, PROF. ET DR., et ***C. SCHÜTZ***, DR.

Xavier de Maistre.

Graf Xavier de Maistre, Bruder des bekannten eifrigen Katholiken und Politikers, stammt aus einem alten französischen Geschlechte und ward 1764 in Chambéri geboren. Nachdem er eine vortreffliche Erziehung genossen trat er in Kriegsdienste und war zuerst Offizier bei der sardinischen Marine. Später schloß er sich dem Feldmarschall Suwarow an, machte unter demselben den italienischen Feldzug mit und folgte seinem großen Gönner dann nach Rußland, wo er eine Anstellung im Heere erhielt und bis zum Generalmajor avancirte. Im Jahre 1794 erschien zuerst seine, in fast alle europäischen Sprachen übersetzte, humoristische Zimmerreise, (Voyage autour de ma chambre), welche ihm außerordentlichen Beifall erwarb, so daß man ihn dem berühmten Sterne (Verfasser des Tristram Shandy und der Sentimental Journey) an die Seite setzte. Dieser Vergleich hinkt indessen, wie nach dem Sprichworte alle. Beide Humoristiker nahmen allerdings das menschliche Herz mit seinen Launen und Eigenthümlichkeiten zum Gegenstande ihrer Darstellung, aber de Maistre's Philosophie ist immer heiter und sanft und hat niemals jenen bitteren Ton den alle Schriften Sterne's fast fortwährend zeigen; der französische Autor lacht freimüthig über menschliche Fehler und Schwachen aber seine Gutmüthigkeit bleibt vorherrschend, während der englische Humorist satyrisch und beißend erscheint und mehr spottet als scherzt. Was de Maistre's Buche einen vorzüglichen Werth verleiht nächst dem eleganten, correcten und reinen Styl desselben, ist die feine Analyse der Empfindungen und die Gewandtheit im Uebergange von der einen zur anderen, neben der großen Tiefe und Innigkeit des Gefühls. Diese letzteren hat er noch mehr beurkundet in seiner Erzählung Le lépreux de la cité d'Aoste, die ein wahres Meisterstück ist. Es möchte schwer werden, rührender und zugleich einfacher das wärmste Mitgefühl des Lesers zu erregen als durch die lebendige Darstellung der stummen Verzweiflung eines Unglücklichen, den eine der schrecklichsten Krankheiten dem Abscheu seiner Mitmenschen Preis giebt. Eben so vortrefflich weiß er in einer anderen Erzählung la jeune Sibérienne (derselbe Gegenstand wurde später von Madame Cottin ausführlich unter dem Titel: Elisabeth ou les Exilés en Sibérie bearbeitet) die herzliche kindliche Liebe, die der größten Aufopferung mit Freuden fähig ist, zu schildern. —

Außer jenen bereits genannten Schriften, verfaßte Graf de M. noch: Expédition nocturne autour de ma chambre, ein Seitenstück zu der Zimmerreise, das ihr aber keineswegs nachsteht und Les prisonniers du Caucase, eine treffliche kleine Erzählung. Die beste, eleganteste und correcteste Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften erschien kürzlich in Paris bei Charpentier, 1839, 1. B. in 8.

Le Lépreux de la Cité d'Aoste.

Ah! little think the gay licencious proud,
Whom pleasure, power and affluence surround...
Ah! little think they, while they dance along...
How many pine!... how many drink the cup
Of baleful grief!... how many shake
With all the fiercer tortures of the mind!

(THOMPSON'S SEASONS. *The Winter.*)

La partie méridionale de la cité d'Aoste est presque déserte, et paraît n'avoir jamais été fort habitée. On y voit des champs labourés et des prairies terminées d'un côté par les remparts antiques que les Romains élevèrent pour lui servir d'enceinte et de l'autre par les murailles de quelques jardins. Cet emplacement solitaire peut cependant intéresser les voyageurs. Auprès de la porte de la ville on voit les ruines d'un ancien château, dans lequel, si l'on en croit la tradition populaire, le comte René de Chalans, poussé par les fureurs de la jalousie, laissa mourir de faim, dans le quinzième siècle, la princesse Marie de Bragance, son épouse: de là le nom de *Bramafan* (qui signifie *cri de la faim*), donné à ce château par les gens du pays. Cette anecdote, dont on pourrait contester l'authenticité, rend ces masures intéressantes pour les personnes sensibles qui la croient vraie.

Plus loin, à quelques centaines de pas, est une tour carrée, adossée au mur antique, et construite avec le marbre dont il était jadis revêtu: on l'appelle *la Tour de la Frayeur*, parce que le peuple la crut long-temps habitée par des revenans. Les vieilles femmes de la cité d'Aoste se ressouviennent fort bien d'en avoir vu sortir, pendant les nuits sombres, une grande femme blanche, tenant une lampe à la main.

Il y a environ quinze ans que cette tour fut réparée par ordre du gouvernement et entourée d'une enceinte, pour y loger un lépreux et le séparer ainsi de la société, en lui procurant tous les agrémens dont sa triste situation était susceptible. L'hôpital de Saint-Maurice fut chargé de pourvoir à sa subsistance, et on lui fournit quelques meubles, ainsi que les instrumens nécessaires pour cultiver un jardin. C'est là qu'il vivait depuis long-temps, livré à lui-même, ne voyant jamais personne, excepté le prêtre qui de temps en temps allait lui porter les secours de la religion, et l'homme qui, chaque semaine, lui apportait ses provisions de l'hôpital. — Pendant la guerre des Alpes, en l'année 1797, un militaire, se trouvant à la cité d'Aoste, passa un jour, par hasard, auprès du jardin du lépreux, dont la porte était entr'ouverte, et il eut la curiosité d'y entrer. Il y trouva un homme vêtu simplement, appuyé contre un arbre et plongé dans une profonde méditation. Au bruit que fit l'officier en entrant, le solitaire, sans se retourner et sans regarder, s'écria d'une voix triste: *Qui est là, et que me veut-on?* Excusez un étranger, répondit le militaire, auquel l'aspect agréable de votre jardin a peut-être fait commettre une indiscrétion, mais qui ne veut nullement vous troubler. *N'avancez pas*, répondit l'habitant de la tour en lui faisant signe de la main, *n'avancez pas; vous êtes auprès d'un malheureux attaqué de la lèpre.* Quelle que soit votre infortune, répliqua le voyageur, je ne m'éloignerai point; je n'ai jamais fui les malheureux: cependant, si ma présence vous importune, je suis prêt à me retirer.

Soyez le bien venu, dit alors le lépreux en se retournant tout-à-coup, *et restez, si vous l'osez après m'avoir regardé.* Le militaire fut quelque temps immobile d'étonnement et d'effroi à l'aspect de cet infortuné que la lèpre avait totalement défiguré. Je resterai volontiers, lui dit-il, si vous agréez la visite d'un homme que le hasard conduit ici, mais qu'un vif intérêt y retient.

LE LÉPREUX.

De l'intérêt!... Je n'ai jamais excité que la pitié.

LE MILITAIRE.

Je me croirais heureux si je pouvais vous offrir quelque consolation.

LE LÉPREUX.

C'en est une grande pour moi de voir des hommes, d'entendre le son de la voix humaine, qui semble me fuir.

LE MILITAIRE.

Permettez-moi donc de converser quelques momens avec vous et de parcourir votre demeure.

LE LÉPREUX.

Bien volontiers, si cela peut vous faire plaisir. (En disant ces mots, le lépreux se couvrit la tête d'un large feutre dont les bords rabattus lui cachaient le visage). Passez, ajouta-t-il, au midi. Je cultive un petit parterre de fleurs qui pourront vous plaire; vous en trouverez d'assez rares. Je me suis procuré les graines de toutes celles qui croissent d'elles-mêmes sur les Alpes, et j'ai tâché de les faire doubler et les embellir par la culture.

LE MILITAIRE.

En effet, voilà des fleurs dont l'aspect est tout-à-fait nouveau pour moi.

LE LÉPREUX.

Remarquez ce petit buisson de roses, c'est le rosier sans épines, qui ne croît que sur les hautes Alpes; mais il perd déjà cette propriété, et il pousse des épines à mesure qu'on le cultive et qu'il se multiplie.

LE MILITAIRE.

Il devrait être l'emblème de l'ingratitude.

LE LÉPREUX.

Si quelques-unes de ces fleurs vous paraissent belles, vous pouvez les prendre sans crainte, et vous ne courrez aucun risque en les portant sur vous. Je les ai semées, j'ai le plaisir de les arroser et de les voir; mais je ne les touche jamais.

LE MILITAIRE.

Pourquoi donc?

LE LÉPREUX.

Je craindrais de les souiller, et je n'oserais plus les offrir.

LE MILITAIRE.

A qui les destinez-vous?

LE LÉPREUX.

Les personnes qui m'apportent des provisions de l'hôpital ne craignent pas de s'en faire des bouquets. Quelquefois aussi les enfans de la ville se présentent à la porte de mon jardin. Je monte aussitôt dans la tour, de peur de les effrayer ou de leur nuire. Je les vois folâtrer de ma fenêtre et me dérober quelques fleurs. Lorsqu'ils s'en vont, ils lèvent les yeux vers moi: *Bonjour, Lépreux,* me disent-ils en riant, et cela me réjouit un peu.

LE MILITAIRE.

Vous avez su réunir ici bien des plantes différentes: voilà des vignes et des arbres fruitiers de plusieurs espèces.

LE LÉPREUX.

Les arbres sont encore jeunes: je les ai plantés moi-même, ainsi que cette vigne, que j'ai fait monter jusqu'au-dessus du mur antique que voilà, et dont la largeur me forme un petit promenoir; c'est ma place favorite... Montez le long de ces pierres; c'est un escalier dont je suis l'architecte. Tenez-vous au mur.

LE MILITAIRE.

Le charmant réduit! et comme il est bien fait pour les méditations d'un solitaire.

LE LÉPREUX.

Aussi je l'aime beaucoup: je vois d'ici la campagne et les laboureurs dans les champs; je vois tout ce qui se passe dans la prairie, et je ne suis vu de personne.

LE MILITAIRE.

J'admire combien cette retraite est tranquille et solitaire. On est dans une ville, et l'on croirait être dans un désert.

LE LÉPREUX.

La solitude n'est pas toujours au milieu des forêts et des rochers. L'infortuné est seul partout.

LE MILITAIRE.

Quelle suite d'événemens vous amena dans cette retraite? Ce pays est-il votre patrie?

LE LÉPREUX.

Je suis né sur les bords de la mer, dans la principauté d'Oneille, et je n'habite ici que depuis quinze ans. Quant à mon histoire, elle n'est qu'une longue et uniforme calamité.

LE MILITAIRE.

Avez-vous toujours vécu seul?

LE LÉPREUX.

J'ai perdu mes parens dans mon enfance et je ne les connus jamais. une sœur qui me res-

tait est morte depuis deux ans. Je n'ai jamais eu d'ami.

LE MILITAIRE.

Infortuné!

LE LÉPREUX.

Tels sont les desseins de Dieu.

LE MILITAIRE.

Quel est votre nom, je vous prie?

LE LÉPREUX.

Ah! mon nom est terrible! je m'appelle *le Lépreux!* On ignore dans le monde celui que je tiens de ma famille et celui que la religion m'a donné le jour de ma naissance. Je suis *le Lépreux*; voilà le seul titre que j'ai à la bienveillance des hommes. Puissent-ils ignorer éternellement qui je suis!

LE MILITAIRE.

Cette sœur que vous avez perdue vivait-elle avec vous?

LE LÉPREUX.

Elle a demeuré cinq ans avec moi dans cette même habitation où vous me voyez. Aussi malheureuse que moi, elle partageait mes peines, et je tâchais d'adoucir les siennes.

LE MILITAIRE.

Quelles peuvent être maintenant vos occupations, dans une solitude aussi profonde?

LE LÉPREUX.

Le détail des occupations d'un solitaire tel que moi ne pourrait être que bien monotone pour un homme du monde, qui trouve son bonheur dans l'activité de la vie sociale.

LE MILITAIRE.

Ah! vous connaissez peu ce monde qui ne m'a jamais donné le bonheur. Je suis souvent solitaire par choix, et il y a peut-être plus d'analogie entre nos idées que vous ne le pensez: cependant, je l'avoue, une solitude éternelle m'épouvante; j'ai de la peine à la concevoir.

LE LÉPREUX.

Celui qui chérit sa cellule y trouvera la paix. L'Imitation de Jésus-Christ nous l'apprend. Je commence par éprouver la vérité de ces paroles consolantes. Le sentiment de la solitude s'adoucit aussi par le travail. L'homme qui travaille n'est jamais complètement malheureux, et j'en suis la preuve. Pendant la belle saison, la culture de mon jardin et de mon parterre m'occupe suffisamment: pendant l'hiver, je fais des corbeilles et des nattes; je travaille à me faire des habits; je prépare chaque jour moi-même ma nourriture avec les provisions qu'on m'apporte de l'hôpital, et la prière remplit les heures que le travail me laisse. Enfin l'année s'écoule, et lorsqu'elle est passée, elle me paraît encore avoir été bien courte.

LE MILITAIRE.

Elle devrait vous paraître un siècle.

LE LÉPREUX.

Les maux et les chagrins font paraître les heures longues; mais les années s'envolent toujours avec la même rapidité. Il est d'ailleurs encore, au dernier terme de l'infortune, une jouissance que le commun des hommes ne peut connaître, et qui vous paraîtra bien singulière, c'est celle d'exister et de respirer. Je passe des journées entières de la belle saison, immobile sur ce rempart, à jouir de l'air et de la beauté de la nature: toutes mes idées alors sont vagues, indécises; la tristesse repose dans mon cœur sans l'accabler; mes regards errent sur cette campagne et sur les rochers qui nous environnent; ces différens aspects sont tellement empreints dans ma mémoire, qu'ils font, pour ainsi dire, partie de moi-même, et chaque site est un ami que je vois avec plaisir tous les jours.

LE MILITAIRE.

J'ai souvent éprouvé quelque chose de semblable. Lorsque le chagrin s'appesantit sur moi, et que je ne trouve pas dans le cœur des hommes ce que le mien désire, l'aspect de la nature et des choses inanimées me console; je m'affectionne aux rochers et aux arbres, et il me semble que tous les êtres de la création sont des amis que Dieu m'a donnés.

(Suite.)

Le Pied d'Argile.

Par Charles de Bernard.

(Suite.)

Le mercredi suivant, à dix heures du soir environ, M. Sabathier et son protégé firent leur entrée dans les salons de madame de Chantevilliers, où une réunion plus brillante encore que nombreuse commençait à se trouver à l'étroit. La comtesse accueillit le vieux chef de division par un gracieux sourire, et, quoique fort occupée, le retint un instant pour lui adresser quelques-unes de ces cajoleries féminines auxquelles sont habitués les hommes en crédit. Quant à Dauriac, il n'obtint, en retour d'un salut où il avait déployé toute son élégance, qu'un léger signe de tête accompagné d'un regard distrait.

— Il paraît qu'elle ne me reconnaît pas, se dit-il en se mordant involontairement la lèvre, car, ainsi que tous les jolis garçons, Adolphe n'imaginait pas qu'il fût possible d'oublier si promptement sa figure.

— Maintenant, lui dit M. Sabathier, il faut que je vous présente au maître du logis. Je l'aperçois près de la porte par où nous sommes entrés; tâchons de rétrograder jusqu'à lui.

Le comte de Chantevilliers était un vieillard bien portant, dont la figure distinguée offrait l'expression froide et sérieuse que produit habituellement la vie magistrale. Habile à masquer sa nullité par une réserve qui, aux yeux de beaucoup de gens, paraissait de la dignité, il parlait peu, afin d'avoir l'air de penser beaucoup. A la chambre, il passait pour jurisconsulte; à la cour royale de Bordeaux, ses collègues le regardaient comme une capacité politique. Ainsi qu'à tous les gens qui ont à la fois besoin de servir et d'être servis, il lui fallait un maître et des laquais; le sort lui avait donné les uns et il avait trouvé l'autre dans sa femme. Avant la révolution M. de Chantevilliers eût troqué son château contre une mansarde dans les greniers de Versailles; en 1828 il faisait de la courtisanerie parlementaire, plus encore par caractère que par ambition. Dans un salon il était le premier à commencer le cercle autour d'un ministre ou du personnage important; mais avec ses inférieurs, et quelque fois même avec ses égaux, il prenait sa revanche. Se promenait-il avec quelques-uns de ces derniers, par exemple, tous les vingt pas il faisait un temps de halte, forçant ainsi ses interlocuteurs à l'imiter, puis il se remettait en marche le premier. C'était une manière indirecte de proclamer sa supériorité, et cette petite manœuvre vaniteuse n'était pas la seule qu'il mît en pratique dans la même intention.

Au moment où le député ministériel rendait à M. Sabathier et à Dauriac leurs saluts, le laquais chargé d'annoncer les invités jeta aux échos aristocratiques du salon le nom pompeusement bourgeois de M. Groscassand (de la Gironde).

— Maître Groscassand, dit le président de chambre en tournant la tête d'un air désagréablement surpris, que vient-il faire ici? Madame de Chantevilliers lui a donc envoyé une invitation. Je ne la reconnais pas là.

— Et moi je la reconnais, dit à demi-voix M. Sabathier, qui échangea un sourire d'intelligence avec son compagnon.

L'orateur bordelais s'arrêta un instant à la porte du salon, comme fait un acteur important qui *prend un temps*, à son entrée en scène. Cette halte était sans doute destinée à laisser aux assistants le loisir de repaître leurs regards de l'homme célèbre qui se présentait. Mais il était entré dans le bal, depuis une heure, tant d'illustrations de tout genre, ambassadeurs, ministres, pairs de France, littérateurs, gentilshommes de races historiques, femmes à la mode, qu'à l'exception du groupe où se trouvait le maître de la maison, personne ne fit attention à M. Groscassand (de la Gironde), malgré la seigneurie départementale qu'il avait, de son bon plaisir, inféodé à son nom patronymique, selon l'usage de plus d'un député patriote. Voyant son effet manqué, le représentant de la nation se pinça dédaigneusement les lèvres, et insinua la main droite sous le revers de son habit boutonné

jusqu'au menton. Dans cette attitude tribunitienne, il s'avança vers l'amphytrion ministériel, qui le regardait venir d'un air grave, et sans faire un seul pas à sa rencontre. Quelle que fût l'importance acquise de jour en jour par son nouveau collègue, le président de cour royale ne pouvait s'empêcher de voir en lui l'avocat qu'il était habitué à regarder, à Bordeaux, du haut de sa dignité magistrale, et à la distance qui sépare la barre du banc de justice. Les deux hommes se saluèrent avec une froideur mutuelle car si M. de Chantevilliers avait la morgue des anciens parlementaires, M. Groscassand possédait au plus haut degré la susceptibilité pointilleuse de sa profession. Après avoir rempli ses devoirs de politesse envers le maître du logis, l'avocat-député passa outre d'une façon fort dégagée, et avisa tout à coup Dauriac.

— Que diantre venez-vous faire dans cette galère? lui dit-il en lui prenant familièrement le bras.

— Ce que vous y venez probablement faire vous-même, répondit le jeune homme avec un sourire.

— Je sors de notre réunion de la rue Grange-Batelière, et avant d'aller finir ma soirée chez Laffitte, je viens passer ici une heure. Ce que je vois n'est pas mal; cela ne manque pas d'une certaine élégance; mais, chez Laffitte, c'est tout autre chose. Pour le faste, vive la banque! Devant elle la gentilhommerie est obligée de baisser pavillon.

— Et pour aller de la rue Grange-Batelière à la rue d'Artois, vous prenez par le faubourg Saint-Germain, dit Adolphe; il paraît que vous n'avez pas peur de fatiguer vos chevaux.

— Des chevaux de fiacre! est-ce que ça me regarde? Ah ça! vous avez donc trouvé un moyen de pénétrer dans le sanctuaire de cette belle inhumaine?

— Mais vous, par quel hasard vous y vois-je? Vous ne m'aviez pas dit, l'autre jour, que vous étiez invité.

— Je ne l'étais pas encore, répondit M. Groscassand. Ce n'est qu'en sortant de la chambre que j'ai trouvé chez moi la lettre officielle. Le procédé d'abord m'a paru sans façon. M'inviter, moi, l'avant-veille du bal! Je voulais refuser, car il ne me convient pas, à moi dont le grand-père était laboureur, et je m'en glorifie, il ne me convient pas, dis-je, de me laisser traiter légèrement par un petit gentillâtre comme Chantevilliers. Mais, en me rappelant le sourire de la comtesse sur le boulevard, j'ai senti s'humaniser mon orgueil; l'invitation vient d'elle, j'en suis sûr, car jamais M. le président n'aurait daigné adresser une politesse à un avocat. Il serait ridicule alors de me montrer pointilleux sur l'étiquette. Qui dit femme dit reine; ainsi donc, me voilà. Où est-elle, cette belle tigresse?

— Dans le second salon, répondit Dauriac, qui ne put s'empêcher de sourire de l'air cavalièrement évaporé avec lequel le gros député venait de prononcer ces dernières paroles.

VI.

M. Groscassand serpenta entre deux contredanses en train de se former, frayant la route à son interlocuteur, qui désirait mettre à profit sa soirée. Après une traversée dont le succès parut quelque temps douteux, ils réussirent enfin à percer le groupe qui entourait madame de Chantevilliers. A la vue de son ancien adorateur, qui s'inclinait devant elle de manière à lui montrer le haut de sa tonsure, la comtesse interrompit une phrase qu'elle adressait à l'envoyé d'une petite puissance du Nord, et, souriant au nouveau venu:

— M. de Chantevilliers, lui dit-elle, sera bien reconnaissant de l'honneur que vous nous faites, car il le désirait vivement. Pour moi, monsieur, je l'espérais à peine. Vous paraissez attacher si peu de prix à la société de vos compatriotes! Depuis plus de deux mois que vous êtes à Paris, vous ne vous êtes donc pas rappelé une seule fois que nous sommes de la même ville?

— Madame, je n'aurais pas osé croire que vous vous en souveniez vous-même, répondit M. Groscassand, qui, n'ayant jamais été admis dans le salon de la comtesse pendant leur sé-

jour commun en province, se trouva presque déconcerté par la gracieuseté inattendue de cet accueil.

— J'ai reçu hier des lettres de Bordeaux, reprit madame de Chantevilliers; j'ai appris que madame votre sœur vient d'accoucher heureusement d'un garçon; elle n'avait eu, je crois, que des filles jusqu'à présent; c'est un grand événement pour votre famille, et j'y prends une part sincère. Madame Lhéritier est une femme si aimable, si distinguée.

— Ma sœur.... mon neveu.... ma famille... se dit le député qui cette fois s'inclina sans rien trouver à répondre.—Veut-elle se moquer de moi, elle qui, au bal de la préfecture à Bordeaux, a fait une impertinence à ma sœur en changeant de place pour ne pas rester assise à côté d'une bourgeoise?

L'arrivée d'un vieux duc et pair, portant de la poudre à ses cheveux et la plaque du Saint-Esprit sur son habit, força la comtesse d'interrompre une conversation dont elle semblait faire les frais sans ennui.

— Je reste chez moi tous les mercredis, dit-elle au député libéral qui s'effaçait pour faire place au vieillard; on me trouve aussi souvent les autres jours; quand vos graves occupations vous le permettront et que vous aurez envie de causer de Bordeaux...

La comtesse n'acheva pas sa phrase; mais son regard la termina plus expressivement que la parole n'eût pu le faire. Malgré ses quarante-cinq ans, sa profession d'avocat et son caractère de député, triple airain contre lequel se brisent d'ordinaire les flèches de l'amour, M. Groscassand (de la Gironde) éprouva une émotion qui le reporta soudainement à douze années en arrière; il se tira d'une presse de pairs de France, de gentilshommes de la chambre, de députés ministériels, d'officiers de la garde royale, de chevaliers de Saint-Louis ou des ordres, d'anciens preux de l'émigration et d'élégants jeunes gens du faubourg Saint-Germain au milieu desquels il se trouvait complètement dépaysé; et, passant dans une salle où étaient les tables de jeu, s'assit pensivement à l'écart.

— Elle veut causer avec moi de Bordeaux, se dit-il en savourant une glace, car à quarante-cinq ans la passion ne jeûne plus; qu'entend-elle par là? Ses paroles ont un sens; elle n'est pas femme à parler pour ne rien dire. Mais, quel accueil! quel sourire! quel regard! quelle voix caressante! Me parler de ma sœur à qui elle n'a jamais daigné adresser un seul mot! J'ai vu le moment où elle me demandait des nouvelles de mon petit chien, comme don Juan à M. Dimanche. Qu'est-ce que cela veut dire? Se raviserait-elle? Au bout de douze ans ce serait un peu tard. Mais cependant, je le sens... oui, malgré ces douze années, je ferais encore des folies pour cette femme-là. Elle est toujours belle! et puis elle a si grand air; elle est si imposante, si dédaigneuse, si méprisante... si vertueuse avec tout cela... Voilà une conquête dont un homme distingué pourrait se glorifier. La comtesse de Chantevilliers... cela sonne bien. Être assis dans une loge, à l'Opéra, derrière la comtesse Céleste de Chantevilliers! Il y en a peut-être plus d'un ici que cela ferait rire jaune, à commencer par le petit Dauriac.

Tandis que le député démocrate se délectait dans les pensers d'un amour aristocratique, et tout éveillé rêvait comtesse, Adolphe, dans un autre salon, se creusait la tête pour trouver un moyen d'exécuter son projet vindicatif. Pressé d'agir, chaque minute de retard lui semblait perdue.

— Si je ne lui parle pas dès ce soir, se disait-il, quand retrouverai-je l'occasion de le faire? Mais que lui dire? comment attirer son attention et obtenir d'elle plus d'une parole au milieu de cette cohue qui l'assiége? Il faudrait trouver quelque chose de neuf, d'imprévu, d'original qui tout de suite captivât son intérêt et excitât sa curiosité. Je suis sûr que don Juan lui-même eût été embarrassé à ma place. En conscience, je ne peux pas pour début l'inviter à danser.

Adolphe resta quelque temps profondément pensif.

Si cependant je l'invitais à danser, reprit-il en lui-même après avoir reconnu que tous les

autres expédients étaient impraticables; sans doute elle refusera; mais c'est un moyen d'entrer en conversation. D'ailleurs une femme de son âge ne s'offense jamais d'une demande qui la rajeunit. Oui, mais une contredanse paraîtrait peut-être un peu trop jeune... La demande d'une valse sera plus convenable.

Sans perdre de temps, Dauriac fendit la foule et s'approchant de madame de Chantevilliers qui donnait des ordres à un domestique:

— Madame la comtesse me fera-t-elle l'honneur de valser avec moi? lui dit-il en s'efforçant de donner à sa physionomie une expression agréable.

La femme austère laissa tomber un froid regard sur le jeune homme qui l'interrogeait.

— On ne valse pas chez moi, monsieur, répondit-elle d'un ton sec.

— Alors, madame, puis-je espérer que vous daignerez m'accorder une contredanse? reprit Adolphe un peu déconcerté de ce premier échec.

— Je ne danse jamais, repartit la comtesse d'un air fait pour rendre muet l'improvisateur le plus intrépide.

Dauriac chercha vainement dans son cerveau la phrase imprévue, saisissante et fascinatrice qui devait lui concilier tout d'abord l'attention de son ennemie; il n'y trouva qu'un lieu commun, auquel une énonciation embarrassée fit perdre encore la moitié de sa valeur.

— Vous êtes donc la seule, madame, dit-il, qui restiez insensible aux plaisirs de votre magnifique soirée.

Madame de Chantevilliers regarda plus attentivement le danseur mal appris, qui, sans autorisation préalable, se permettait de lier conversation avec elle; tout à coup elle fronça le sourcil et porta la tête en arrière par un mouvement plein de hauteur; elle venait de reconnaître dans l'importun l'amant de madame de Versan.

— Monsieur, dit-elle alors en articulant majestueusement chaque syllabe, vous êtes venu chercher ici une personne que vous n'y trouverez pas. Mais puis-je savoir à qui je dois l'honneur tout à fait inattendu de vous recevoir chez moi?

— A M. Sabathier, madame, répondit Adolphe d'un ton brusque, car si la question de la comtesse était poliment exprimée, l'accent dont elle l'accompagna équivalait à une expulsion formelle.

Madame de Chantevilliers se pinça les lèvres d'un air contrarié. Le nom magique de M. Sabathier ne lui permettant pas d'exécuter l'épuration qu'elle méditait sans doute, elle s'éloigna de Dauriac après lui avoir jeté un dernier coup d'œil qui pouvait se traduire ainsi:

— Restez chez moi, puisque vous y êtes; mais n'y revenez plus.

— Triple prude, archibégueule, pairesse manquée, se dit alors Adolphe en cherchant à consoler son dépit par quelque sanglante injure. Persuadé que tout le monde avait remarqué son désastre, il voulut s'éclipser dans la foule, mais, en se retournant, il se trouva en face de M. Groscassand, qui, la vanité sur le front et la moquerie sur les lèvres, lui barra le passage.

— Eh bien! Dauriac, comment vont les amours? dit le député en ricanant; vous venez d'avoir un entretien avec votre inhumaine. Vous avez été brillant, j'en suis sûr, car vous êtes encore ému et l'éloquence vient du cœur.

— La vengeance aussi vient du cœur, répondit Adolphe d'une voix concentrée.

— Et de qui voulez-vous tirer vengeance? reprit le Bordelais qui se caressait complaisamment le menton.

— De cette femme! dit avec énergie l'amant d'Adrienne; et ce sera une œuvre pie à laquelle devront applaudir tous ceux pour qui elle s'est montrée impertinente, vous le premier.

(Suite.)

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich, die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch sämmtliche Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N.^ro 7.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Le Lépreux de la Cité d'Aoste.

(Suite.)

LE LÉPREUX.

Vous m'encouragez à vous expliquer à mon tour ce qui se passe en moi. J'aime véritablement les objets qui sont, pour ainsi dire, mes compagnons de vie, et que je vois chaque jour: aussi, tous les soirs, avant de me retirer dans la tour, je viens saluer les glaciers de Ruitorts, les bois sombres du mont Saint-Bernard, et les pointes bizarres qui dominent la vallée de Rhême. Quoique la puissance de Dieu soit aussi visible dans la création d'une fourmi que dans celle de l'univers entier, le grand spectacle des montagnes en impose cependant davantage à mes sens: je ne puis voir ces masses énormes recouvertes de glaces éternelles, sans éprouver un étonnement religieux; mais, dans ce vaste tableau qui m'entoure, j'ai des sites favoris et que j'aime de préférence: de ce nombre est l'ermitage que vous voyez là-haut sur la sommité de la montagne de Charvensod. Isolé au milieu des bois, auprès d'un champ désert, il reçoit les derniers rayons du soleil couchant. Quoique je n'y aie jamais été, j'éprouve un plaisir singulier à le voir. Lorsque le jour tombe, assis dans mon jardin, je fixe mes regards sur cet ermitage solitaire, et mon imagination s'y repose. Il est devenu pour moi une espèce de propriété; il me semble qu'une réminiscence confuse m'apprend que j'ai vécu là jadis dans des temps plus heureux, et dont la mémoire s'est effacée en moi. J'aime surtout à contempler les montagnes éloignées qui se confondent avec le ciel dans l'horizon. Ainsi que l'avenir, l'éloignement fait naître en moi le sentiment d'espérance, mon cœur opprimé croit qu'il existe peut-être une terre bien éloignée, où, à une époque de l'avenir, je pourrai goûter enfin ce bonheur pour lequel je soupire, et qu'un instinct secret me présente sans cesse comme possible.

LE MILITAIRE.

Avec une ame ardente comme la vôtre, il vous a fallu sans doute bien des efforts pour vous résigner à votre destinée, et pour ne pas vous abandonner au désespoir.

LE LÉPREUX.

Je vous tromperais en vous laissant croire que je suis toujours résigné à mon sort; je n'ai point atteint cette abnégation de soi-même où quelques anachorètes sont parvenus. Ce sacrifice complet de toutes les affections humaines n'est point encore accompli: ma vie se passe en combats continuels, et les secours puissans de la religion elle-même ne sont pas toujours capables de réprimer les élans de mon imagination. Elle m'entraîne souvent, malgré moi, dans un océan de désirs chimériques, qui tous me ramènent vers ce monde dont je n'ai aucune idée

et dont l'image fantastique est toujours présente pour me tourmenter.

LE MILITAIRE.

Si je pouvais vous faire lire dans mon ame, et vous donner du monde l'idée que j'en ai, tous vos désirs et vos regrets s'évanouiraient à l'instant.

LE LÉPREUX.

En vain quelques livres m'ont instruit de la perversité des hommes et des malheurs inséparables de l'humanité; mon cœur se refuse à les croire. Je me représente toujours des sociétés d'amis sincères et vertueux; des époux assortis, que la santé, la jeunesse et la fortune réunies comblent de bonheur. Je crois les voir errans ensemble dans des bocages plus verts et plus frais que ceux qui me prêtent leur ombre, éclairés par un soleil plus brillant que celui qui m'éclaire, et leur sort me semble plus digne d'envie, à mesure que le mien est plus misérable. Au commencement du printemps, lorsque le vent de Piémont souffle dans notre vallée, je me sens pénétré par sa chaleur vivifiante, et je tressaille malgré moi. J'éprouve un désir inexplicable et le sentiment confus d'une félicité immense dont je pourrais jouir et qui m'est refusée. Alors je fuis de ma cellule, j'erre dans la campagne pour respirer plus librement. J'évite d'être vu par ces mêmes hommes que mon cœur brûle de rencontrer; et, du haut de la colline, caché entre les broussailles comme une bête fauve, mes regards se portent sur la ville d'Aoste. Je vois de loin, avec des yeux d'envie, ses heureux habitans qui me connaissent à peine; je leur tends les mains en gémissant, et je leur demande ma portion de bonheur. Dans mon transport, vous l'avouerai-je? j'ai quelquefois serré dans mes bras les arbres de la forêt, en priant Dieu de les animer pour moi, et de me donner un ami! Mais les arbres sont muets; leur froide écorce me repousse; elle n'a rien de commun avec mon cœur qui palpite et qui brûle. Accablé de fatigue, las de la vie, je me traîne de nouveau dans ma retraite, j'expose à Dieu mes tourmens, et la prière ramène un peu de calme dans mon ame.

LE MILITAIRE.

Ainsi, pauvre malheureux, vous souffrez à la fois tous les maux de l'ame et du corps!

LE LÉPREUX.

Ces derniers ne sont pas les plus cruels!

LE MILITAIRE.

Ils vous laissent donc quelquefois du relâche?

LE LÉPREUX.

Tous les mois ils augmentent et diminuent avec le cours de la lune. Lorsqu'elle commence à se montrer, je souffre ordinairement davantage; la maladie diminue ensuite, et semble changer de nature: ma peau se dessèche et blanchit, et je ne sens presque plus mon mal; mais il serait toujours supportable sans les insomnies affreuses qu'il me cause.

LE MILITAIRE.

Quoi! le sommeil même vous abandonne!

LE LÉPREUX.

Ah! monsieur, les insomnies! les insomnies! Vous ne pouvez vous figurer combien est longue et triste une nuit qu'un malheureux passe tout entière sans fermer l'œil, l'esprit fixé sur une situation affreuse et sur un avenir sans espoir. Non! personne ne peut le comprendre. Mes inquiétudes augmentent à mesure que la nuit s'avance, et lorsqu'elle est près de finir, mon agitation est telle que je ne sais plus que devenir: mes pensées se brouillent; j'éprouve un sentiment extraordinaire que je ne trouve jamais en moi que dans ces tristes momens. Tantôt il me semble qu'une force irrésistible m'entraîne dans un gouffre sans fond; tantôt je vois des taches noires devant mes yeux; mais, pendant que je les examine, elles se croisent avec la rapidité de l'éclair, elles grossissent en s'approchant de moi, et bientôt ce sont des montagnes qui m'accablent de leur poids. D'autres fois aussi je vois des nuages sortir de la terre autour de moi, comme des flots qui s'enflent, qui s'amoncèlent et menacent de m'engloutir, et lorsque je veux me lever pour me distraire de ces idées, je me sens comme retenu par des liens invisibles qui m'ôtent les forces. Vous croirez peut-être que ce sont des songes; mais non, je suis bien

éveillé. Je revois sans cesse les mêmes objets, et c'est une sensation d'horreur qui surpasse tous mes autres maux.

LE MILITAIRE.

Il est possible que vous ayez la fièvre pendant ces cruelles insomnies, et c'est elle sans doute qui vous cause cette espèce de délire.

LE LÉPREUX.

Vous croyez que cela peut venir de la fièvre? Ah! je voudrais bien que vous disiez vrai. J'avais craint jusqu'à présent que ces visions ne fussent un symptôme de folie, et je vous avoue que cela m'inquiétait beaucoup. Plût à Dieu que ce fût en effet la fièvre!

LE MILITAIRE.

Vous m'intéressez vivement. J'avoue que je ne me serais jamais fait l'idée d'une situation semblable à la vôtre. Je pense cependant qu'elle devait être moins triste lorsque votre sœur vivait.

LE LÉPREUX.

Dieu sait lui seul ce que j'ai perdu par la mort de ma sœur. — Mais ne craignez-vous point de vous trouver si près de moi? Asseyez-vous ici, sur cette pierre; je me placerai derrière le feuillage, et nous converserons sans nous voir.

LE MILITAIRE.

Pourquoi donc? Non, vous ne me quitterez point; placez-vous près de moi. (En disant ces mots, le voyageur fit un mouvement involontaire pour saisir la main du lépreux, qui la retira avec vivacité.)

LE LÉPREUX.

Imprudent! vous alliez saisir ma main!

LE MILITAIRE.

Eh bien! je l'aurais serrée de bon cœur.

LE LÉPREUX.

Ce serait la première fois que ce bonheur m'aurait été accordé: ma main n'a jamais été serrée par personne.

LE MILITAIRE.

Quoi donc! hormis cette sœur dont vous m'avez parlé, vous n'avez jamais eu de liaison, vous n'avez jamais été chéri par aucun de vos semblables?

LE LÉPREUX.

Heureusement pour l'humanité, je n'ai plus de semblable sur la terre.

LE MILITAIRE.

Vous me faites frémir!

LE LÉPREUX.

Pardonnez, compatissant étranger! vous savez que les malheureux aiment à parler de leurs infortunes.

LE MILITAIRE.

Parlez, parlez, homme intéressant! Vous m'avez dit qu'une sœur vivait jadis avec vous et vous aidait à supporter vos souffrances.

LE LÉPREUX.

C'était le seul lien par lequel je tenais encore au reste des humains! Il plut à Dieu de le rompre et de me laisser isolé et seul au milieu du monde. Son ame était digne du ciel qui la possède, et son exemple me soutenait contre le découragement qui m'accable souvent depuis sa mort. Nous ne vivions cependant pas dans cette intimité délicieuse dont je me fais une idée, et qui devrait unir des amis malheureux. Le genre de nos maux nous privait de cette consolation. Lors même que nous nous rapprochions pour prier Dieu, nous évitions réciproquement de nous regarder, de peur que le spectacle de nos maux ne troublât nos méditations, et nos regards n'osaient plus se réunir que dans le ciel. Après nos prières, ma sœur se retirait ordinairement dans sa cellule ou sous les noisetiers qui terminent le jardin, et nous vivions presque toujours séparés.

LE MILITAIRE.

Mais pourquoi vous imposer cette dure contrainte?

LE LÉPREUX.

Lorsque ma sœur fut attaquée par la maladie contagieuse dont toute ma famille a été la victime, et qu'elle vint partager ma retraite, nous ne nous étions jamais vus: son effroi fut extrême en m'apercevant pour la première fois. La crainte de l'affliger, la crainte plus grande encore d'augmenter son mal en l'approchant, m'avait forcé d'adopter ce triste genre de vie. La lèpre n'avait attaqué que sa poitrine, et je

conservais encore quelque espoir de la voir guérir. Vous voyez ce reste de treillage que j'ai négligé; c'était alors une haie de houblons que j'entretenais avec soin et qui partageait le jardin en deux parties. J'avais ménagé de chaque côté un petit sentier, le long duquel nous pouvions nous promener et converser ensemble sans nous voir et sans trop nous approcher.

(Fin.)

Le Pied d'Argile.

Par Charles de Bernard.

(Suite).

Merci, ne pensez pas à moi; j'ai l'habitude de faire mes affaires moi-même, répliqua M. Groscassand dont les petits yeux brillants venaient de rencontrer ceux de la comtesse qui sembla se laisser admirer sans courroux par l'ancien martyr de sa beauté.

La formation d'une contredanse sépara les deux amis, et Dauriac rencontra un instant après M. Sabathier qui venait d'être décavé à la bouillote.

— Vous êtes plus raisonnable que moi, lui dit le vieillard, car vous ne dansez pas et je perds mon argent. Qu'avez-vous fait de maître Groscassand? Je viens de le voir tout à l'heure, le Spartiate qu'il est, avalant des sorbets, et lorgnant les femmes tout comme je pourrais le faire, moi, vieil esclave de l'absolutisme.

— Groscassand est mieux placé à la chambre que dans un salon, répondit le jeune homme qui avait sur le cœur le sourire ironique de son honorable ami.

— Ah! le voilà qui cause avec madame de Chantevilliers, reprit le chef de division; il se rengorge, il se caresse les cheveux, il prend des poses à la Mirabeau. Bien, la corde sensible vivre. Et la comtesse... quelle aménité, quel sourire permanent; elle baisse les yeux; elle va redevenir jeune fille... Pour peu que cela continue, je serai jaloux: elle finirait par faire plus de frais pour lui que pour moi... Allons, allons, avant la fin de la session nous pourrons bien avoir une boule blanche de plus.

— Ainsi vous croyez que M. de Chantevilliers sera pair de France? dit Adolphe avec une ironie mêlée de quelque dépit, car le succès de M. Groscassand lui rendait plus humiliant son échec personnel; l'homme aime toujours la victoire même quand il renonce à l'exploiter.

— Pair de France, répéta M. Sabathier en goguenardant, ceci, mon cher Dauriac, est une autre paire de manches, comme disait élégamment M. de Buffon.

L'amant de madame de Versan sortit du bal de leur orgueilleuse ennemie, mécontent et découragé. En songeant à sa déconvenue, il lui parut de plus en plus désagréable de l'interpréter à l'aide du commentaire ironique du vieux chef de division; l'admiration d'Adolphe pour M. Groscassand (de la Gironde) était toute politique. Soumis dans les questions de la vie publique à l'influence du député libéral, le jeune homme se regardait comme son égal dans un salon, et, il faut le dire, comme son maître en l'art de plaire. Prétendre que l'avocat girondin pût réussir là où lui-même venait d'échouer, était donc à ses yeux une idée par trop bouffonne; il était impossible qu'une femme eût si mauvais goût, ou fût asservie aux calculs de l'intérêt et de l'ambition, au point de tolérer d'un gros provincial tribunitien la galanterie qu'elle eût proscrite dans la bouche d'un élégant jeune homme de Paris.

— Cela n'a pas le sens commun, se dit Dauriac après avoir longtemps repassé dans son esprit les événemens de la soirée. Ils sont dupes tous deux: M. Sabathier de ce scepticisme invétéré qui refuse d'admettre qu'une femme puisse être vertueuse par vertu, Groscassand de la fatuité gasconne qui lui persuade qu'à son âge et avec sa tournure il peut jouer le rôle de Lindor. Les plus forts caractères ont de ces faiblesses, et les grâces de bazoche qu'il déployait ce soir n'ôtent rien à son talent de tribune ou à sa valeur politique. Mais il se trompe lourdement s'il attache un sens sérieux à l'accueil que lui a fait

cette femme. Elle est ambitieuse, soit; elle veut être pairesse, d'accord; elle ne se ferait aucun scrupule d'exploiter à son profit l'influence de Groscassand, s'il avait la naïveté de donner dans le piége; à la bonne heure; mais quant à être payé de sa peine, qu'il y compte! Elle a dans les yeux une rigidité glaciale à laquelle il est impossible de se méprendre. C'est du marbre que cette femme-là. Sa vertu est taillée à pic. Autant vaudrait tenter l'escalade du Chimborazo, et, ma foi, le pauvre Groscassand n'est guère ingambe.

Les difficultés réputées insurmontables découragent les esprits peu déterminés, mais excitent les entreprenants. Après avoir comparé madame de Chantevilliers au Chimborazo, la première idée qui s'offrit à Dauriac fut celle de M. de Saussure gravissant le Mont-Blanc. De ce rapprochement involontaire, il conclut, avec je ne sais quel général, que le mot impossible n'est pas français. Il résolut donc de ne pas renoncer au combat à cause de l'insuccès d'une escarmouche; et le troisième jour après le bal, il se présenta chez la comtesse, décidé à payer d'audace, monnaie que les prudes ne trouvent pas toujours de mauvais aloi. En descendant de cabriolet, il jeta un regard sur la façade de l'appartement où il s'était présenté en intrus quelques jours auparavant. Derrière une des fenêtres du second salon il entrevit la comtesse qui, au bruit de la voiture, avait soulevé le rideau de mousseline pour regarder dans la cour de l'hôtel. A cette vue Adolphe gravit l'escalier aussi résolument qu'un soldat aguerri s'élance sur la brèche.

— Madame la comtesse est sortie, lui dit le domestique auquel il déclina son nom.

Je viens de l'apercevoir de la cour, observa Dauriac, décidé à forcer la consigne.

— C'est possible, monsieur, répondit le laquais avec un aplomb de bonne maison.

— Alors annoncez-moi.

— J'ai déjà dit à monsieur que madame était sortie, répliqua l'homme à livrée d'un air narquois et sans faire mine de se ranger.

Adolphe éprouva une violente tentation d'appliquer sa canne sur le mufle du drôle, qui était précisément celui qu'il avait vu chez madame de Versan; mais, réfléchissant au ridicule d'un pugilat avec un laquais, il étouffa sa colère, et se retira. Au moment où il remontait dans son cabriolet de remise, il aperçut devant la porte cochère M. Groscassand (de la Gironde), s'élançant d'un char numéroté, auquel venait d'être refusée l'entrée de la cour. A la vue du jeune homme, dont la mine semblait allongée par le dépit, le député s'avança de l'air d'un garde-chasse qui dépiste un braconnier.

— Diantre, mon cher, vous êtes matinal, dit-il de sa voix cuivrée; il n'est que deux heures, et vous venez déjà d'avoir votre audience.

— Il n'y a pas d'audience aujourd'hui! madame de Chantevilliers est sortie, répondit Adolphe, qui répéta le mensonge du domestique sans trop savoir pourquoi.

— Sortie! répéta M. Groscassand d'un air contrarié...... C'est égal, puisque je suis ici, je vais laisser ma carte. J'ai renvoyé ma voiture; voulez-vous m'attendre, et me jeter, en passant, à la chambre des députés? C'est à deux pas.

— Je le ferai d'autant plus volontiers, que la séance doit être ouverte depuis une heure, et que votre absence est préjudiciable à notre parti.

Sans répondre au sarcasme renfermé dans ces paroles, le député du côté gauche monta l'escalier. Adolphe entendit le bruit de la sonnette et celui de la porte qu'on refermait; mais il attendit vainement une ou deux minutes: personne ne redescendit.

— Elle le reçoit, et moi, elle me ferme sa porte! se dit-il en s'enfonçant brusquement dans le cabriolet. Ceci devient trop plaisant! Eh bien! tant mieux; c'est pour moi qu'il travaille sans s'en douter, et j'aurai là un homme d'affaires qui ne me coûtera rien. Qu'il papillonne tout à son aise autour de ce flambeau de vertu; je souhaite de tout mon cœur que cette fois il n'y brûle pas ses ailes. Oui, j'aime mieux cela: mon projet, trop personnel, aurait peut-être été fort peu goûté d'Adrienne. De la sorte, elle n'aura rien à dire. Il est évident que Groscassand se croit rajeuni de douze ans depuis mercredi, et qu'il

ouvre une seconde campagne. Attendons les événements; s'il triomphe, il sera temps d'intervenir.

Renonçant ainsi à la séduction, mais non à la vengeance, Adolphe se rendit chez madame de Versan, où les charmes d'un tendre et spirituel entretien lui firent bientôt oublier jusqu'à l'existence de la comtesse impertinemment irréprochable.

VII.

Dauriac ne s'était pas trompé: après le bal de madame de Chantevilliers, M. Groscassand avait senti murmurer dans son cœur, ou plutôt dans sa tête, une voix depuis longtemps muette. L'impression qu'avait faite autrefois sur lui la vertueuse présidente se réveilla dès qu'il se vit distingué par elle. Le prix extrême attaché par l'avocat-député au succès de salon qu'il croyait avoir obtenu, n'a rien qui doive surprendre. Doué d'une érudition judiciaire fort étendue, et d'un talent d'élocution assez remarquable, M. Groscassand ne plaçait ces deux avantages qu'en seconde ligne dans le jugement qu'il portait sur lui-même. Avant tout il se trouvait homme élégant, fait pour plaire aux femmes et briller dans la meilleure compagnie; c'était là sa faiblesse, qu'avait irritée, au lieu de la guérir, plus d'une épreuve néfaste. Le long usage du barreau l'avait blasé sur la plaidoirie; ses succès de tribune étaient trop récents, il est vrai, et trop peu nombreux encore, pour qu'il s'y montrât indifférent, mais ils chatouillaient son orgueil sans le satisfaire. L'imagination méridionale et sensuelle du Bordelais ne se trouvait pas complétement rassasiée, au sortir du banquet de la gloire parlementaire; elle rêvait pour dessert, si cette métaphore peut être admise, une autre série de triomphes. Après avoir consacré sa journée à la patrie, jusqu'à cinq heures du soir, M. Groscassand eût regardé comme une douce et légitime rémunération de ses travaux, le droit d'offrir ses lauriers en guise de bouquet à quelque femme à la mode et de haute condition. Le député démocrate, qui rappelait à tout propos son origine plébéienne, tenait surtout à ce dernier point; il méprisait les parchemins; traitait la noblesse de chimère; les titres, de hochets; la distinction des races, de préjugé stupide! Mais les femmes du faubourg Saint-Germain trouvaient grâce devant ses yeux; à la baronne commençait son estime, à la duchesse elle se changeait en respect.

— On ne fait pas la guerre aux dames, disait-il gallamment, pour justifier devant ses amis politiques ses goûts aristocratiques à l'égard du beau sexe.

Le manége de madame de Chantevilliers agaça donc subitement dans l'âme de son ancien adorateur une corde qui vibrait à vide, en attendant que quelque belle à seize quartiers voulût y porter la main. Les souvenirs du passé, malgré leur éloignement et leur peur de flatterie, vinrent échauffer aussitôt les sentiments nouveaux. L'amour ne renaît pas comme le phénix, mais il laisse toujours en s'éteignant une cendre semée d'étincelles, et dans le cœur de M. Groscassand, ces étincelles pétillèrent soudain au souffle caressant de la vanité satisfaite. Empruntant au roi Louis XVIII une phrase du préambule de la Charte, le député du côté gauche résolut donc de renuer la chaîne des temps, et se promit de n'épargner aucun effort pour cueillir à Paris le raisin qu'à Bordeaux, douze ans auparavant, il avait été obligé de trouver trop vert.

Avant de se présenter chez madame de Chantevilliers, M. Groscassand (de la Gironde) avait fait à la chambre une apparition courte et intéressée. Il y aperçut son collègue du centre, assis à sa place accoutumée, et écoutant d'un air somnolent la lecture du procès-verbal; il s'esquiva aussitôt, en dépit d'une admonestation du général Lafayette, qui voulait le retenir, la séance devant être importante; et prenant une voiture à la porte du palais Bourbon, vola au petit trot de deux chevaux de fiacre, à la rue de Tournon, où demeurait la comtesse.

La consigne devant laquelle Dauriac avait dû se retirer n'existait pas pour le député libéral; ce fut avec un orgueilleux plaisir qu'il fit cette remarque, en suivant le laquais qui, au nom de Groscassand (de la Gironde), majestueusement ar-

ticulé par son propriétaire, s'était dirigé vers l'intérieur de l'appartement. A la vue de l'homme qu'elle attendait peut-être, madame de Chantevilliers se leva; mais le salut de conquérant qu'il lui adressa, et la manière aisée dont il prit un fauteuil avant d'être invité par elle à le faire, lui causèrent un dépit qui, pour le moment imposa silence à l'ambition. L'altière présidente trouva que le manteau de pairesse, posé sur ses épaules par la main lourde et familière de ce bourgeois présomptueux, y laisserait une tache visible sous l'hermine.

— Je n'accepterais pas un trône à ce prix, pensa-t-elle en se rasseyant aussi solennellement que si son siége eût été un trône en réalité.

Malgré ses dispositions à la fatuité, M. Groscassand s'aperçut qu'il allait trop vite, car il manquait d'usage et non d'esprit. Changeant de manières aussitôt, il prit un ton plus conforme aux rapports qui avaient existé jusqu'alors entre la comtesse et lui; le premier, il amena la conversation sur Bordeaux, sans rappeler le passé, et resta dans le terrain des lieux communs, avec une apparence de réserve et de soumission dont il ne tarda pas à recueillir le fruit. La superbe comtesse, qu'il avait courroucée par son outrecuidance, s'humanisa en le voyant se ranger de lui-même au respect. Elle prit part à la conversation, d'abord avec une froideur laconique, puis d'un air moins guindé, et enfin en déployant un abandon charmant, guirlande de roses artistement enroulée autour de la chaîne qu'elle se proposait de nouer au cou de son ancien adorateur, en vue de la pairie, et conformément aux conseils de M. Sabathier.

— Vous m'aimiez donc réellement, demanda-t-elle d'une voix doucereuse au député qui, après une heure d'un entretien assez habilement conduit, était enfin arrivé d'étape en étape sur les frontières du pays de Tendre, et venait de risquer une allusion directe à son ancienne passion.

— Oh! oui, je vous aimais, madame, répondit avec feu M. Groscassand; à la fraîcheur éternelle de mes souvenirs, il me semble que c'était hier. Je vois encore d'ici la maison où vous demeuriez alors, et où tant de fois j'ai passé sous vos fenêtres, dans l'espoir de vous apercevoir, puisque je ne pouvais vous voir que là ou à la promenade.

— Ou à l'église, et c'était bien mal de votre part, dit la comtesse en minaudant.

— A l'église! Vous ne l'avez donc pas oublié; et moi qui croyais que vous ne me remarquiez même pas; car vous étiez si sévère! si cruelle! Je ne crois pas que vous ayez tourné la tête une seule fois pour voir si j'étais là, près du pilier, où tous les dimanches je venais me placer avec une dévotion dont, je le crains bien, il ne me sera guère tenu compte pour mon salut.

L'avocat de Bordeaux se rappela que la présidente professait la piété; il craignit donc de l'avoir scandalisée par ce propos mondain; mais la femme irréprochable n'eut pas l'air d'y attacher un sens blâmable: au lieu de réprimander son interlocuteur, elle secoua la tête à deux reprises avec une sorte de mélancolie rêveuse.

— Sévère! cruelle! dit-elle; c'est ainsi qu'on nous appelle lorsque nous sommes raisonnables.

— Madame, la raison est sans doute un grand mot, reprit M. Groscassand d'une voix insinuante, mais ne vous est-il jamais arrivé d'entrevoir tout ce qu'il y a de vide, de factice, de tyrannique, dans le sens qu'on y attache vulgairement? Où nous mène-t-elle le plus souvent, cette froide raison? est-ce au bonheur?

— Pas toujours, mais du moins à la paix de l'âme, répondit la comtesse, qui prononça ces paroles de manière à laisser croire à un homme plus modeste que son interlocuteur, qu'elle soupirait tout bas après la guerre.

— La paix de l'âme! s'écria M. Groscassand avec une chaleur nouvelle. — Vous voulez dire l'engourdissement, la torpeur, la congélation de l'âme! Oh! si je ne craignais pas d'encourir encore cette sévérité dont j'ai eu tant à souffrir autrefois, quelle ardeur ne mettrais-je pas à vous démontrer l'erreur où vous jette le sentiment exagéré des devoirs sociaux.

— Avouez au moins qu'il vaut mieux exagérer le devoir que l'enfreindre, répondit madame de Chantevilliers, dont l'argumentation semblait fai-

blir devant l'audacieuse controverse de son adorateur.

— Ce qui vaudrait mieux encore, répondit celui-ci en joignant la fascination du regard à la séduction des paroles, ce serait de concilier le devoir et le bonheur.

— Est-ce possible? dit la comtesse.

— Je donnerais la moitié de ma vie pour que vous me permissiez de vous le prouver, répondit l'avocat qui, par état, était habitué à soutenir des thèses encore plus paradoxales que ce système de conciliation renouvelé de Tartufe.

— Et quand vous m'aurez prouvé cela, répondit madame de Chantevilliers avec finesse, que faudra-t-il en conclure? Qu'en soumettant ma conduite à des principes d'une rigidité scrupuleuse, je renonce à des biens qu'une austérité moins grande m'eût permis de goûter? Pensez-vous que je ne sache pas cela? Croyez-vous que je me refuse le bonheur faute de le comprendre? Qui vous dit que j'ignore mon sacrifice et que je n'apprécie pas mieux que personne le mérite que je puis avoir à l'accomplir? Le sort des femmes est triste, en vérité. Écoutent-elles la voix de leur cœur, on les condamne au lieu de les excuser; résistent-elles à leur entraînement, loin de les plaindre, on les accuse. On leur reproche leur dureté, leur cruauté, leur ingratitude!

La comtesse leva les yeux au plafond, les abaissa ensuite sur M. Groscassand par un mouvement plein de lenteur, et le regarda quelque temps avec l'air douloureusement attendri d'une femme martyre de son honnêteté; jugeant alors que l'hameçon d'amour avait dû pénétrer jusqu'au cœur du gros avocat, elle fit une manœuvre analogue à celle du pêcheur qui tâtonne sa ligne avant de la tirer.

— Vous m'avez fait un crime de ma sévérité envers vous, dit-elle, mais pouvais-je agir autrement? Avec votre imagination si exaltée, votre caractère si exigeant, la moindre faiblesse n'eût-elle pas eu des conséquences irréparables? Est-ce ma faute si votre passion intolérante a refusé de comprendre ma position? Ah! si j'avais pu à mon gré modifier vos sentiments, et verser dans votre tête de feu un peu de cette raison que vous me reprochez, peut-être à mon tour aurais-je trouvé moins nécessaire l'austérité vigilante dont votre conduite m'imposait la loi. Quelquefois... je veux tout vous dire, il y a douze ans de cela, c'est presque une histoire de l'autre siècle et maintenant mes aveux n'ont plus de danger... quelquefois, en pensant à vous, je ne pouvais m'empêcher de trouver injuste le sort qui nous avait placés dans deux sociétés séparées et presque ennemies; je me disais qu'il m'eût été doux de vous recevoir dans mon salon comme aujourd'hui, de causer ainsi avec vous, enfin de faire de vous un ami, car je n'en avais pas. Oui, j'ai pensé à cela souvent. Quand j'entendais parler de vos succès au barreau, j'éprouvais aussi je ne sais quel orgueil; il me semblait que je n'y étais pas tout à fait étrangère; que peut-être en préparant votre triomphe, il vous était arrivé de dire: Elle le saura! Personne, non personne n'a suivi avec un intérêt plus vif, sous une froideur apparente, les progrès de votre réputation si brillante aujourd'hui. Enfin, me croirez-vous? le jour de votre élection à Bordeaux, j'ai été obligée de me contraindre pour ne pas faire illuminer; j'avais beau me reprocher ma joie au nom de mes opinions, me dire que vous êtes libéral et que je suis royaliste, j'étais heureuse malgré moi; car ce jour vous mettait à votre rang, vous arriviez à cette tribune où je vous avais rêvé si souvent. Oui, ce fut un beau jour, et cependant j'aurais dû le haïr, car au milieu de votre triomphe vous ne pensiez pas à moi.

Si l'enflure morale se manifestait physiquement, M. Groscassand eût partagé le sort de la grenouille de la fable avant la fin de ce discours aussi bourré de flatteries qu'un encensoir l'est de parfums. Il trouvait tant de plaisir à écouter, qu'au lieu de répondre, il restâ le cou tendu, la bouche entr'ouverte, la figure épanouie, aspirant la louange d'un air qui semblait dire: Encore.

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N.^ro^ 8.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Le Lépreux de la Cité d'Aoste.

(Fin.)

LE MILITAIRE.

On dirait que le ciel se plaisait à empoisonner les tristes jouissances qu'il vous laissait.

LE LÉPREUX.

Mais du moins je n'étais pas seul alors; la présence de ma sœur rendait cette retraite vivante. J'entendais le bruit de ses pas dans ma solitude. Quand je revenais à l'aube du jour prier Dieu sous ces arbres, la porte de la tour s'ouvrait doucement, et la voix de ma sœur se mêlait insensiblement à la mienne. Le soir, lorsque j'arrosais mon jardin, elle se promenait quelquefois au soleil couchant, ici, au même endroit où je vous parle, et je voyais son ombre passer et repasser sur mes fleurs. Lors même que je ne la voyais pas, je trouvais partout des traces de sa présence. Maintenant il ne m'arrive plus de rencontrer sur mon chemin une fleur effeuillée, ou quelque branche d'arbrisseau qu'elle y laissait tomber en passant; je suis seul: il n'y a plus ni mouvement ni vie autour de moi, et le sentier qui conduisait à son bosquet favori disparait déjà sous l'herbe. Sans paraître s'occuper de moi, elle veillait sans cesse à ce qui pouvait me faire plaisir. Lorsque je rentrais dans ma chambre, j'étais quelquefois surpris d'y trouver des vases de fleurs nouvelles, ou quelque beau fruit qu'elle avait soigné elle-même. Je n'osais pas lui rendre les mêmes services, et je l'avais même priée de ne jamais entrer dans ma chambre; mais qui peut mettre des bornes à l'affection d'une sœur? Un seul trait pourra vous donner une idée de sa tendresse pour moi. Je marchais une nuit à grands pas dans ma cellule, tourmenté de douleurs affreuses. Au milieu de la nuit, m'étant assis un instant pour me reposer, j'entendis un bruit léger à l'entrée de ma chambre. J'approche, je prête l'oreille: jugez de mon étonnement! c'était ma sœur qui priait Dieu en dehors sur le seuil de ma porte. Elle avait entendu mes plaintes. Sa tendresse lui avait fait craindre de me troubler mais elle venait pour être à portée de me secourir au besoin. Je l'entendis qui récitait à voix basse le *Miserere*. Je me mis à genoux près de la porte, et, sans l'interrompre, je suivis mentalement ses paroles. Mes yeux étaient pleins de larmes: qui n'eût été touché d'une telle affection? Lorsque je crus que sa prière était terminée: „Adieu, ma sœur, lui dis-je à voix basse, adieu, retire-toi, je me sens un peu mieux; que Dieu te bénisse et te récompense de ta piété!“ Elle se retira en silence, et sans doute sa prière fut exaucée; car je dormis enfin quelques heures d'un sommeil tranquille.

LE MILITAIRE.

Combien ont dû vous paraître tristes les premiers jours qui suivirent la mort de cette sœur chérie!

LE LÉPREUX.

Je fus long-temps dans une espèce de stupeur qui m'ôtait la faculté de sentir toute l'étendue de mon infortune: lorsque enfin je revins à moi, et que je fus à même de juger de ma situation, ma raison fut prête à m'abandonner. Cette époque sera toujours doublement triste pour moi; elle me rappelle le plus grand de mes malheurs, et le crime qui faillit en être la suite.

LE MILITAIRE.

Un crime! je ne puis vous en croire capable.

LE LÉPREUX.

Cela n'est que trop vrai, et en vous racontant cette époque de ma vie je sens trop que je perdrai beaucoup dans votre estime; mais je ne veux pas me peindre meilleur que je ne suis, et vous me plaindrez peut-être en me condamnant. Déjà, dans quelques accès de mélancolie, l'idée de quitter cette vie volontairement s'était présentée à moi: cependant la crainte de Dieu me l'avait toujours fait repousser, lorsque la circonstance la plus simple et la moins faite en apparence pour me troubler pensa me perdre pour l'éternité. Je venais d'éprouver un nouveau chagrin. Depuis quelques années un petit chien s'était donné à nous: ma sœur l'avait aimé, et je vous avoue que, depuis qu'elle n'existait plus, ce pauvre animal était une véritable consolation pour moi. Nous devions sans doute à sa laideur le choix qu'il avait fait de notre demeure pour son refuge. Il avait été rebuté par tout le monde; mais il était encore un trésor pour la maison du lépreux. En reconnaissance de la faveur, que Dieu nous avait accordée en nous donnant cet ami, ma sœur l'avait appelé *Miracle*, et son nom, qui contrastait avec sa laideur, ainsi que sa gaîté continuelle, nous avait souvent distraits de nos chagrins. Malgré le soin que j'en avais, il s'échappait quelquefois, et je n'avais jamais pensé que cela pût être nuisible à personne. Cependant quelques habitans de la ville s'en alarmèrent et crurent qu'il pouvait porter parmi eux le germe de ma maladie; ils se déterminèrent à porter des plaintes au commandant, qui ordonna que mon chien fût tué sur-le-champ. Des soldats, accompagnés de quelques habitants, vinrent aussitôt chez moi pour exécuter cet ordre cruel. Ils lui passèrent une corde au cou en ma présence, et l'entraînèrent. Lorsqu'il fut à la porte du jardin, je ne pus m'empêcher de le regarder encore une fois: je le vis tourner ses yeux vers moi pour me demander un secours que je ne pouvais lui donner. On voulait le noyer dans la *Doire*; mais la populace, qui l'attendait en dehors, l'assomma à coups de pierres. J'entendis ses cris, et je rentrai dans la tour plus mort que vif; mes genoux tremblans ne pouvaient me soutenir: je me jetai sur mon lit dans un état impossible à décrire. Ma douleur ne me permit de voir dans cet ordre juste, mais sévère, qu'une barbarie aussi atroce qu'inutile; et quoique j'aie honte aujourd'hui du sentiment qui m'animait alors, je ne puis encore y penser de sang-froid. Je passai toute la journée dans la plus grande agitation. C'était le dernier être vivant qu'on venait d'arracher d'auprès de moi, et ce nouveau coup avait rouvert toutes les plaies de mon cœur.

Telle était ma situation, lorsque, le même jour, vers le coucher du soleil, je vins m'asseoir ici, sur cette pierre où vous êtes assis maintenant. J'y réfléchissais depuis quelque temps sur mon triste sort, lorsque là-bas, vers ces deux bouleaux qui terminent la haie, je vis paraître deux jeunes époux qui venaient de s'unir depuis peu. Ils s'avancèrent le long du sentier, à travers la prairie et passèrent près de moi. La délicieuse tranquillité qu'inspire un bonheur certain était empreinte sur leurs belles physionomies; ils marchaient lentement: leurs bras étaient entrelacés. Tout-à-coup je le vis s'arrêter: la jeune femme pencha la tête sur le sein de son époux, qui la serra dans ses bras avec transport. Je sentis mon cœur se serrer. Vous l'avouerai-je? L'envie se glissa pour la pre-

mière fois dans mon cœur: jamais l'image du bonheur ne s'était présentée à moi avec tant de force. Je les suivis des yeux jusqu'au bout de la prairie, et j'allais les perdre de vue dans les arbres, lorsque des cris d'allégresse vinrent frapper mon oreille: c'étaient leurs familles réunies qui venaient à leur rencontre. Des vieillards, des femmes, des enfans les entouraient: j'entendais le murmure confus de la joie; je voyais entre les arbres les couleurs brillantes de leurs vêtemens, et ce groupe entier semblait environné d'un nuage de bonheur. Je ne pus supporter ce spectacle; les tourmens de l'enfer étaient entrés dans mon cœur: je détournai mes regards, et je me précipitai dans ma cellule. Dieu! qu'elle me parut déserte, sombre, effrayable! C'est donc ici, me dis-je, que ma demeure est fixée pour toujours; c'est donc ici où, trainant une vie déplorable, j'attendrai la fin tardive de mes jours! L'Éternel a répandu le bonheur, il l'a répandu à torrens sur tout ce qui respire; et moi, moi seul sans aide, sans compagne... Quelle affreuse destinée!

Plein de ces tristes pensées, j'oubliai qu'il est un être consolateur, je m'oubliai moi-même. Pourquoi, me disais-je, la lumière me fut-elle accordée? Pourquoi la nature n'est-elle injuste et marâtre que pour moi? Semblable à l'enfant déshérité, j'ai sous les yeux le riche patrimoine de la famille humaine, et le ciel avare m'en refuse ma part. Non, non, m'écriai-je enfin dans un accès de rage, il n'est point de bonheur pour toi sur la terre; meurs, infortuné, meurs! assez long-temps tu as souillé la terre par ta présence; puisse-t-elle t'engloutir vivant et ne laisser aucune trace de ton odieuse existence! Ma fureur insensée s'augmentant par degrés, le desir de me détruire s'empara de moi et fixa toutes mes pensées. Je conçus enfin la résolution d'incendier ma retraite, et de m'y laisser consumer avec tout ce qui aurait pu laisser quelque souvenir de moi. Agité, furieux, je sortis dans la campagne; j'errai quelque temps dans l'ombre autour de mon habitation; des hurlemens involontaires sortaient de ma poitrine oppressée, et m'effrayaient moi-même dans le silence de la nuit. Je rentrai plein de rage dans ma demeure, en criant: Malheur à toi, lépreux! malheur à toi! Et, comme si tout avait dû contribuer à ma perte, j'entendis l'écho qui, du milieu des ruines du château de Bramafan, répéta distinctement: Malheur à toi! Je m'arrêtai, saisi d'horreur, sur la porte de la tour, et l'écho faible de la montagne répéta long-temps après: Malheur à toi!

Je pris une lampe, et, résolu de mettre le feu à mon habitation, je descendis dans la chambre la plus basse, emportant avec moi des sarmens et des branches sèches. C'était la chambre qu'avait habitée ma sœur, et je n'y étais plus rentré depuis sa mort; son fauteuil était encore placé comme lorsque je l'en avais retirée pour la dernière fois; je sentis un frisson de crainte en voyant son voile et quelques parties de ses vêtemens épars dans la chambre: les dernières paroles qu'elle avait prononcées avant d'en sortir se retracèrent à ma pensée: „Je ne t'abandonnerai pas en mourant, me disait-elle; souviens-toi que je serai présente dans tes angoisses.“ En posant la lampe sur la table, j'aperçus le cordon de la croix qu'elle portait à son cou, et qu'elle avait placée elle même entre deux feuillets de sa Bible. A cet aspect, je reculai plein d'un saint effroi. La profondeur de l'abime où j'allais me précipiter se présenta tout-à-coup à mes yeux dessillés; je m'approchai en tremblant du livre sacré: Voilà, voilà, m'écriai-je, le secours qu'elle m'a promis! Et comme je retirai la croix du livre, j'y trouvai un écrit cacheté, que ma bonne sœur y avait laissé pour moi. Mes larmes, retenues jusqu'alors par la douleur, s'échappèrent en torrens: tous mes funestes projets s'évanouirent à l'instant. Je pressai long-temps cette lettre précieuse sur mon cœur avant de pouvoir la lire, et, me jetant à genoux pour implorer la miséricorde divine, je l'ouvris, et j'y lus, en sanglotant, ces paroles, qui seront éternellement gravées dans mon cœur: „*Mon frère, je vais bientôt te quitter; mais je ne t'abandonnerai pas. Du ciel, où j'espère aller, je veillerai sur toi; je prierai Dieu qu'il te donne le courage de supporter la vie avec*

résignation jusqu'à ce qu'il lui plaise de nous réunir dans un autre monde : alors je pourrai te montrer toute mon affection; rien ne m'empêchera plus de t'approcher, et rien ne pourra nous séparer. Je te laisse la petite croix que j'ai portée toute ma vie: elle m'a souvent consolée dans mes peines, et mes larmes n'eurent jamais d'autres témoins qu'elle. Rappelle-toi, lorsque tu la verras, que mon dernier vœu fut que tu pusses vivre et mourir en bon chrétien!" Lettre chérie! elle ne me quittera jamais: je l'emporterai avec moi dans la tombe: c'est elle qui m'ouvrira les portes du ciel, que mon crime devait me fermer à jamais. En achevant de la lire, je me sentis défaillir, épuisé par tout ce que je venais d'éprouver. Je vis un nuage se répandre sur ma vue, et, pendant quelque temps, je perdis à la fois le souvenir de mes maux et le sentiment de mon existence. Lorsque je revins à moi, la nuit était avancée. A mesure que mes idées s'éclaircissaient, j'éprouvais un sentiment de paix indéfinissable. Tout ce qui s'était passé dans la soirée me paraissait un rêve. Mon premier mouvement fut de lever les yeux vers le ciel pour le remercier de m'avoir préservé du plus grand des malheurs. Jamais le firmament ne m'avait paru si serein et si beau: une étoile brillait devant ma fenêtre; je la contemplai long-temps avec un plaisir inexprimable, en remerciant Dieu de ce qu'il m'accordait encore le plaisir de la voir, et j'éprouvais une secrète consolation à penser qu'un de ses rayons était cependant destiné pour la triste cellule du lépreux.

Je remontai chez moi plus tranquille. J'employai le reste de la nuit à lire le livre de Job, et le saint enthousiasme qu'il fit passer dans mon ame finit par dissiper entièrement les noires idées qui m'avaient obsédé. Je n'avais jamais éprouvé de ces momens affreux lorsque ma sœur vivait; il me suffisait de la savoir près de moi pour être plus calme, et la seule pensée de l'affection qu'elle avait pour moi suffisait pour me consoler et me donner du courage.

Compatissant étranger! Dieu vous préserve d'être jamais obligé de vivre seul! Ma sœur, ma compagne n'est plus, mais le ciel m'accordera la force de supporter courageusement la vie; il me l'accordera, je l'espère, car je le prie dans la sincérité de mon cœur.

LE MILITAIRE.

Quel âge avait votre sœur lorsque vous la perdîtes?

LE LÉPREUX.

Elle avait à peine vingt-cinq ans; mais ses souffrances la faisaient paraître plus âgée. Malgré la maladie qui l'a enlevée, et qui avait altéré ses traits, elle eût été belle encore sans une pâleur effrayante qui la déparait: c'était l'image de la mort vivante, et je ne pouvais la voir sans gémir.

LE MILITAIRE.

Vous l'avez perdue bien jeune.

LE LÉPREUX.

Sa complexion faible et délicate ne pouvait résister à tant de maux réunis; depuis quelque temps, je m'apercevais que sa perte était inévitable, et tel était son triste sort, que j'étais forcé de la désirer. En la voyant languir et se détruire chaque jour, j'observais avec une joie funeste s'approcher la fin de ses souffrances. Déjà, depuis un mois, sa faiblesse était augmentée; de fréquens évanouissemens menaçaient sa vie d'heure en heure. Un soir (c'était vers le commencement d'août) je la vis si abattue que je ne voulus pas la quitter: elle était dans son fauteuil, ne pouvant plus supporter le lit depuis quelques jours. Je m'assis moi-même auprès d'elle, et, dans l'obscurité la plus profonde nous eûmes ensemble notre dernier entretien. Mes larmes ne pouvaient se tarir; un cruel pressentiment m'agitait! „Pourquoi pleures-tu? me disait-elle; pourquoi t'affliger ainsi? je ne te quitterai pas en mourant, et je serai présente dans tes angoisses.

Quelques instans après, elle me témoigna le désir d'être transportée hors de la tour, et de faire ses prières dans son bosquet de noisetiers: c'est là qu'elle passait la plus grande partie de la belle saison. „Je veux, disait-elle, mourir en regardant le ciel." Je ne croyais cependant pas son heure si proche. Je la pris dans mes

bras pour l'enlever. „Soutiens-moi seulement, me dit-elle, j'aurai peut-être encore la force de marcher.“ Je la conduisis lentement jusque dans les noisetiers: je lui formai un coussin avec des feuilles sèches qu'elle y avait rassemblées elle-même, et, l'ayant couverte d'un voile afin de la préserver de l'humidité de la nuit, je me plaçai auprès d'elle; mais elle désira être seule dans sa dernière méditation: je m'éloignai sans la perdre de vue. Je voyais son voile s'élever de temps en temps et ses mains blanches se diriger vers le ciel. Comme je me rapprochais du bosquet, elle me demanda de l'eau: j'en apportai dans sa coupe, elle y trempa ses lèvres, mais elle ne put boire. „Je sens ma fin, me dit-elle en détournant la tête, ma soif sera bientôt étanchée pour toujours. Soutiens-moi, mon frère; aide ta sœur à franchir ce passage désiré, mais terrible. Soutiens-moi, récite la prière des agonisans.“ Ce furent les dernières paroles qu'elle m'adressa. J'appuyai sa tête contre mon sein; je récitai la prière des agonisans: „Passe à l'éternité! lui disais-je, ma chère sœur; délivre-toi de la vie; laisse cette dépouille dans mes bras!“ Pendant trois heures je la soutins ainsi dans la dernière lutte de la nature; elle s'éteignit enfin doucement, et son ame se détacha sans effort de la terre.

Le lépreux, à la fin de ce récit, couvrit son visage de ses mains; la douleur ôtait la voix au voyageur. Après un instant de silence, le lépreux se leva. *Étranger*, dit-il, *lorsque le chagrin ou le découragement s'approcheront de vous, pensez au solitaire de la cité d'Aoste; vous ne lui aurez pas fait une visite inutile.*

Ils s'acheminèrent ensemble vers la porte du jardin. Lorsque le militaire fut au moment de sortir, il mit son gant à la main droite: Vous n'avez jamais serré la main de personne, dit-il au lépreux, accordez-moi la faveur de serrer la mienne: c'est celle d'un ami qui s'intéresse vivement à votre sort. Le lépreux recula de quelques pas avec une sorte d'effroi, et, levant les yeux et les mains au ciel: *Dieu de bonté!* s'écria-t-il, *comble de tes bénédictions cet homme compatissant!*

Accordez-moi donc une autre grâce, reprit le voyageur. Je vais partir; nous ne nous reverrons peut-être pas de bien long-temps; ne pourrions-nous pas, avec les précautions nécessaires, nous écrire quelquefois? une semblable relation pourrait vous distraire et me ferait un grand plaisir à moi-même. Le lépreux réfléchit quelque temps. *Pourquoi*, dit-il enfin, *chercherais-je à me faire illusion? Je ne dois avoir d'autre société que moi-même, d'autre ami que Dieu; nous nous reverrons en lui. Adieu, généreux étranger, soyez heureux... Adieu pour jamais!* Le voyageur sortit. Le lépreux ferma la porte et en poussa les verrous.

Le Pied d'Argile.

Par Charles de Bernard.

(Suite.)

Par une suite de transitions habilement ménagées, la comtesse arrivait à son sujet et prenait insensiblement l'offensive.

— Je méritais d'être punie, reprit-elle, en me réjouissant ainsi du triomphe d'un de nos ennemis; et c'est vous qui vous êtes chargé de ce soin.

— Moi, madame! dit le député arraché à son extase par ce reproche inattendu.

— Vous: cela vous étonne: mais vous allez me comprendre. Autrefois, je ne voyais en vous que l'homme de talent dont la place était marquée à Paris, au centre des affaires, et dont l'illustration devait rejaillir sur notre province: mais aujourd'hui ne suis-je pas forcée d'y reconnaître l'homme dangereux et redoutable, l'adversaire d'un gouvernement auquel je suis dévouée, le défenseur de principes que je ne puis partager, en un mot, le champion d'une cause ennemie de la mienne? Dans la route où je vous vois engagé, chaque pas vous éloigne de moi; sans doute je ne devrais pas convenir de la contrariété que cela peut me faire éprouver; mais la pureté de mes intentions me permet la franchise. Je me suis abonnée au *Constitutionnel*

pour avoir le texte littéral de vos discours Eh bien! je ne saurais vous dire le mal qu'ils m'ont déjà fait; j'y trouve tant d'esprit mal employé, une raison si haute réduite à descendre jusqu'au sophisme, en un mot, et pardonnez-le-moi, ce mot, un si déplorable abus des facultés les plus rares, qu'en vous lisant, je ne puis m'empêcher de ressentir une impression qui va parfois jusqu'au dépit, jusqu'à la tristesse. Ce spectacle d'un admirable talent perverti, enchaîné, souillé par la cause à laquelle il se consacre, ce spectacle m'irrite et m'afflige malgré moi. Lorsque je lis vos discours il me semble toujours voir un aigle enlacé par un serpent et volant avec peine au lieu de déployer ses ailes en portant le foudre des dieux. Oh! dites-moi, ne laisserez-vous jamais tomber le serpent pour étreindre le foudre?

A cette comparaison ambitieuse, la comtesse s'arrêta pour ne pas affaiblir l'effet de son éloquence.

— Vos louanges, madame, m'enivrent d'orgueil, répondit l'avocat de Bordeaux qui disait la vérité; mais permettez-moi de contester la justice de vos reproches. La couleur de mon drapeau peut vous déplaire sans que je doive en rougir. Une opinion consciencieuse est toujours honorable.

— Vous êtes de bonne foi, je le sais; et c'est ce qui me fait espérer que le mal n'est pas sans remède. Avec les cœurs élevés, il y a toujours de la ressource. Si ce que j'ai rêvé souvent n'était pas une chimère, s'il était possible de vous prouver la fausseté, la perfidie, la perversité de vos maximes actuelles, et de vous rattacher aux éternels principes de l'ordre, du droit et de la justice, je crois que je ne voudrais laisser à personne la gloire d'une telle entreprise. Oui, pour opérer votre conversion, pour assurer à la royauté l'appui de votre talent, je donnerais... Tenez, ne parlons plus de cela; je me monte la tête et je ne veux pas prendre cette habitude-là. Mais savez-vous qu'il y a deux heures que vous êtes ici?

Elle regarda la pendule d'un œil qui semblait accuser la rapidité du temps; l'entretien était arrivé au point qu'elle voulait atteindre, et il lui parut impolitique de le prolonger. S'arrêter au moment opportun est une science que possèdent presque toutes les femmes. Le premier trait était lancé: au lieu de l'enfoncer brusquement, la comtesse résolut de le laisser s'insinuer de lui-même, sachant bien qu'il n'est pas de cuirasse contre la flatterie et que l'amour-propre de M. Groscassand avait l'épiderme tendre autant que chatouilleux.

A son retour chez lui, le député du côté gauche se promena longtemps dans son salon en se frottant les mains par derrière le dos, geste qui annonçait un épanouissement de satisfaction et un paroxysme de vanité. Les roses du tapis sur lequel il marchait lui sourirent comme un emblème de celles qui devaient s'entrelacer bientôt dans sa couronne parlementaire. Après une heure de cet exercice véhément, pendant lequel son imagination planait dans les espaces en portant la torche de l'amour au lieu du foudre de Jupiter dont avait parlé la comtesse, il s'arrêta devant la glace de la cheminée et resta plongé quelque temps dans la contemplation de son image.

— Il faut rendre justice à qui de droit, se dit-il en jetant en arrière ses cheveux crépus de manière à se découvrir le front, — ces femmes de qualité ont l'instinct délicat; elles se connaissent en hommes, elles savent apprécier le talent: maintenant je la sais par cœur, cette séduisante comtesse, et sa conduite d'autrefois n'a plus rien qui me surprenne. Elle est belle, elle est riche, elle est noble; quoi de plus simple, alors, qu'elle ait les préjugés de ces avantages et que, pouvant accorder beaucoup, elle se montre exigeante? Qu'étais-je, moi, il y a douze ans, pour aspirer à faire sa conquête? Un petit avocat, poursuivit M. Groscassand qui, ainsi que tous les hommes dont le présent vaut mieux que le passé, traitait sans façon ses commencements, — un débutant dans la carrière, sans consistance, sans réputation, sans éclat. Faut-il s'étonner alors qu'une femme de ce rang ait préféré le soin de sa réputation à tout l'amour que je pouvais lui offrir! Soyons juste, elle avait bien alors le droit de trouver mon étoffe un peu mince. Aujourd'hui, c'est un peu différent, continua le député

avec un sourire de complaisance; aujourd'hui mes ailes ont poussé; j'ai une position, un nom, un piédestal; hier encore, à l'Opéra, n'entendais-je pas murmurer autour de moi dans le foyer: Voilà Groscassand (de la Gironde)? Certainement je suis fort au-dessus de ces petits triomphes de la vanité, mais les femmes y attachent toujours beaucoup de prix. Il est évident qu'aux yeux de madame de Chantevilliers j'ai grandi colossalement. Elle lit mes discours! Qui aurait cru cela? Une comtesse du noble faubourg qui, pour moi, s'abonne au *Constitutionnel!* c'est ravissant. Oui, je le conçois, l'orateur éminent a pour elle une valeur qu'elle n'eût jamais reconnue dans l'avocat sans renommée. Mes succès occupent son imagination, et de l'esprit au cœur le chemin est court. Ah! elle veut me convertir! l'idée est admirable et annonce un esprit d'enfer. Séparés comme nous le sommes si elle a envie de me rapprocher d'elle, ne doit-elle pas jeter un pont entre nous? et ce pont, il faut bien le baptiser convenablement. Je ne serai pas assez mal avisé pour chicaner sur le nom du chemin, pourvu qu'il me mène au but. Va donc pour ma conversion. Lafayette rira bien quand je lui raconterai comme quoi je me laisse faire ministériel par la femme d'un ventru. C'est qu'elle est toujours charmante, mais charmante!

VIII.

L'intrigue dont M. Sabathier avait attaché le premier fil se trouva bientôt étroitement nouée, du consentement mutuel des parties intéressées; entre la comtesse monarchique et le député patriote, un rapprochement s'opéra sous des auspices trop spécieux, pour que M. de Chantevilliers pût s'y opposer. Mis au fait par la future pairesse, qui pourtant ne lui laissa voir qu'un des côtés de la médaille, le mari n'eut aucun soupçon, tant était imposante la réputation de sa femme; le noble robin souffrit, il est vrai, dans son orgueil, en voyant sa maison polluée par celui qu'il appelait avec dédain maître Groscassand; mais le député du centre ne put refuser son adhésion à un projet agréable à ses patrons, et dont la réussite devait lui ouvrir à lui-même les portes du Luxembourg. D'ailleurs l'avocat bordelais choisissait toujours, pour rendre visite à la comtesse, le moment de la séance. M. de Chantevilliers, pour obéir à la discipline ministérielle, se montrait exemplairement assidu à la chambre.

Dans le scabreux débat qui, sous des apparences fardées, s'engageait entre l'homme incorruptible et la femme irréprochable, chacun d'eux voulait acheter l'autre au meilleur marché possible. Cette transaction en partie double se compliqua de mille incidents éclos de jour en jour, et qui rendaient les deux rôles également difficiles à jouer. Désirant d'attaquer et forcés de se défendre, les antagonistes, car nous n'oserions pas dire les amants, devaient employer à la fois l'épée et le bouclier. La comtesse ne pouvait tirer à l'honneur du député sans découvrir un peu sa propre vertu; le député, de son côté, pour trouver le défaut de cette vertu si bien cuirassée, se voyait forcé de parer moins attentivement les coups portée à son honneur, de ce duel chaudement conduit de part et d'autre devait résulter peut-être un de ces coups fourrés qui rendent la victoire indécise en jetant tout le monde sur le carreau.

Madame de Chantevilliers avait montré d'abord une supériorité marquée, grâce à l'amour-propre de l'orateur girondin, qui se rassasia pendant quelque temps d'une vaine fumée. Écartant adroitement les tendres souvenirs, elle ne lui parlait que de lui et de ses triomphes de tribune, lisait toujours le *Constitutionnel* en son honneur, et se tenait au courant des questions à l'ordre du jour, afin de pouvoir les discuter et fortifier ainsi son ascendant. Mais M. Groscassand, qui avait sous sa main à la chambre de la politique tout autant qu'il en pouvait souhaiter, finit par trouver longue et déplaisante une controverse qui l'éloignait de son but, loin de l'en rapprocher, comme il l'avait cru d'abord.

— Où diantre en veut-elle venir? se dit-il un jour après une discussion où il s'était vu serré de près au sujet de son libéralisme; — prétendrait-elle me faire asseoir sur le banc où est son

mari? Mais alors elle devrait avoir l'air de comprendre à quoi elle s'engage; car enfin, si j'étais assez lâche pour capituler avec ma conscience, du moins ne serais-je pas assez sot pour le faire gratuitement. A la première attaque, j'ai bien envie d'accorder une concession sans importance, et d'en fixer aussitôt le prix; de la sorte elle saura que penser, et nous verrons si elle persistera encore à me convertir.

Quelques jours plus tard, à propos d'une question importante sur laquelle M. Groscassand (de la Gironde) avait annoncé qu'il parlerait, la comtesse voulut essayer l'empire qu'elle croyait avoir déjà obtenu. Elle demanda donc à son adorateur de renoncer à prendre la parole, sans vouloir motiver cette sollicitation autrement que par un caprice. Le député résista, discuta, invoqua ses devoirs, se fit longtemps prier; mais enfin il céda, obéissant à une décision déjà prise dans son esprit bien plus qu'aux instances de la femme ambitieuse.

— Vous voyez que je ne puis rien vous refuser! dit-il en lui prenant la main; ma soumission ne désarmera-t-elle jamais cette sévérité qui me fait tant souffrir?

En sentant ses doigts emprisonnés dans la paume assez mal gantée du gros avocat, madame de Chantevilliers éprouva une invincible répugnance qui se peignit sur son visage; elle fit un mouvement en arrière, mais pas assez vite pour éviter un baiser qui, bien qu'il eût à peine effleuré le bout de ses ongles, lui porta aux joues une rougeur dont l'orgueil, plus encore que la vertu, devait s'attribuer le mérite. Elle comprit alors que l'amour a ses usuriers comme l'argent a les siens, et qu'en sollicitant le crédit d'un homme épris d'elle depuis longtemps, elle risquait d'emprunter à gros intérêt. Cette pensée mortifiante donna soudainement à son maintien et à sa physionomie une expression glaciale et hautaine qui vint rappeler à l'audacieux avocat les jours où il s'était vu dédaigné sans pitié. Mais l'image du manteau bleu doublé d'hermine, qui, au même instant, apparut dans une auréole aux yeux de la présidente, arrêta les paroles méprisantes qu'appelait sur ses lèvres le dépit; elle parvint à sourire de manière à laisser croire qu'elle ratifiait la faveur qu'on lui avait surprise, et chassa loin d'elle l'idée qu'un pareil précédent pût amener des suites plus graves. En un mot, malgré la prudence habituelle de sa conduite, madame de Chantevilliers imita les fils de famille qui souscrivent les lettres de change sans vouloir songer au jour de l'échéance.

Un matin, en quittant la comtesse avec laquelle il avait eu un entretien fort incidenté, M. Groscassand, qui retournait à la chambre, rencontra, dans la rue Taranne, Dauriac qu'il n'avait pas vu depuis quelques jours, et qui sortait lui-même de chez madame de Versan. L'avocat accosta son jeune ami de l'air moqueur que se permettent volontiers les victorieux en amour à l'égard de leurs rivaux malheureux.

— Eh bien! Dauriac, lui dit-il, où en est le sentiment? Êtes-vous toujours amoureux de cette barbare comtesse de Chantevilliers?

— Je ne l'ai jamais été, répondit Adolphe.

— Bah! vous êtes discret! preuve que vos affaires vont bien; c'est avec le succès que la discrétion commence.

— Vous faites en ce moment même une application de cette maxime, car l'ironie dont vous m'accablez n'est qu'une manière habile de me donner le change. Malheureusement pour vous, je suis au courant; vos assiduités chez madame de Chantevilliers sont trop remarquées pour que je n'en aie pas entendu parler.

— On en parle donc? demanda le député avec une satisfaction concentrée. Et que dit-on?

— On dit, reprit Dauriac décidé à sonder le terrain, ma foi, on dit que vous réussissez à Paris tout comme à Bordeaux.

— Ah! on dit cela, s'écria M. Groscassand avec un rire affecté; eh bien! on a raison. La comtesse de Chantevilliers est une femme imprenable; je vous l'ai toujours dit, et vous-même, mon cher, devez en savoir quelque chose.

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. N.[ro] 9.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Le Pied d'Argile.

Par Charles de Bernard.

(Fin.)

Moi! je vous donne ma parole d'honneur que je n'ai jamais été amoureux d'elle, répondit Adolphe qui, aspirant en ce moment au rôle de confident, voulait détruire, jusqu'aux derniers vestiges, celui de rival.

— Parlez-vous sérieusement? demanda l'avocat surpris.

— Puisque je vous le jure; vous vous êtes mépris sur mes intentions; quand je vous ai demandé des renseignements sur elle, je les prenais dans l'intérêt d'une tierce personne.

— En ce cas, dit M. Groscassand, convaincu par ces paroles, je puis vous demander un service. Soyez sûr, d'abord, que madame de Chantevilliers n'est pour rien dans ce que je vais vous dire; je vous le répète, le public a raison, et je suis l'amant le plus infortuné, le plus maltraité, le plus désespéré. Mais, d'un autre côté, voici la position assez délicate dans laquelle je me trouve. Vous savez, sans doute, qu'il est des circonstances où un homme dont la vie appartient à la publicité éprouve une certaine gêne de n'avoir qu'un seul appartement.

— Je comprends cela, dit Adolphe qui, à cette ouverture, devint fort attentif; vous, par exemple, qui recevez chaque jour cinquante personnes, vous seriez peut-être assez embarrassé dans le cas où des fâcheux viendraient vous ennuyer au milieu d'un intéressant entretien.

— Vous entendez à demi-mot, reprit en souriant le député. Il s'agirait donc pour moi de trouver un joli petit appartement bien frais, bien coquet, et dans un autre quartier que celui-ci; c'est une condition de rigueur. Vous qui êtes initié à tous les mystères de la vie parisienne, ne sauriez-vous m'aider à découvrir ce qu'il me faut? Entre hommes on se rend ces services-là.

— Je puis faire mieux, dit Dauriac, frappé d'une inspiration soudaine; j'ai loué moi-même un appartement que je n'occuperai que dans quelques mois, et qui se trouve meublé dès à présent. S'il peut vous convenir, rien ne m'empêche de vous le prêter.

— Pardieu! voilà qui ferait merveilleusement mon affaire, et je vous suis fort obligé; mais c'est qu'il faudrait que cela fût distingué, élégant... vous comprenez.

— Petite maison enfin, dit Adolphe en riant. Soyez tranquille, l'appartement dont je vous parle serait digne d'être visité par la comtesse de Chantevilliers elle-même.

— Chut! quelle idée extravagante avez-vous là? interrompit M. Groscassand, dont le mécontentement affecté dissimulait mal la jubilation secrète.... Et où est-il placé, ce nid charmant?

— Rue Gaillon, près de Saint-Roch.

— Cela me convient à ravir, et si vous êtes homme à exécuter votre offre, vous me voyez prêt à l'accepter avec reconnaissance. A votre premier procès je vous paierai cette petite dette.

— C'est une chose convenue, répondit Adolphe; si vous avez le temps, prenons une voiture, et allons jusque-là. Vous verrez si je vous traite en ami.

Les deux hommes montèrent en fiacre, et arrivèrent bientôt à la rue Gaillon, où M. Groscassand trouva un appartement fort supérieur à ce qu'il supposait, car, dans le choix et l'ameublement de ce logis, Adolphe avait déployé toute l'intelligence et tout le bon goût qu'inspire le désir de plaire à une femme aimée.

— Peste! quel luxe! quelle élégance! dit l'avocat de province un peu ébahi; ah ça! quelle princesse comptez-vous recevoir ici?

Le jeune homme éprouva un demi-remords en songeant à la destination profane à laquelle il allait livrer peut-être un sanctuaire préparé pour l'amour conjugal; mais le désir vindicatif qui le poursuivait encore étouffa bientôt ce scrupule. Il installa donc le député à bonnes fortunes dans l'appartement, dont il lui remit une clef, en se disant tout bas, pour achever d'apaiser sa conscience:

— Bah! la vengeance est comme le feu: elle purifie tout.

IX.

Quinze jours environ après cet arrangement, Dauriac, qui pratiquait encore les habitudes de la vie de garçon, déjeunait dans un café au Palais-Royal. En lisant *le Courrier Français*, ses yeux tombèrent sur un article virulent, dans lequel la défection de M. Groscassand (de la Gironde) était signalée à la vindicte du parti libéral. La veille, dans une discussion importante, l'honorable député avait voté ostensiblement pour le ministère. Le journaliste criait dont *raca* sur M. Groscassand, et plusieurs autres feuilles de l'opposition répétaient cet anathème. Adolphe crut d'abord rêver; mais le doute était impossible. Il sortit du café sans achever sa tasse de chocolat, et, machinalement, descendit la rue Saint-Honoré avec le maintien morne de l'homme que vient d'atteindre une amère déception. Au milieu des plus sombres réflexions sur la fragilité de la nature humaine, il arriva devant l'église Saint-Roch, et rencontra M. Sabathier qui traversait la rue, un grand portefeuille sous le bras.

— Allez-vous à confesse? dit le vieillard, qui remarqua la physionomie consternée de Dauriac; vous avez l'air sérieux comme un des psaumes de la pénitence.

— Vous avez lu *le Courrier Français?* répondit tristement le jeune homme.

— Ah! ah! je devine. Vous voilà en deuil du patriotisme de votre ami Groscassand. Eh bien! que vous avais-je prédit?

— Le fait est donc vrai?

— Tout ce qu'il y a de plus vrai. Hier il s'est levé avec le centre, et l'on sait qu'il travaille les députés de sa coterie. Encore une étoile qui file. Bagatelle que cela! Refusez-vous votre place, maintenant?

— Je voudrais une place au fond d'un bois, répondit le libéral désillusionné; le commerce des hommes flétrit toutes les croyances du cœur.

— Faites comme moi, dit M. Sabathier avec le sourire sardonique d'un misanthrope de profession; élevez des canards et des poulets; vous n'aurez pas de déception avec ces êtres-là. Et encore... On croit les manger gras et tendres, ils sont souvent maigres et durs. La vie est ainsi faite, mon pauvre Dauriac; il faut en prendre son parti.

En ce moment les chevaux d'une fort belle voiture, arrêtée devant l'église, firent un mouvement brusque, dont s'effrayèrent quelques passants. Cet incident attira l'attention du vieillard sur le brillant équipage, qu'il examina un instant d'un air surpris.

— Eh! eh! se dit-il enfin en se parlant à lui-même, voici qui est étrange. La voiture de madame de Chantevilliers stationnant devant Saint-Roch, tandis que tout à l'heure je viens de ren-

contrer la comtesse sortant de l'église par la petite porte de l'autre rue, et trottant menu du côté du boulevard. Eh! eh!

— Madame de Chantevilliers! dit Adolphe avec vivacité, et sans s'inquiéter de commettre une indiscrétion en interrompant le soliloque du vieillard.

— Elle-même. Elle a baissé le nez en me voyant, mais je l'ai parbleu bien reconnue. Est-ce que, par hasard, M. Groscassand loge en ce quartier?

— Non; il demeure près de la chambre des députés, répondit le jeune homme qui comprima une des plus violentes envies d'être indiscret qu'il eût jamais éprouvées.

— N'importe, une femme à équipage qui entre dans une église par la grande porte, pour en sortir par la petite, tandis que ses domestiques l'attendent, c'est diantrement louche.

— Que voyez-vous de louche là-dedans? demanda Dauriac en prenant un air candide.

— Eh! grand innocent, ignorez-vous donc qu'une femme riche qui ne sort presque jamais sans être accompagnée de deux espions en livrée, peut en certains cas ne pas se montrer fort scrupuleuse sur la manière de se débarrasser de leur surveillance? Je vous dis qu'il y a quelque anguille sous roche. Mais, ma foi, cela regarde le bonhomme Chantevilliers. Adieu, je vais au ministère; quand vous aurez versé toutes vos larmes sur l'apostasie du Spartiate Groscassand, venez me voir, nous causerons de vos affaires.

En quittant le vieillard, Adolphe courut plutôt qu'il ne marcha jusqu'à la rue Gaillon; il monta par un escalier dérobé à son appartement dont il avait traîtreusement conservé une clef, et s'y introduisit aussi discrètement qu'un voleur eût pu faire. Arrivé dans une chambre voisine du salon, il put entrevoir, à travers le trou d'une serrure, madame de Chantevilliers assise sur un divan, en face de la porte derrière laquelle il se tint lui-même muet et respirant à peine. Cette vision fut presque aussitôt éclipsée par un corps opaque qui passa et repassa devant le pertuis où l'observateur avait collé son œil. Dans le personnage qui se démenait de la sorte, Adolphe reconnut M. Groscassand dont la voix sonore vint au même instant frapper son oreille.

— Non, madame la comtesse, il n'en sera pas ainsi, disait le député avec un accent de dépit; il faut de la loyauté en toutes choses; j'ai tenu ma parole moi; à quel prix, vous ne l'ignorez pas; ce concert de reproches et d'injures qui salue mon nom aujourd'hui, gronde assez haut, je pense. Que voulez-vous dire en me parlant d'une démarche décisive? que peut-il y avoir de plus significatif que ma rupture avec mes amis dans un scrutin par assis et levé? Vous avez exigé cela, vous défiant de moi sans doute et pensant que je pourrais vous tromper par un escamotage de boules: j'ai accepté ce que vous m'imposiez, j'ai brûlé mes vaisseaux, et maintenant il semble que je n'aie rien fait. Est-ce là ce que vous m'aviez promis?

— Je ne vous ai rien promis, et je ne vous comprends pas, répondit la comtesse d'un air de hauteur.

— Oh! sans doute, madame, reprit l'avocat avec ironie; si nous avions un procès à cet égard, je le perdrais. Entre nous il n'y a pas de contrat, même sous seing privé; les femmes comme vous n'écrivent pas, je le sais. De doux regards, de tendres paroles, ce ne sont pas là des titres dont il reste minute; je serais donc condamné, bien certainement. D'ailleurs, avec toutes les ressources de votre esprit, il est facile de donner même aux aveux les plus manifestes une explication fallacieuse qui les dément ou les rétracte. Il n'y a que votre présence ici, madame, qu'il vous serait peut-être moins facile de justifier, si mon honneur ne vous garantissait pas le secret.

A cette apostrophe brutale, madame de Chantevilliers sentit se dresser dans son âme les cent têtes du dragon de l'orgueil; elle se leva par un mouvement emporté, et d'une voix émue par le courroux:

— Monsieur, dit-elle, l'interprétation outrageante que vous donnez à une démarche sollicitée par vous, et à laquelle j'ai eu l'imprudence de condescendre, me prescrit la conduite que je

dois suivre désormais: je me retire; rappelez-vous qu'une femme peut se trouver faible devant l'amour, mais qu'elle retrouve sa force devant l'insulte.

Malgré l'indignation de la comtesse, il y avait dans ces dernières paroles une tentative de conciliation, dernier effort de son esprit ambitieux. L'avocat à qui l'idée de se voir joué faisait éprouver un dépit furieux, resta insensible à un reproche dont l'expression même semblait lui indiquer le moyen de rentrer en grâce. Loin de s'humilier et de reconnaître l'inconvenance de son langage, il prit son chapeau sur un fauteuil, par un geste brusque, et se mettant en face de la comtesse:

— Vous sortez, madame, lui dit-il; eh bien, moi, je sors aussi, je vais à la chambre réparer ma folie d'hier.

Madame de Chantevilliers marcha lentement jusqu'à la porte. Pendant ce court trajet, l'ambition et l'orgueil, ces deux tyrans de son âme, s'y livrèrent un de ces combats acharnés, à la fin duquel l'un des adversaires doit rester sur la place. Sortir, c'était rompre, c'était perdre le fruit de tant d'efforts assidus, de tant de calculs profonds, de tant de concessions humiliantes, c'était renoncer à la pairie; rester, d'autre part, c'était reconnaître la légitimité du droit qu'invoquait sans ménagement ni délicatesse cet homme de petite condition et de mauvaise compagnie; c'était déroger à noblesse et peut-être à vertu. A cette dernière idée, la femme jusqu'alors sans tache et sans reproche, sentit bouillir dans ses veines son sang de comtesse et de dévôte; et cependant elle resta.

— Vous me laissez donc sortir? dit-elle à demi-voix, la main posée sur le bouton de la serrure, et tournant la tête vers l'avocat qui la regardait immobile et farouche.

Si je vous priais de rester, ne serait-ce pas une raison pour vous faire fuir plus vite? répondit-il d'un ton bourru; je ne veux plus m'exposer à vos refus. Sortez si vous voulez, madame.

Indignée de ce propos rustique, la comtesse se représenta deux laquais de sa maison bâtonnant M. Groscassand (de la Gironde). Cette vengeance imaginaire accomplie, elle se soumit une fois encore aux exigences de sa position, s'assit près de la porte, aspira le parfum de son mouchoir, et d'une voix pleine d'abattement:

— J'ignore ce que je vous ai fait, dit-elle; mais vous me traitez bien mal. Si vous m'aimiez, Raoul, seriez-vous aussi dur pour moi?

Au nom de Raoul, le député posa son chapeau sur un fauteuil et se rapprocha de la femme qui semblait douter de sa tendresse.

— Si je vous aimais! s'écria-t-il avec un accent pathétique; n'est-ce pas l'excès de ma passion qui donne à mes paroles ce caractère de violence qui a pu vous blesser? Si j'étais moins épris je serais moins emporté. Mais comment voulez-vous que je n'aie pas le cœur brisé par votre inflexible rigueur? Ce sont les faibles désirs qui se peuvent contraindre; ce sont les froides amours qui parviennent à se résigner; et moi je vous adore avec une ardeur qui ne me permet ni la résignation ni la contrainte.

— Mais il faudrait m'aimer pour moi et non pour vous, répondit la comtesse qui disputait le terrain pas à pas.

— Beaucoup pour vous, mais aussi un peu pour moi, réprit l'amoureux député d'un ton câlin et en amenuisant sa voix de tribune.

— Non, vous êtes trop mal pour moi; vous m'avez fait de la peine; je suis blessée au cœur.

— Oh! mille fois moins que moi, dit avec passion M. Groscassand; je vous ai offensée, ma charmante comtesse; eh bien! je vous demande pardon; je m'humilie, je suis à vos genoux... Oh! je vous en supplie, laissez-moi votre main.

Il s'était mis à genoux, en effet, et la femme austère n'avait pas retiré sa main. En voyant la tournure que prenait la scène, Adolphe ne crut pas nécessaire d'en rester plus longtemps témoin invisible.

— Je vous demande mille pardons, dit-il en ouvrant brusquement la porte.

Madame de Chantevilliers jeta un cri étouffé; non moins déconcerté, le gros avocat se leva

et se précipitant à la rencontre du fâcheux indiscret :

— C'est une affreuse trahison, lui dit-il d'une voix tremblante de colère.

— Ce n'est qu'une toute petite vengeance, répondit l'amant d'Adrienne.

— C'est une horreur, vous dis-je! une infamie! mais cela ne se passera pas ainsi!

— Comme il vous plaira, mon cher, reprit froidement le jeune homme; nous parlerons de cela plus tard. En ce moment, permettez-moi de présenter mes respects à madame. — A votre bal, continua-t-il en s'adressant à la comtesse avec l'ironie la plus poliment impitoyable, vous avez voulu, madame, connaître le nom de la personne qui m'avait amené? De ma part une question semblable à celle-là est inutile aujourd'hui; c'est à M. Groscassand, je le vois, que je dois l'honneur inespéré de vous recevoir ici.

— Où suis-je donc? dit madame de Chantevilliers d'une voix sourde en lançant à son adorateur décontenancé un regard accusateur.

— Vous êtes chez moi, madame, répondit Dauriac avec une civilité imperturbable, ou plutôt chez madame de Versan que j'ai l'honneur d'épouser dans un mois.

La comtesse promena autour du salon un regard plein d'effroi; car pour elle, prude et dédaigneuse, rougir devant un homme était une épreuve cruelle, mais se voir humiliée en présence d'une femme devenait un intolérable supplice. Dans son trouble, elle se figura que madame de Versan était là, cachée et jouissant de la torture qu'elle-même subissait. Foudroyée par cette idée, elle fut sur le point d'ouvrir la porte et de se précipiter hors de l'appartement; elle se retint pourtant par un effort héroïque, et appelant à son aide toute l'énergie de son caractère, toute l'habileté de son esprit, elle essaya d'imiter la conduite des soldats courageux qui, dans un revers battent en retraite, mais ne fuient pas.

— Ma présence ici, dit-elle d'une voix un peu altérée, peut vous surprendre, monsieur, mais sans vous donner le droit de l'interpréter d'une manière injurieuse.... J'ignorais que je fusse chez vous, et m'en fussé-je douté, ce n'eût pas été là un motif qui pût m'empêcher de me présenter ici comme j'ai l'habitude de le faire dans beaucoup d'autres maisons où je ne connais personne... Ma visite avait pour but l'accomplissement d'un devoir.

— Peut-être l'acquittement d'une petite dette, demanda Dauriac d'un ton persifleur.

— Je suis dame de charité, monsieur, dit madame de Chantevilliers en levant la tête... Monsieur, que j'ai rencontré ici par un hasard inexplicable, a bien voulu déjà me confier son aumône, et si vous-même...

— Vertubleu! j'avais raison de dire que c'était une gaillarde, pensa le député gascon, étourdi par le magnifique aplomb qu'avait recouvré la comtesse.

Adolphe comprima le rire fou qui menaçait de violer le décorum qu'il s'était promis d'observer.

— Je suis parfaitement convaincu, madame, dit-il, qu'en effet vous êtes venue ici dans les intentions les plus charitables, les plus humaines, les plus compatissantes. Aussi, en publiant l'acte pieux dont je suis témoin, m'empresserai-je de confondre les envieux qui, dans le monde, osent mettre en doute la tendre bienveillance de votre caractère.

— Je n'ai pas besoin d'être défendue, monsieur; car il est impossible qu'une attaque puisse m'atteindre.

Après cette réponse où perçait une sorte de défi, la comtesse sortit du salon sans regarder M. Groscassand, et traversa les autres pièces d'un air calme et d'un pas assuré. Adolphe la reconduisit avec la politesse accomplie d'un maître de maison et la joie contenue d'un ennemi triomphant. Arrivée à l'antichambre, madame de Chantevilliers se retourna brusquement, et fixant sur l'amant d'Adrienne un regard plein d'anxiété et de supplication :

— Il n'y a qu'un lâche qui frappe une femme, dit-elle ; et je vous crois un homme d'honneur.

Au même instant une clef tourna dans la serrure, la porte s'ouvrit, et madame de Versan

parut sur le seuil, suivie d'un commis de magasin chargé de plusieurs petits paquets. Ainsi qu'elle en avait naguère exprimé le désir, la jeune femme avait, par anticipation, établi son droit de possession à l'égard de l'appartement conjugal, dont les embellissements l'occupaient souvent et attiraient quelquefois sa visite. A la vue de madame de Chantevilliers, médusée au milieu de l'antichambre; de Dauriac, dont cet incident inattendu redoubla la bonne humeur; de M. Groscassand, qui apparaissait sur le second plan, la face rouge et les cheveux au vent, flamboyant comme une comète, Adrienne s'arrêta tout interdite, cherchant le mot d'une pareille énigme au lieu de le demander. Il y eut un moment de silence solennel; Adolphe le rompit le premier en s'adressant à madame de Versan.

— Madame, lui dit-il avec un sérieux admirable, voilà madame la comtesse de Chantevilliers qui fait une quête pour les pauvres de l'arrondissement; il se trouve, par malheur, que je n'ai pas d'argent sur moi; auriez-vous la bonté de venir à mon secours et de comprendre mon offrande dans la vôtre.

Adrienne regarda d'un air ébahi son futur mari et la comtesse; puis, par une obéissance machinale, elle dénoua un des coins de son mouchoir, et y prit sa bourse. Voyant ce geste qui la menaçait d'une aumône, madame de Chantevilliers perdit ce qu'il lui restait encore de sang-froid et de courage. Sans regarder personne, elle s'élança vers l'escalier qu'elle descendit précipitamment; l'implacable Adolphe courut sur ses pas.

— Il pleut en ce moment, madame, lui dit-il en se courbant sur la rampe; ne voulez-vous pas que j'envoie chercher votre voiture qui vous attend devant Saint-Roch?

Il ne reçut pas de réponse.

— Mais rentrez donc, Adolphe, lui dit la jeune femme.

Il obéit en riant sans se contraindre; puis, malgré la présence du commis-marchand et du député libéral, il prit les deux mains d'Adrienne et les porta vivement à ses lèvres.

— Me direz-vous ce que tout cela signifie? demanda-t-elle en le repoussant doucement.

— Cela signifie que désormais la très-noble, très-haute et très-impertinente dame qui sort d'ici, se mettra dans ses tout petits souliers du plus loin qu'elle vous apercevra. Mais je vous expliquerai cela plus tard; permettez-moi de vous présenter en ce moment un de mes amis, M. Groscassand (de la Gironde), dont je vous ai parlé plus d'une fois.

Madame de Versan rendit au député le salut assez gauche qu'il lui adressait, et entra dans le salon, où les deux hommes la suivirent.

Après avoir éprouvé une violente envie d'utiliser sa force physique en jetant par une fenêtre son déloyal ami, M. Groscassand avait compris le péril et l'absurdité d'un procédé aussi peu parlementaire : l'héroïsme de la comtesse le piqua d'honneur; il résolut de ne pas rester au-dessous de cette conduite calme et intrépide, et de sortir à son tour avec les honneurs de la guerre, du mauvais pas où il se trouvait engagé.

— Eh bien, lui dit Adolphe, d'un ton railleur lorsqu'ils se furent assis dans le salon, maintenant que vous voilà ministériel, me conseillez-vous encore de donner ma démission?

— Ministériel! s'écria le député d'un air offensé, où avez-vous vu cela?

— Dans tous les journaux.

— Est-ce que vous croyez aux journaux? Quelle dérision! Hier je vote pour un article qu'en conscience je trouve utile, et voilà qu'aujourd'hui l'on m'accuse, on m'insulte, on m'appelle traître et renégat! Les cerveaux brûlés de mon parti me jettent la pierre, parce qu'en une seule occasion je me suis permis de ne pas obéir à leur mot d'ordre et de voter d'après ma conviction personnelle! et ces gens-là osent parler d'indépendance! Que ceux qui ne me connaissent pas doutent de moi, je dois le leur pardonner; mais, vous, Dauriac... de votre part ce soupçon me blesse; vous avez lu l'accusation, vous auriez pu attendre la réponse.

— Vous répondrez donc? dit Adolphe d'un air incrédule.

— Demain, reprit le député libéral en redoublant de gravité; mes explications vous prouveront, j'espère, qu'il ne faut jamais juger un homme sans l'entendre.

— Si je me suis permis de vous juger, c'est précisément parce que je vous ai entendu, répliqua le jeune patriote d'un ton non moins sérieux. — Pensez-vous que Lafayette et Benjamin seraient fort édifiés s'ils avaient été tout à l'heure à ma place?

M. Groscassand (de la Gironde) prit son attitude de tribune, en plongeant solennellement la main sous le revers de son habit.

— Que m'importent Benjamin Constant et Lafayette, vieilles idoles qui ont fait leur temps? dit-il ensuite avec un superbe sourire; je ne suis pas un enfant pour avoir peur de leur férule. Un député réellement indépendant n'est justiciable que du pays, et je suis prêt à soumettre ma conduite à mes commettants.

— Même votre entretien avec cette vertueuse comtesse? demanda Dauriac en ricanant.

— Propos de boudoir, et je suis étonné de l'importance que vous semblez y attacher. Que deviendrait la société, si un homme politique était obligé de conserver dans les délassements de sa vie intime l'austère langage que ses opinions lui imposent à la tribune?

— Ainsi l'apostasie vous paraît légitime, pourvu qu'elle ait lieu sous de galants auspices?

— L'apostasie! s'écria le député en se levant: je regarderais ce propos comme un outrage, s'il n'attestait pas votre candide inexpérience. Quand vous aurez mon âge, mon cher, vous saurez qu'on ne devient pas un apostat en promettant à une femme aimable un peu plus qu'on ne veut tenir.

M. Groscassand (de la Gironde) s'inclina devant Adrienne, et sortit majestueusement du salon.

— Le siége de Troie a duré dix ans, se dit-il lorsqu'il fut dans la rue; en voilà plus de douze que traîne celui que j'ai entrepris. Réflexion faite, c'est trop. Je ne puis pas gaspiller ainsi ma vie, et compromettre ma position. Avec sa monomanie de conversion, cette femme me ferait faire quelque sottise irréparable. Restons-en là; d'ailleurs, nous ne manquons ni de comtesses ni de marquises dans notre côté gauche.

Le surlendemain, tous les journaux de l'opposition renfermaient une lettre de M. Groscassand, qui donnait un éclatant démenti aux accusations dont il avait été l'objet. L'honorable député rappelait ses antécédents, attestait les mânes de Foy et de Manuel, parlait de son sang plébéien, se glorifiait de son grand-père le laboureur, et, pour conclusion, proclamait en face de la nation, qu'elle n'avait pas de mandataire plus dévoué et plus indépendant que lui. Pour corroborer cette profession de foi solennelle et dissiper les soupçons qu'un moment de faiblesse avait fait naître, M. Groscassand (de la Gironde), pendant tout le reste de la session, ne vota pas une seule fois au scrutin secret, sans avoir soin de lever ostensiblement sa boule noire avant de la jeter dans l'urne.

Dauriac était un homme d'honneur, ainsi que l'avait supposé la comtesse: satisfait de sa vengeance, il ne chercha pas à la pousser plus loin; d'ailleurs son mariage avec madame de Versan pouvait-il être mieux célébré que par une amnistie? Le bonheur inspire la clémence, et Adolphe, heureux près d'une femme charmante et bonne, oublia la haine pour ne plus songer qu'à l'amour. La réputation de la comtesse demeura sans tache comme par le passé. Madame de Chantevilliers fut toujours la femme austère, dédaigneuse, bel esprit, superbe, prompte à condamner les autres, sûre de sa vertu, écoutée comme un oracle en certains salons; puissante, en un mot, redoutable et honorée. Une seule gloire lui a manqué, c'est la pairie; voilà le chagrin de sa vie; chagrin noir et cuisant dont elle ne se consolera jamais.

Les prédictions ironiques de M. Sabathier ne se sont donc pas réalisées. L'homme incorruptible et la femme irréprochable sont restés debout tous deux sur leurs piédestaux; mais plus d'une fois, tandis que le monde s'inclinait avec respect devant ces colosses du patriotisme et de la vertu, le sceptique vieillard a dit à Dauriac em-

ployé sous ses ordres au ministère de l'intérieur:

— Ces gens-là n'ont donc jamais lu l'histoire du songe de Nabuchodonosor?

— Laissez-les faire, répondait le mari d'Adrienne avec l'indulgente philosophie qu'inspire l'amour heureux; quel profit trouvez-vous à disséquer ainsi la vie? Lorsqu'une statue a la tête d'or, qu'est-il besoin de lui gratter le talon pour voir s'il est d'argile?

Le Cheval et les Huîtres.

Le chevalier mit pied à terre. Il laissa son palefroi au garçon d'écurie et entra dans la grande salle de l'auberge. Pour arriver de la Palestine, le sire n'en avait ni le gousset mieux garni, hélas! ni les ongles moins gelés; car une longue route avait presque entièrement épuisé ses faibles ressources, et la froidure d'Angleterre se faisait doublement sentir à un homme tout frais émoulu des chaleurs de la Syrie. Ce jour là, c'était en janvier, il faisait justement une bise, ô quelle bise! Aussi personne ne fit mine de se déranger entre ceux qui formaient un demi-cercle bien pressé autour du feu de charbon de terre, et le pauvre paladin aurait eu conscience à demander une chambre particulière pour y prendre des diners aussi chétifs que l'étaient les siens; d'ailleurs au bon tems, on payait à part le feu des chambres particulières.

Cependant notre gentilhomme, assez simple à son départ, et la preuve, c'est qu'il était parti, avait gagné durant la guerre quelque chose de plus et de mieux que des horions; ce quelque chose était de l'esprit, et la preuve, c'est qu'il revenait, convaincu enfin qu'il avait eu tort de se donner tant de mal pour s'emparer d'un tombeau dont il ne s'était point emparé.

Or, cet esprit qu'il n'avait pu trouver à moins de six cents lieues de son castel, de quoi lui servit-il? Le voici: „Mon hôte,“ dit le paladin au maître de l'auberge, en se soufflant dans les doigts, „avez-vous ici de bonnes huîtres? — Si j'en ai? ô sans doute, et des meilleures que l'on puisse trouver. Je les fais à la vérité payer deux liards la douzaine: mais elles valent bien leur prix. — Eh bien, mon cher hôte, j'ai fait du chemin aujourd'hui; mon cheval est fatigué; voulez-vous lui faire servir le plutôt et le plus proprement que vous pourrez, quatre douzaines d'huîtres dans un plat, et y ajouter un pot de bière et un bon morceau de fromage? — Comment, seigneur, répartit l'hôte, tout cela à votre cheval! le mangera-t-il? — Servez-le lui toujours, répliqua le paladin, et vous verrez. — Seigneur, faut-il ouvrir les huîtres? — Non, donnez-les avec leurs écailles.

Par St-Georges, dirent les uns, par le diable dirent les autres, voilà chose étrange qu'un cheval mange des huîtres, du fromage, et boive une bouteille de bière, comme le fait tout Breton sous peau humaine. Il faut que ce paladin arrive de la Terre-Sainte pour faire de telles merveilles. Venez donc, voisins, allons à l'écurie pour voir pareil prodige: ce ne sera tems perdu.“

Sur ce, la compagnie se leva tout entière, et c'était à qui sortirait le premier pour arriver plutôt à l'écurie. A peine le dernier des curieux eut-il franchi le seuil de la salle, que le froid chevalier prit le meilleur coin de la cheminée, une petite table près de lui, et se mit incontinent à se chauffer tout du long, besogne à laquelle il procédait de fort bon cœur.

Comme il était là depuis quelques minutes, arrive tout effaré le maître du logis: „Seigneur, dit l'hôte, votre cheval ne veut pas manger les huîtres qui lui ont été servies selon vos ordres, et ne paraît guère se soucier du fromage ni de la bière. — Non? répondit le chevalier. — Non, reprit l'hôte. — Eh bien, s'il en est ainsi, répliqua le chevalier, apportez-moi la bière et le fromage avec les huîtres que vous me ferez ouvrir, et donnez de l'avoine à mon cheval.“

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 10.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Amédée Pichot.

Dieser talentvolle Schriftsteller, der wohl einer der kenntnißreichsten lebenden französischen Journalisten ist, ward am 3. November 1796 zu Arles geboren, machte seine ersten Studien im Collegium von Juilly, widmete sich dann in Montpellier und Paris der Heilkunde und ward zum Doctor promovirt. Er practicirte jedoch nicht, sondern beschäftigte sich seit 1819, wo er sich ganz in Paris niederließ, mit schöner Literatur und der Kunde der lebenden Sprachen. Im Jahre 1820 gab er die erste in Frankreich erschienene Uebersetzung der Werke Lord Byron's heraus; seine Arbeit erfreute sich einer so günstigen Aufnahme, daß sie rasch hinter einander sieben Auflagen erlebte. Dieser folgten in den nächsten Jahren die Uebertragungen der berühmtesten Werke Moore's und Walter Scott's, welche sich gleicher Weise großen Beifalls zu erfreuen hatte. Von 1822 — 1824 besuchte Pichot nun zwei Mal England und Schottland und legte seine gesammelten Erfahrungen über diese Reise in seiner 1825 erschienenen Reisebeschreibung nieder. (Voyage en Angleterre et en Écosse, Paris 1825. 3 vol.) Seit dieser Zeit hat er sowohl über Gegenstände aus dem Gebiete der Medicin wie aus dem der schönen Literatur des In- und Auslandes viele einzelne Artikel in Journalen, namentlich in der Revue de Paris und der Revue des deux Mondes erscheinen lassen, und solche, wie es in Frankreich Sitte ist, später in einzelnen Sammlungen vereint herausgegeben. Auch ein historisches, größeres Werk: Histoire de Charles Edouard, dernier prince de la maison de Stuart, erschien von ihm Paris 1830 in zwei Bänden.

Ein gemäßigter Liberalismus herrscht in seinen Schriften vor und verleiht ihnen eine eigenthümliche, doch keineswegs mißfällige Farbung; in der Literatur neigt er sich allerdings dem Romanticismus zu, aber die Reinheit und Eleganz seines Styls so wie seine methodische Darstellungsweise und die Gründlichkeit seiner Entwickelungen erfüllen die Forderungen auch des strengsten Klassikers und so läßt sich von ihm sagen, daß er mehr in der Literatur als in der Politik die gerechte Mitte halte. Für dichterische Production fehlt es ihm zu sehr an ursprünglicher Phantasie; man sieht seinen Leistungen zu deutlich die mühsamen Combinationen an, durch welche er den Mangel an frischer Erfindung auszugleichen sucht; überall wo dies nicht nothwendig ist zeigt er sich dagegen als ein feiner, scharfsinniger Beobachter und Darsteller, so wie durchgängig als ein ehrenwerther, wohlgesinnter Mann, der die Achtung, die ihm von allen Seiten zu Theil wird, vollkommen verdient.

Épisodes de la Vie d'un Poète.

PREMIÈRE PARTIE.

La Femme diplomate, ou le Malheur d'être Bossu.

Dans un café de Russel-Street, près de Covent-Garden, qui était depuis quelque temps fréquenté par les auteurs et les politiques de Londres, trois hommes de lettres semblaient très-occupés de la lecture d'un livre latin. C'est dire d'avance que mon histoire remonte au siècle précédent, car dans les maisons appelées encore *coffee-houses*, on ne rencontre guère aujourd'hui cette classe d'habitués qui se réunissent plus volontiers dans l'enceinte privilégiée des „clubs“, des „institutions scientifiques ou littéraires“, et autres cercles par souscription. Les cafés de Londres sont devenus généralement des hôtels garnis et des espèces de restaurans, où l'on prendrait une triste idée de la sociabilité anglaise. Chaque convive ou chaque groupe de convives y déjeune, dîne ou soupe isolément derrière une espèce de barrière en boiserie, avec un grillage à rideaux, sans communication entre les tables voisines, sans avoir à craindre aucune interruption importune. Il n'y a plus, je crois, de ces tavernes comme celle de la Syrène, du temps d'Elisabeth, où Shakspeare, Ben Jonson, Beaumont, Fletcher, etc., allaient régulièrement parler théâtre en vidant quelques bouteilles de Xerès; il n'y a plus de ces coffee-houses du dix-huitième siècle, assez semblables à notre café Procope, tels que celui de Saint-James et celui de Will, où le vieux Dryden voyait tous les jeunes auteurs se presser autour de lui pour entendre ses arrêts en matière littéraire, et d'où Addison et Steele ont daté plus d'un numéro de leurs feuilles périodiques.

Le café de Russel-Street, où j'introduis mes lecteurs, était tenu par Daniel Button, et rivalisait avec le café de Will, depuis que M. Ironsides, nom fictif de Steele. comme fondateur du „Guardian,“ y avait placé la *boîte* de son journal, cette TÊTE DE LION, non moins redoutée des beaux-esprits et des cockneys de Londres que l'était la fatale gueule du lion de Saint-Marc des politiques de Venise.

C'était donc chez Daniel Button qu'un après-midi de l'année 1721, puisqu'il faut aujourd'hui une date, exacte ou non, à la moindre histoire, trois hommes de lettres discutaient quelques passages difficiles d'un poète latin. Arrêtés par le sens douteux d'un vers, ils exprimèrent assez haut leur embarras pour qu'il n'y eût aucune indiscrétion de la part des auditeurs à se mêler d'une espèce de débat classique qui, sous cette forme ou une autre, se reproduisait fréquemment chez Daniel comme chez Will. Un jeune enseigne aux gardes avait jusque là naïvement pris plaisir à écouter une conversation soutenue par les trois interlocuteurs, tantôt avec science, tantôt avec esprit. Soit réminiscence encore fraîche de quelque version de collége, soit que, sous le costume des fils de Mars, il fût resté fidèle au culte des muses universitaires, le jeune officier se flatta tout à coup d'avoir l'intelligence de ce texte déclaré si obscur par ces trois autorités. Il s'approcha modestement, et, demandant pardon, non sans rougir, de donner son avis.

„Messieurs, dit-il, il me semble que le sens de ce vers serait facile à saisir, si comme je le crois d'après ce qui précède, la phrase, au lieu d'un simple point qu'a mis l'imprimeur, devait se terminer par UN POINT D'INTERROGATION — ?“

Il se trouva que le jeune officier avait raison: les trois hommes de lettres se regardèrent en se mordant les lèvres, un peu confus de recevoir cette leçon d'un écolier. Mais le plus piqué des trois fut celui qui tenait le livre, et qui le dernier avait proclamé le vers intraduisible. C'était un petit homme aux yeux vifs, à l'air railleur et fin, mais malheureusement remarquable par cette conformation disgracieuse qui rend l'esprit une arme d'autant plus nécessaire à celui qui en est affligé, qu'il a souvent à se défendre contre les méchans quolibets qu'elle lui attire. Le petit homme était bossu. Il sembla d'ailleurs prendre presque exclusivement pour lui la leçon du jeune officier. En effet, il était

pour ainsi dire traducteur classique de son métier. Ses traductions n'étaient pas ses uniques titres littéraires sans doute, mais ceux qui lui avaient rapporté le plus: il avait traduit la *Thébaïde* de Stace, il avait traduit les *Métamorphoses* d'Ovide, il avait traduit les *Epîtres* et les *Satyres* d'Horace, il avait surtout traduit Homère tout entier... Ce petit homme, en un mot, était le célèbre Alexandre Pope entre ses deux amis Congrève et Parnell: — Monsieur le savant, dit-il avec un air de vanité méprisante au jeune officier, savez-vous seulement ce que c'est qu'un POINT D'INTERROGATION?....

Le jeune officier s'attendait à un petit triomphe, ou au moins à une de ces paroles bienveillantes, à un de ces serremens de main familiers que le vieux Dryden, tout satyrique qu'il était, témoin *Macflecnoe*, distribuait, dit-on, si volontiers aux jeunes gens qui venaient l'écouter au café de Will. Piqué à son tour, il ne se déconcerta pas, et, faisant succéder à sa timidité cette impertinence que l'écolier oppose aussi quelquefois aux remontrances de ses pédagogues „Monsieur, répondit-il, après avoir toisé la taille contournée de Pope d'un air significatif: un point d'interrogation?.. C'est une petite chose crochue qui fait des questions."

Cela dit, le jeune enseigne se retira.

Les rieurs ne furent pas pour Pope, qui, grommelant quelques mots entre ses dents, ferma son livre, dit adieu à ses amis, sortit tout rouge de colère, et disparut dans son carrosse, car il était du très-petit nombre de poètes de ce temps-là dont le génie n'allait plus à pied.

De trois jours au moins on ne vit plus reparaître Pope au café de Daniel Button: pendant trois jours il resta triste, sombre et solitaire dans sa délicieuse retraite de Twickenham.

Mais ici un enthousiaste de la gloire littéraire m'interrompra peut-être pour se récrier sur l'excès de susceptibilité que j'attribue à un homme qui était déjà proclamé alors le premier poète de son époque. — „Quoi donc! vous nous représentez comme inconsolable d'une pointe contre sa taille celui que son pays plaçait de son vivant sur un piédestal si élevé. Les lords recherchaient Pope comme leur commensal, et souscrivaient magnifiquement à ses œuvres; les critiques les plus difficiles vantaient la profondeur de sa pensée et la noblesse de son style dans ses poésies morales; c'était en carrosse qu'il allait et venait de Londres à Twickenham, à Twickenham, cette *villa* plus élégante que le Tibur d'Horace; Pope, en un mot avait non-seulement toutes les jouissances de la gloire, mais encore celles de la richesse, et une épigramme aurait pu le rendre malheureux pendant trois jour!.... Eh bien! oui, Pope avait la conscience de son talent et de sa réputation, Pope était l'enfant gâté des grands, le poète le plus goûté des dames, il était l'auteur admiré de la *Forêt de Windsor*, de l'*Essai sur la critique*, de *la Boucle de cheveux enlevée*, des *Épitres morales*, de l'*Épitre d'Héloïse à Abailard*, de cette traduction de l'*Iliade* surtout que l'enthousiasme un peu exagéré de son siècle mettait à côte de l'original: mais Pope eût donné sa gloire, il eût donné sa fortune, prix de ses veilles, pour n'être pas bossu.... Apprenez que Pope était jeune encore, et que Pope était amoureux!

Et maintenant mettez-vous à sa place, vous qui avez été jeune, vous qui l'êtes aujourd'hui, vous qui avez aimé, vous pour qui l'amour est tout encore, la vie dans ce monde, le ciel dans l'autre! celle qui vous occupe pendant le jour, celle dont vous rêvez la nuit, celle pour qui vous faites aussi des vers si vous vous croyez poète, elle vous attend, vous allez la voir, être vu d'elle, lui déclarer votre passion, implorer un regard qui vous engage à espérer... Dites, pour toute la gloire et toute la richesse de Pope, consentez-vous à ressembler à Pope? Pour moi, je l'avoue, devrait-on en conclure que je suis en ce moment amoureux comme Pope, j'y consens; mais il me semble que je ne voudrais jamais pour tout l'éclat de sa renommée, que dis-je? pour la renommée d'Homère, m'offrir à certains yeux avec la taille de son traducteur!

Cette pensée amère poursuivit Pope dans son carrosse lorsqu'il quitta brusquement le café Daniel Button, et au lieu de se rendre chez lady Mary Wortley Montague, où il avait eu d'abord

le projet d'aller, il porta sa tristesse dans la solitude de sa *villa*, sur les bords de la Tamise.

„— Hélas! se disait-il à lui-même, tu t'étonnes que tout ton esprit, que tous tes beaux poèmes ne puissent t'obtenir l'aveu sollicité depuis si long-temps de lady Mary; mais il faudrait d'abord la rendre aveugle pour lui dissimuler que si tes vers rappellent Homère, ta taille rappelle plus fidèlement encore Scarron. Ta vanité eût en vain voulu te persuader qu'on ne pouvait plus voir en toi que ton génie, et qu'en te regardant passer, le public en admiration disait tout bas: „Voilà Pope le poète!“ Malheureux! quand on chuchotte à ta vue, c'est pour dire: „Voilà Pope le bossu!“ Et tu as pu espérer qu'une femme aurait pour ton corps chétif d'autres yeux que le vulgaire! Si tu veux être aimé, écris, mais ne te montre pas..... Cependant si je me ressouviens des dernières paroles de lady Mary, de son sourire quand j'ose lui baiser la main, de la facilité avec laquelle j'ai obtenu qu'elle se laisserait peindre pour moi par sir Godfrey Kneller; quand je relis ses lettres..... N'est-ce donc là que de l'amitié?..... L'amitié d'une femme pour notre sexe n'est-elle pas un autre nom pour l'amour? Hélas! oui, sans doute, si j'étais fait comme tous les hommes; mais les faveurs qui compteraient pour un autre sont insignifiantes pour moi.....

Tous ces lieux communs de l'amour propre qui tour à tour se dépite et se flatte troublèrent ainsi plusieurs jours le malheureux Pope; mais enfin un peu de confiance lui revint; sa susceptibilité s'endormit, et la muse, cette syrène qui sait si bien nous enivrer de nos propres paroles, lui dicta des vers si harmonieux et si purs qu'après les avoir fait parvenir à lady Mary, le poète pensa qu'il la trouverait plus disposée que jamais à l'écouter favorablement, quand bien même elle aurait entendu parler de l'aventure ridicule du café de Button.

Voici ces vers qui dans l'original, il est juste d'en prévenir, ont une douceur comparable à celle des plus tendres de Virgile; ils étaient adressés à Gay le fabuliste. J'essaierai de les traduire comme je pourrai. J'ai dit tout à l'heure que je consentais à passer pour amoureux comme Pope; mais je ne me suis pas vanté d'être poète.

A MON AMI LE POÈTE GAY.

Amoureux comme moi, tu pourras me comprendre:
Ma villa s'agrandit, je vois au loin s'étendre
Ce Tibur dont le fleuve, en ses limpides eaux,
Réfléchit les gazons, les factices coteaux.
Mais tout cela fait-il le bonheur de la vie?...
Le bonheur n'est qu'aux lieux habités par Marie *).
Que sont-ils ce bocage et ce riant jardin,
Ce portique du soir, ce berceau du matin?
Un asile discret, où, seul avec lui-même,
L'amant confie aux airs le nom de ce qu'il aime.
Tel le cerf imprudent qu'a blessé le chasseur
S'échappe au fond des bois la flèche dans le cœur,
Tombe loin des regards, et voit, sous l'ombre amie,
S'épuiser goutte à goutte et son sang et sa vie.

Lady Mary avait aussi une habitation à Twickenham mais elle était à Londres depuis quelques jours.

Pope en quelques heures fut dans Cavendish-Square devant l'hôtel de l'honorable M. Wortley. Le boudoir bien connu de lady Mary, où en visiteur habitué il se fit introduire tout d'abord, était décoré d'un de ces tapis de Perse plus rare alors en Europe que de nos jours. Ce n'était pas le seul meuble qui rappelât qu'on se trouvait chez un seigneur récemment revenu de l'ambassade de Turquie. Un riche sopha de drap rouge à franges d'or y était garni de ses coussins en soie brodée qui, disait lady Mary dans une de ses lettres, l'avaient à jamais brouillée avec les chaises. Les lambris de cet appartement étaient peints en arabesques, et entre les croisées, des vases de fleurs naturelles ou des urnes contenant des aromates exhalaient leurs parfums confondus. Sur le meuble de toilette si gracieu-

*) On sait que Pope supprima dans ses œuvres complètes les six premiers vers, et ne laissa les autres que comme fragment.

sement décrit dans *la Boucle de cheveux enlevée*, au lieu de la bible de Belinde, un exemplaire de l'alcoran attestait que lady Mary avait appris une langue de plus à Constantinople.

Un enfant de cinq à six ans jouait seul dans cet élégant boudoir, se roulant sur le magnifique tapis comme il eût fait à Twickenham sur une pelouse. Déjà célèbre à cet âge, comme étant le premier européen qui eût subi l'épreuve de l'inoculation, cet enfant devait faire plus tard, devenu homme, assez de bruit dans le monde par sa prédilection pour les usages de l'islamisme, par ses dettes, ses querelles avec sa famille, et sa vie aventureuse. C'était Edouard Montague, le fils de l'ambassadeur. Après avoir reçu les caresses de son *bon ami* M. Pope avec une docilité affectée, le méchant espiègle se mit à s'enfuir en lui faisant la grimace, et haussant une de ses épaules. Le poète ne vit pas heureusement cette pantomime moqueuse, car ses yeux se tournèrent du côté d'une porte où il crut reconnaître l'approche d'un pas qui faisait battre son cœur; c'était en effet lady Mary Montague, qu'on venait sans doute de prévenir de la visite du poète.

Dans ce boudoir rempli des trophées de son voyage d'Orient, lady Mary entra plus semblable elle-même à une sultane d'Achmet III. qu'à une de ces grandes dames de la cour britannique dont les portraits peints par Vandyck, sir Peter Lily, et sir Godfrey Kneller, ornent encore aujourd'hui les palais de Windsor et d'Hamptoncourt.

Entre autres idées nouvelles qu'elle avait rapportées en Angleterre de son séjour à Constantinople, la belle ambassadrice de Georges Ier ne dissimulait pas son antipathie du costume des dames anglaises tel que nous le voyons dans les tableaux que nous venons de nommer, tel que le critiquent si spirituellement Addisson et Steele dans le *Spectator* et le *Guardian*. Elle aimait à se parer chez elle de ce costume plus gracieux des odalisques qu'elle nous a décrit dans ses admirables *Lettres*. Déjà même quelques femmes, entr'autres lady Fanny Shirley, avaient osé l'imiter, mais la nationalité britannique résista aux essais de cette mode hardie, et pendant long-temps encore les ladys de Londres comme les dames de Paris devaient rester emprisonnées dans ces roides *vertugadins* que nos aïeux estimaient comme les garanties insurmontables de la vertu de nos aïeules.

Ce jour-là milady Montague avait eu une raison particulière pour adopter le costume d'Orient. Ce costume était celui dont lui avait fait présent la belle Fatime. Elle portait un *caftan* à manches pendantes, de brocard d'or avec des fleurs d'argent, admirablement adapté à sa taille, que serrait une ceinture de diamans; un léger tissu de gaze laissait voir la beauté remarquable de son sein; ses pantalons roses lui descendaient jusqu'à la cheville et faisaient ressortir ses pieds enfermés dans ses pantoufles de satin blanc brodé d'or; ses bras demi-nus avaient des bracelets de pierres précieuses; ses cheveux, au lieu d'être cachés sous une des lourdes perruques rondes du temps, sortaient en nombreuses tresses d'une toque de velours bleu, fixée avec un mouchoir brodé et surmontée d'une aigrette en pierreries. En la voyant si belle et ainsi parée, Pope aurait bien pu la comparer à une fée des contes arabes, devant laquelle il venait se prosterner, lui trop semblable, hélas! à ces nains qui se trouvent presque toujours dans le cortége de la magicienne.

— Vous voyez, dit-elle au poète en lui offrant sa main à baiser, que je suis fidèle à ma promesse : je quitte il n'y a qu'un instant sir Godfrey Kneller, à qui j'ai donné une dernière séance avec la parure que vous avez désirée.

— Que de grâces j'ai à vous rendre de tant de complaisance, répondit Pope; mais quoi! ce portrait est déjà fini! que je vais être heureux de l'emporter en triomphe dans ma villa!

— En vérité! sir Godfrey Kneller est un peintre expéditif dit lady Mary, et surtout un original fort amusant. Je rirai long-temps encore des naïvetés de son amour-propre; il me répétait avec le plus grand sérieux du monde comment il avait reçu naguère son tailleur qui osait lui proposer de faire un peintre de son fils. — Mon ami, lui a dit sir Godfrey, il n'y

a que Dieu tout-puissant qui puisse faire un peintre!

— La dernière fois que je sortis avec lui, dit Pope, qui aimait à répondre à une anecdote par une autre, sir Godfrey s'arrête tout à coup dans la rue, en entendant un homme du peuple se servir du juron anglais *Dieu me damne!* — En vérité, lui dit-il, coquin! tu as bien de l'orgueil! que Dieu s'amuse à damner le duc de Marlborough ou peut-être sir Godfrey Kneller, cela se conçoit; mais un drôle de ton espèce, crois-tu donc en valoir la peine?

— Je lui demandais, continua lady Mary, pourquoi un peintre qui avait son génie ne faisait point de tableaux d'histoire. — „Madame, m'a-t-il dit, les peintres d'histoire font vivre les morts, et ne commencent à vivre eux-mêmes que dans l'autre monde. Je travaille pour les vivans afin de vivre dans celui-ci.“.... Est-il vrai, M. Pope, que sir Godfrey soit d'une voracité digne d'Hercule?

— Madame, reprit Pope, on exagère un peu tous ses défauts, et sir Godfrey se prête merveilleusement aux bouffonneries qu'on lui attribue. Mais croyez qu'il est un de ces personnages complexes qui, mêlant la goguenardise à la naïveté, consentent à laisser rire un peu à leurs dépens, pour rire beaucoup aux dépens des autres. Il commence par s'exécuter lui-même de bonne grâce sur son avarice, sur sa gloutonnerie, sur sa vanité; puis, tout en ayant l'air de mettre ses ridicules en relief, il parodie les ridicules de ceux qui le raillent, sans qu'on puisse se fâcher de ces représailles légitimes. Son origine étrangère *) ajoute alors à sa causticité: son accent et le double sens que son inexpérience prétendue de la langue semble donner à ses mots, aiguisent encore la pointe de ses épigrammes... C'est un habile comédien!

— Et un excellent personnage de comédie que vous devriez indiquer à Congrève, continua lady Montague, à moins de le garder pour une de vos satires.

— Ah! madame, quelle idée: Me croyez-vous assez ingrat pour désigner à la moquerie celui à qui je vais devoir votre image. Nous autres catholiques, nous tenons trop aux tableaux de nos temples pour traiter si cruellement l'artiste qui reproduit les dieux de notre idolâtrie.

*) Il était de Lubeck.

— En effet, je me reproche une mauvaise pensée, dit lady Montague, et comme vous pourriez croire que c'est pour me venger de ne pas me trouver assez belle dans mon portrait, venez le voir, et vous avouerez que sir Godfrey aura plutôt à se reprocher de m'avoir un peu flattée.

— Pope passa dans une autre pièce avec lady Mary, que sir Godfrey, à la prière de son ami, était venu peindre chez elle, faveur qu'il n'accordait qu'aux têtes couronnées.

Pope admira en silence l'ouvrage du peintre: — „Eh bien! vous ne dites rien, lui fit observer lady Mary, en rentrant dans le boudoir: ne trouvez-vous pas le portrait ressemblant?“

Pope ne s'était tû sans doute que pour exprimer sa satisfaction en poète. Madame, répondit-il, sir Godfrey, comme tous les peintres, a quelquefois flatté les dames; mais ce n'est pas lady Mary; et Pope ajouta en vers qui n'ont guère que le mérite d'être improvisés: *)

C'est bien là de son front la calme majesté,
Et son charmant sourire et sa douce gaîté...
Que ne puis-je en mes vers, rival heureux d'Apelle,
Peindre aussi quelques traits de ce divin modèle:
Sa grâce, son esprit et sa sincérité,
Son merveilleux savoir exempt de vanité;
Digne mais sans orgueil, sage mais non sévère;
Le ciel lui prodigua ses trésors les plus doux...
De la peindre jamais ma muse désespère,
Je brise mes crayons et tombe à ses genoux.

— Votre galanterie et votre verve sont inépuisables, dit lady Mary; mais les poètes sont

*) Ces vers sont assez médiocres dans l'original; la traduction était facile.

encore plus flatteurs que les peintres; vous voilà forcé d'en convenir, monsieur Pope.

— N'attribuerez-vous jamais à un autre sentiment qu'à la galanterie les vers que vous m'inspirez? dit le poète.

— J'aurais dû dire votre amitié.

— Le sentiment dont je veux parler est plus tendre encore.

— Mais, mon cher monsieur Pope, prenez garde; c'est presque une déclaration, et nous parlons en prose.

— Pourquoi feindre si long-temps de ne pas me comprendre? Pensez-vous que je puisse rétracter de vive voix une seule ligne de ces lettres où je me suis plus d'une fois peut être exprimé trop clairement? Que vous refusiez de croire aux allusions de mes poëmes, je le veux bien, quoique j'aie eu raison de dire en terminant l'héroïde d'Héloïse, que pour faire ainsi parler l'amour il fallait l'avoir éprouvé; *) mais avez-vous pu traiter de fiction cette tristesse, ce désespoir qui pendant votre absence faillit plus d'une fois me faire courir sur vos traces. Vous le savez, je n'attendais qu'un mot de vous pour aller grossir votre suite dans vos classiques pélerinages. Combien de fois j'enviai la mort de ce Geoffroi Rudel qui alla expirer aux pieds de la princesse de Tripoli pour le seul bonheur de lui baiser la main, et d'obtenir une de ses larmes sur sa tombe!

— Je me souviens en effet, dit lady Mary, de la lettre charmante où vous me racontiez la romanesque histoire de ce troubadour provençal, et je l'admirai comme tres-poétique; mais si j'ai refusé jusqu'ici de comprendre le véritable sens de vos tendres aveux, vous n'auriez pas dû, vous, monsieur Pope, en homme d'esprit, refuser de comprendre que je voulais éluder jusqu'à la fin une explication qui pouvait interrompre votre songe de poete; car j'aime à croire que vous vous trompez vous-même, et que votre amour n'est pas autre chose. Toutefois, puisque vous l'exiger, je dois vous répondre plus directement et avec le langage d'une amicale franchise. „Ce qui me console d'être femme, ai-je dit une fois, c'est la certitude que je n'en épouserai pas une.“ J'étais plus jeune alors; j'avais commencé par mépriser mon sexe: je lui devais quelque réparation; je ne voulus pas qu'il m'accusât d'avoir passé à l'ennemi, et mon ambition se trouva bientôt d'accord avec l'intérêt général que j'avais à défendre. Heureusement, de toutes les vertus dont votre imagination s'est plu à me parer, il en est une, si c'est une vertu, que je ne saurais m'attribuer, la sensibilité: celle du moins qui peut entraîner à la fois la tète et le cœur. De très-bonne heure je l'ai regardée comme une faiblesse qu'il fallait accuser du rôle insignifiant que les femmes jouent dans ce monde, se condamnant, la plupart, à aimer un mari ou un amant pendant la première partie de la vie, et Dieu pendant la seconde. Je me suis fait une autre vocation; depuis l'âge où je pus me connaître, j'aspirai, j'aspire encore à prouver à mon sexe qu'il peut avoir autant d'action que le vôtre sur les affaires politiques, et réclamer une part des avantages que vous vous êtes tous réservés, messieurs, en faisant les lois. On vous a dit que mon mariage fut le résultat d'un caprice: ce fut un premier calcul; malheureusement je me trompai sur l'homme. En dix ans de temps je n'ai pu en faire qu'un ambassadeur; ce n'est pas assez, je ne vous le dissimule pas. Si je pense sérieusement à faire adopter par le parlement le divorce à la turque *), c'est contre l'indolence de M. Montague que mon mémoire est dirigé. Croyez-vous, dites-moi, que l'amour tel que vous le rêvez, puisse entrer dans un cœur si ambitieux?

— Hélas! dit Pope, qui avait d'abord baissé les yeux, et qui en les relevant sur lady Montague semblait presque s'attendre à la voir grandie du double de sa taille, que puis-je répondre, si ce n'est que mon cœur vous a souvent placée

*) He best can paint them, who shall feel them most
(*Eloisa to Abelard.*)

*) „Ce fut d'après un usage turc que je conçus l'idée d'un *bill septenal* en faveur des gens mariés.“ Le bill de lady Montague, dit Spence (*Anecdotes of books and men*), expliqué dans un mémoire bien écrit, tendait à faire passer en loi que tous les sept ans, toutes les personnes mariées auraient la liberté de déclarer si elles voulaient continuer à vivre encore ensemble pendant sept ans.“

sur le plus beau des trônes; mais l'ambition étouffe-t-elle tout-à-fait l'amour?

— Mon cher poète, vous le voyez, si je vous laisse parler, après m'avoir fait monter sur un trône dans vos songes, vous allez m'en faire descendre pour m'enfermer dans le cercle étroit de quelque nouvelle pastorale. J'ai fait des églogues comme vous, je m'y connais. Permettez-moi de vous ramener à la réalité de ce monde prosaïque, même à propos de poésie. L'ambition une fois satisfaite, qu'on pense à l'amour, je le conçois: qu'on en fasse un moyen de parvenir, je l'admets encore; je vous l'avouerai sans pruderie, et vous n'êtes pas le premier à qui je le déclare: si je ne prends pas un amant, c'est moins de peur de passer pour en avoir un que pour éviter d'être sa dupe. Vous me demandiez vous-même un jour en riant s'il était vrai que je n'avais pu pénétrer dans le sérail qu'en acceptant le mouchoir du sultan; je me contentai de vous répondre que la cérémonie du *mouchoir* était un conte de voyageur; j'ajouterai aujourd'hui que si Achmet III avait mis un prix aux priviléges qu'il m'accorda, ces priviléges m'étant nécessaires, je les aurais payés ce qu'il eût fallu. Achmet est d'ailleurs un monarque fort aimable, je vous jure, tout Turc qu'il est, et qui gagne à être comparé à notre roi protestant.

— Une femme ambitieuse, dit Pope, qui, un peu étourdi d'abord, voulut essayer de plaisanter, ne devrait pas mal parler du roi Georges.

— Mais je parle à un catholique et à un jacobite, reprit lady Montague.

— Serait-ce le motif de mon exclusion de votre cœur? demanda Pope qui se fût peut-être consolé d'être en amour une victime de la politique plutôt que de sa taille... notre amour propre a de ces retours là.

— Je ne suis point whig à ce point, poursuivit lady Montague; mais vous êtes poète, monsieur Pope, et j'ai encore l'ambition de prendre ma part de la gloire d'auteur; or vous savez combien l'envie se plaît à nous disputer, à nous autres pauvres femmes, le droit de mettre aussi quelques feuilles de ce laurier dans notre couronne. Il est déjà bien dangereux à moi de vous avoir pour ami: vous accepter pour amant, ce serait m'exposer à faire dire un jour que mes lettres datées de Constantinople ont été faites à Londres. Il n'y aurait aucun de mes vers qui ne serait corrigé par vous; en un mot, excusez ma *jalousie*, si jamais un homme peut se vanter de mes faveurs, je ne veux pas que son indiscrétion soit plus éloquente que mon démenti."

Ce langage d'une franchise excessive se rapprocherait du cynisme si nous voulions le rendre littéralement conforme à celui que les Mémoires du temps et les auteurs dramatiques contemporains attribuent à la société du règne de Georges Ier. Dans toute autre bouche ce langage n'eût sans doute pas choqué Pope, qui avait bien aussi sa licence quelquefois, quoiqu'il fût un des écrivains les plus châtiés de son époque. Mais dans la bouche d'une femme aimée, quel désenchantement! Le voile commençait à tomber de ses yeux, et lui qui citait naguère la tradition de Geoffroy Rudel, lui qui, bien que poète classique, ne lisait pas avec moins de charme le vieux Chaucer, que le vieil Homère, les vieux fabliaux que les églogues de Virgile, il dut se rappeler ici la belle Mélusine et sa fatale transformation.

Peut-être aussi lady Montague s'aperçut-elle alors avec plus de regret qu'elle ne s'en croyait susceptible qu'elle avait trop brutalement détruit le prestige des illusions du poète.

(Suite.)

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich, die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch sämmtliche Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N^ro^. 11.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Épisodes de la Vie d'un Poète.

PREMIÈRE PARTIE.

La Femme diplomate, ou le Malheur d'être Bossu.

(Suite.)

Quelle femme, quelque froide qu'on la suppose, n'éprouve un peu de dépit à se voir dépouillée tout à coup de cette auréole dont l'imagination de l'autre sexe se plaît à l'entourer? Toujours est-il vrai qu'après cette explication, à l'intimité qui depuis des années rapprochait si souvent ces deux personnes assises si familièrement à côté l'une de l'autre sur un divan de boudoir, succéda tout à coup un sentiment de gêne, ce premier instinct d'une défiance qui devait nécessairement devenir un jour de l'hostilité. Quand les yeux de lady Mary cherchèrent ceux de Pope, elle sentit que pour conserver l'attitude de supériorité qu'elle avait voulu prendre sur cette ame faible de poète, elle avait besoin d'armer ses regards d'une sorte de dedain. De son côté, Pope s'étonna de pouvoir sitôt secouer le poids de la tristesse dont l'avait accablé cette bizarre explication. Les avantages de la beauté d'une part, les désavantages d'un corps disgracié de l'autre, disparurent également dans cette lutte entre deux ames qui venaient en quelque sorte de se mettre à nu. Ce fut même Pope qui renoua le premier la conversation après un moment de silence.

— Madame, dit-il, non sans un léger accent d'ironie, je ne savais pas que la gloire de poete coûtât si cher.

— Mon cher monsieur Pope, répondit lady Mary sur le même ton, avouez que votre rivale en poésie est bien généreuse de ne pas vouloir vous rendre infidèle aux neuf sœurs.

— Je vous ai trop souvent invoquée comme une dixième muse, reprit Pope; et, pour changer, vous voulez être maintenant ma Minerve.

— Vous ne rimerez jamais *malgré ma défense*, je l'espère bien. Il n'est pas besoin de rappeler le proverbe à un poete tel que vous.

— Que ne me defendez-vous d'écrire? il me serait bien plus facile de vous obéir que lorsque vous me défendez d'aimer, dit Pope, mais d'un air qui indiquait assez que ces paroles n'étaient plus pour lui qu'un lieu commun de galanterie. Lady Montague, qui le devina sans doute, répondit avec quelque secheresse:

— Mais c'est ce que je n'ai le droit de defendre à personne.

— L'auriez-vous déjà permis à quelqu'un?

— Monsieur Pope, dit lady Montague en appuyant sur le mot, voilà une de ces QUESTIONS qui exposent à des réponses sévères.

— Elle sait ce qui m'est arrivé chez Button! pensa Pope, que cette réplique déconcerta. —

Madame, dit-il, je vois que je deviens indiscret, et que vous désirez être seule.

— Seule, non; mais j'attends une visite.

— Recevez mes humbles adieux, madame; et, oubliant cette fois de lui baiser la main que lady Montague oublia de lui tendre, Pope se retira. Dans l'escalier, il fut heurté par quelqu'un. — Je demande pardon à M. Pope, dit une voix. Pope regarde... Damnation! c'était le jeune officier du café de Button!

Ce jour-là même, le poète ajouta quarante vers à sa satire contre les femmes.

DEUXIÈME PARTIE.

La Prude, ou l'Avantage d'être Bossu.

— „N'est-il pas singulier que ce pauvre Pope, qui était si peu fait pour l'amour, ait voulu être amoureux toute sa vie!...“ Cest une réflexion qui n'est pas de moi, je vous jure, mais d'un de ces biographes commentateurs, d'un de ces hommes de lettres à la suite, qui montent en croupe sur le Pégase d'un poète, qui se parent de la livrée d'un grand homme, et semblables aux valets raisonneurs du théâtre, critiquent ou louent leur maître à tort ou à travers sans le comprendre, tantôt l'exaltant de leur imagination étroite. — „Pourquoi Pope s'avisait-il d'être amoureux? N'était-ce pas à lui bien ridicule?“ — Et, cela dit, on fait le procès à Pope, au lieu de le plaindre.

Heureusement Pope n'était pas aussi à plaindre qu'on le suppose; ils ignorent, ces esprits froids, tout ce qu'il y a de charme pour le poète dans un amour même malheureux, dans ses rêveries quand cet amour est encore un secret pour tous, même pour celle qui l'a fait naître, dans son timide espoir quand il a osé parler, dans sa mélancolie quand il est repoussé ou trahi, et enfin dans les consolations d'un autre amour, car c'est la loi de notre nature que l'amour seul console de l'amour.

Pauvre Pope!... Et toi aussi pauvre Jean-Jacques, qui as livré toi-même à ces censeurs ta vie de valétudinaire amoureux, toi aussi qui es venu leur apprendre tout ce qu'il y avait de ravissemens pour toi dans la plus faible espérance et dans la plus légère faveur, depuis ta promenade à Toune avec Mlle Galley que tu ne devais plus revoir, jusqu'à ce baiser de Mme d'Houdetot pour lequel chaque jour tu recommençais si joyeux le trajet de l'Hermitage à Eaubonne! Toi aussi, ils t'ont trouvé ridicule et dans tes passions ambitieuses pour ces grandes dames qui riaient de leur ours apprivoisé, de leur philosophe malade, avec un amant mousquetaire, et dans le fatal aveuglement qui, hélas! te fit descendre à Thérèse.

Lady Wortley Montague n'était pas le premier amour de Pope: elle ne devait pas être le dernier.

Pope avait connu pendant son sejour dans le comté d'Oxford la famille Blount, catholique comme la sienne et avec laquelle cette conformité de religion ne pouvait que resserrer ses liens de voisinage. Edward Blount, le fils aîné, resta toute sa vie son ami et son correspondant. Mistress Blount, la mère, devint veuve, et ayant quitté l'Oxfordshire pour habiter Londres avec ses deux filles Theresa et Martha, Pope continua de visiter assidûment la famille Blount dans la capitale comme en province. Lorsque le nom de Pope devint un des grands noms de la poésie anglaise, lorsqu'il y eut de la vanité a pouvoir dire: — „Ce M. Pope dont vous parlez, ce grand poète, il est depuis long-temps notre ami! il vient familièrement à la maison, nous l'avons vu naître.....“ — M. Pope, le grand poète, ne démentit pas cette prétention de la bonne Mrs Blount. Conservant pieusement les souvenirs plus modestes de ses premières années, il rappelait lui-même volontiers le temps où son génie, rêve encore incertain d'un enfant précoce, était par anticipation proclamé comme une réalité dans le cercle de sa famille et de ses amis... sphère étroite où plus tard l'ambition du jeune homme étoufferait faute d'air et d'espace, mais où la muse naissante peut du moins essayer ses ailes sans crainte d'être arrêtée dans son essor par cette morgue brutale avec laquelle la critique rudoie

si souvent les noms inconnus... théâtre de ces premiers triomphes dont on jouit sous les yeux de sa mère, et plus doux que les lauriers de Denain, s'il faut en croire le maréchal de Villars parlant de ses couronnes du collége. Mrs Blount continua donc à s'identifier à cette gloire qu'elle se vantait d'avoir prédite, parce que Pope continua de son côté à solliciter cette admiration affectueuse, et à s'en montrer en apparence tout aussi flatté que de l'admiration plus retentissante des critiques et des grands. Avec tous les défauts de son humeur irritable et susceptible, Pope, comme on sait, avait toujours été un fils tendre; Mrs Blount était l'amie de sa mère: quand il eut perdu celle-ci, il lui sembla retrouver quelque chose d'elle dans Mrs Blount, dans l'accent de son langage. Et puis, dans ce ménage bourgeois, dans cette maison patriarcale qui contrastait avec le luxe et les manières de ces hôtels et de ces châteaux dont il était devenu le commensal recherché, il pouvait, disait-il, *détendre* son esprit et se reposer de la nécessité d'être toujours en représentation chez ceux qui ne l'invitaient que comme poëte célèbre. Ailleurs l'attendaient des égards plus respectueux, ici des égards plus tendres; ailleurs il trouvait des honneurs, ici ses aises; chez Mrs Blount on ne lui imposait pas un caractère conventionnel; on le prenait tel qu'il voulait être, avec ses caprices, avec toutes les vicissitudes de son humeur, variable comme sa santé. Les prévenances dont il était l'objet n'entraînaient pour lui aucune gêne, parce qu'elles étaient une habitude. Sa place était réservée à table sur une chaise faite exprès pour lui, sans qu'on eût besoin de l'exhausser comme partout pour que sa tête fût à la hauteur de celles des autres convives. Son fauteuil était toujours au coin du feu sans qu'on eût besoin de dire tout bas à personne qu'il était le plus frileux des hommes. S'il s'y endormait, ce qui lui arrivait quelquefois, n'importe en quelle compagnie, on respectait son sommeil, et quand il rouvrait les yeux, ni un air boudeur, ni un rire malin ne lui révélaient qu'il venait d'être impoli. Pope était un peu gourmand comme tous les estomacs délicats, et il était sûr, en allant dîner chez Mrs Blount, d'y trouver les mets de son goût, et entre autres ce plat de lamproie qui lui valut, dit-on, plus d'une indigestion dans sa vie, mais dont il n'est pas vrai qu'il soit mort. Enfin il était sujet à ces migraines qu'il a personnifiées sous la forme d'un gnome toujours au chevet de la déesse du Spleen. A peine passait-il une main sur sa tête en fronçant le sourcil qu'on lui apportait ces décoctions de café dont l'arome avait la vertu de débarrasser son cerveau. Telles étaient les attentions, tels étaient les petits soins qui devaient aussi attirer Pope chez Mrs Blount, et je regrette que ses biographes l'aient oublié. Toutes ces prévenances d'une famille amie, Pope les reconnaissait non-seulement par quelques lectures confidentielles, ou dans la conversation par des saillies que l'intimité lui rendait plus faciles, mais encore par une suite rarement interrompue de ces petits présens dont on a dit si souvent qu'ils entretiennent l'amitié. Les plus belles fleurs de son jardin de Twickenham décoraient maintes fois la cheminée de Mrs Blount, et les plus beaux fruits sa table. On dit qu'un jour même il lui envoya une corbeille de pêches qui étaient enveloppées une à une dans les feuillets du manuscrit de l'*Iliade;* il priait seulement qu'on voulût bien lui renvoyer ce papier d'enveloppe, n'ayant pas d'autre copie de ses vers.

C'était donc une amitié toute fraternelle que Pope avait ressentie d'abord pour Theresa et Martha les deux filles de Mrs Blount, et sa familiarité avec elles ne devait surprendre ni leur mère ni personne. Mais un sentiment plus vif l'attacha ostensiblement à Theresa. C'était l'aînée, brune piquante et rieuse qui s'aperçut elle-même trop tard qu'elle avait laissé prendre sur elle les avantages que donnent toujours à l'autre sexe les privautés d'une amitié d'enfance. Sa légèreté apparente, sa gaîté, qui autorisait sous une forme de badinage l'échange des noms les plus tendres, avait permis peu à peu à Pope de les employer tous à son égard. C'était une sorte de droit qu'il était difficile de lui enlever désormais sans éclat; il en jouissait depuis si long-temps qu'il y avait prescription. „Puis,

se disait-elle, si je m'abusais, si cet accent d'un cœur agité, si ce regard qui me semble un commentaire si clair du nouveau sens qu'il prête à des mots naguère sans conséquence, n'étaient qu'une plaisanterie nouvelle, combien ma vanité serait ridicule!.... Si j'étais encore, après tout, plus émue moi-même qu'il affecte de l'être, une explication si sérieuse ne ressemblerait-elle pas de ma part à une déclaration?" Et Theresa remettait au lendemain de s'expliquer avec Pope, et Pope ne cessait de se prévaloir de tous ses priviléges d'ami d'enfance, sans se douter peut-être encore de tout le trouble qu'il causait dans ce cœur de femme étourdie et folâtre, sans s'être rendu compte à lui-même de tout ce qui se passait dans le sien; car il est en nous de ces pensées mal définies que nous évitons d'analyser de peur de ne pas les trouver d'accord avec notre conscience; il est de ces projets dont nous ne voulons pas voir le but, de peur de découvrir un précipice où nous nous reprocherions d'entraîner volontairement quelqu'un avec nous.

Theresa cependant sentait parfois le besoin de venir au secours de sa gaieté naturelle par une gaieté factice; il lui fallut inventer plus d'un prétexte pour justifier maint accès soudain de mélancolie au milieu de ses conversations les plus innocentes et les plus frivoles avec Pope. — Avez-vous vu quelquefois une perdrix apprivoisée jouer dans un salon avec le chien du logis, qui la guette, la poursuit, l'atteint et la laisse fuir pour la poursuivre encore? La perdrix se prête à ses joyeux caprices et pousse à peine un faible cri lorsque le chien la roule sous ses pattes ou la porte dans sa gueule à son maître; mais si elle venait à penser que ce chien généreux et caressant, emporté par son instinct naturel, pourrait d'un seul coup de dents terminer d'une manière tragique cette chasse, jusque là sans péril... quel serait l'effroi de la pauvre perdrix! C'était certainement une réflexion semblable qui venait de temps à autre jeter un nuage sur le caractère insouciant naguère de Theresa, et cette explication tant différée par elle ne pouvait l'être plus long-temps, lorsque Pope devint peu à peu moins assidu chez Mrs Blount, et qu'on apprit que si on l'y voyait plus rarement, c'était lady Montague qui le traînait en triomphe à son char.

C'est à un cœur de femme qu'il faudrait demander ce qui dût se passer alors dans le cœur de Theresa: une femme seule nous pourrait dire si elle ne fut pas obligée de dissimuler un peu de dépit; car elle n'en fit rien paraître; ou si elle l'exprima, ce fut encore par une raillerie sans amertume et par quelques allusions malicieuses, bien permises contre ce nouveau caprice du poète, qui lui faisait négliger *l'amitié* pour un sentiment plus jaloux et plus exclusif.

Après sa rupture avec lady Mary, Pope crut donner le change à son désappointement secret en s'accusant d'avoir écouté sa vanité plutôt que son cœur, pour s'en aller chercher un bonheur incertain lorsqu'il lui eût été si facile de le trouver auprès de miss Blount. Par un de ces subterfuges dont nous aimons à couvrir nos faiblesses, il appelait presque un remords généreux son retour à celle qu'il avait délaissée sans remords; mais cette fois, Theresa, mûrie par l'expérience du passé, sut mieux se défendre, et pour se venger elle eut recours à cette légèreté même qui avait failli la compromettre.

Vainement Pope se dit repentant et malheureux, elle feignit de ne croire ni à son malheur ni à son repentir, et le désespéra par son impitoyable gaieté. Vainement il voulut faire entendre le langage passionné d'un amour véritable, elle persista à lui répondre sur le ton d'un persiflage frivole. Pope s'aperçut enfin qu'il perdait auprès d'elle sa rhétorique et ses vers.

Mais à côté de la sœur aînée, la sœur plus jeune, qui n'avait point de rancune à satisfaire, sembla plus disposée à plaindre en lui un amant malheureux. Martha, dont trois années de plus avaient développé la personne et le caractère, était en tous points le contraste de Theresa. J'ai dit que Theresa était une brune piquante: sa taille gracieuse et flexible, ses gestes animés, ses yeux noirs et sa bouche souriante répondaient à la vivacité de son esprit. Martha, blonde aux yeux bleus, avait dans son attitude habituelle comme dans tous ses mou-

vemens une sorte de gracieuse indolence, et dans sa physionomie une expression pensive en harmonie avec la réserve de ses manières et la réflexion qui semblait précéder ses moindres démarches. Autant la première paraissait étourdie, autant la seconde paraissait prudente. Quoiqu'il n'y eût peut-être rien d'excessif après tout dans la pétulance de l'aînée ni dans le calme de la cadette, si on les étudiait isolément; leurs caractères recevaient un relief inévitable de leur opposition; et comme entre sœurs on répond volontiers à une exagération par une autre, quand Martha reprochait en riant à Theresa d'être une folle, Theresa lui reprochait d'être une prude.

Les innocentes querelles des deux sœurs avaient souvent Pope pour témoin et pour arbitre: impartial d'abord, il devait à la longue se laisser séduire par celle des deux parties qui captivait le mieux son juge, et Martha eut bientôt raison auprès de lui plus souvent que Theresa. Les plus petites choses ne sont jamais indifférentes en amour: Martha devint alors la confidente de Pope, et cette préférence, conquise sur son aînée devait d'autant plus la flatter que Pope louait surtout en elle ce caractère réfléchi que Theresa essayait de tourner en ridicule, mais qu'il attribuait lui à la rectitude de son jugement. Il n'est pas d'éloge qui touche plus une jeune sœur que celui que vous faites de sa raison supérieure. La vanité de Martha ne pouvait pas non plus rester insensible à ces vers dont elle reçut désormais l'hommage direct, et où Pope proclamait tout haut les qualités qu'il appréciait en elle *). Ces vers, par lesquels un grand poète exalte les perfections d'une femme, ne sauraient manquer de produire sur son amour-propre et sur son cœur quelque chose de la satisfaction qu'inspiraient jadis aux dames des chevaliers ces défis publics dans lesquels un champion déclarait envers et contre tous sa princesse la plus belle du monde. Le défi du poète retentit jusqu'à la postérité. Il n'est pas de démenti à opposer à cette voix du génie. Le chevalier mort, un lâche pouvait venir arracher l'écusson du brave ou en effacer le nom que ne défendait plus sa lance; le nom de la beauté une fois prononcé par la muse est consacré par la mémoire des siècles et sans cesse reproduit avec les vers qui l'ont célébré.

Quoi qu'on ait dit, non sans raison, que le principe de l'amour chez le sexe le plus faible est l'instinct de cette faiblesse même qui le rapproche du sexe le plus fort, il faut admettre aussi dans l'amour de la femme cet autre principe, plus conforme à sa nature angélique, qui appelle sa tendre pitié partout où elle est invoquée par une souffrance ou une infortune. Or c'étaient des consolations que Pope, se disant malheureux, demandait aux deux sœurs. La gaieté d'une amie comme Theresa apporte plutôt des distractions. Une amie plus sérieuse et plus aimante, comme Marthe, sait nous plaindre et mieux nous consoler. Pope pouvait donc se bercer de l'espoir qu'il avait trouvé enfin celle qui consentirait à lier sa destinée à la sienne. Cependant sa susceptibilité, sa défiance de lui-même, quand il réfléchissait à son corps contrefait, lui faisaient reculer sans cesse le moment d'exiger d'elle un aveu direct et décisif.

(*Suite.*)

Le Jardin-Turc.

Par Ch. Paul de Kock.

Il y a bien des années qu'il existe, ce jardin-café ou ce café-jardin, situé sur le boulevard du Temple, et qui forme presque la limite du Marais. Autrefois beaucoup plus simple dans ses décorations, plus modeste dans son but, le jardin n'était qu'une succursale du café, où le bourgeois du Marais, l'honnête rentier et la respectable douairière venaient, pendant l'été, prendre le frais et de la bière, chercher un peu de verdure et se permettre une limonade.

*) C'est à Martha Blount que Pope adressa l'*Épître sur le Caractère des Femmes*, terminée par un éloge si flatteur pour elle.

Alors le café n'avait pas encore revêtu toutes les parures de l'Orient; le croissant ne dominait pas sur ses portes; ses pavillons, dessinés en minarets, ne s'élevaient point dans les airs; les glaces et les peintures n'avaient point fait de toutes ses salles un élégant caravansérail; l'or, le gaz et le cristal n'éblouissaient pas les yeux des consommateurs; une musique enivrante et mélodieuse ne venait point, en charmant vos oreilles, en troublant vos sens, ajouter à l'ivresse du punch et au parfum des sorbets.

Quantùm mutatus ab illo!

Un homme est venu qui a dit: Ce jardin deviendra le *Frascati*, l'Élysée du Marais. Cet homme aurait pu dire encore: Le Jardin-Turc restera seul debout lorsque tous les autres jardins-cafés ne seront plus. Et, en effet, trouvez-moi maintenant dans Paris un autre établissement de ce genre? Car, en bonne conscience, les orangers que l'on avait apportés dans la salle Musard ne pouvaient point passer pour un jardin. D'ailleurs, la salle des concerts Musard n'est point un café.

Le Jardin-Turc devait, comme toute chose, subir le joug de la mode. Après avoir agréablement disposé ses allées et ses bosquets, après avoir embelli ses terrasses de petits pavillons, dont les fenêtres à vitres de couleurs vous permettent de voir les boulevards, et les passants bleus, rouges ou violets, suivant votre fantaisie; après avoir enfin pris pour enseigne un croissant, cet établissement se reposa: il fut pendant quelques années stationnaire.

Mais, à cette époque, le boulevard sur lequel est situé le Jardin-Turc était le rendez-vous de la belle société du Marais; il y avait double et quelquefois triple rang de chaises, et tous les soirs, depuis sept heures jusqu'à dix, la petite-maîtresse de la rue des *Trois-Pistolets* et le fashionable de la rue de *l'Oseille* venaient montrer leurs grâces, leur toilette, retrouver leurs connaissances, causer un moment du mélodrame nouveau (le mélodrame était alors à son apogée), se rappeler toutes les vicissitudes de la dernière partie de boston qu'ils avaient faite ensemble, critiquer les personnes qui se promenaient, et enfin se donner rendez-vous pour le lendemain.

Alors aussi le Jardin-Turc était, dans la journée, le but de promenade des mères de famille et des bonnes d'enfant. Comme les chaises n'y coûtaient rien, c'était là que l'on allait promener les marmots et les faire jouer. Je suis persuadé que, parmi la jeunesse actuelle du Marais, plus de la moitié a fait ses premiers pas et couru après sa première balle dans la grande allée du Jardin-Turc: car alors il y avait une grande allée bien sablée, au bout de laquelle on trouvait une espèce de grotte; et au-dessus de cette grotte il y avait un pont qui réunissait le côté gauche au côté droit du jardin; le pont était nécessairement le juste milieu.

Nous arrivons maintenant à la seconde révolution que subit le jardin. La musique devenait la déesse à la mode, elle envahissait tout, cafés, rues, boulevards, places publiques; les concerts des Champs-Élysées attiraient tout Paris; le Jardin-Turc était désert. Malgré ses lilas et ses corbeilles de fleurs; malgré ses jolis pavillons à verres de couleurs et ses bosquets touffus, au milieu de l'été, pendant les plus grandes chaleurs, les garçons se croisaient les bras, la dame du comptoir avait le temps de lire un roman, et le maître de l'établissement était obligé de manger ses glaces. On courait aux Champs-Élysées, on bravait la poussière pour aller entendre des contredanses nouvelles et des variations exécutées sur un instrument nouveau encore: le cornet à pistons.

Le maître du Jardin-Turc se dit, comme Mahomet: „Si la montagne ne veut pas venir à moi, c'est moi qui vais aller à la montagne.“ En fort peu de temps son jardin changea de face: la grande allée disparut, le pont disparut, au désespoir des marmots du Marais, que l'on fut obligé de mener chez *Séraphin* pour les consoler; les bosquets touffus disparurent aussi, ce qui désola d'autres habitués qui n'étaient pas des enfants. Un grand pavillon s'éleva; enfin, un orchestre vint, orchestre jeune, nombreux, rem-

pli de verve, de talents, conduit par un chef que les lauriers de Musard empêchaient de dormir, et qui sut en peu de temps se faire un nom illustre.

Alors la foule revint, la foule capricieuse, qui se laisse guider par la mode, qui ne sait pas toujours ce qu'elle veut, mais qui sait très-bien ce qu'elle ne veut pas... Avec les concerts, on revit au Jardin-Turc les femmes élégantes, les petits-maîtres, les étrangers, les toilettes, les modes et les amateurs de contredanses. Cette fois ce n'était pas le Marais seul qui fournissait tout cela; on y voyait du faubourg Saint-Germain et de la Chaussée-d'Antin, du Palais-Royal et de la Madeleine. Les équipages attendaient sur le boulevard, les voitures prenaient la file, les badauds encombraient la chaussée; il fallait de la garde à cheval pour faire ranger le monde; enfin, quand on jouait le quadrille des *Huguenots*, c'était une fureur: la cloche qui annonçait le massacre mettait en émoi tous les habitants du quartier; sur le boulevard c'était un *tohu-bohu* général; on se poussait, on se bousculait, on montait sur les bornes, et quand on entendait le bruit de la mousqueterie, c'étaient des applaudissements universels.

Le Jardin-Turc a toujours son beau pavillon et ses concerts en été; la musique continuera-t-elle d'y attirer le monde; c'est ce que nous n'osons prédire: la mode est inconstante, ce qu'on fait pour la fixer est souvent ce qui l'éloigne.

Mais laissons un moment le jardin et entrons un peu dans le café; il mérite bien que l'on y fasse une station. Il a sa physionomie particulière, il a surtout ses habitués fidèles; habitués qui n'ont pas cessé de le fréquenter pendant qu'il subissait les révolutions de la mode, révolutions auxquelles pourtant ils n'ont pas pris part, et qu'ils ont traversées sans rien changer à leur costume, à leur tournure, à leurs habitudes, et probablement à leurs mœurs.

C'est au Café Turc que vous retrouverez encore dans toute sa pureté le costume de nos pères, les modes de la convention et de l'empire: les cheveux poudrés, la queue, la culotte courte, les souliers à boucles, et quelquefois même le chapeau à trois cornes. Autrefois, parmi les habitués du billard, on remarquait un vieux monsieur, grand et maigre, vêtu d'une ample redingote noisette, et qui chaque jour venait faire sa poule. Ce monsieur, dont l'abord sévère et la tournure distinguée semblaient annoncer un ancien magistrat, venait régulièrement sur les sept heures. Il saluait les habitués, mais il parlait fort peu. Sur un signe qu'il faisait au garçon, celui-ci prenait une bille; quand son numéro arrivait, ce monsieur quittait la place qu'il avait adoptée et s'avançait gravement pour jouer; il visait longtemps avant de risquer son coup, mais sa bille lancée manquait rarement de blouser celle de son adversaire. Souvent la galerie faisait entendre des murmures flatteurs, des applaudissement pour la manière dont le coup avait été joué. Le vieux monsieur demeurait impassible; il regagnait sa place, y restait les yeux fixés sur le billard jusqu'à ce que son tour revînt; puis, après avoir gagné une ou deux poules, ce qui lui arrivait fort souvent, reprenait son chapeau, saluait la galerie et sortait du café, sans jamais passer par le jardin, ni pour entrer ni pour sortir.

Pour ce vieux monsieur, le Jardin-Turc resta toujours *in statu quo*: il ne s'aperçut point des nombreux bouleversements qu'on lui fit subir, des changements notables opérées dans ses allées et ses bosquets; il ne remarqua pas que l'on avait abattu le pont et supprimé la grotte, il ne fit pas attention aux nouvelles entrées; enfin, il ne vit point l'immense pavillon bâti pour l'orchestre de *Julien*, et lorsqu'un soir la musique se fit entendre, il crut bonnement que c'était une sérénade que l'on donnait à quelque dame du quartier.

Le Café-Turc a toujours de beaux billards et de nombreux habitués; mais, avec la foule qui se pressait dans les jardins, un nouveau monde est venu renouveler le public du café. Maintenant, aux respectables bourgeois du Marais se joignent d'autres habitants de la capitale; les modes du jour s'y mêlent aux coutumes anciennes; le café a ressenti les effets de la révolution du jardin.

Puis enfin la partie de domino a là ses grands joueurs, ses maîtres, ses prosélytes. Vous ne savez peut-être, pas, lecteur, que le domino est devenu un jeu savant, un jeu rempli de combinaisons, de chances, de calculs? Vous ne vous en doutiez pas, ni moi non plus; vous aviez cru jusqu'à ce jour qu'il suffisait d'avoir beaucoup du même point pour en poser et faire bonder son adversaire?... Ah! que vous êtes loin de posséder votre domino! et combien vous vous trouveriez ignorant si vous entendiez parler les maîtres!

Allez voir jouer une partie *à quatre*. La partie à quatre est le grand jeu du domino, c'est là où le talent se déploie. Il y a des coups piquants, des coups d'*assommoir*, des coups étourdissants, qui pendant huit jours deviennent un sujet d'entretien pour la galerie.

Voyez ces quatre joueurs qui s'abordent la tête haute, le regard fier, et qui se dirigent en souriant vers une table qu'on a l'habitude de leur conserver; déjà ils se mesurent de l'œil, déjà par quelques paroles malignes ils aiguillonnent l'amour-propre de leur partner. Ces messieurs sont tous les quatre très-forts au domino, et ils ne se compromettraient pas avec des écoliers. Approchez-vous un peu de la partie, examinez avec quelle assurance ce petit monsieur en perruque blonde a posé des blancs, et quel regard malin il lance à son partner, gros papa de bonne mine, qui, avant de jouer un coup, a toujours besoin de se moucher ou de prendre du tabac. Mais la partie s'anime.

„— A vous, monsieur Boulinard,“ dit un des joueurs, en s'adressant au gros monsieur.

„— J'y suis... Attendez que je prenne une prise... Ma foi, je pose des quatre.

„— Ah! monsieur Boulinard, qu'est-ce que vous faites donc!“ s'écrie le joueur en perruque blanche, en frappant de son poing sur la table. Comment! vous ouvrez les quatre... Mais vous ne vous rappelez donc pas... vous n'avez donc pas vu?...

„— Attendez... attendez avant de parler... Vous verrez... J'ai mes raisons, apparemment!...

„— Vos raisons!... C'est égal, vous ne deviez pas jouer des quatre... Je vous demande un dé... vous devez me le donner, je ne connais que cela... je suis pour les principes.“

„— Mais ne dites donc rien... Vous savez bien que j'ai une manière.“

„— Oh! si nous perdons, ce sera bien votre faute.“

Vous qui regardiez jouer, et qui pouviez voir le jeu de M. Boulinard, vous vous êtes dit: „Il a posé ce dé là parce qu'il n'en avait pas d'autre à jouer, ce n'est pas bien malin!“ Vous croyez cela parce que vous n'êtes pas fort au domino.

Vous connaissez maintenant le Café et le Jardin-Turc. Je pourrais vous dire encore que, pendant les concerts, on ne laisse aux consommateurs qui veulent écouter sans payer qu'une très-petite partie du jardin, celle qui touche au café; que là les tables sont très-rapprochées les unes des autres, afin d'utiliser le terrain; que les élégants, les petites-maîtresses ne vont que dans la partie du jardin qui se paye; que dans l'autre j'ai vu un monsieur et une dame passer toute leur soirée devant une table où ils s'étaient fait apporter un seul petit verre, et une famille israélite, composée de sept personnes, se faire servir *une* bavaroise au chocolat; que les joueurs de billard passent par le jardin sans jamais s'y arrêter; que les amateurs de musique n'entrent point dans le café; qu'une fois le concert terminé, la barrière qui coupe le jardin est ouverte, et que le consommateur économe peut alors parcourir les allées foulées par l'aristocratie; mais je pense que vous aimerez mieux parcourir le jardin lorsque les arbres auront des feuilles, ou prendre votre demi-tasse au café lorsque vous vous trouverez, après votre dîner, sur le boulevard du Temple.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 12.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Episodes de la Vie d'un Poète.

DEUXIÈME PARTIE.

La Prude, ou l'Avantage d'être Bossu.

(Suite.)

Sa position était d'autant plus délicate qu'il s'était prononcé d'une manière formelle contre le mariage, contre tout mariage public du moins. Au titre de mari son imagination associait tous les ridicules, avec l'impossibilité de discontinuer un jeu, disait il, où il craignait d'être triché jusqu'à la fin de la partie, sans avoir le droit de se plaindre de l'inégalité des chances.

Mais le jour de l'explication arriva, et Pope ne put se souvenir, sans trembler, de l'épreuve analogue qui avait si brusquement brisé tous ses liens avec lady Mary, au lieu de les resserrer. Sa joie fut grande lorsque Martha, avant de s'engager par aucune promesse précise, exigea que les lettres de Pope à lady Montague et celles de lady Montague à Pope lui fussent communiquées.

— Cette curiosité m'est bien permise, dit-elle. Cette lady va désormais être mon ennemie tout autant que la vôtre. Pour savoir jusqu'à quel point je dois la haïr, il faut que je sache jusqu'à quel point vous l'avez aimée.

— Ces lettres m'ont été maintes fois redemandées par elle, dit Pope.

— Mais vous vous êtes refusé à les rendre? Ainsi vous les avez. Hésitez-vous à me les confier?

— Ne pourrions-nous pas les lire ensemble?

— Vos commentaires inévitables distrairaient mon attention.

— Vous voulez donc les lire seule?

— Puisque vous me le demandez, je suis trop franche pour vous laisser ignorer que ma sœur n'est pas moins curieuse que moi de les connaître.

— Je m'en doutais; elle veut y lire le passé, et vous l'avenir. Comment pourrais-je résister à deux curieuses liguées contre ma discrétion? Demain je vous apporterai la copie de mes propres lettres et l'original de celles de Sapho.

— Pourquoi la désigner par le nom qu'elle porte dans vos satires? Je voudrais vous voir plus indifférent quand on parle d'elle; ce serait plus généreux à vous et plus rassurant pour moi.

— Est-ce le moment de la ménager, lorsque je suis à la veille de mettre sous vos yeux des lettres où vous allez puiser contre moi des armes funestes peut-être?

— Je vous promets de relire la date à cha-

que phrase; — et ces mots furent accompagnés d'un sourire qui acheva de décider Pope au sacrifice qui lui était demandé.

Ce jour même Martha reçut cette correspondance, et Pope ne reparut chez Mrs Blount que le surlendemain, à l'heure où il savait que Martha serait seule. En entrant, il reconnut une de ses lettres dans ses mains: — Eh bien! dit-il, avais-je raison d'hésiter? Le fameux Laubardemont ne demandait que trois lignes de l'écriture d'un homme pour y trouver de quoi le faire pendre. Quel supplice sortira pour moi de tout ce papier noirci d'une encre fatale?

Ah! monsieur Pope, reprit Martha d'un air ému, quand il y aurait un arrêt de mort contre vous dans chacune des autres lettres, en voici une qui vous vaudrait mille fois votre grâce.

— Que contient-elle donc de si extraordinaire?

- Quelque chose de très-simple, mais de si touchant que je veux vous la lire à vous-même puisque vous l'avez oubliée. Asseyez-vous et écoutez-moi.

Prosateurs et poètes, mes maîtres ou mes amis, vous n'avez pu oublier l'émotion du jeune homme qui se voit pour la première fois imprimé sur ce beau vélin et avec ces lettres ornées que notre bon et modeste Delangle ne marchandait pas aux auteurs. (Pauvre Delangle! Notre ami bien plus que notre libraire, le malheur t'a laissé à pied, et nous ne faisons l'aumône qu'aux éditeurs qui viennent la solliciter en tilbury!) Mais ce plaisir, dont on se lasse si vite, qu'est-il.... comparé à celui d'entendre lire son manuscrit, inédit encore, par celle qu'on aime? Pope goûta ce bonheur, assis auprès de Martha, et suivant des yeux le mouvement de ses lèvres pendant qu'elle lui relisait ce fragment:

„J'ai envie de terminer cette lettre par le récit d'un événement qui vient d'arriver sous mes yeux, et qui a fait une grande impression sur moi. J'ai passé une partie de l'été dans un vieux château pittoresque du comté d'Oxford, que lord Harcourt m'avait prêté. Il domine une prairie communale, où à l'ombre d'une meule de foin étaient assis deux amans aussi tendres qu'aucun de ceux que les romans nous montrent sous les feuillages d'un hêtre. L'un s'appelait (que le nom soit un peu dur, n'importe) John Hugues et l'autre Sara Drew. John était un garçon bien fait, âgé de vingt-cinq ans; Sara une brune de dix-huit. John avait pendant plusieurs mois supporté le travail du jour dans le même champ que Sara. Chaque matin et chaque soir, lorsque c'était l'heure de traire les vaches, c'était lui qui les lui conduisait. Leur amour était un sujet de conversation, mais non de scandale pour le voisinage; car ils n'avaient pas d'autre pensée que de s'unir en mariage légitime. Le matin même, John venait d'obtenir le consentement des parens de Sara, et ils n'avaient plus que la semaine à attendre pour être heureux. Ce jour-là peut-être, dans les intervalles de leurs travaux, ils parlaient de leurs habits de noces; et John faisait des bouquets de pavots et d'autres fleurs pour assortir au teint de Sara les nuances d'un nœud de rubans dont il voulait lui faire présent la veille de leur mariage. C'était le dernier jour de juillet. Tout à coup un orage éclate, un orage terrible mêlé d'éclairs et de tonnerre, qui force les paysans à chercher un asile sous les arbres ou le long des haies. Sara tombe effrayée, hors d'haleine, sur un tas de foin; John (qui ne la quittait jamais) s'asseoit à son côté, après avoir disposé deux ou trois bottes de manière à lui servir d'abri. Au même instant, on entend un coup de tonnerre si violent qu'on eût dit que la voûte du ciel se partageait en deux; les paysans inquiets s'appellent les uns les autres; ceux qui étaient le plus près de nos deux amans ne les entendant pas répondre vont à l'endroit où ils s'étaient réfugiés. On aperçoit d'abord une légère fumée au-dessus du foin, puis le couple fidèle... John avait passé un bras autour du cou de Sara, et étendu l'autre sur son visage, comme pour la protéger contre la flamme de l'éclair... ils étaient morts, déjà raides et froids dans cette tendre attitude; mais leurs corps conservaient encore les couleurs de la vie; on remarquait seulement que Sara avait un de ses sourcils un peu brûlé, et une petite tache entre les deux

seins. Ils furent ensevelis le lendemain dans un même tombeau de la paroisse de Stanton-Harcourt, où milord Harcourt, à ma prière, leur fit élever un monument. Je me chargeai de l'épitaphe, dont je ne suis pas content. Je regrette que vous n'ayez pas été en Angleterre. Vous auriez mieux réussi que moi à la faire; car vous ne vous y seriez pas refusée si je vous l'avais demandé pour une circonstance si touchante.

„A tout prendre, je ne puis trouver ces deux amans malheureux. Le plus grand bonheur pour eux, après celui de vivre comme ils auraient vécu, était de mourir comme ils sont morts. La plus grande gloire à laquelle ils pouvaient prétendre était d'avoir un monument pour consacrer leur souvenir; à moins que vous ne leur en accordiez une autre..., celle d'être honorés d'une larme des plus beaux yeux du monde.....“

— Et cette larme fut refusée par celle à qui vous la demandiez, dit Martha, après avoir elle même essuyé ses yeux. Elle vous répondit par une froide raillerie.

— Elle n'aimait pas, répondit Pope.

— Croyez vous donc qu'il soit nécessaire d'aimer pour ne pas être insensible? reprit Martha.

— Non, sans doute; mais je serais si heureux d'interpréter ainsi les larmes que vous venez de répandre.

— Voici ma mère et ma sœur, monsieur Pope.....

— N'allez-vous pas demain toutes les trois au théâtre pour profiter de la loge de Congrève?

— Pour ma part, rien de moins sûr.

L'entrée de Mrs Blount et de Theresa interrompit cet entretien; mais Pope crut avoir compris que Martha, afin de le continuer, trouverait quelque prétexte pour rester seule le lendemain.

Le lendemain, en effet, à l'heure du spectacle, il se rendit chez Mrs Blount. La servante était sur la porte et lui dit que miss Martha n'avait pu accompagner sa mère et sa sœur, parce qu'elle se plaignait d'un commencement de migraine. Pope courut au salon, très-peu alarmé de cette indisposition subite; mais en ouvrant la porte, il lui sembla que sa présence causait à Martha une sorte d'embarras, car son premier mouvement fut d'aller à un tiroir et d'y glisser un papier. Une pensée de soupçon et de jalousie s'éveilla dans l'esprit de Pope:

— Serais-je indiscret? demanda-t-il, en fixant les yeux sur le tiroir à demi fermé.

Il était évident que Martha désirait éluder de répondre, et que cette préoccupation excusait dans son esprit ce qu'il y avait de peu courtois dans cette froide question.

— Vous voyez, dit-elle avec autant de douceur que si Pope l'eût abordée avec moins de défiance, vous voyez qu'il n'était pas bien sûr que je profiterais du *billet* de M. Congrève pour aller voir jouer *Love for love* (Amour pour amour).

— Ce n'est pas, j'espère, le titre de la comédie qui vous a fait peur?

— En vérité, dit-elle avec un sourire qui aurait dû émousser vingt soupçons comme celui qui avait traversé le cœur de Pope, le titre, peut-être, est-ce que je trouve de plus séduisant dans la pièce.

— Vous approuvez donc l'indulgence d'Angélique pour Valentin?

— Valentin lui fait de si belles promesses!

— Et puis, elle lui doit quelques dédommagemens pour l'avoir fait si long-temps attendre.

— Fort bien, messieurs, il nous est défendu de vous éprouver: Angélique a tort lorsqu'elle vous accuse de manquer de persévérance.

— Angélique aura mille fois raison, si vous voulez plaider pour elle; mais daignerez-vous aussi l'imiter en tous points aujourd'hui?

— Je vous comprends, dit Martha, qui cherchant toujours à éloigner Pope du tiroir vers lequel il tournait encore les yeux de temps en temps, le laissa s'asseoir auprès d'elle, et lui abandonna sa main..... Mais vous ne prétendez pas que nous jouions la comédie, j'espère?

— Quelle preuve de ma sincérité vous faut-il encore? Il ne me reste plus qu'à devenir fou comme Valentin.

— Dieu vous en préserve! tout poëte que vous êtes.

— Près de vous, je ne suis pas toujours bien sûr de ma raison.

— Souvenez-vous pourtant qu'Angélique ne consent à dire à Valentin qu'elle l'aime que lorsqu'il redevient sage.

Mais, comme il arrive souvent dans un tête-à-tête, il paraît que cette recommandation de sagesse n'était pas faite d'un air assez sévère; car ce fut au même instant que Pope cueillit son premier baiser, sans témoin, sur les lèvres de la jeune prude. Effrayée elle-même d'avoir justifié ainsi le vers où le poète déclare que la femme n'est qu'une continuelle contradiction, Martha tressaillit tout à coup, se leva et s'enfuit dans une pièce voisine en cachant son front dans ses mains.

Pope, troublé lui-même un moment de son propre bonheur, hésitait encore à la suivre, lorsque son regard rencontra le tiroir où il avait en entrant vu cacher le papier, objet de son indéfinissable inquiétude; il y courut, l'ouvrit et s'empara de cet écrit mystérieux...... Il contenait des vers; le poète les parcourt des yeux: c'était une satire contre lui, cette fameuse satire adressée à lui-même par cette apostrophe virulente:

„...... Oserais-tu contester la justice de ce „monde qui te laisse ainsi comme un proscrit? „Si en droit il faut avoir tué pour être homicide, „en équité le meurtre existe déjà dans l'intention de le commettre. Ainsi, puisque ta lâche „main poignarde un nom et tente d'assassiner „au moins notre réputation, que l'arrêt du pre„mier homicide soit le tien; que jamais l'oubli „ni le pardon n'effacent ta méchanceté. Autant „que tu hais, sois haï; avec l'*emblème de ton* „*ame difforme empreinte sur le dos*, comme „Caïn avait sur le front l'emblème de la sienne „marquée de la main de Dieu, sois comme Caïn, „maudit et vagabond.“

De pareils vers trouvés chez Martha! Était-ce une trahison? Ne s'était-elle depuis quelque temps montrée si tendre en apparence avec Pope que d'accord avec ses ennemis pour lui arracher des sermens et en rire, pour lui dérober tous ses secrets et les leur livrer. Et ces lettres vainement redemandées par lady Montague, puis si facilement obtenues par Martha, qu'en avait-elle fait? Quelle coïncidence! L'imagination du poète soupçonneux ne savait à quelle supposition s'arrêter. Il était en proie à la plus cruelle torture, lorsque Martha rentra, et apercevant le fatal papier à sa main, devina ce qui venait de se passer. Un peu confuse elle même, elle resta d'abord muette, et Pope rompit le premier ce triste silence.

„— Et vous aussi, dit-il, vous, Martha, vous vous seriez fait un jeu barbare de ma crédulité; vous aussi, vous seriez associée à la haine qui me poursuit de ses lâches outrages... Oui, sans doute, vous aviez le droit de repousser une passion sur laquelle j'ouvre enfin les yeux. J'étais un amant ridicule, je le sens, mais j'étais aussi un frère pour vous, Martha, et à ce titre je méritais peut-être votre pitié.“

(Fin.)

Trois Jours à Lima.

En sortant de Buenos-Ayres par la porte du sud, je m'engageai, avec une escorte de cinq péons (paysans.) robustes et courageux, à travers les Pampas, véritables steppes de l'Amérique. Ces plaines immenses et sablonneuses, et s'étendant à perte de vue, ne ressemblent nullement aux savanes de l'Amérique septentrionale, ni aux campagnes arrosées par le Mississipi, ou l'Amazone, ou le Parana, dans lesquelles croissent des herbes hautes et ondoyantes et de superbes graminées: mais elles sont envahies de tous côtés par des arbustes rabougris et des touffes de plantes salines, et entrecoupées de collines de sable qu'agitent incessamment des vents impétueux.

Nous eûmes beaucoup à souffrir dans notre voyage à travers ces solitudes que parcourent deux petites rivières, le Colorado et le Negro, mais ce fut peu de chose en comparaison des fatigues, des travaux, et des obstacles de toutes sortes que nous eûmes à surmonter pour franchir

les Andes. Cependant nous arrivâmes à Valparaiso, et après nous être reposés de nos fatigues nous nous embarquâmes sur un brig qui fesait voile pour Callao.

Grâce à une forte brise du sud, nous fûmes le douzième jour de notre traversée en face des côtes nues et stériles du Pérou, et nous aperçûmes dans l'éloignement l'immense cordillère des Andes, dont les pics gigantesques allaient se cacher dans les nues. On attendit le jour pour s'approcher de la côte, et le lendemain le brig entra dans le port de Callao par le passage Boqueron. Le gouverneur de cette ville, pour lequel j'avais une lettre d'introduction, me fit visiter la forteresse qui est fort importante, et où 300 pièces de canon commandent la ville, le port, et l'isthme par lequel on arrive à cette place. Le lendemain de bonne heure on me procura des chevaux, et je pris le chemin de Lima, distante de neuf milles environ de Callao.

Tout le pays qui sépare ces deux villes est sablonneux, et me sembla frappé d'une stérilité complète. Le manque absolu de pluies est cause de la pauvreté du sol; car il est à remarquer que jamais il ne pleut ni ne tonne dans cette partie du Pérou. Cependant en m'approchant de Lima je vis les campagnes parées des magnifiques dons de l'automne, principalement le long de la rivière Rimac, sur les rives de laquelle s'élève cette ville, une des plus riches et des plus commerçantes de l'Amérique méridionale. Plusieurs autres parties des environs de Lima étalent aussi une belle végétation; les arrosemens artificiels, les épais brouillards, de fortes rosées et des eaux souterraines procurent cette fécondité.

A la distance d'un mille environ de Lima, j'aperçus la Nouvelle-Alaméda qui est la promenade publique. C'est une belle avenue plantée de saules très élevés et d'orangers, et des bancs y sont disposés pour la commodité des promeneurs. Le premier objet qui attira mon attention en entrant dans l'Alaméda, ce furent deux dames à cheval assises à califourchon. Des éperons d'argent brillaient aux plus jolis petits pieds que j'eusse jamais vus. Cela me surprit sans me choquer; car ces deux dames avaient infiniment de grâce à cheval, et le *sayo y manto* aux couleurs éclatantes leur allait parfaitement bien. Je pressai le pas de ma monture pour les atteindre; mais quels ne furent pas ma douleur et mes regrets en voyant que ces dames, toutes deux jeunes et d'une figure douce et agréable, avaient un cigarre à la bouche, et chassaient dans l'air des bouffées de fumée!

Cependant j'aperçus bientôt le mur circulaire d'*adobe* (briques séchées au soleil), flanqué de trente-quatre bastions et percé de sept portes, qui entoure Lima, et nous entrâmes dans cette capitale de la république du Pérou, par la porte de Maravillas dont l'architecture me parut fort remarquable.

Cette ville, que fonda l'Espagnol Pizarre, est bien déchue de son antique splendeur. Ils sont maintenant bien loin, ces tems d'opulence et de grandeur où des marchands, afin de faire honneur au vice-roi duc de la Plata, qui venait prendre possession de son gouvernement, dallèrent en argent massif la ville par laquelle il devait passer pour se rendre à son palais.

Les rues sont pourtant droites et bien alignées, et un très-grand nombre peuvent avoir vingt-cinq pieds de large; elles sont arrosées par de petits canaux qu'on y a conduits de la rivière Rimac. Les maisons sont bâties en adobes qu'on a blanchies, et s'élèvent au milieu d'une vaste cour au fond de laquelle on voit le plus souvent des jardins magnifiques. L'aspect des maisons n'est nullement agréable; elles n'ont qu'un étage à cause de la fréquence des tremblemens de terre, et la plupart des croisées sont dépourvues de vitres; mais les maisons des riches ont deux étages et elles sont meublées avec une grande richesse.

Les rues de Lima, malgré les petits canaux qui les arrosent sont très sales, boueuses, et embarrassées de toutes sortes d'immondices. Vous verrez souvent les domestiques, pour la plupart des esclaves, venir au milieu du ruisseau qui coule dans la rue, y laver du poisson et toutes sortes d'objets, y vider des volailles, et déposer sur le bord les entrailles, qu'on laisse pourrir

aux rayons du soleil, jusqu'à ce qu'elles soient dévorées par une multitude de busards qui viennent heureusement débarrasser les rues de toutes les ordures et immondices qui les infectent.

En suivant la grande rue, j'arrivai à la Plaza-Mayor (Grande-Place), où l'on voit une fontaine d'airain; au milieu de son vaste bassin circulaire et flanqué de quatre lions qui lancent de l'eau par la gueule, s'élève une colonne aussi d'airain, laquelle est couronnée par une renommée en bronze sonnant de la trompette. L'église métropolitaine s'élève aussi sur cette place, et fait face au palais du gouverneur.

Une multitude d'hommes, de femmes et d'enfans encombraient en ce moment la Plaza-Mayor: c'était un jour de marché et les cloches sonnaient l'*angelus*. Je m'amusais à contempler les bizarres costumes des paysans, et ceux plus bizarres encore des femmes, et je jouissais du contraste que présentaient la scène animée de la Plaza et les maisons à un étage avec les hautes montagnes qui bornaient au loin l'horizon. Autour de moi chacun était occupé à vendre ou à acheter, à commencer ou à finir quelque affaire; c'était un bruit et une confusion qu'on ne peut décrire, quand tout à coup les cloches cessèrent de sonner. A l'instant cette foule de tout âge et de tout sexe s'agenouilla, et je me vis seul debout, au milieu de la Plaza. Je courbai aussitôt la tête comme saisi par un sentiment involontaire de respect. Tout le monde avait interrompu ses occupations terrestres, et les genoux dans la poussière, les mains jointes, ils murmuraient tout bas des prières tout entiers à l'adoration de Dieu. Ceux qui étaient vêtus avec le plus de propreté avaient la précaution de mettre leur mouchoir par terre avant de s'agenouiller.

Des soldats qui s'apprêtaient à traverser la place, s'arrêtèrent aussi et se prosternèrent au milieu de cette population silencieuse, si tumultueuse et si bruyante un instant auparavant. Des cavaliers s'arrêtèrent, et descendant de cheval, se mirent à genoux. Trois ou quatre minutes s'étaient à peine écoulées, que les prières étaient finies, et chacun se releva après avoir fait religieusement le signe de la croix; aussitôt les charettes continuèrent leur chemin; les fantassins reprirent leur marche, les cavaliers remontant sur leur monture s'ébranlèrent, et dans un instant le mouvement et la vie recommencèrent, et la place reprit cet aspect pittoresque et animé qui avait d'abord attiré mes regards.

Voilà les cérémonies qui font la principale base de la religion des habitans de Lima. Les classes élevées ne s'y assujettissent que médiocrement, car on m'a assuré qu'on voit rarement dans les églises un homme comme il faut; les femmes cependant les fréquentent avec assiduité. Une dame âgée de soixante ans se confessera une fois par mois, tandis que sa fille, qui aura de vingt à trente ans, ne se confessera qu'une fois l'an. Les classes supérieures sont fort indifférentes et montrent beaucoup de tolérance; mais il n'en est pas de même des classes subalternes, et je crois que les paysans encore plongés dans le fanatisme, ne seraient nullement disposés à souffrir qu'on élevât un édifice qui serait consacré à un culte rival.

Au moment où j'entrai dans l'hôtel, une jeune fille fort jolie vint à ma rencontre, et m'offrit une rose en m'adressant ce compliment: *Esta casa está á su disposicion.* Dans toutes les maisons où je me présentai, des jeunes filles m'offrirent pareillement des roses avec la même grâce et le même compliment.

Comme j'avais vu la promenade de l'Alaméda, on me mena le soir au faubourg de San-Lorenzo, qui dans les belles soirées d'été, est habituellement fréquenté par les hautes classes de la société. Nous passâmes sur le beau pont en pierre, de cinq arches, qui conduit à l'extrémité méridionale de la ville. Les dames les plus élégantes s'étaient données rendez-vous à cette promenade. Je pus alors admirer à mon aise le costume pittoresque et original qu'elles savent porter avec tant de grâce et de coquetterie; ce costume s'appelle le *sayo y manto,* et il est seulement adopté par les femmes de Lima. Il consiste en un jupon de satin ou de bombazine, élégamment plissé et doublé de soie; les plis de ce jupon sont très larges et élastiques, et des-

sinent fort avantageusement la poitrine, la taille et les hanches; par dessus ce jupon est une robe qui se nouée très étroitement à la ceinture, et descend en s'élargissant jusqu'aux talons. Ces robes sont généralement noires ou brunes; mais celles que portent les dames élégantes sont de couleurs claires, bordées de riches dentelles et chamarrées de soie, d'argent et d'or; on voit même quelquefois des robes ornées de perles de grand prix.

Mais la partie pittoresque du costume, c'est un mantelet de satin ou de gaze très épaisse et plissée d'innombrables plis, lequel se noue à la ceinture, couvre le dos et une partie du corsage, et s'arrondissant en arrière, enveloppe la tête comme le capuchon de nos dominos; en outre ce mantelet, au moyen d'un cordon, cache le visage, et laisse seulement un œil à découvert. On se ferait difficilement une idée de la grâce et de la coquetterie avec lesquelles les dames de Lima portent ce costume original. Cette espèce de mantelet se met, comme les pelisses des dames européennes, par dessus la robe; et l'on peut dire qu'il remplace complètement le masque. Il serait en effet difficile, pour ne pas dire impossible, à un père ou à un mari de reconnaître sa fille ou sa femme, une fois qu'elle est enveloppée du *manto*. Aussi des voyageurs ont prétendu qu'à la faveur de ce costume, les dames de Lima vont la nuit où bon leur semble sans aucune crainte d'être reconnues, et ils ont affirmé que la dépravation des mœurs a atteint le plus haut degré dans cette ville, et qu'elle a pénétré dans toutes les classes de la société.

On voit rarement dans les rues les femmes accompagnées par les hommes, et jamais elles ne donnent le bras à leur chevalier; leur démarche est ordinairement noble et imposante, et il est curieux de voir ces visages si singulièrement cachés, et cet œil unique qui s'attache en passant sur vous du fond d'une ouverture en forme de lozange pratiquée au *manto*.

Il y a à Lima un nombre très considérable d'églises; la plupart sont extrêmement riches, et le service divin y est célébré avec une grande pompe; les murs sont quelquefois tapissés d'argent et d'or, et l'on y voit des ornemens de la plus grande magnificence tels que des candélabres, des vases sacrés, des calices, des patènes en argent et même en or massif. Une chose qui me surprit beaucoup, ce fut de voir dans diverses églises, suspendues aux piliers du maître-autel un grand nombre de cages d'argent remplies d'oiseaux qui, pendant la célébration du service divin, mêlent leurs chants harmonieux aux sons graves et solennels de l'orgue. L'église de *Nuestra Señora de Merced*, et celle du couvent de la Conception, me parurent les plus remarquables et les plus riches de toutes. Je visitai aussi le Panthéon (c'est le nom du cimetière public), qui est en dehors de la cité; le Cirque qui est destiné aux courses de taureaux, le divertissement favori de la population, et dont la vaste construction peut contenir près de vingt mille personnes; et l'hôpital de Saint-André où l'on compte plusieurs centaines de lits, et dont les grandes salles peuvent au besoin en contenir le double.

Comme j'aimais à faire le matin des excursions dans la campagne, on avait recommandé à mon domestique de m'accompagner partout et de prendre toujours des armes sur lui. On m'avait engagé aussi à ne point m'aventurer la nuit dans les rues, car les assassinats ne sont pas rares dans la capitale du Pérou, et les vols surtout y sont très nombreux. Le jour même de mon arrivée un voyageur avait été dévalisé dans la Nouvelle-Alaméda, et trois coups de couteau qu'il avait reçus en se défendant contre les brigands avaient mis ses jours dans un très grand danger. Une personne que sa position met à même de connaître parfaitement ces matières, et qui est à mes yeux une autorité incontestable, m'a dit que la fréquence des crimes provenait de la faiblesse des juges, et que dans les classes inférieures le seul obstacle au crime était la crainte de la confession. En outre l'opinion publique est si indifférente à Lima, en ce qui concerne l'impunité des coupables, qu'on ne pardonnerait pas au juge qui appliquerait rigoureusement la loi. On ne doit pas s'étonner que dans un pays où les idées de devoir et de mo-

rale sont dans un si grand relâchement, le service des diverses branches de l'administration soit fait avec beaucoup d'irrégularité. Ce peuple, qui a su conquérir sa liberté, ne sait pas encore jouir d'un gouvernement sage et éclairé, car il ne possède ni stabilité, ni principes, ni énergie; il ne peut encore qu'aspirer à un gouvernement militaire qui sache faire tout plier sous sa loi, en punissant avec sévérité ceux qui la violent. Cependant il faut ajouter que les premiers grains ont commencé à germer sur cette terre, et avec l'aide de Dieu le blé pourra grandir et étouffer les mauvaises plantes.

Le lendemain de mon arrivée à Lima, un tremblement de terre très violent se fit sentir dans la soirée, à une heure où les rues étaient pleines de monde. Je n'éprouvai de ma vie une plus affreuse sensation. La première secousse fut bientôt suivie de la seconde; ce fut d'abord un bruit souterrain semblable au roulement du tonnerre; le sol parut s'ébranler; et comme s'il allait s'entr'ouvrir. Ce phénomène, dont je n'avais encore aucune idée, me glaça d'effroi, et la scène qui se passait alors sous mes yeux n'était guère de nature à me rassurer: hommes, femmes, enfans, tous s'enfuyaient avec terreur de leurs maisons, et se sauvaient de toutes parts dans la plus grande confusion, en criant: *El temblor! el temblor!* Quelques-uns se jetaient le visage contre terre; d'autres se mettaient à genoux, et joignant les mains adressaient de ferventes prières à Dieu et aux saints. Les enfans poussaient des cris lamentables, et les chiens aboyaient avec un accent plaintif. Les chevaux aussi tremblaient d'effroi, et leurs maîtres étaient agenouillés à leurs côtés, implorant la protection du ciel. Le hurlement des animaux augmentait par degrés, et le son des cloches des églises commença à se faire entendre. Après la troisième secousse, il se fit un morne silence, et chacun demeura dans une immobilité complète, toutes les têtes étaient nues, et les attitudes diverses de toute cette population, les uns debout, ceux-ci pleurant, ceux-là à genoux et priant, me firent une impression profonde qui ne s'effacera jamais de mon souvenir. Ce tremblement de terre arriva le 30 septembre, et il fut remarquable que malgré sa violence, la propriété ne subit que de légers dommages, et personne ne perdit la vie.

On éprouve dans ces contrées fort peu d'inquiétude à la première secousse d'un tremblement de terre; à la seconde on se dispose à s'enfuir, et s'il survient une troisième secousse, tout homme qui a de la prudence se met à distance des murs et des toits qui pourraient s'écrouler sur la tête. Tout le monde cherche alors un refuge dans les cours au milieu desquelles sont construites les maisons, et dans ces lieux on ne court aucun péril. Il est à remarquer que dans le sentiment du danger que fait éprouver ce phénomène la peur s'accroit incessamment. Quand on n'a aucune idée d'un tremblement de terre, on peut être bien aise de sentir la première secousse, mais tout homme qui en aura éprouvé une forte n'en désirera jamais une seconde.

La douceur et la beauté du climat de ce pays étaient pour moi la seule source de jouissances. Je ne connaissais aucune famille assez intimement pour que je pusse trouver du plaisir ou de l'intérêt dans leurs tertullas (réunions); aussi je passais dans la campagne presque toutes les heures que je ne consacrais pas au sommeil. Ma chambre ouvrait sur une cour plantée d'orangers, et comme je n'avais pas de vitres à mes croisées, j'y respirais l'odeur enbaumée qui s'exhalait de ces arbres. J'avais échappé naguère à la brûlante chaleur de Buenos-Ayres, aux tristes et uniformes steppes du Pampas, aux neiges et aux glaces des Andes, et je jouissais maintenant à mon aise de la douce température de Lima, et de son pur et bel automne. Mon ame était pleine de joie et de reconnaissance, en songeant aux périls que j'avais courus, et les jouissances que la nature m'offrait avec tant de profusion étaient alors les seules dont j'avais besoin.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 13.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Episodes de la Vie d'un Poète.

DEUXIÈME PARTIE.

La Prude, ou l'Avantage d'être Bossu.

(Fin.)

Si au lieu de ce reproche si mélancolique Pope eût fait parler la colère et l'indignation qui avaient d'abord soulevé son ame, Martha eût pu trouver plus facilement le langage de la dignité offensée pour lui répondre et le faire rougir d'un pareil soupçon; mais les larmes coulèrent de ses yeux lorsqu'elle lui dit:

— Quoi donc! vous dirai-je à mon tour. C'est un frère, un ami qui me soupçonne et m'accuse! Que l'amant soit injuste, j'en suis moins surprise; mais comment l'ami et le frère n'a-t-il pas trouvé une supposition plus honorable pour l'amie et la sœur? Moi, servir la haine de vos ennemis! Vous n'avez-pas senti que c'était mon repos bien plus que le vôtre qu'ils voulaient troubler en me révélant les outrages dont leur rage vous accable; ou s'ils ont cru qu'en vous représentant sous ces noires couleurs ils effraieraient mon dévouement, ils connaissent bien mal le cœur d'une femme! Vous auriez plutôt à les remercier, monsieur Pope: en voulant vous rendre à mes yeux si méchant et si ridicule, ils n'ont réussi qu'à me faire mieux comprendre de leur persécution, et que c'était à moi, votre sœur, votre amie, qu'il appartenait de vous consoler... Monsieur Pope, continua-t-elle, j'aurais voulu vous épargner la lecture de ces vers, qui venaient de m'être remis par un valet inconnu, lorsque vous êtes entré. Vous étiez sincère tout à l'heure, je le pense; remerciez-les donc, vous dis-je; si ce n'eût pas été pour vous faire oublier ce maudit papier, je n'eusse probablement pas encore ce soir cessé de mériter ce titre de prude, que ma sœur me donne quelquefois en riant."

— Ah! s'écria Pope, je suis en effet un amant bien ingrat et bien coupable; comment expier mes injustes soupçons, comment pourrai-je mériter ma grâce?

— Vous le pouvez encore, dit Martha, qui n'attendit pas pour sourire que toutes ses larmes fussent essuyées, vous le pouvez, en jurant que vous ne serez désormais ni trop curieux, ni trop indiscret, ni trop jaloux, quelles que soient les apparences.

— Si le passé m'est pardonné, je vous réponds de l'avenir.

— Monsieur Pope, voici l'heure où va finir le spectacle. Je suis bien forcée de terminer cette scène en même temps que la pièce. Avouez que votre folie égalait celle du Valentin de M. Congrève.

— Je vous promets de mériter mieux que lui le pardon d'Angélique.

— La première fois qu'on jouera *Amour pour Amour*, je veux que nous y allions ensemble, dit Martha.

— Je m'en souviendrai, répondit Pope; ce sera désormais ma pièce favorite.

ÉPILOGUE.

Une Conversation de Garnison.

(La scène se passe à Louisbourg en 1744, vingt-deux ans après la date des événemens qui précèdent. Les officiers d'un régiment formant la garnison du cap Breton, conquête nouvelle des Anglais en Amérique, viennent de déjeuner tous ensemble lorsqu'on leur apporte les journaux d'Angleterre; le major s'en empare et en fait la lecture.)

LE MAJOR. — Attention, messieurs, voici les nouvelles d'Europe. — *Allemagne*, 22 mai 1744. La nouvelle se confirme que le roi de Prusse, qu'on croyait résolu à rester neutre, depuis qu'il tenait la Silésie, vient de contracter une alliance plus étroite avec le roi de France et l'empereur. — *Flandre*, 20 mai. Sa majesté le roi de France est entrée à Courtray le 18, et se prépare à investir Menin et Ypres. C'est l'abbé de Saint-Germain-des-Prés qui commandera le siége d'Ypres.

UN OFFICIER IRLANDAIS. — Il paraît que les généraux sont devenus rares en France, puisque le roi Louis XV quitte Mme. de Châteauroux pour se mettre en campagne, et que ce sont les abbés qui commandent les troupes.

LE MAJOR, *continuant* — *France*, PARIS, 28 mai. Le prince Charles-Edouard est parti pour les côtes de Picardie, afin d'activer par sa présence l'expédition qui doit le transporter en Angleterre, sous les ordres du duc de Richelieu.

UN CAPITAINE. — Si le Prétendant appelle l'invasion étrangère au secours de la rose blanche, autant d'auxiliaires francais de plus, autant de partisans anglais de moins. Voyons ce qu'on dit en Angleterre.

LE MAJOR. — Nous y voici. *Grande Bretagne*, EDIMBOURG, 28 mai. On remarque depuis quelque temps une grande agitation parmi les montagnards. Des émissaires jacobites ont parcouru les highlands et les îles prêchant l'insurrection. James Mac Gregor a été arrêté à Inverness pour avoir crié: *A bas le roi Georges! et Charles Stuart for ever!* (A un officier écossais:) Lieutenant Macdonald, voilà votre Écosse qui s'attirera de mauvaises affaires.

L'OFFICIER ÉCOSSAIS. — „Griffes contre griffes, comme dit Conan à Satan, et le diable emporte les plus courtes.“

LE MAJOR. — Au diable vos proverbes gaëliques ou jacobites, auxquels on ne comprend rien, monsieur Macdonald; mais voici le correctif des nouvelles d'Écosse aux nouvelles de Londres. — LONDRES, 1re juin. *Chambre des lords.* Leurs Seigneuries ont discuté le bill adopté par l'autre chambre, qui prononce la peine de haute trahison contre quiconque correspondra avec les princes de la famille exilée. Le lord-chancelier a proposé d'étendre le crime de haute trahison à la postérité des coupables, tant qu'il existera un petit-fils de Jacques II. On croit que cet amendement sera adopté.

L'OFFICIER ÉCOSSAIS. — Si cette loi passe, je risque d'être fusillé en Amérique, par la seule raison que mon grand-père se sera fait pendre en Écosse; admirable logique de l'esprit de parti!

LE COLONEL. — Allons, messieurs, point de commentaire politique.

LE MAJOR. — Je passe alors aux nouvelles littéraires. — Les dernières lettres que les amis de lady Wortley Montague ont recues d'elle sont datées d'Avignon. Cette dame se loue beaucoup des égards du jeune vice-légat. Ils ont fait ensemble un pélerinage à Vaucluse et un autre à Saint-Remy pour visiter l'arc de triomphe de Marius. On a joué hier au théâtre de Drury-Lane un drame en trois actes: *Love the cause and cure of grief*, qu'on attribue à M. *Thomas Cooke*. Le public l'a justement sifflé.

UN OFFICIER. — Ce qui veut dire, peut-être, que l'auteur a été victime d'une cabale; j'ai sifflé pour ma part plus d'une bonne pièce quand j'étais à Londres.

LE MAJOR. — Avant-hier, 30 mai, Alexandre Pope est mort à Twickenham, après avoir reçu tous les sacremens du papisme. Miss Martha

Blount, son amie depuis vingt ans et plus, lui a fermé les yeux...... Messieurs, l'Angleterre a fait une grande perte.

UN VIEUX LIEUTENANT. — Un poëte papiste!

LE MAJOR. — Un grand poëte, monsieur: le traducteur d'Homere, l'auteur de l'*Essai sur l'homme*, de *l'Essai sur la critique*, et de tant d'autres poëmes qui vivront autant que la langue dans laquelle ils sont écrits.

UN CAPITAINE. — Je l'ai connu, moi, messieurs, chez lord Oxford.... Un petit homme, d'une figure assez agréable et fine, mais bossu et avec des jambes grêles comme celles d'une araignée: si faible et si frileux qu'il mettait trois paires de bas, se matelassait avec de la flanelle ou des fourrures, et avait besoin de soutenir sa taille au moyen d'un corset. Vous devez vous le rappeler, commandant, car vous l'avez vu aussi chez milord, avec son habit noir et sa petite épée au côté?

LE COMMANDANT. — Si je me rappelle M. Pope! J'ai des raisons pour cela. Croirez-vous, messieurs, que ce petit bossu avait été mon rival?

TOUS. — Et votre rival heureux, peut-être.

LE COMMANDANT. -- Ma foi, messieurs, si je l'emportai sur lui une fois, je fus forcé de battre en retraite une autre.

TOUS. — Ce doit être une singuliere histoire.

LE COMMANDANT. — Elle me parut telle alors; mais hélas! elle est un peu vieille aujourd'hui.

L'OFFICIERS IRLANDAIS. — Racontez toujours.

LE COMMANDANT. — M. Pope et moi nous faisions tous deux la cour à la même lady, qui le congédia pour moi, quoiqu'il fût le premier en date. Depuis, nous apprimes qu'il était consolé de sa défaite par une jeune provinciale qui vivait sous le charme de ses vers. Fier de mon premier avantage, je m'avisai, en franc étourdi, de parier que je le supplanterais là encore; mais j'eus beau me mettre en frais d'œillades et de soupirs, suivre partout la belle au spectacle et à l'église, je finis par aller m'avouer vaincu à Milady, qui, s'il faut tout dire, ayant conservé quelque rancune contre M. Pope, m'avait elle-même poussé à cette folle aventure.

L'OFFICIER IRLANDAIS. — Voilà bien les femmes; mais elle dédommagea son champion, fidèle malgré lui.

LE COMMANDANT. — C'est ce qui vous trompe, monsieur Glamorgan. Milady, lui dis-je, miss Martha Blount, car c'était elle-même, celle qui d'après la gazette a fermé les yeux à M. Pope, miss Martha Blount est une vertu farouche et ridicule; M. Pope se vante s'il se dit aimé de ce petit dragon; j'ai perdu mon latin avec elle. — Une vertu! me répondit milady; croyez bien que ce n'est qu'une prude trop heureuse d'abriter sa prétendue sagesse derrière la bosse de son amant. J'en suis fâchée; mais vous me donnez une triste idée de votre persévérance. Il faut se défier des jeunes galans aussi bien faits que vous; ils tournent trop facilement le dos à l'ennemi. Trouvez bon que je cherche un cavalier plus brave et moins fort en latin. Milady faisait allusion à une autre anecdote que je veux aussi vous conter...

LE MAJOR. — Après la parade, commandant, car j'entends le tambour.

(On entend le roulement du tambour. Tous les officiers se lèvent et sortent.)

Le Daguérotype.

Par JULES JANIN.

A la fin, nous avons pu voir de nos yeux, toucher de nos mains cette incroyable et admirable invention de Daguerre. Il n'est pas besoin de s'occuper, comme nous faisons, des beaux-arts et de leurs moindres détails, pour connaître Daguerre: son nom est populaire en Europe. Il a été d'abord un peintre habile; mais son art même ne lui a pas suffi, et il a voulu trouver quelque chose un peu au delà de la peinture. Ce quelque chose, c'était le diorama. Par la toute-puissance de cet art qu'il agrandissait, Daguerre nous a fait entrer dans l'intérieur des tableaux, dont avant lui on ne voyait que la surface; vous avez pénétré à sa suite dans les vieilles églises en ruines; vous avez gravi la montagne, descendu le vallon; vous avez parcouru les fleuves et les mers; l'enchanteur vous a promené sans

fatigue dans les plus curieuses capitales. Cet homme habile s'il en fut se jouait de tous les effets les plus multipliés de la lumière et de la couleur, qu'il faisait agir à son gré, l'une et l'autre, comme s'il en était le maître souverain. A de pareils spectacles, si nouveaux pour lui, le public restait ébahi et confondu d'admiration. Les peintres disaient entre eux: „Mais quel dommage que Daguerre, ce grand peintre, s'obstine ainsi à faire des tableaux plus beaux que la peinture!“ A cette admiration et à ces reproches Daguerre répondait en souriant, car lui seul savait bien ou il voulait aller.

A force donc d'étudier d'une facon si persévérante dans son sanctuaire du diorama, où il produisait tant de chefs-d'œuvre, la nuance intime de la lumière et de la couleur, à force de commander au soleil et de le porter çà et là, esclave obéissant et volontaire, sur tous les points où il avait besoin de son rayon vigoureux ou pâle, l'inventeur du diorama devait arriver à des résultats étranges. Ce qui n'était pour nous, frivoles, qu'un jeu frivole en apparence, était en résultat une étude sévère et complète de cette science qu'il devait pousser jusqu'aux dernières limites. Vous souvient-il de deux tableaux célèbres du diorama, la *Vallée de Goldau* et *la Messe de Minuit* à l'église Saint-Étienne-du-Mont? Dans l'un et l'autre tableau la lumière agit ainsi: vous voyez d'abord la vallée, calme et sereine comme un beau paysage de la Suisse par un tranquille et frais soleil; l'humble chalet est posé légèrement sur le versant de la montagne; la verdoyante prairie étend son fin tapis sur les bords du petit ruisseau qui serpente; la vie est partout dans ce doux petit recoin du monde: l'arbre s'agite, la chèvre broute, l'oiseau chante, le paysan travaille. Tout à coup... mais quelle horrible révolution! voici que le sommet de ces montagnes s'ébranle, voici que le gazon disparaît pour faire place à la terre bouleversée... Au secours! au secours! Une avalanche de terre engloutit le petit chalet; le ruisseau débordé devient un torrent terrible, l'arbre déraciné jette au loin ses branches et sa ruine. Vous assistez ainsi au plus terrible bouleversement, et vous vous écriez: Quelle tempête! quel affreux tremblement de terre! Mais qui donc est l'auteur de tous ces ravages? — L'auteur de tous ces ravages, c'est le même homme qui, tout à l'heure, semait autour de vous tant d'idées fraîches et riantes; ce tableau terrible d'une dévastation sans bornes, c'est le même paysage si doux sur lequel vos yeux charmés se reposaient tout à l'heure. Par une certaine combinaison de l'ombre, de la lumière et de la couleur, il arrive que tout à coup le chalet est devenu un roc, la prairie une terre fraîchement remuée, le ruisseau un torrent, l'arbre une ruine, l'homme vivant un cadavre. Le vulgaire admirait toutes ces transformations incroyables sans nullement s'en rendre compte; celui seul qui s'en rendait compte complétement, c'était Daguerre.

Il en était de même de la *Messe de Minuit.* Vous entriez dans la vieille église; elle était vide: pas une seule vieille femme agenouillée au pied de l'autel, pas un prêtre dans le sanctuaire, pas un enfant de chœur, pas même le donneur d'eau bénite à la porte; la lumière seule remplissait le vide de ces arceaux gothiques; elle allait se perdant au loin, éclairant toutes les profondeurs de l'édifice. Peu à peu, cependant, à la lumière décroissante, vous voyez entrer quelques fidèles, puis la foule arriver, puis l'église se remplir jusqu'aux combles. C'en est fait, les cierges s'allument, les prêtres sont dans leurs stalles, les femmes sont agenouillées sur leur prie-Dieu, les hommes se tiennent debout dans l'attitude du respect. Dans la chaire gothique le prédicateur est monté, et il jette à tous la sainte parole. Quand tout est dit, la foule prosternée se relève, l'église se vide peu à peu, les prêtres rentrent dans la sacristie, le prédicateur descend de sa chaire, le sacristain ferme la porte du temple, le crépuscule du jour naissant redescend sur ces dalles sonores. Cette fois encore l'église est vide, et cependant c'est toujours la même église, c'est toujours le même tableau, rien n'a changé. Vous allez voir maintenant à quel but mystérieux ces essais persévérants devaient conduire Daguerre.

A force d'études ce peintre célèbre était parvenu à être un grand chimiste. Il avait observé, sans nul doute, que telle nuance, vigoureuse au grand jour, s'effaçait à mesure que s'effaçait la lumière et disparaissait complétement; il savait en outre, ce que nous savons tous, l'action du soleil et de la lumière sur la couleur: il se proposa donc, avec cette persévérance acharnée qui est le génie, la solution du problème suivant: Trouver une couleur ainsi faite, que le soleil, bien plus, que la lumière seule l'enlève en partie pendant que l'autre partie résiste et reste immobile à sa place; forcer le jour à agir sur cette ombre donnée comme ferait le burin divin de quelque Morghen invisible, et ainsi jeter sur cette planche unie et sombre la forme et la vie; forcer le soleil, cet œil du monde, à n'être plus qu'un ingénieux ouvrier sous les ordres d'un maître... Voilà sans contredit le plus étrange, le plus difficile, le plus incroyable problème qu'un homme se soit proposé de nos jours. Pour la difficulté, nous ne disons pas pour l'utilité de l'œuvre, l'inventeur de la vapeur ne vient que le second.

Par quelle suite incroyable d'essais, de tentatives, de recherches, de péripéties de tous genres, l'auteur du *daguérotype* est arrivé au résultat que nous allons vous dire, c'est encore son secret. Plus tard il l'expliquera lui-même à toute l'Europe, quand la France, libérale et désintéressée entre toutes les nations du monde, lui aura fait, à l'Europe, ce noble présent. Toujours est-il qu'à force de persévérance et de génie, et par une suite infinie d'essais, M. Daguerre est arrivé au résultat que voici: Il a composé un certain vernis noir: ce vernis s'étend sur une planche quelconque; la planche est exposée au grand jour; et aussitôt, et quelle que soit l'ombre qui se projette sur cette planche, la terre ou le ciel ou l'eau courante, la cathédrale qui se perd dans le nuage, ou bien la pierre, le pavé, le grain de sable imperceptible qui flotte à la surface, toutes ces choses grandes ou petites, qui sont égales devant le soleil, se gravent à l'instant même dans cette espèce de chambre obscure qui conserve toutes les empreintes. Jamais le dessin des plus grands maîtres n'a produit de dessin pareil. Si la masse est admirable, les détails sont infinis. Songez donc que c'est le soleil lui-même, introduit cette fois comme l'agent tout-puissant d'un art tout nouveau, qui produit ces travaux incroyables! Cette fois ce n'est plus le regard incertain de l'homme qui découvre au loin l'ombre ou la lumière; ce n'est plus sa main tremblante qui reproduit sur un papier mobile la scène changeante de ce monde que le vide emporte.

Cette fois, il n'est plus besoin de passer trois jours sous le même point du ciel ou de la terre pour en avoir à peine une ombre défigurée: le prodige s'opère à l'instant même, aussi prompt que la pensée, aussi rapide que le rayon du soleil qui va frapper là bas l'aride montagne ou la fleur à peine éclose. Il y a un beau passage dans la Bible; Dieu dit: *Que la lumière soit, la lumière fut.* A cette heure, vous direz aux tours de Notre-Dame: Placez vous là, et les tours obéiront; et c'est ainsi qu'elles ont obéi à Daguerre, qui, un beau jour, les a rapportées chez lui tout entières, depuis la pierre formidable sur laquelle elles sont fondées jusqu'à la flèche mince et légère qu'elles portent dans les airs et que personne n'avait vue encore, excepté Daguerre et le soleil.

Ce que nous disons là est bien étrange; mais rien n'est incroyable comme certaines vérités. Napoléon lui-même, cet homme qui comprenait toute chose, n'a pas voulu croire qu'une légère vapeur enfermée dans un tube de fer pouvait soulever le monde, et il appelait un jouet d'enfant ce bateau à vapeur qui fonctionnait sous ses yeux. Il faudra bien cependant qu'on croie au *daguérotype*; car nulle main humaine ne pourrait dessiner comme dessine le soleil, nul regard humain ne pourrait plonger aussi avant dans ces flots de lumière, dans ces ténèbres profondes: nous avons vu ainsi reproduits les plus grands monuments de Paris, qui, cette fois, va devenir véritablement la ville éternelle. Nous avons vu le Louvre, l'Institut, les Tuileries, le Pont-Neuf, Notre-Dame de Paris; nous avons vu le pavé de la Grève, l'eau de la Seine, le

ciel qui couvre Sainte-Geneviève; et dans chacun de ces chefs-d'œuvre c'était la même perfection divine.

L'art n'a plus rien à debattre avec ce nouveau rival. Il ne s'agit pas ici, notez-le bien, d'une grossière invention mécanique qui reproduit tout au plus des masses sans ombre, sans détails, sans autre résultat qu'un bénéfice de quelques heures d'un travail manuel; non, il s'agit ici de la plus délicate, de la plus fine, de la plus complète reproduction à laquelle puissent aspirer les œuvres de Dieu et les ouvrages des hommes. Et notez bien encore ceci, que cette reproduction est bien loin d'être une et uniforme, comme on pourrait la croire encore: au contraire, pas un de ces tableaux, exécutés d'après le même procédé, ne ressemble au tableau précédent: l'heure du jour, la couleur du ciel, la limpidité de l'air, la douce chaleur du printemps, la rude austérité de l'hiver, les teintes chaudes de l'automne, le reflet de l'eau transparente, tous les accidents de l'atmosphère se reproduisent merveilleux qu'on dirait enfantés sous le souffle des génies aériens.

C'est ainsi que dans une suite de tableaux créés par le *daguérotype* nous avons vu Paris reproduit par un chaud rayon de soleil: le soleil avait déteint sur ces nobles murailles, qui ressortaient vigoureusement de cette ombre fantastique; après quoi nous avons vu Paris reproduit sous son voile de nuages, quand l'eau descend tristement goutte à goutte, quand le ciel est couvert d'un crêpe mouillé, quand le froid resserre tristement les moindres pierres de la ville. Ainsi, cette manière de reproduire le monde extérieur ajoutera au grand mérite d'une fidélité de détails impossible à dire le grand mérite d'une incroyable fidélité de la lumière. Il arrivera donc qu'au premier coup d'œil vous reconnaîtrez le dessin reproduit par le pâle soleil parisien et le dessin exécuté par l'ardent soleil d'Italie. Vous direz à coup sûr: Voici un paysage rapporté des froids vallons de la Suisse; voici un aspect emprunté aux déserts de Sahara; vous distinguerez le campanile de Florence des tours de Notre-Dame, par la seule inspection du ciel dans lequel elles s'élèvent l'une et l'autre, les deux tours élégantes ou terribles. Merveilleuse découverte en effet, qui conserve non-seulement l'identité des lieux, mais encore l'identité du soleil.

Et notez bien encore que l'homme reste toujours le maître, même de la lumière qu'il fait agir: une seconde de plus ou de moins consacrée à cette œuvre compte pour beaucoup. Tenez-vous aux détails plus qu'à la masse? en deux minutes vous avez un dessin comme les fait Martin, confusion poétique et tant soit peu voilée dans laquelle l'œil devine plus de choses qu'il n'en voit en effet. Voulez-vous au contraire, comme l'architecte, que le monument vienne en relief et se montre à vous tel qu'il a été construit et dégagé de tout entourage qui pourrait en diminuer l'effet? cette fois encore le soleil obéira, il dévorera tous les accessoires, et votre monument restera isolé comme la colonne au milieu de la place Vendôme. Vous obtiendrez par le même procédé tous les effets que vous voudrez obtenir, depuis l'aube naissante jusqu'aux derniers crépuscules du soir.

Ce qui n'est pas un de nos moindres sujets d'admiration, c'est qu'une fois l'œuvre accomplie par le soleil ou la lumière, le soleil ou la lumière n'y peuvent plus rien: ce frêle vernis sur lequel le moindre rayon avait tant d'empire tout à l'heure, maintenant vous l'exposez en vain au grand jour; il est durable, impérissable comme une gravure sur acier. Il est impossible de commander d'une façon plus impérieuse; c'est dire vraiment à la lumière: *Tu n'iras pas plus loin.*

Vous avez vu l'effet de la chambre obscure: dans la chambre obscure se reflètent les objets extérieurs avec une vérité sans égale; mais la chambre obscure ne produit rien par elle-même; ce n'est pas un tableau, c'est un miroir dans lequel rien ne reste. Figurez-vous maintenant que le miroir a gardé l'empreinte de tous les objets qui s'y sont reflétés, vous aurez une idée à peu près complète du *daguérotype.*

Mais, bien plus, la lune elle-même, cette incertaine et mouvante clarté, ce pâle reflet du soleil, dont il est éloigné de quarante millions de lieues, la lune mord aussi sur cette couleur, qu'on

peut dire inspirée. Nous avons vu le portrait de l'astre changeant se refléter dans le miroir de Daguerre, au grand étonnement de cet illustre Arago, qui ne savait pas tant de puissance à son astre favori.

Soumettez au microscope solaire l'aile d'une mouche, et le *daguérotype*, aussi puissant que le microscope, va reproduire l'aile de cette mouche dans ces dimensions incommensurables qu'on dirait empruntées aux contes de fées. Maintenant est-il besoin de vous dire toutes les applications sans fin de cette immense découverte, qui sera peut-être l'honneur de ce siècle. Le *daguérotype* est destiné à reproduire les beaux aspects de la nature et de l'art, à peu près comme l'imprimerie reproduit les chefs-d'œuvres de l'esprit humain. C'est une gravure à portée de tous et de chacun, c'est un crayon obéissant comme la pensée, c'est un miroir qui garde toutes les empreintes, c'est la mémoire fidèle de tous les monuments, de tous les paysages de l'univers; c'est la reproduction incessante, spontanée, infatigable des cent mille chefs-d'œuvre que le temps a renversés ou construits sur la surface du globe. Le *daguérotype* sera le compagnon indispensable du voyageur qui ne sait pas dessiner et de l'artiste qui n'a pas le temps de dessiner. Il est destiné à populariser chez nous, et à peu des frais, les plus belles œuvres des arts dont nous n'avons que des copies coûteuses et infidèles. Avant peu, et quand on ne voudra pas être soi-même son propre graveur, on enverra son enfant au Musée et on lui dira: Il faut que dans trois heures tu me rapportes un tableau de Murillo ou de Raphael. On écrira à Rome: Envoyez-moi par le prochain courrier la coupole de Saint-Pierre, et la coupole de Saint-Pierre vous arrivera courrier par courrier. Vous passez à Anvers: vous admirez la maison de Rubens, et vous envoyez à votre architecte cette maison sans rivale dans les caprices flamands. Voilà, dites-vous, la maison que je veux bâtir; et, sur ce dessin fidèle, l'architecte retrouve un à un tous les ornements de cette pierre devenue dentelle sous le ciseau du sculpteur. Désormais le *daguérotype* suffira à tous les besoins des arts, à tous les caprices de la vie: vous emporterez avec vous, et sans qu'elle le sache, la blanche maison sous laquelle se cache votre maîtresse; vous ferez vous-même la copie de ce beau portrait de M. Ingres, dans lequel M. Ingres a reproduit la belle tête de ce noble écrivain, l'honneur de la presse en Europe, et vous direz: Que m'importe à présent que ce portrait n'ait point été livré à la gravure? j'ai beaucoup mieux qu'une gravure: j'ai aussi bien qu'un dessin de M. Ingres. Mon Dieu! pour se servir de cet ingénieux miroir, il ne sera pas besoin d'être un grand voyageur dans les pays déserts comme M. Combes, d'être un grand poëte comme M. de Lamartine, de marcher comme le comte Demidoff à travers les déserts de la Russie méridionale, à la tête d'une armée de savants et d'artistes: dans les plus simples et les plus douces passions de la vie le *daguérotype* aura son utilité et son charme; il reproduira à l'instant toutes les choses aimées: le fauteuil de l'aïeul, le berceau de l'enfant, la tombe du vieillard.

M. Daguerre espère bien qu'avant peu il parviendra aussi à obtenir le portrait, sans qu'il soit besoin du portrait préalable de M. Ingres. Il est déjà en train d'inventer une machine à l'aide de laquelle le sujet restera parfaitement immobile; car, telle est la puissance de ce reproducteur acharné, le *daguérotype*, qu'il reproduit à l'instant même le coup d'œil, le froncement du sourcil, la moindre ride du front, la moindre boucle de cheveux qui s'agite. Prenez la loupe: voyez-vous, sur ce sable uni, ce quelque chose d'un peu plus obscur que le reste? C'est un oiseau qui aura passé dans le ciel.

Nous vivons dans une singulière époque: nous ne songeons plus, de nos jours, à rien produire par nous-mêmes; mais en revanche, nous recherchons avec une persévérance sans égale les moyens de faire produire pour nous et à notre place. La vapeur a quintuplé le nombre des travailleurs; avant peu les chemins de fer doubleront ce capital fugitif qu'on appelle la vie; le gaz a remplacé le soleil; on tente à cette heure des efforts sans fin pour trouver un chemin dans les airs. Cette rage de moyens sur-

naturels a passé bientôt du monde des faits dans le monde des idées, du commerce dans les arts. Il n'y a pas déjà si longtemps qu'a été inventé le diagraphe-gavard, au moyen duquel les plafonds obéissants du palais de Versailles viennent d'eux-mêmes se poser sur le papier, reproduits par la main d'un enfant sans expérience. L'autre jour encore un autre homme de génie, le même qui a trouvé le moyen de reproduire en relief toutes les médailles antiques ou modernes, M. Colas, inventait une roue à l'aide de laquelle il a reproduit, avec une admirable et incroyable vérité, la *Vénus de Milo*. Voici maintenant qu'avec cet enduit étendu sur une planche de cuivre M. Daguerre remplace le dessin et la gravure. Laissez-le faire, avant peu vous aurez des machines qui vous dicteront des comédies de Molière et feront des vers comme le grand Corneille. Ainsi soit-il.

Une loi va être présentée aux chambres par M. Arago lui-même pour donner à M. Daguerre, non pas un brevet d'invention, il est tout disposé à démontrer publiquement son procédé, mais une récompense nationale qui lui donne le moyen de se ruiner encore une fois pour une nouvelle découverte. Certes, malgré toute sa mesquinerie de nation constitutionnelle, représentée par des bourgeois très-peu éclairés et disposés à mépriser tout ce qui n'est pas une charrue, une forge, ou une truelle à bâtir, la France ne saurait trop récompenser ce génie et cette persévérance arrivés à un pareil résultat. Elle accordera sans nul doute à l'auteur de la gravure universelle, non pas la récompense qu'il mérite, mais seulement la récompense qu'il demande. Puis, quand elle aura fait de Daguerre un homme riche autant qu'il est célèbre, quand elle lui aura ouvert les portes de cet Institut qui le réclame, la France dira à l'Europe: Je vous ai déjà donné la vapeur; maintenant baissez-vous et ramassez à mes pieds le nouveau présent que je vous fais.

Huitains.

L'Origine de l'Inconstance.

Quand l'Eternel la femme fabriqua,
Pour l'achever l'étoffe lui manqua:
Lors, sans façon nous volant une côte,
Il l'enrichit de ce bien qu'il nous ôte.
De son avoir tout homme est né jaloux:
Pour rattraper cette côte enlevée,
Nous la cherchons.... Belles, chacun de nous
Sera constant quand il l'aura trouvée.

La Vérité.

Fille du ciel, une vierge inconnue,
Timide et chaste et pourtant toujours nue,
A notre encens: Vérité, c'est son nom.
Chacun poursuit cette belle ingénue;
De tems en tems on croit la saisir... non,
Telle faveur n'est jamais obtenue,
Et les amans de cette autre Junon
Comme Ixion n'embrassent que la nue.

Le Fleuve d'Oubli.

Onde fâcheuse, onde mal avisée,
Dont le murmure assoupit l'Elysée
Et qui, sans choix, engloutis dans tes eaux
Le souvenir et des biens et des maux,
Retire-toi: ta fureur inhumaine
Ne sera point l'objet de mon désir;
Et je renonce à l'oubli de la peine
Qu'il faut payer par l'oubli du plaisir.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 14.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Viennet.

Dieser, seit der Julirevolution, vorzüglich von den kleinen Pariser Oppositions-Journalen und den Anhängern der romantischen Schule auf das Heftigste und Gehässigste verfolgte Schriftsteller ist im Auslande nie so bekannt und gewürdigt worden, wie er es rechtmäßig verdient, und doch hat ihm ein ehrenvolles, den Waffen und der Feder gewidmetes Leben, in welchem er stets mit seltener Unerschrockenheit und nicht geringem Talent für seine Ueberzeugung kämpfte, die gültigsten Ansprüche auf die Achtung aller Wohlgesinnten erworben, und es ist eine der dringendsten Pflichten des Literärhistorikers, der nicht, wie so viele unserer modernen Kritiker, aus secundären Quellen schöpft, ihn in seinem vollen Werthe darzustellen, ohne jedoch die Mängel und Schwächen, welche an ihm als literärischen Charakter haften, zu verschweigen oder sie beschönigen zu wollen. Sein ganzer Name ist Jean Pons Guillaume Viennet. Er ward am 18. November 1777 in Béziers geboren und erhielt daselbst eine vortreffliche Erziehung. Als sein Vater, ein vortrefflicher Mann, sich in Paris bei dem Nationalconvente befand (wo er später entschieden gegen die Verurtheilung Ludwig's XVI. stimmte und par excellence l'honnête homme de la convention genannt wurde) schrieb ihm unser Autor, er möge ihm doch ein Patent als Unterlieutenant auswirken. Der redliche Patriot antwortete aber seinem Sohne: Quand tes dix-huit ans seront accomplis, tu prendras un mousquet, et tu iras gagner ce que tu pourras. Je ne suis pas ici pour faire les affaires de ma famille; nos sous-officiers n'ont pas mérité ce passe-droit. Nachdem nun der Sohn, noch sehr jung, in seiner Vaterstadt dem Club des enfants präsidirt hatte, trat er 1796 als Lieutenant in die Marine-Artillerie. In Folge eines nächtlichen Gefechtes ward er 1797 auf dem Schiffe „der Herkules" von den Engländern gefangen genommen und mußte acht Monate auf den Pontons von Plymouth zubringen. Als er seine Freiheit wieder erhalten, diente er bis 1814 in demselben Corps, wohnte den Schlachten von Lützen, Bauzen, Dresden und Leipzig bei, wurde nach der ersten auf dem Schlachtfelde selbst vom Kaiser Napoleon mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt, während der letzten aber zum Gefangenen gemacht und erst nach der Restauration wieder in sein Vaterland entlassen. Er ward nun Adjutant des Herrn von Montélégier und trat später auf Veranlassung des Marschall Gouvion-Saint-Cyr in den königlichen Generalstab, aus dessen Reihen ihn jedoch der Minister Clermont-Tonnerre ausstrich, um ihn für seine satyrische Epistel an die Lumpensammler (Épitre aux Chiffonniers) eine energische und höchst wichtige Protestation zu Gunsten der Preßfreiheit, zu bestrafen. Diese brutale Maaßregel, wie sich ein französischer Kritiker darüber ausdrückt, erwarb dem Verfasser der Satyre eine ungeheure Popularität, und seine Épitre aux mules de Don Miguel, die sich eines gleichen Beifalls erfreute, bewies den Ministern, daß nichts dabei gewonnen wird, wenn man ein mit Muth verbundenes Talent verfolgt. Diesen Freisinn und die Liebe zur Unabhängigkeit hatte Viennet übrigens früher schon bewiesen, da er, noch sehr jung, sowohl gegen das Consulat wie gegen das Kaiserthum votirte. Seine erste Epistel war an Napoleon gerichtet und verspottete den ahnenreichen Stammbaum, den die Hofschranzen diesem gern-

mert hatten. Durch ein nicht minder kühnes Votum als die beiden früheren zog er sich 1815 den Haß des Ministers Decrès zu, und dieser hatte bereits die Ordre, ihn nach Cayenne zu deportiren, unterzeichnet; Cambacéres Vermittelung aber bewog denselben, sie zurück zu nehmen. Im Jahre 1827 wurde Viennet Deputirter des Hérault, hielt sich zur Linken und war ein thätiges Mitglied jener Majorität, welche den verblendeten Karl X. dazu trieb, die berüchtigten Ordonnanzen, welche ihm nachher so verderblich wurden, zu unterzeichnen. Er nahm darauf eifrigen Antheil an den Julitagen und gehörte zu denen, welche zuerst Ludwig Philipp im Stadthause proclamirten. Die Umwälzung der Dinge trug ihm jedoch weiter Nichts ein, als daß sie ihm seinen alten militairischen Rang wieder schaffte, trotz dem, daß er bei dem Könige sehr in Gnaden steht und, sich von der Opposition trennend, fortwährend einer der wärmsten Anhänger des Juste-Milieu ist, ja sich im Eifer für dasselbe sogar zu Unbesonnenheiten hinreißen ließ, und so heftig und tückisch er auch von den Journalen der Gegenparthei als lächerlich geschildert wurde, doch stets den Ruf eines geistreichen Ehrenmannes bewährte. Außer jenen politischen erwarb er sich auch sehr viele literärische Feinde dadurch, daß er unermüdlich ein entschiedener Gegner des Romanticismus, und nächst Baour-Lormian wohl der heftigste von allen blieb. Schon 1824 begann er seinen ersten Feldzug gegen die moderne poetische Schule in Frankreich mit seiner Épître addressée aux Muses sur les romantiques, in welcher er das Wesen dieser Ueberschwenglichen treffend in folgenden witzigen Versen schilderte:

C'est une vérité qui n'est point la nature;
C'est la mélancolie et la mysticité;
C'est l'affectation de la naïveté;
C'est un monde idéal qu'on voit dans les nuages;
Tout jusqu'au sentiment n'y parle qu'en nuages:
C'est la voix du désert, c'est la voix du torrent,
Ou le roi des tilleuls, ou le fantôme errant,
Qui le soir au vallon vient siffler ou se plaindre!
Des figures enfin qu'un pinceau ne peut peindre,
C'est un je ne sais quoi dont on est transporté:
Et moins on le comprend, plus on est enchanté.

Noch schlimmer stellt er aber das Streben der Literaten in derselben Epistel dar, indem er sie selbst von sich sagen läßt:

Que nous fait l'avenir si nous vivons célèbres,
Si le siècle applaudit nos oeuvres de ténèbres,
Si nos contemporains sur la foi des journaux,
Nous prennent bêtement pour des soleils nouveaux;
Si, courbés sous le poids des honneurs littéraires
Nous voyons, l'or en main, accourir les libraires;
Si, grâce à nos patrons, la cassette du roi
Nous paie en beaux louis des vers de faux aloi?
Irai-je démentir et la cour et la ville?
Traiter tout un public de dupe et d'imbécille?
J'aime mieux me moquer de la postérité
Escompter en lingots mon immortalité.

Trotz seinen vielen Widersachern ward Viennet dennoch am 18. Oktober 1831 zum Mitgliede der französischen Akademie nach dem Tode des Grafen Ségur erwählt.

Neben jenen poetischen Episteln, in welchen er Meister ist, hat Viennet mehrere epische Gedichte, wie La Philippide, le Siège de Damas, Sedina ou la Traite des Nègres und Parga gedichtet, und in denselben bewiesen, daß er seine poetische Begeisterung aus edeln und großartigen Gegenständen zu schöpfen und Form und Darstellung trefflich zu beherrschen weiß. Außerdem lieferte er einige Trauerspiele, welche jedoch kein Aufsehen erregten und eine Oper. In Prosa verfaßte er neben vielen Artikeln im Journal de Paris, im Constitutionnel und der Minerve folgende Schriften: Promenade philosophique au cimetière du Père la Chaise; Histoire des campagnes de la révolution dans le Nord; la Tour de Montlhéry, roman historique, u. A. m. Er dichtet mehr mit dem Verstande, als mit Phantasie und

Gemüth; seine glänzendsten Leistungen bleiben daher seine satyrischen und didaktischen Poesien, da sie Witz, Geist, Kraft und Eleganz der Darstellung verbinden; seine Épitres und Dialogues des morts enthalten besonders so viel Treffliches, daß sie seinen Namen sicher noch der Nachwelt überliefern werden, wenn mancher seiner romantischen Gegner längst vergessen ist.

Voyage dans les Pyrénées orientales.

Par Viennet.

C'est un titre bien ambitieux que celui de voyage pour une promenade de trois jours et de vingt lieues à travers des montagnes. Mais j'appartiens à un siècle où l'on donne tant d'importance à tant de petites choses, que la contagion m'a gagné. Cette partie de nos Pyrénées est fort peu visitée de nos riches oisifs. L'habitude les dirige vers les hautes régions de cette chaîne, où se trouvent des bains en réputation, de bons gîtes, des voitures, des chevaux, des plaisirs de toute espèce. La foule y court; et la foule est un attrait puissant pour les prétendus malades qui ont moins besoin de remèdes que de distractions. Le département des Pyrénées orientales n'est pas encore établi dans la pensée des médecins de nos grandes villes; et cependant il renferme six établissemens thermaux et plus de quatre-vingts sources sulfureuses ou ferrugineuses, qui n'attendent pour être connus hors de leur pays que de l'argent et des malades. J'ai vu souvent sur ma route jaillir une colonne de fumée de la fissure d'un rocher, ou écumer sur ses flancs crevassés une cascade fumante, qui fera peut-être un jour la fortune d'un baigneur; et je donne en passant cet avis aux industriels en disponibilité. Cette terre appelle aussi de toutes parts d'autres industries; le fer, le cuivre s'y montrent partout; et c'est pour explorer une mine de la dernière espèce, que j'ai suivi deux aimables Parisiens qui ne savaient que faire de leur temps et de leurs capitaux.

Nous sommes partis le 20 août 1833 de la petite ville de Prades, autrefois capitale du Conflant, aujourd'hui capitale d'un sous-préfet, mais qui renferme la plus paisible, la plus hospitalière de toutes les populations du midi. On y arrive de Perpignan par une belle route, à travers de riches campagnes, et le petit paradis terrestre d'Ille; puis viennent des coteaux, des vallons, des torrens, des ponts étroits, aigus, raboteux, les bords et les cataractes de la Têt, une foule de villages posés en pain de sucre sur les escarpemens des montagnes, et toujours à gauche l'imposant Canigou, autour duquel on tourne pendant huit grandes heures. C'est au pied de ce pic qu'est située la ville de Prades, dans ce qu'on appelle ici une plaine et que les habitans de la Beauce prendraient tout au plus pour une vallée. Le pays n'en est pas moins joli à voir, tant par la variété de ses sites que par la richesse de ses cultures. Ce sont des vignes, des oliviers, des champs de maïs, des prairies, des vergers, des jardins, des haies de grenadiers, d'aloès, de saules buissons à côtes rouges; et ce tableau est encadré par une ceinture de montagnes dont une grande partie est cultivée jusqu'au sommet. Les colons sont doués d'une constance, d'une patience, qu'il faudrait recommander aux cultivateurs de tant d'autres contrées. La nature leur a distribué si peu de terre végétale, qu'ils n'en perdent pas une miette. Dès que, à l'aide du pic, ils en ont dérobé quelques pieds au rocher qui formait l'héritage de leurs pères, ils les soutiennent par les débris mêmes de ce rocher qu'ils élèvent en muraille sèche. Ils y plantent un olivier ou un cep de vigne; et les pauvres maîtres de ces rayons de culture ont souvent cinq cents marches à monter pour atteindre les cinq à six grappes de raisin ou le panier d'olives qu'ils ont fait mûrir sur leurs terrasses.

Les étroites vallées, qu'entourent ces amphithéâtres de verdure, ont un autre genre d'industrie agricole. Les terres y donnent au moins deux récoltes par an, grâces aux canaux d'irrigation

dont le système savamment combiné, transforme en jardins tous les bas-fonds de ce département. C'est un exemple à montrer aux cultivateurs de toutes les vallées qui servent de lit à une grande ou petite rivière. Les usines devraient vivre désormais par la vapeur, et laisser l'eau à l'agriculture qui ne peut la remplacer par rien. Les deux industries peuvent d'ailleurs en profiter sans se nuire. Ici, la plupart des usines sont établies sur des cours d'eau artificiels qu'alimente le torrent de la Têt. Ces canaux sont l'ouvrage des Maures; et ce bienfait de leur domination, ajouté à tant d'autres, aurait dû leur faire trouver grâce devant le fanatisme du moyen âge. La philosophie et l'humanité en sont peut-être même à regretter que l'Espagne ne soit pas demeurée sous leur sceptre.

Elle n'eut point connu le culte des chrétiens,
Et n'aurait ni couvens ni riches monastères.
Le diable en ses brasiers cuirait tous les Ibères;
Ce serait grand mal, j'en conviens.
Mais leurs champs seraient plus fertiles.
Les arts et le commerce enrichiraient leurs villes.
Ils auraient plus de propreté,
Plus de bonheur, même de liberté;
Et dût-on me traiter d'impie,
Je crois qu'en attendant l'heureuse éternité,
Il faut jouir un peu des biens de cette vie.

L'un de ces biens est, sans contredit, de voyager sur les coussins élastiques d'une voiture bien suspendue; mais la région des diligences finit à Prades, et force nous fut de livrer nos têtes et nos membres aux cahotemens d'une cariole appelée tartane, qui, à chacun des nombreux ruisseaux qui traversent la route, nous donnait une idée du supplice de Régulus. Nous vîmes à notre droite les vestiges du vieux château de Ria, qui fournit, dit-on, des rois à l'Aragon; et aux charmans paysages qui nous avaient suivis jusque-là, succéda bientôt une gorge inculte et sauvage, bordée par des rochers de marbre, dont se détachent par fois des blocs énormes pour tomber aplomb sur la tête des passans; les cochers de cariole ont toujours des histoires de cette nature à raconter pour égayer le voyage. C'est dans cette gorge, qu'un comte de Cerdagne s'avisa de bâtir en 1092, le bourg de Villefranche, sans trop s'enquérir si les habitans auraient de quoi vivre, et c'est ce qu'on appelle aujourd'hui l'une des portes de la France. Les savans de l'endroit assurent que Vauban faisait grand cas de cette bicoque et du fort qu'on a perché sur un plateau qui la domine. Mais la réputation d'imprenable que prétendait lui faire ce grand bâtisseur et démolisseur de forteresses, n'a point empêché les Espagnols d'y entrer en 93, et notre général Dagobert de la reprendre quelques jours après avec une bande de miquelets et de volontaires. La mémoire de ce général improvisé s'est conservée avec honneur dans le pays. On a donné son nom à la fontaine où il s'était rafraîchi pendant le siége. On montre aussi à Villefranche une caverne, où la tradition veut que le galant Louis XIV ait fait enfermer quatre belles dames de haut parage. J'ignore si ces dames avaient médit de la tendre La Vallière, de l'ambitieuse Montespan ou de l'hypocrite Maintenon:

Mais pour un temps de bel esprit,
De bon ton, de galanterie,
Dans cet acte de tyrannie,
Louis-le-Grand m'a paru bien petit.

En sortant de cette petite ville, où le soleil, dit-on, ne pénètre jamais en hiver, malgré le proverbe qui le fait luire pour tout le monde, on aperçoit un ermitage, qui a l'aspect d'une muraille plaquée contre un rocher à perte de vue, à moitié chemin de sa cime. C'est Notre-Dame-de-Vie, qui avant la première de nos révolutions, attirait un grand concours de pélerins, tous les lundis de Pâques; et l'on est tenté de demander s'ils y arrivaient autrement qu'à l'aide de cordes et de poulies. A la renaissance du culte sous Napoléon, à qui l'on pardonne d'avoir entendu la messe dans ses palais, mais qu'il ne faudrait plus imiter aujourd'hui sous peine d'être admonesté par les plus chauds de ses admirateurs, les fidèles trouvèrent plus commode de transporter leur Notre-Dame-de-Vie dans l'obscure église de Villefranche, ils purent ainsi lui demander la guérison de leurs malades sans s'exposer à se rompre le cou; et, chose étonnante

dans un pays où la superstition s'est cramponnée à l'ignorance pour résister aux assauts de la philosophie, il ne s'est pas trouvé un seul tartufe pour leur faire un crime de ce déplacement de la madone.

A partir de Villefranche, la vallée n'a tout juste d'espace que pour le torrent de la Têt et pour l'étroite route qui en suit les sinuosités. Cette route est belle et naturellement ferrée, mais elle se rétrécit de plus en plus avec la vallée; elle s'élève graduellement au-dessus du torrent, qui ne présente bientôt qu'un précipice dont la hauteur s'accroît à chaque pas, et le crépuscule nous ayant surpris au-delà du village de Serdinia, nous n'osâmes plus confier notre existence à l'adresse de notre cocher montagnard. Nous avions alors sous les yeux les débris d'un vieux château féodal qui tient une petite place dans les souvenirs du moyen âge, et que la manie de mon siècle ne me permet point de passer sous silence.

C'était un de ces vieux repaires,
Où les chevaliers du bon temps,
Se retranchaient avec leurs chevalières,
Pour mieux opprimer les manans,
S'entr'égorger avec leurs frères,
Et dévaliser les passans.

Ce châtelain s'appelait le seigneur de la Bastide dont le nom est resté aux débris de ce manoir, et guerroyait sans cesse avec le châtelain de Nyer, autre manoir que nous vîmes le lendemain matin au-delà du bourg d'Oletta. Le dernier mâle de la première de ces deux maisons fut tué d'un coup d'arquebuse sur sa terrasse; et le seigneur de Nyer, s'étant emparé du château de la Bastide, n'y laissa debout que les deux tourelles qui nous apparaissaient encore comme des ombres au fond de la vallée. Une demi-heure après nous arrivions à pied dans Oletta. C'est une étroite et longue rue bordée de maisons assez mal bâties, et couvertes comme tous les villages de la contrée, d'épaisses et larges dalles de schiste qu'on décore ici du nom d'ardoises. Oletta est placée sur l'escarpement de deux contreforts, dont les rampes sont impraticables aux voitures; mais comme il s'agissait alors de pousser cette route dite royale jusqu'à la frontière espagnole, les habitans étaient fort inquiets de savoir quelles seraient les victimes de ce progrès de civilisation. La question était de passer au-dessus ou au-dessous de la rue, et ce n'était pas d'un mince intérêt dans un pays où la terre cultivable est si rare. Les uns tremblaient pour les miniatures de jardins ou terrasses qui descendent de leurs caves au torrent; les autres pour les champs étroits qui vont de leurs greniers à la montagne; et chacun s'efforçait de démontrer les avantages qu'on trouverait à faire passer la route sur la propriété de son voisin. Les muletiers étaient d'un autre avis: c'était de la laisser telle qu'elle était avec ses rampes, ses ressauts, ses petites dimensions; et tous attendaient avec anxiété l'arrivée des ingénieurs qui devaient décider de leur sort. Il en est ainsi de toutes les conquêtes du présent sur le passé. Il n'est pas de mauvaise chose qui n'ait créé des intérêts, et pas d'intérêt qui n'ait ses avocats. Mais cette route, quoi qu'on en dise, ne sera presque partout élargie qu'aux dépens des schistes, des granits et des marbres dont ces montagnes sont formées. Les muletiers se feront voituriers, les caves se transformeront en remises; les charrons, inconnus dans le pays, y transporteront une industrie nouvelle; les diligences auront une troisième issue vers l'Espagne; les minerais de fer et de cuivre dont ces montagnes abondent se rapprocheront des houilles qui les mettent en valeur; les auberges seront plus achalandées, les tables mieux servies, les lits plus propres, et les étrangers y gagneront comme les indigènes.

C'est à Oletta que nous formâmes notre équipage de campagne; trois habitans du pays, véritables dénicheurs de mines et qui les offrent à tous venans, se joignirent à notre caravane; et nous la complétâmes par deux chasseurs de montagne, deux muletiers et trois mulets; mes deux compagnons de route échangèrent leurs bottes contre des espardilles catalanes, espèce de cothurne à semelle de chanvre tressé, qu'on rattache au dessus de la cheville par quatre rubans de fil bleu. Quant à moi, je gardai ma chaus-

sure à mes périls et risques; et cette résolution me valut l'honneur d'enfourcher l'unique selle qu'on eût pu se procurer dans le pays. Nos deux autres mulets portaient de larges bâts *) que mes deux Parisiens trouvèrent assez incommodes; mais par le fait je fus le plus mal partagé des trois. *(Suite.)*

Le 7 Août 1829.

Par Victor Hugo.

C'était le sept août. O sombre destinée!
C'était le premier jour de leur dernière année.

Seuls dans un lieu royal, côte à côte marchant,
Deux hommes, par endroits du coude se touchant,
Causaient. Grand souvenir qui dans mon cœur se grave!

Le premier avait l'air fatigué, triste et grave,
Comme un trop faible front qui porte un lourd projet.
Une double épaulette à couronne chargeait
Son uniforme vert à ganse purpurine,
Et l'ordre et la Toison faisaient sur sa poitrine,
Près du large cordon moiré de bleu changeant,
Deux foyers lumineux, l'un d'or, l'autre d'argent,
C'était un roi; vieillard à la tête blanchie,
Penché du poids des ans et de la monarchie.
L'autre était un jeune homme étranger chez les rois,
Un poète, un passant, une inutile voix.

Ils se parlaient tous deux, sans témoin, sans mystère,
Dans un grand cabinet, simple, nu, solitaire,
Majestueux pourtant. Ce que les hommes font
Laisse une empreinte aux murs. Sous ce même plafond
Avaient passé jadis, ô splendeurs effacées!
De grands événemens et de grandes pensées.
Là, derrière son dos croisant ses fortes mains,
Ébranlant le plancher sous ses pas surhumains,
Bien souvent l'Empereur, quand il était le maître,
De la porte en rêvant allait à la fenêtre.

Dans un coin, une table, un fauteuil de velours
Miraient dans le parquet leurs pieds dorés et lourds.
Par une porte en vitre, au dehors, l'œil en foule
Apercevait au loin des armoires de Boule,
Des vases du Japon, des laques, des émaux,
Et des chandeliers d'or aux immenses rameaux.
Un salon rouge orné de glaces de Venise,
Plein de ces bronzes grecs que l'esprit divinise,
Multipliait sans fin ses lustres de cristal;
Et comme une statue à lames de métal,
On voyait, casque au front, luire dans l'encoignure
Un garde, argent et bleu, d'une fière tournure.

Or entre le poète et le vieux roi courbé,
De quoi s'agissait il?
D'un pauvre ange tombé
Dont l'amour refaisait l'âme avec son haleine;
De Marion, lavée ainsi que Madeleine.
Qui boitait et traînait son pas estropié,
La censure, serpent, l'ayant mordue au pied.

Le poète voulait faire un soir apparaître
Louis treize, ce roi sur qui régnait un prêtre;
—Tout un siècle, marquis, bourreaux, fous, bateleurs;
Et que la foule vînt, et qu'à travers des pleurs
Par momens, dans un drame étincelant et sombre,
Du pâle cardinal on crût voir passer l'ombre.

Le vieillard hésitait. — Que sert de mettre à nu
Louis treize, ce roi chétif et mal venu?
A quoi bon remuer un mort dans une tombe?
Que veut-on? où court-on? sait-on bien où l'on tombe?
Tout n'est-il pas déjà croulant de tout côté?
Tout ne s'en va-t-il pas dans trop de liberté?
N'est-il pas temps plutôt, après quinze ans d'épreuve,
De relever la digue et d'arrêter le fleuve?
Certe un roi peut reprendre alors qu'il a donné.
Quant au théâtre, il faut, le trône étant miné,

*) Packsattel.

Étouffer des deux mains sa flamme trop hardie;
Car la foule est le peuple, et d'une comédie
Peut jaillir l'étincelle aux livides rayons
Qui met le feu dans l'ombre aux révolutions:
Puis il niait l'histoire, et, quoi qu'il en puisse être,
A ce jeune rêveur disputait son ancêtre?
L'accueillant bien d'ailleurs, bon, royal, gracieux,
Et le questionnant sur ses propres aïeux.

Tout en laissant aux rois les noms dont on les nomme,
Le poète luttait fermement, comme un homme
Épris de liberté, passionné pour l'art,
Respectueux pourtant pour ce noble vieillard.
Il disait: – Tout est grave en ce siècle où tout penche.
L'art, tranquille et puissant, veut une allure franche;
Les rois morts sont sa proie; il faut la lui laisser.
Il n'est pas ennemi, pourquoi le courroucer,
Et le livrer dans l'ombre à des tortionnaires,
Lui dont la main fermée est pleine de tonnerres?
Cette main, s'il l'ouvrait, redoutable envoyé,
Sur la France éblouie et le Louvre effrayé,
On s'épouvanterait, — trop tard, s'il faut le dire, —
D'y voir subitement tant de foudres reluire.
Oh! les tyrans d'en bas nuisent aux rois d'en haut.
Le peuple est toujours là qui prend la muse au mot,
Quand l'indignation, jusqu'au roi qu'on révère,
Monte du front pensif de l'artiste sévère!
— Sire! à ce qui chancelle est-on bien appuyé?
La censure est un toit mauvais, mal étayé,
Toujours prêt à tomber sur les noms qu'il abrite.
Sire, un souffle imprudent, loin de l'éteindre, irrite
Le foyer, tout-à-coup terrible et tournoyant,
Et d'un art lumineux fait un art flamboyant! —
D'ailleurs, ne cherchât-on que la splendeur royale,
Pour cette nation moqueuse, mais loyale,
Au lieu des grands tableaux qu'offrait le grand Louis,
Roi-soleil, fécondant les lis épanouis,
Qui, tenant sous son sceptre un monde en équilibre,
Faisait Racine heureux, laissait Molière libre:
Quel spectacle, grand Dieu! qu'un groupe de censeurs,
Armés et parlant bas, vils esclaves chasseurs,
A plat ventre couchés, épiant l'heure où rentre
Le drame, fier lion, dans l'histoire, son antre! —

Ici, voyant vers lui, d'un front plus incliné,
Se tourner doucement le vieillard étonné,
Il hasardait plus loin sa pensée inquiète,
Et laissait de côté le drame et le poète;
Attentif, il sondait le dessein vaste et noir
Qu'au fond de ce roi triste il venait d'entrevoir.
Se pourrait-il? quelqu'un aurait cette espérance?
Briser le droit de tous! Retrancher à la France,
Comme on ôte un jouet à l'enfant dépité,
De l'air, de la lumière, et de la liberté!
Le roi ne voudrait pas! lui, roi sage et roi juste!

Puis, choisissant les mots pour cette oreille auguste,
Il disait que les temps ont des flots souverains;
Que rien, ni ponts hardis, ni canaux souterrains,
Jamais, excepté Dieu, rien n'arrête et ne dompte
Le peuple qui grandit ou l'océan qui monte.
Que le plus fort vaisseau sombre et se perd souvent
Qui veut rompre de front et la vague et le vent;
Et que, pour s'y briser, dans la lutte insensée,
On a derrière soi, roche partout dressée,
Tout son siècle, les mœurs, l'esprit qu'on veut braver
Le port même où la nef aurait pu se sauver!
Il osait s'effrayer, fils d'une Vendéenne,
Cœur n'ayant plus d'amour, mais n'ayant pas de haine;
Il suppliait qu'au moins on l'en crût un moment,
Lui qui sur le passé s'incline gravement,
Et dont la piété, lierre qui s'enracine,
Hélas! s'attache aux rois comme à toute ruine!
Le destin a parfois de formidables jeux:
Les rois doivent songer dans ces jours orageux
Où, mer qui vient, esprit des temps, nuée obscure,
Derrière l'horizon quelque chose murmure!
A quoi bon provoquer d'avance, et soulever
Les générations qu'on entend arriver?

Pour des regards distraits la France était sereine;
Mais dans ce ciel troublé d'un peu de brume à peine,
Où tout semblait azur, où rien n'agitait l'air,
Lui rêveur, il voyait par instant un éclair! —

Charles-Dix souriant répondit:
O poète!

Le soir tout rayonnait de lumière et de fête.
Regorgeant de soldats, de princes, de valets,
Saint-Cloud joyeux et vert, autour du fier palais
Dont la Seine en fuyant reflète les beaux marbres,
Semblait avec amour presser sa touffe d'arbres.
L'arc de triomphe orné de victoire d'airain,
Le Louvre étincelant, fleurdelisé, serein,
Lui répondaient de loin du milieu de la ville;
Tout ce royal ensemble avait un air tranquille,
Et, dans le calme aspect d'un repos solennel,
Je ne sais quoi de grand qui semblait éternel.

* * *

Holyrood! Holyrood! o fatale abbaye,
Où la loi du destin, dure, amère, obéie,
S'inscrit de tous côtés!
Cloître! palais! tombeau! qui sous les murs austères
Gardes les rois, la mort et Dieu; trois grands mystères,
Trois sombres majestés!

Château découronné! Vallée expiatoire!
Où le penseur entend dans l'air et dans l'histoire
Comme un double conseil pour nos ambitions,
Comme une double voix qui se mêle et qui gronde,
La rumeur de la mer profonde,
Et le bruit éloigné des révolutions!

Solitude, où parfois des collines prochaines
On voit venir les faons qui foulent sous les chênes
Le gazon endormi,
Et qui, pour aspirer le vent dans la clairière,
Effarés, frissonnans, sur leurs pieds de derrière
Se dressent à demi!

Fière église où priait le roi des temps antiques,
Grave, ayant pour pavé sous les arches gothiques
Les tombeaux paternels qu'il usait du genou!
Porte où superbement tant d'archers et de gardes
Veillaient, multipliant l'éclair des hallebardes,
Et qu'un pâtre aujourd'hui ferme avec un vieux clou!

Prairie, où quand la guerre agitait leurs rivages,
Les grands lords montagnards comptaient leurs clans sauvages
Et leurs noirs bataillons;
Où maintenant, sur l'herbe, au soleil, sous des lierres,
Les vieilles aux pieds nus qui marchent dans les pierres,
Font sécher des haillons!

Holyrood! Holyrood! la ronce est sur tes dalles;
Le chevreau broute au bas de tes tours féodales.
O fureurs des rivaux ardens à se chercher!
Amours!—Darnley! Rizzio! quel néant est le vôtre!
Tous deux sont là, — l'un près de l'autre; —
L'un est une ombre, et l'autre une tache au plancher!

Hélas! que de leçons sous tes voûtes funèbres!
Oh! que d'enseignemens on lit dans les ténèbres
Sur ton seuil renversé,
Sur tes murs, tout empreints d'une étrange fortune,
Vaguement éclairés de ce reflet de lune
Que jette le passé!

O palais, sois béni! sois bénie, ô ruine!
Qu'une auguste auréole à jamais t'illumine!
Devant tes noirs créneaux, pieux, nous nous courbons,
Car le vieux roi de France a trouvé sous ton ombre
Cette hospitalité mélancolique et sombre
Qu'on reçoit et qu'on rend de Stuarts à Bourbons!

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch sämmtliche Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. Nro. 15.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Voyage dans les Pyrénées orientales.

Par Viennet.

(*Suite.*)

Ma selle, qui datait au moins des guerres de la république, avait subi tant de radoubs, que ses aspérités se mirent dès l'abord en lutte perpétuelle avec mes pauvres os. Elle avait de plus acquis la veille une triste célébrité, en tombant dans un précipice entre un mulet et un homme. L'homme en avait été quitte pour trois contusions et une écorchure, parce qu'il avait eu le bonheur de s'accrocher à un buisson, mais la bête avait roulé jusqu'au torrent où elle était restée sans vie; on avait passé la nuit à sécher cette selle de malheur, et je la crus destinée aux mêmes aventures, quand à la descente du village, ma maudite mule se mit à lancer des ruades qui ne finirent qu'à la première montée; les muletiers ne concevaient rien à ce caprice; j'avais, disaient-ils, la meilleure bête du pays qu'elle parcourait depuis vingt ans, tout le monde la connaissait, lui rendait la même justice et la saluait du nom de *Raté*, parce qu'elle avait le poil d'une souris. Mais à chaque rampe descendante les ruades recommencèrent de plus belle, et il fallut en chercher la cause; on découvrit alors que le cuir de la croupière, ayant été séché trop près du feu, s'était raccorni et durci à tel point, que le cuir vivant de la pauvre *Raté* en était cruellement pénétré, et que j'aurais pu être victime de sa colère, sans qu'elle m'en voulût à moi de l'avoir enfourchée. On rétablit l'harmonie entre les deux cuirs à l'aide de quelques chiffons, et je pus affronter sans risque les corniches des abîmes que j'avais à parcourir; j'étais rassuré d'ailleurs par un usage qui tient au pays et qui garantit en quelque sorte la vie du voyageur. Le mulet qui a l'honneur de porter un homme a le privilége de passer contre le rocher et de laisser le précipice au mulet qui ne porte qu'une chose. Mais comme ces mulets alternent et qu'ils n'ont pas l'esprit de deviner quelle est l'espèce de fardeau qui pèse sur leur échine, le bâton du muletier supplée assez souvent à leur intelligence; et pour éviter ce bâton, qui tend toujours à les écarter de l'abîme, ils serrent si fort leur cavalier contre le rocher que son genou y laisse une partie de son épiderme, sans préjudice des buissons épineux qui se trouvent juste au niveau de ses yeux.

A partir d'Oletta, nous dîmes adieu aux aloès, aux grenadiers et aux oliviers. Les noyers, les sapins et les saules les remplacèrent, ainsi qu'un arbuste fort joli et fort puant, que les Roussillonnais appellent *llampourde*, et dont aucun naturaliste n'a pu me révéler le nom scientifique. Cet arbuste avait même figuré dans un procès récent; et l'avocat Perpignanais, ne sachant comment le nommer, s'en était tiré par une cir-

conlocution qui laissait aux paysans catalans la responsabilité de leur appellation hasardée.

Nous nous trouvâmes bientôt en face du village de Canaveilles, perché à mille ou douze cents pieds de haut sur la montagne de ce nom; et, comme nous étions surpris de la position que ses habitans avaient choisie, un de nos chasseurs nous en raconta la cause. Ce village était autrefois situé au pied de la montagne et sur le bord même du torrent; il avait pour patron un certain saint Godric, dont nos légendes ne parlent point, mais qui avait, comme tant d'autres, la vertu de faire la pluie et le beau temps Les colons, privés d'eau depuis six mois, s'en prirent au saint; ils lui trempèrent les pieds dans la rivière; et, après dix jours d'une nouvelle attente, voyant que leurs vœux n'étaient point exaucés, ils l'y plongèrent jusqu'à l'occiput. Saint Codric se fâcha; il déchaîna un effroyable orage sur la contrée. Le torrent sortit de ses cavités profondes, et emporta les débris du village dans les plaines d'Ille et de Perpignan.

Ce fut alors que les Canaveillois
Au sommet de leur roc bâtirent leur refuge;
Et je défirais le déluge
De les noyer une seconde fois.

Le torrent est fort curieux à voir dans cette partie de la route. Ses eaux roulent pendant un quart d'heure à travers les sinuosités de deux montagnes de schiste, qui s'élèvent à pic sur ses bords à deux cents pieds de hauteur; et l'un de ces détours porte depuis 30 ans le nom de *La mort de Galliffe*, en mémoire d'un paysan qui, rentrant de nuit à Oletta sur des jambes affaiblies par les libations d'une fête de campagne, tomba de toute la hauteur du précipice et s'écrasa contre une des pointes de granit qui hérissent le lit de la rivière. Cette histoire, et celle d'un marchand récemment assassiné par un douanier dans les mêmes parages, nous conduisirent jusqu'au village pittoresque de Thuès, où notre caravane s'accrut d'un aubergiste, plus d'une ânesse chargée de munitions de bouche et d'une outre au large ventre, destinée à faire raison aux dix gosiers altérés dont nous avions fait recrue. Ce village de Thuès est ombragé par des noyers énormes dont les cuisiniers du pays n'ont jamais tiré un cerneau; mais ce bel arbre nous quitta comme les autres, et une campagne triste, déboisée, aride, nous conduisit jusqu'à Fontpédrouse. Ce village est dans une position fâcheuse; une montage à pic le domine, et on nous montra les débris d'une maison qu'un éboulement venait d'emporter. Il ne tint même qu'à nous de croire, comme le voulait notre *cicerone,* que le vent seul de cette avalanche de terre et de schiste l'avait renversée avant qu'elle en fût atteinte. On se demande ici par quelle issue on sortira de l'impasse de montagnes où nous nous étions engagés. Nous apercevions seulement en face de notre auberge un arceau de roche fort étroit, jeté par la nature sur le torrent de la Têt qui s'en échappe en cascade écumante; et nous étions loin de nous douter que ce fût là le chemin de Montlouis, ou, pour parler plus officiellement, la route royale de la Cerdagne. Mais, après avoir passé sous cette arche naturelle, nous abandonnâmes la route pour nous jeter à gauche dans les sentiers âpres et raboteux qui mènent à Prats de Balaguier.

Plus de plaines ni de vallons;
Mais une montagne rapide,
Ou grimpait ma mule intrépide
Par zigzags et par échelons,
Des prés grands comme des salons,
Enclos d'arbres et de buissons,
Couverts d'une verdure humide,
Qu'arrosait l'eau fraîche et limpide
De trente ruisseaux vagabonds,
Et roulant par sauts et par bonds
Dans les flots du torrent avide
Qui grondait au pied de ces monts.

Des hauteurs sauvages du chétif hameau de Prats, nous découvrîmes sur notre droite la citadelle de Montlouis, le plateau de la Cerdagne française, les montagnes du Capsire et les pics de l'Arriège, où les neiges défiaient encore les ardeurs de la canicule qui nous avaient désolés la veille, et que déjà nous commencions à regretter. Pendant que nous admirions ce point de vue, nos mulets essouflés s'étaient élancés vers

une fontaine où ils espéraient vainement se désaltérer. Cette incartade leur valut une volée de coups de fouet, et nos mains, subitement glacées par l'eau de cette source, nous firent excuser la brutalité des muletiers dont les juremens énergiques feraient la fortune de nos romanciers à la mode. Ces juremens étaient *caraïl et irâ dè dèoû*, dont le premier n'a point de synonyme dans notre langue, et dont le second n'a pas besoin d'être traduit. Au reste, les prêtres catalans ne s'en gênent pas plus que leurs paroissiens, et ils n'y attachent pas plus d'importance que les dames italiennes à leur *cazzo*.

A quelques pas de Prats de Balaguier, dernière habitation de cette partie des Pyrénées, sont les restes d'une tour carrée, que les gens du pays assurent avoir été prise sur les Sarrasins par Charlemagne. Nous saluâmes cette ruine du huitième siècle, et suivîmes une corniche fort étroite, pratiquée par les chasseurs et les bergers sur les bords d'un nouveau torrent qui mugissait à deux ou trois cents pieds de profondeur au-dessous de nous. Après deux heures de marche, nous fîmes halte sur un plateau tapissé de verdure, auprès d'une excellente source où nos mulets eurent enfin la permission de se désaltérer. Le goût en était délicieux, et nos guides nous firent remarquer la propriété qu'elle avait de friser et rouler les feuilles d'oignon qu'on y trempait. Nous nous trouvâmes là en compagnie d'un troupeau de brebis, de trois chevaux étiques, et de quatre faucheurs qui faisaient leur provision d'herbe pour l'hiver. Nous y vîmes encore des lits de berger assez incommodes. C'était une caisse de bois de sapin ayant tout au plus quatre pieds de long, et surmontée d'un couvercle qui lui donne l'apparence d'un cercueil. Si le berger s'y laisse geler par le froid glacial des nuits d'automne, on n'a plus qu'une fosse à creuser, la bière est toute faite. Nous vîmes encore quelques carrés de seigle clairsemé et à peine en fleur au mois d'août; mais ce ne furent bientôt que des montagnes de schiste, des précipices, et quelques rares pelouses couvertes de cet aconit-napel qu'on appelle *casque du diable*, de buissons de rose alpine, et surtout de forts beaux plants d'ellébore.

Épigramme du créateur,
Qui les a largement jetés sur ces abimes,
Pour les offrir au voyageur
Dont le pied téméraire ose gravir leurs cimes.

Il n'y a de variété dans ces vastes ossemens du globe terrestre que de larges éboulemens de granit gris qui tranchent sur le schiste noirâtre de ces hautes régions. J'ai mis une demi-heure pour franchir à pied une de ces vastes ruines, et me suis reposé, au bout de cette rude promenade, sur une large pelouse aussi rase qu'un tapis de billard, semée çà et là de quelques pins rabougris, de monceaux de neige réfractaire, et au milieu de laquelle j'ai trouvé une large table de marbre blanc, polie par la nature, et entourée d'une belle couronne de rose alpine. Le roc des boucs, l'une des sommités de la contrée, dominait cette pelouse au couchant et la séparait de l'Espagne. Un autre roc pyramidal la bornait au midi, et de sa base sortait en écumant une des trois sources du torrent que nous venions de remonter. Ce roc des boucs nous avait menacés toute la journée. D'épais nuages s'amoncelaient sur sa tête neigeuse; quelques gouttes de pluie nous prédisaient un orage; et notre guide nous promettait même le spectacle d'une tourmente. Le ciel ne jugea point à propos de lui donner raison. Il ne veut pas que ceux qui se mêlent de mener les autres se targuent d'infaillibilité. Le roc des boucs n'ouvrit point ses cavernes; nous n'eûmes pas le plus petit coup de tonnerre à inscrire sur nos tablettes, et ce fut grand dommage, car on nous assurait que les échos de ces montagnes nous auraient fait entendre le plus effrayant des tapages célestes. J'ose à peine parler d'un gros nuage que le géant se contenta de m'expédier pour me donner une idée de sa puissance. Je marchais seul, en avant des autres, par un sentier que les fraudeurs avaient frayé, et sur une terre où la mousse même ne trouvait pas à végéter, quand le nuage vint m'envelopper de ses noirs tourbillons et me dérober même la vue du che-

min dont je suivais les raboteux contours. Peu jaloux de m'égarer dans ce pays perdu, je poussai un cri qui retentit de rochers en rochers, et mes compagnons m'ayant répondu, je m'assis à terre pour attendre qu'il plût au Ciel de me rendre le jour. Ce ne fut pas long; le brouillard recula en tourbillonnant vers le roc des boucs qui me l'avait envoyé, et je me trouvai à six pieds d'un précipice au bord duquel était plantée une croix de sinistre présage. Je lus en effet sur sa tige de fer que là était tombé naguère un *Antoine Benazet de Planèze.* Avis au lecteur, me dis-je avec un léger frisson. Ce passage doit être terrible pendant la tourmente. Il est au sommet d'une montagne escarpée, la seule qu'on puisse gravir: et, comme le sentier y tourne subitement du nord-est au sud-ouest, il doit être impossible d'y tenir contre la violence du vent. L'air était heureusement fort calme, et à cent pas de l'abîme la route n'offrait plus le moindre danger. Elle était pratiquée sur le revers d'une montagne de sable noir, dont la rampe immense et parfaitement unie n'avait besoin que d'une couche de neige pour offrir aux amateurs une excellente montagne russe. C'est à sa crête que nous atteignîmes enfin l'extrême frontière de la Catalogne, et que nous eûmes le plaisir de faire une centaine de pas, ayant un pied en France et l'autre en Espagne. Il était alors six heures du soir,

Ou pour parler plus poétiquement,
Le dieu du Pinde et son char de lumière,
Et ses coursiers plus légers que le vent
Avaient franchi sur le haut firmament
Tout l'espace d'un hémisphère,

depuis que les jambes de nos mulets et les nôtres gravissaient péniblement des montagnes arides; notre guide nous avait promis sept heures de marche; nous en comptions déjà douze, et il nous en restait cinq à faire pour arriver à l'étang de Carança, où nos montures pouvaient seulement trouver de quoi paître, et nous une baraque où passer la nuit. Les pauvres bêtes se soutenaient à peine, et si elles avaient connu le secret de l'ânesse de Balaam, il est probable qu'elles nous auraient priés de les porter elles-mêmes. Mais nous étions peu disposés à leur rendre ce service; on nous annonçait d'ailleurs des chemins affreux; la nuit devait nous atteindre au milieu des précipies, et il nous paraissait aussi impossible d'avancer que de rester où nous étions. L'air était glacial, je grelottais sous mes habits d'été. Nous apercevions, il est vrai, au bas de la rampe dont nous occupions la crète, un carré de pierres noires: c'était une des cent cabanes bâties sans ciment par les soldats du fameux cordon sanitaire de la restauration, et qui servent aujourd'hui de retraite aux contrebandiers dont cette frontière abonde; mais il n'existait à notre portée ni un brin d'herbe pour nos mulets ni une allumette pour nous réchauffer. Nous fûmes tentés de rosser notre guide, comme font les sauvages quand ils sont mécontens de leurs dieux. Mais dès les premiers éclats de notre colère, il nous proposa pour gîte un lieu de dévotion situé en Espagne: „Vous y trouverez, dit-il, bon nombre de pélerins, bon lit, bon feu, bonne figure d'hôte, et nous y serons dans une heure.“ Il n'en fallait pas tant pour nous décider.

La lumière d'un phare et l'aspect d'un bon port
Auraient moins flatté l'équipage
D'un vaisseau battu par l'orage.
En un instant nous fûmes tous d'accord.
Aucun ne s'informa si notre caravane,
Race liberale et profane,
Sans passeport ni sauf-conduit
Près d'une église catalane,
Pouvait en sûreté reposer une nuit.
Nous franchîmes gaîment la ligne imaginaire,
Qui séparait du sol de la servilité
Et du fanatisme arbitraire
La terre de la liberté;
Et comme la joyeuse bande
D'un fraudeur ou d'un conquérant,
Sur les états de Ferdinand,
Nous fondîmes en contrebande.

C'est par le col des neuf fontaines que nous pénétrâmes sur les terres d'Espagne. Cette gorge, appelée *Nauton*, dans la langue du pays, tire son nom de neuf sources dont les eaux réunies forment plus loin un torrent qui va se perdre dans la Têtc. La coupe de cette partie des Py-

rénées peut être représentée par un compas ouvert à angle droit, et dont le sommet forme la séparation des deux royaumes. La descente est fort rapide, et c'est à moitié de cette rampe qu'on rencontre les neuf sources. On marche dès-lors sur une pelouse humide et glissante qui se prolongue jusqu'au saint lieu où nous allions demander l'hospitalité. Ce rendez-vous de pèlerins se nomme Notre-Dame-de-Nouria. Il nous apparut au détour d'une montagne, au pied d'une forêt de sapins qui sert à chauffer les cuisines de ce caravansérail sacré; et le premier objet qui frappa nos regards fut un gros moine de Saint-Dominique, à face luisante et réjouie, à qui notre arrivée ne causa pas même de la surprise. Un de nos Parisiens s'étant vanté de parler castillan, devint naturellement notre interprète, et salua le moine de quelques phrases sonores; mais un malin sourire du jacobin nous fit supposer que notre orateur parlait mal l'espagnol ou que le moine ne l'entendait pas lui-même. Celui-ci se hâta de nous tirer de peine en nous disant d'un ton presque goguenard: „Parlez-moi tout bonnement français;“ et sur la demande d'un refuge pour la nuit: „Rendez-vous au sanctuaire, ajouta le bon moine, le saint père vous logera.“ Cette dernière qualification s'appliquait tout simplement au curé de cette église comme à tous les prêtres espagnols du même état; et le sanctuaire n'était que le quartier le plus considérable de la sainte hôtellerie.

Le saint père vint au-devant de nous. Il nous salua en catalan, seul idiome qu'il connût, quoiqu'il eût déjà passé quatorze bons lustres dans le pays de Cervantès, et nous fûmes introduits par lui dans une chambre dont nous fîmes de suite notre réfectoire. Notre aubergiste de Thuès s'emparait en même temps de la haute et spacieuse cheminée d'une cuisine; il y empilait les sapins et les rhododendrons, comme s'il eût été le maître des forêts de la contrée, et nous fûmes enveloppés à l'instant des épais tourbillons d'une fumée qui cherchait à s'échapper par les portes et par les fenêtres. Ce caravansérail se compose d'une église fort obscure, flanquée de deux vastes corps de logis: celui de gauche, qu'on nomme le sanctuaire, est divisé en quinze ou vingt cellules au premier étage, un grand porche et une écurie au rez-de-chaussée; celui de droite, plus spacieux, renferme les modestes appartemens du saint père et du moine, et de vastes galeries où couchent pêle-mêle les pèlerins du commun. C'est au premier que se trouvent ces longs dortoirs au milieu desquels s'élève une cheminée d'une singulière fabrique. C'est une chambre de quinze pieds, autour de laquelle règne un divan de pierre. Le foyer et le tuyau en occupent le centre, et trois ou quatre crémaillères sont suspendues à la voûte. Trente Espagnols des deux sexes étaient assis ou accroupis autour du feu; et chaque famille y faisait sa cuisine. C'était un amas confus de rôtis, de ragoûts, de chocolatières, de grils et de marmites qui exhalaient une odeur de graisse à déchirer le gosier; et la gravité silencieuse de cette cohue n'était troublée que par les vagissemens de trois ou quatre enfans à la mamelle, ou par le grognement monotone des nourrices qui les endormaient. Le rez-de-chaussée de cette aile du caravansérail était réservé aux étables, à la boucherie; et un parc d'une centaine de moutons attendait au dehors que les besoins des pèlerins déterminassent le nombre des victimes.

L'église était remarquable par la richesse de ses ornemens. Le chœur était séparé de la nef par une épaisse grille de fer; les murs et les pilastres en étaient dorés jusqu'à la voûte; l'autel était surchargé de candélabres d'argent ou de vermeil, et sept lampes d'argent y étaient suspendues par des chaînes du même métal. Au-dessus de l'autel était une fenêtre à travers laquelle on découvrait la précieuse madone couronnée de pierreries, et vêtue d'une riche robe de soie, à lames et à franges d'argent. Le jacobin me conduisit dans la chambre de la Vierge, et me fit remarquer sur la porte les armoiries du comte de Peralada, dont la munificence avait fait les frais de cette cellule et d'une partie de ses ornemens. Deux armoires placées dans l'antichambre renfermaient, l'une le vestiaire du curé, l'autre la garderobe de la Vierge. J'ai compté trente petites robes fort riches, ce luxe de vê-

temens ferait honte à nos petites maîtresses.

Le moine ne demandait pas mieux que de satisfaire ma curiosité sur l'origine de ce lieu de dévotion. Saint Gil avait choisi cette Thébaïde pour y pleurer les péchés du monde. Il s'était retiré dans une grotte avec une petite statue de la vierge Marie, et n'avait pour mobilier qu'une cloche et une marmite. Cette précieuse marmite suffisait à tous ses besoins et à ceux des fidèles qui le visitaient. Les bergers des environs la remplissaient de fèves qui cuisaient d'elles-mêmes; et une fois pleine, quel que fût le nombre des pélerins, elle devenait inépuisable.

Mais les saints et les solitaires
Sont soumis comme nous aux humaines misères,
Il faut vieillir, il faut mourir.
Telle est la loi du monde, et tout comme nos pères,
Nos enfans doivent la subir,
Malgré le progrès des lumières.

Saint Gil vit venir son heure, il ferma l'ouverture de sa grotte, et alla se faire enterrer ailleurs. Les générations se succédèrent sans visiter ce mystérieux souterrain; mais au bout de trois cent soixante-cinq ans, un bouc ayant creusé la terre avec ses pattes, en fit jaillir une lumière extraordinaire: le bouc s'enfuit de peur, le berger courut au village pour annoncer cette nouvelle. Le clergé vint en procession et reconnut la grotte de saint Gil. On y trouva la madone parfaitement conservée, un cierge qui n'avait cessé de brûler, sans se consumer, pendant quatre siècles, et la marmite pleine de fèves aussi bonnes que si on venait de les cuire. On recueillit ces précieuses reliques, et la procession se remit en marche pour les emporter au village, mais la madone, au lieu d'avancer, recula de cinquante pas au-delà du torrent, et aucun bras humain ne fut assez fort pour l'arracher de la place où elle s'était arrêtée. On y fonda l'église de Notre-Dame de Nouria, une chapelle fut bâtie autour de la grotte saint Gil; je l'ai visitée, j'ai vu le bas-relief de plâtre où sont le bouc et le berger.

(Suite.)

Tom-Trick.

Par Molé-Gentilhomme.

I.

Le Père et le Fils.

En l'année 1660 et par un bon soir de printemps, un vieillard, dont le costume plus que modeste était loin de trahir la noble origine, et une jeune fille d'une exquise beauté, suivaient silencieusement l'étroit chemin creusé à mi-côte sur le flanc droit de la Clyde et qui mène de Lanark à Stone-Byres. Une singulière délicatesse de formes, apanage ordinaire de l'aristocratie de naissance, annonçait chez lord Graham et sa fille l'habitude de cette vie nonchalante des cours, qui se nourrit d'ennui et d'oisiveté. Aussi le vieillard paraissait-il aspirer ardemment au terme de son voyage. Quant à Lucy, ses membres frêles commençaient bien à demander grâce; mais à vingt ans, on a l'amour-propre du courage et l'on ne se plaint qu'à toute extrémité. Elle ne voulait point s'avouer vaincue, et usant de mille stratagèmes pour abréger la route, tantôt elle cherchait à se rappeler les refrains populaires qu'elle avait entendus en posant le pied sur la terre d'Écosse, tantôt elle riait de sa propre fatigue ou s'efforçait de communiquer à son père quelques-unes des émotions que soulevaient dans son âme tous ces étranges spectacles d'une nature sauvage et inconnue, espèce de monde magique dont l'aspect la faisait alternativement passer de la surprise à l'effroi et de l'effroi à l'admiration.

— Quel magnifique tableau, disait Lucy, et que toutes les merveilles étincelantes de nos cités seraient pauvres et mesquines auprès des sombres beautés de ce désert. Comme ces sapins s'élancent fièrement au-dessus de nos têtes et que leur dentelure noire se découpe bien sur l'horizon! Et ces rochers énormes qui se penchent comme pour nous regarder, ne dirait-on pas des géans immobiles, étendant les bras sur le torrent qui gronde, et prêts à descendre dans

l'abîme? ne trouvez-vous pas, mon père, que l'ombre fraîche de ce sentier, d'où nous apercevons l'écume blanche de la Clyde à travers la fumée transparente de ses eaux, a quelque chose qui pénètre l'âme et transporte l'imagination?

— Je n'ai plus votre enthousiasme, Lucy, répondit le comte avec un morne sourire, — et la vieillesse, en refroidissant l'esprit, transforme les aspects qu'embrasse l'œil fatigué. Bien avant que le sang se fige dans les veines, la poésie s'éteint dans le cœur. Cette belle nature, que vous admirez, parle un langage que je ne comprends plus, et pourrait-il en être autrement, Lucy? nous saluons tous deux la vie, vous d'un cri d'espérance, moi, d'un regard découragé. Vous arrivez, moi je pars. Et je n'en aï point de regret, car la tombe me donnera ce que la vie m'a si long-temps refusé: le repos.

— Mon père, éloignez ces tristes pressentimens. Notre sort ne va-t-il pas changer? notre exil n'est-il pas fini? ne savons-nous pas, de source certaine, que l'influence du long parlement diminue de jour en jour et que l'Angleterre, affaiblie par tant de blessures, tourne ses mains suppliantes vers l'étoile brillante de la royauté qui remonte à l'horizon? Vienne le triomphe de Charles II, et le calme ne sera-t-il pas assuré à vos vieux jours?

— Oui, le rétablissement de Charles est prochain. Mais sachez-le bien, Lucy, le soleil le plus pur traîne après lui des vapeurs ardentes, et ces vapeurs finissent par former les tempêtes. Charles sera roi, mais, comme un vent d'orage, le souvenir de la république agitera, long-temps encore, le flot populaire. Là encore, il y aura lutte, il y aura combat. Alors, malheur au pilote vieilli dont le coup-d'œil sera coupable d'incertitude ou de paresse! c'est lui que le flot engloutira.

— Ce que vous dites là, mon père, pourrait arriver, si vous n'aviez résolu de vous tenir à l'écart des tourmentes politiques que l'avenir réserve à l'Angleterre. Nous ne retournerons à Edimbourg qu'après l'entier rétablissement de l'autorité légitime. Jusque-là, qu'avons-nous à redouter? nous vivrons dans une retraite profonde, et je ne crois pas que le bruit des guerres civiles vienne jamais tirer de leur sommeil les échos du vieux château de Loch-Tall...

— Hélas! ma pauvre enfant, reprit lord Graham d'une voix sombre, — vous oubliez que lorsque le présent nous fait grâce, le passé nous poursuit de ses souvenirs... En franchissant le seuil du château de Loch-Tall, je ne pourrai m'empêcher de songer à mon frère, — à votre oncle, — dont tant de fois on vous a raconté l'histoire. Quand nous verrons ces cours abandonnées, ces grandes salles froides et vides, dont les portes n'ont pas été ouvertes depuis sa mort, nos yeux se rempliront de larmes, car nous nous rappellerons que la hache a coupé la plus noble branche de notre race, et que nous devons cet héritage au bourreau.

Ces paroles pénétrèrent Lucy d'une triste émotion. Elle continua à marcher en silence; mais bientôt elle s'arrêta et fit signe à son père de prêter l'oreille à un bruit qui grossissait à chaque pas.

— Ou je me trompe fort, dit la jeune fille, ou ce que nous entendons n'est autre chose que le bruit de la cataracte de Stone-Byres.

— Nous nous arrêterons au village, dit le comte en doublant le pas.

En moins d'un quart d'heure, ils parvinrent à la cataracte dont les mugissemens furieux se mêlaient aux premiers sifflemens de la bise de soir, et découvrirent, au fond de la vallée, quelques feux épars çà et là dans l'ombre: lord Graham respira.

C'était fête à Stone-Byres, fête modeste et simple comme celles de tous les pauvres bourgs d'Écosse. Le matin, une prière en commun au patron du lieu, le soir quelques danses sous les grands chênes à la lueur des étoiles. L'arrivée de deux étrangers, à pareille heure, était presque un événement; il en résulta une légère interruption dans les jeux des villageois. Mais Lucy ne leur laissa pas le temps de satisfaire leur curiosité, car ayant avisé une auberge d'apparence convenable, elle aborda un vieillard assis sur la porte, et s'informa si son père et elle pourraient se reposer dans sa maison.

— Par saint André, dit le montagnard en souriant, il faudrait que le vieux Burk-Staane fût aveugle et sourd pour ne pas se laisser prendre à ces yeux charmans et à cette voix de syrène. Entrez, ma belle enfant, entrez; vous avez l'air fatigué. Justement le souper est tout prêt: faut-il vous le servir?

— Mon père et moi, nous avons bien besoin de repos, dit Lucy.

— Bah! reprit Burk, ce sera l'affaire d'un instant; soupons d'abord et nous verrons ensuite. Je reviens dans la minute.

Burk sortit. En même temps un jeune homme de vingt-huit ans environ parut à l'autre extrémité de la salle. Bien qu'on reconnût sur le visage du nouveau venu le type de rudesse particulier aux enfans des montagnes, il portait dans toute sa personne un air de distinction qui n'échappa point à la clairvoyance de Lucy. Il s'assura que Burk-Staane ne pouvait plus l'entendre, et s'approchant avec mystère du noble voyageur:

— Vous êtes lord Graham, lui dit-il.

— C'est vrai, balbutia le comte interdit.

— Vous venez prendre possession du château de Loch-Tall?

— C'est encore vrai.

— L'homme à qui vous avez parlé ici sait-il qui vous êtes?

— Non.

— Tant mieux. Je me charge de le lui apprendre.

— Mais, monsieur, dit lord Graham en le mesurant de la tête aux pieds, que devons-nous penser d'une semblable inquisition? Avez-vous reçu du ciel le don de pénétrer les secrets des hommes, — ou plutôt la police de cette pauvre république aux abois vous a-t-elle chargé de nous surveiller et de nous suivre?

— Je ne suis ni devin ni espion, et la mission dont je m'acquitte est une mission de paix et de salut. Je vais bien vous surprendre, car rien de ce qui vous touche à l'heure présente ne m'est étranger. — Vous étiez à Dernstall, sur la terre d'exil, lorsqu'un avis du général Monk vous a rappelé à Londres. Là on vous a annoncé le prochain rétablissement de Charles II, votre roi et le mien, — et votre premier souhait a été de revoir cette Écosse chérie où vous aviez laissé tant de souvenirs. On vous a restitué vos droits sur le fief de Loch-Tall, et c'est, appuyé sur ces droits sacrés, que vous venez ouvrir cette porte si long-temps verrouillée et rendre son maître au vieux manoir...

— Tout cela est vrai, dit lord Graham, — et demain j'espère...

— Non pas demain, — interrompit le jeune montagnard, — et voici pourquoi. Pendant que vous voyagiez à petites journées, côtoyant nos torrens rapides et l'œil borné par l'horizon de nos rocs sauvages, vous ignoriez ce qui se passait à Londres, — vous ne saviez pas qu'une nouvelle éruption avait ouvert les flancs du volcan mal éteint. Oui, mylord, la république a ramassé son épée, et notre cause, — la cause de Charles II, — a reçu un violent échec. Le général Lambert s'est évadé de la tour de Londres et rallie ses troupes dispersées; sans doute ce n'est là qu'un revers passager et la justice de Dieu triomphera... En attendant, il faut courber la tête, et demander à la prudence la victoire qu'un courage aveugle ne ferait que compromettre. Et maintenant, il me reste à vous dire, pour vous prouver que ma science n'a rien que de naturel et d'humain, que je tiens ces renseignemens de votre ami sir Horace Ashley, capitaine de l'armée royaliste, qui me les a envoyés par un courrier dont le cheval, lancé au galop sur la grande route, n'a pas eu de peine à vous devancer d'une trentaine d'heures.

— Sir Horace Ashley! s'écria Lucy avec un mouvement de joie qu'elle réprima aussitôt; puis elle reprit tristement: Eh quoi? de nouveaux dangers! que faut-il faire, bon Dieu!

(Suite.)

Bielefeld. Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N^ro. 16.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Voyage dans les Pyrénées orientales.

Par Viennet.

(*Suite.*)

Cette légende me fut racontée par le jacobin; mais je ne sus que penser de lui, lorsque interrogé par moi sur une centaine d'*ex-voto* qui tapissaient les murs de l'église, il me répondit d'un air assez dégagé et presque comique: „Ce sont des miracles;“ l'incrédulité était sur sa figure. Il est évident qu'il s'était gâté en France, où, pendant le règne des cortès, il était venu demander un asile. L'archevêque de Toulouse lui avait donné une cure dans son diocèse, et il s'y trouvait si bien, qu'à la restauration de Ferdinand par le duc d'Angoulême, il ne songea point à rentrer dans son couvent. „Mais, ajouta-t-il, votre révolution de juillet m'a fait peur, je suis rentré en Espagne et j'ai eu tort. Si j'avais su que votre Philippe n'était pas un mangeur d'hommes, j'aurais gardé ma cure.“

Après l'histoire de la madone et du jacobin, vint celle de la marmite: c'est la plus curieuse des trois. Cet ustensile merveilleux, attaché par une chaîne de fer sur un banc de l'église, a la double vertu de faire des enfans aux femmes stériles, et de dire la vérité aux maris sur une chose qu'il est toujours plus sage de ne pas approfondir. Il suffit de mettre la tête dans la marmite pendant l'espace d'un pater, et le miracle est accompli.

L'époux jaloux d'une coquette
Peut s'assurer par là de sa fidélité;
Quand le pater est récité,
S'il retire aisément sa tête,
Son honneur est en sûreté.
Mais si la marmite impolie
Dans sa bouche de fer retient le pèlerin,
Dans le régiment de Vulcain
Il est enrôlé pour la vie,
Et peut en appeler à sa philosophie,
Ou se venger sur son voisin.

Malgré l'exemple de dix Espagnols qui sont venus dévotement tenter l'aventure, nous avons mieux aimé croire à la vertu de nos femmes. Quant aux pèlerines inféconde‹s›, il y a un préalable qui rend le miracle moins difficile, et ce préalable est une confession tête à tête dans la chambre du saint père. L'âge du curé actuel est capable de décrier la marmite; mais si le moine lui supplée, l'épreuve doit être infaillible ou les saints n'ont plus de vertu. Ce jacobin appartient à un couvent de Barcelone, et ne séjourne à Nouria que pendant le mois d'août. Son unique fonction étant de prêcher, nous eûmes le soir un sermon de lui, en langue catalane, sur le jugement dernier, et nous fûmes fort étonnés d'entendre sortir de sa bouche irritée les noms de Piron, de Voltaire, de Jean-Jacques qui avaient, disait-il, *embrené* la religion.

Ce n'était point assurément
Pour les pèlerins indigènes
Qu'il avait joint au dernier jugement
Ce lieu commun de nos gridaines.
Les bonnes gens en mandille, en berret,
Qu'il groupait autour de sa chaire
N'avaient lu Rousseau ni Voltaire.
Mais c'est pour nous qu'il pérorait;
Et le pauvre homme avait pillé ce trait
A Monsieur de Clermont-Tonnere.

Les fonctions du curé sont plus nombreuses et plus importantes; c'est un vrai maître Jacques. Il a tous les détails de l'église et de l'hôtellerie; il distribue les vivres, le foin, le vin, les lits, les matelas, de la même main dont il dispense les bénédictions et les amulettes. Nous étions au moins cent soixante, et il suffisait à tout avec l'aide de deux nièces et d'une servante, dont la plus vieille comptait à peine vingt printemps. Le saint père était de plus sonneur et bedeau; je l'ai vu le soir même sonner l'angélus, réciter le rosaire pour tout le monde, et fermer la porte de l'église. Après l'accomplissement de ses devoirs religieux commença le tapage des distributions profanes. Le saint père était curieux à voir et à entendre au milieu de ses hôtes: il allait, il venait, il criait, il lâchait de temps en temps quelques *irâ dè Déoû* comme un vrai muletier. Il appelait à tue-tête notre guide qui était de sa connaissance intime, et qu'il avait depuis long-temps baptisé du surnom de Miquelet; et toutes les fois qu'il ne pouvait se faire comprendre des douze Français qui faisaient cent fois plus de bruit que les cent cinquante Espagnols, sa voix criarde faisait retentir le nom du trucheman, qui nous rendait en mauvais français le catalan du saint père. C'était un chaos de matelas, de draps, de couvertures qu'on se disputait, qu'on s'arrachait en criant; et comme j'étais tout aussi pressé que les autres, je faisais ma partie dans ce concert de voix discordantes qui étourdissaient le distributeur.

Tiré par-ci, tiré par-là,
Dans ce fatigant brouhaha,
Il ressemblait à la fortune,
Et nous à la tourbe importune
D'ambitieux solliciteurs,
Affamés d'emplois et d'honneurs;
Et le plus hardi, le plus leste
Ne laissait rien au plus modeste.
Et l'on voit de ces choses-là
A Paris comme à Nouria.

Mon tour vint enfin, et un signe d'intelligence que me fit le saint père en m'ouvrant une chambre dont il avait gardé la clef, me fit comprendre que j'étais l'objet d'une prédilection particulière. Le ruban que je portais à ma boutonnière lui avait fait supposer que j'étais un homme considérable. Le bonhomme n'avait pas voyagé en France; et comme nous étions deux enrubannés, il s'était informé de Miquelet auquel des deux il devait destiner la chambre d'honneur. Miquelet n'avait pas manqué de lui dire que j'étais un député; et croyant que ce n'était pas assez, il m'avait désigné comme un grand ami de l'ambassadeur d'Espagne que je connaissais à peine. Dès-lors la chambre la mieux blanchie, la couche la plus propre, les draps les plus fins m'avaient été réservés; et de peur qu'on ne s'en fût emparé à mon préjudice, le curé avait mis la clef dans sa poche. Deux draps bien blancs furent jetés en sa présence sur ma couche par sa nièce, brune piquante à la taille élancée, et je soupçonnai fort que ces draps avaient déjà servi à un usage moins profane, car ils exhalaient une odeur d'encens et de cire qui les accusait d'appartenir à la lingerie particulière de la madone. Je laissai toute la responsabilité de cette profanation à mon hôte, et je m'endormis en lui donnant autant de bénédictions qu'il en avait distribuées dans la journée.

Mais mon sommeil, qui avait résisté à la cuisante irruption de la population accoutumée de tous les lits d'auberge espagnole, fut tout-à-coup interrompu par les cris de mes compagnons de voyage, et les sons précipités de la cloche. Je crus d'abord à un incendie. Mais le jour qui persait à travers les volets de ma fenêtre, me rappela que nous avions pris la résolution de repartir à cinq heures du matin; nous l'avions dit au curé, et cet excellent homme, croyant nous faire un grand plaisir, nous avait répondu qu'il se leverait tout exprès pour nous dire la messe. C'était une mar-

que de la plus delicate obligeance; le refus était impossible. Nous usâmes donc de la permission que nous donnait la chanson de Béranger; et dès que l'officiant fut rentré dans la sacristie, nous demandâmes au jacobin quel était le majordome avec lequel nous avions à compter. „Le saint père, nous répondit le moine, toujours le saint père; et si vous croyez me devoir quelque chose, ajouta-t-il en riant, emmenez-moi à Paris.“ J'avoue que nous ne fûmes point tentés de le satisfaire, malgré l'inévitable effet qu'aurait produit notre arrivée sur le boulevard avec un moine de St-Dominique en laisse.

Le curé mit un terme à notre facétieux entretien, et je fus stupéfait de sa demande. Nous étions arrivés seize, mulets et ânesse compris; nous n'avions à la vérité mangé que le foin et le sel de la maison, nos provisions de Thuès nous avaient suffi; mais nous avions usé des matelas et des draps du lit, brûlé des pins et des fagots; nos Roussillonnais avaient ébranlé les planchers du caravansérail et fait du tapage pour plus de cent francs. Le saint père m'avait envoyé de plus une tablette de chocolat avant la messe; eh bien, tout cela n'était estimé par lui que trois piécettes ou 3 fr. 50 de France. Nous donnâmes 10 fr. et il fut tenté de nous canoniser. Dans cette dernière causerie il nous montra les tristes aspérités de son séjour; et ne pouvant lui répondre en catalan que je comprenais à peine, je hasardai quelques mots latins pour entrer en quelque sorte dans le dialogue. *Si signor*, me repondit le bonhomme, et j'en suis encore à savoir s'il m'avait compris. Son séjour en effet n'est pas beau; mais il n'y passe que trois ou quatre mois de l'année. Quand la saison du pélerinage est finie, il entasse son mobilier, son linge, sa batterie de cuisine, sa vaisselle, ses pots de toute nature dans la nef de son église, il ferme les grilles, laisse une seule chambre ouverte pour les voyageurs égarés, emmène le reste de son troupeau, et se réfugie dans la ville voisine. L'hiver arrive par là-dessus. Les deux eglises, les deux maisons disparaissent sous la neige; et au retour de l'été tout est remis en place. La piété, la superstition même, sont les gardiennes de ce lieu saint. On ne cite qu'un seul exemple d'une légère dégradation; et je suis même tenté d'y voir une calomnie de l'esprit de partie. Le vallon ou pour mieux dire la conque aride de Nouria fut le dernier bivouac du célèbre Mina, qui fut défait le lendemain par les troupes du duc d'Angoulême; et c'est ce chef de guérillas que notre jacobin accusait d'avoir pillé le sanctuaire. Mais ce témoignage est fort suspect, et dans tous les cas, le pillage se serait borné à des vieilles portes qu'on aurait brûlées pour ne pas mourir de froid. Quant aux vitres, je suis bien sûr que les soldats de Mina n'en ont point cassé, car les fenêtres du caravansérail n'ont pas même de feuillure pour un châssis de croisée.

Cependant de gros nuages s'amoncelaient, sur les montagnes que nous avions à repasser. Tout annonçait un orage sur les hauteurs; le bon curé les regardait en soupirant. *Malè diè*, nous dit-il en sa langue.

Nous répondimes; *si signor*;
Mais vous pourriez long-temps chercher dans votre tête
Ce qu'il nous offrit tout d'abord
Pour nous garder de la tempête
Vous diriez capes et manteaux,
Couvertures ou parapluies....
C'étaient des medailles bénies,
Des images, des *ex-voto*,
Et nous étions trop hérétiques
Pour avoir foi dans ses reliques.

Nous nous en remimes à la garde de Dieu; et nous regagnâmes la région des nuages par le même col des neuf fontaines qui nous avait conduits dans cet ermitage. Arrivés au sommet nous ne pouvions plus nous distinguer les uns des autres. On mit en délibération si nous risquerions notre vie dans les ténèbres à travers les glaciers, les orages et les précipices qui nous séparaient encore de l'étang de Carança. Mes deux compagnons étaient souffrans, ils s'en retournèrent par le chemin de la veille, avec les muletiers. Nous partageâmes nos vivres, et je pris la résolution de mener à fin mon voyage avec les autres montagnards. Vous dire quelle est la nature du terrain que j'ai arpenté pendant une heure sur la

foi de mon guide, me serait absolument impossible. Muni d'un gros bâton qui me servait d'appui, dirigé par Miquelet qui me précédait de deux pas, je tâtonnais, je marchais, je descendais, je glissais, je sautais, je tremblais même quelquefois; et c'est ainsi que j'arrivai au bord d'un nouveau précipice qu'on appelle la fosse du géant. Ce géant était le gardien des mines d'or d'un roi d'Aragon. Il avait pour bâtons trois solives de ce métal qu'il eut la malice d'enterrer avant de mourir; et un vieux fou qui vit encore à Oletta, a passé dix ans de sa vie à chercher les trois gaules. La terre qu'il a fouillée n'était pas malheureusement susceptible de produire, il eût réalisé sans cela la fable de La Fontaine.

(Fin.)

Tom-Trick.

Par Molé-Gentilhomme.

I.

Le Père et le Fils.

(Suite.)

— Vous confier à moi, milady, répondit d'un ton grave le jeune Écossais, dont le regard fier rencontra alors le regard humide de Lucy; — quant à vous, mylord, — ayez soin de mieux croiser ce surtout qui laisse apercevoir votre pourpoint de velours et ses brocards d'or, et lorsque mon père va rentrer, — car c'est mon père que vous avez vu tout-à-l'heure, traitez-le comme votre égal, choquez votre verre contre le sien! — Mais surtout qu'il ne sache pas qui vous êtes!

— Mais pourquoi craindre votre père? demanda timidement Lucy...

— Pourquoi ?......

Burk-Staane rentra en fredonnant. — Georges remit sa réponse à plus tard et les lèvres entr'ouvertes de lord Graham et de sa fille se fermèrent, comme frappées d'un engourdissement subit. Le vieux montagnard était chargé de provisions qu'il déposa sur la table avec une sorte de symétrie coquette, en disant:

— Vous ne ferez point un très bon repas, mes honorés hôtes. Un quartier de chevreuil et quelques fruits secs, voilà tout ce qu'il me reste à vous servir. Au surplus, c'est offert de bon cœur et l'appétit, dit-on, supplée à la qualité. A table, à table! et si vous voulez bien le permettre, mon fils et moi nous vous tiendrons compagnie.

— Notre intention, dit Lucy, était de vous le demander...

— Aussi gracieuse que belle! murmura Burk-Staane en souriant. Mais nous perdons le temps en vaines paroles et je ferais mieux de remplir vos verres. Un mot encore pourtant. Plairait-il à mes convives me dire leur nom, afin que je puisse le joindre dans ma pensée au souvenir de cette soirée?

Lord Graham et Lucy se regardèrent avec effroi.

— Mon père, dit Georges après un court silence et avec une intention marquée, je croyais que l'hospitalité des montagnards d'Écosse avait, par dessus tout, horreur des exceptions, qu'elle était ouverte à tous, égale pour tous, et qu'elle ne s'abaissait jamais à une indiscrète curiosité. Est-ce donc à l'élève civilisé de l'université d'Oxford de rappeler cette noble maxime au puritain de Stone-Byres?

Burk ne répondit pas, mais une contraction nerveuse des muscles de son visage, trahit l'effort violent que s'imposait sa colère pour ne pas éclater au dehors.

— Au reste, reprit Georges avec assurance, votre question est en retard et vos hôtes y ont répondu d'avance. Vous avez pour convives sir James Lindsay, bon bourgeois d'Édimbourg et sa fille Lucy. Ils viennent, munis d'un pouvoir de la république, s'installer en maîtres au château de Loch-Tall...

— A Loch-Tall! dit machinalement Burk, en s'adressant à lord Graham, mais encore étourdi de la remontrance de son fils. C'est tout près d'ici. Ce matin encore, Tom-Trick, le cheval de

Georges, m'y a conduit en moins de rien. Ah! c'est un beau fief — et qui n'a pas son pareil à dix lieues à la ronde. Et, sur ma foi, si c'est une largesse de la république...

— Ce n'est point une largesse, interrompit Georges une seconde fois, encore moins une faveur. La république, en transmettant à sir Lindsay le fief de Loch-Tall, a entendu le récompenser des éminens services qu'il lui a rendus dans maintes circonstances, et notamment lors du procès et de la condamnation du roi Charles I.

Lord Graham et sa fille ne savaient que penser du nouveau baptême qu'on les forçait d'accepter, lorsque Burk le consacra définitivement par un toast.

— A sir James Lindsay, s'écria-t-il en élevant son verre, — et à la république, dont, à ce que je vois, il est un des plus zélés défenseurs.

Lucy baissa les yeux et, sur un signe de Georges, lord Graham, que nous appellerons momentanément sir Lindsay, choqua son verre contre celui de Burk-Staane.

Mais il ne put répéter le toast. La force lui avait manqué.

II.

Le Monomane.

Avant de passer outre, il est nécessaire d'expliquer les motifs de l'étrange dissidence qui existait entre Burk-Staane et son fils. Le premier était puritain, le second ne cherchait pas à déguiser son dévoûment à la cause des Stuarts. Cette espèce de guerre ouverte, de père à fils, datait déjà de loin. Elisa Byle, que Burk avait épousée par amour, était d'une famille depuis long-temps attachée à l'ancienne maison régnante. C'est elle qui jadis avait obtenu que Georges, au lieu de s'enterrer dans le désert de Stone-Byres, allât faire ses études à Oxford. Elle craignait déjà pour lui l'influence des conseils de Burk, dont les idées, toutes grossières et toutes vagues qu'elles fussent, commençaient déjà à se tourner vers la réforme. En l'année 1649, le puritain ayant métamorphosé sa petite maison en un club bruyant, Elisa Byle, que sa nature douce et paisible rendait ennemie de ces sombres controverses, où elle n'avait pas même son franc-parler, avait déserté, à la suite d'une querelle, le toit conjugal, décidée à n'y plus rentrer, car ce qui s'y passait alors lui semblait une profanation dont elle ne voulait être ni témoin ni complice. A cette époque, Georges sortit d'un des colléges d'Oxford, et rejoignit sa mère à Londres. La mère acheva l'éducation de son fils, et le fils consola pieusement sa mère. Elle le présenta à un vieux serviteur de Charles Ier, le chevalier William Moor, qui le prit en amitié et lui fit obtenir une lieutenance dans l'armée d'Hamilton. Georges avait à peine dix-neuf ans, et sans doute il eût justifié une faveur aussi grande, si l'épée qu'on lui mettait aux mains ne lui fût presque aussitôt devenue inutile. L'exécution de Charles Ier le condamna au repos. La pauvre Elisa Byle, qui avait supporté noblement toutes les rigueurs de sa destinée, sentit se briser son courage à cette dernière épreuve. Huit jours après la catastrophe de White-Hall, Elisa mourut dans les bras de Georges. Ses paroles suprêmes furent recueillies par le jeune homme avec un respect religieux. Elle lui légua son amour pour les Stuarts. C'est alors que son protecteur William Moor, inquiété par le parti vainqueur, avait pris la fuite en lui laissant, à titre de présent et comme souvenir, le cheval que nous avons entendu appeler Tom-Trick par Burk-Staane. Georges était donc revenu à Stone-Byres, où il avait retrouvé son père qu'il connaissait à peine. Tous les germes de résistance qu'Elisa Byle avait semés dans son âme, se développèrent chaque jour davantage. La triste aventure de Montrose acheva de perdre Burk dans l'esprit de son fils, et dès-lors, tous deux réunis dans une apparente communauté, mais réellement divisés de cœur, vécurent, l'un des produits de sa ferme, l'autre d'un revenu modique que la mort de sa mère lui avait assuré.

Maintenant si le lecteur s'est bien pénétré de la position respective des personnages de cette

scène, il comprendra sans peine le silence monotone d'un repas commencé sous de si étranges auspices. Le nouveau Lindsay était fortement préoccupé des mauvaises nouvelles qu'il venait d'apprendre, et des conséquences que pouvait avoir pour lui un changement de nom qui serait découvert tôt ou tard. Lucy, livrée à des réflexions à-peu-près semblables, sentait toutes ses espérances mourir au fond de son âme, ou plutôt elle les voyait fuir devant elle, comme ces feux qui glissent sur la mer devant le navire qui les poursuit. Georges craignait qu'une imprudence ne compromît l'effet de la ruse qui devait servir de sauf-conduit à lord Graham et à sa fille. Quant à Burk, il attribuait le mutisme de ses hôtes à un violent appétit, et, pressé lui-même par la faim, il ne songeait guère à deviner les pensées secrètes qui couvaient sous cette apparente immobilité. Cependant il n'était pas d'avis de terminer cette première entrevue sans avoir échangé quelques paroles avec son hôte, et bien que la position de sir Lindsay, représentant du peuple écossais au parlement de Londres, fût bien supérieure à la sienne, il le croyait trop imbu des principes austères du presbytérianisme pour ne point fraterniser avec lui. D'ailleurs, dans un repas, les extrêmes se rapprochent et les distinctions s'oublient. La table est le véritable autel de l'égalité. Burk finit par traiter Lindsay en camarade, et, en dépit de ses répugnances, force fut à Lindsay de se laisser faire. De temps en temps, Georges venait à son secours, répondait pour lui ou l'encourageait du regard à persister dans une dissimulation dont il était loin, au reste, de comprendre toute la nécessité. Burk, qui ne soupçonnait rien, parlait à tort et à travers avec d'autant plus de verve et d'abondance que ses interlocuteurs ne lui répondaient que par de simples monosyllabes. Il trouva moyen, tout en soupant, de tracer un tableau complet de la réforme et de ses résultats plus ou moins satisfaisans. Il parla successivement des *levellers* ou défenseurs de la loi agraire, des papistes, des partisans de la *cinquième monarchie*, avec une volubilité et une assurance qui n'eussent point déparé le discours d'un docteur illuminé prêchant le covenant. Arrivé à Cromwell, il reconnut dans ce grand politique deux individualités bien distinctes, deux hommes tout différens, le régicide d'abord, et ensuite le protecteur, déclarant avec franchise qu'il estimait infiniment le premier, mais qu'en revanche il aurait envoyé de bon cœur le second à la potence, si une fièvre maligne ne l'eût enlevé fort à propos. Quant à Charles II, ce fut à peine s'il daigna s'occuper de lui. Il était si intimement convaincu de l'aversion de toute l'Angleterre pour les Stuarts, qu'il regardait toutes les tentatives des royalistes comme des folies, et le roi lui-même comme un fou.

Quand Burk-Staane eut achevé sa péroraison, la discussion, que nul n'avait intérêt à soutenir, demeura bien et dûment close. L'orateur put attribuer tout à son aise à la force persuasive de son raisonnement cet abandon simultané du droit de réplique. Il n'alla pas plus loin, — et, reprenant un morceau de chevreuil dans son assiette, il se disposa à réparer le temps perdu. Le premier effet de cette trève fut de soulager momentanément Lindsay du poids de ces préoccupations étrangères, et de le rendre tout entier à ses propres réflexions. Mais peu-à-peu, ses idées s'obscurcirent, un épais bandeau voila ses yeux. La fatigue triomphait: il s'endormit.

— Monsieur, dit Lucy à Georges en baissant la voix, — le château de Loch-Tall est donc bien près d'ici?

— Avec notre chariot, vous y seriez en moins d'une demi-heure.

— Si nous partions ce soir? reprit-elle après un moment d'hésitation et en regardant avec une frayeur concentrée le vieux Burk dont toute l'attention paraissait fixée sur un plein verre d'ale qu'il venait de se verser.

— Je vous comprends, dit Georges. Si vous le désirez, je vais tout préparer pour votre départ. Tom-Trick sera bientôt attelé.

— Mais j'y pense... en quel état est le château? y trouverons-nous seulement des lits?

— Ceux qui y étaient n'ont pu en être enle-

vés... Voilà plus de dix ans que les portes n'ont été ouvertes.

— Comment, dit Lucy étonnée, personne n'y a donc pénétré depuis la mort du marquis de Montrose?

Lucy avait à peine achevé sa phrase que Georges avait tendu les mains vers elle, comme pour lui imposer silence. Mais il était trop tard. Burk-Staane s'était levé et promenait dans tous les sens son regard vitreux et terrifié. On eût dit qu'un bruit mystérieux avait frappé son oreille et qu'il cherchait à en deviner la cause. Lucy voulut demander une explication à Georges, mais Georges posa un doigt sur sa bouche et s'approcha avec précaution de Lindsay, dont le profond sommeil était attesté par la lenteur régulière de sa respiration. Il s'assura que ses yeux étaient bien fermés, et se tournant du côté de Lucy, il se contenta de lui dire : — Heureusement, il dort!

Mais Burk n'avait fait nulle attention à ces paroles de Georges. Une voix terrible avait retenti dans l'air. Il n'entendait, il ne voulait plus entendre qu'elle. Ses traits avaient pris une expression pénible de souffrance et d'égarement. Il s'approcha de Lucy, et lui dit d'un accent profondément ému :

— Vous avez prononcé un nom magique. Ce nom est la gloire et le tourment de ma vie. A cause de ce nom, le ciel m'est ouvert ou l'enfer m'attend!

— Que voulez-vous dire, bégaya Lucy toute tremblante.

— Écoutez. Il y a dix ans de cela. Nous étions en 1650. Le sol anglais, fécondé par la sanglante rosée de White-Hall, se couvrait au loin des germes naissans de la liberté. L'Écosse seule, l'Écosse, rebelle à cette impulsion généreuse, se passionna pour un fantôme, prit parti pour un simulacre de royauté, et se proclama l'esclave de Charles II. Mais deux camps allaient se trouver en présence. La puissance des covenantaires s'organisait au sein même de ce chaos. Ce fut alors qu'un zélé partisan du roi, décidé à étouffer au berceau l'indépendance de l'Écosse, vint débarquer aux Orcades, et déchaîna sur notre terre, déjà si malheureuse, une armée barbare, composée d'aventuriers du dehors et de presque tous les mécontens du pays. La partie était engagée dans ce coup décisif. L'agresseur ne fut pas considéré seulement comme un zélateur isolé de Charles. On le signala aux covenantaires comme le représentant redoutable du principe royaliste en opposition avec le vœu populaire. Les indépendans l'attaquèrent avec vigueur et remportèrent une victoire éclatante. Peut-être la honte de la défaite suffisait-elle à la punition du rebelle (c'est ce que Dieu jugera plus tard, et ce dont je vous rends aujourd'hui l'arbitre). Soldat volontaire de l'armée victorieuse, j'étais revenu depuis quelque temps dans ma chaumière, — une pauvre chaumière au versant des montagnes de Loch-Tall, — lorsque par un soir d'hiver, un homme, enveloppé dans un plaid de paysan, couvert de neige et appuyé sur un bâton noueux, vint humblement implorer asile pour la nuit. Il semblait harassé et livré à de sombres agitations. Ce fut à peine s'il put bégayer un nom, que je ne cherchai même pas à entendre. Il s'étendit sur le lit que j'avais préparé, et ne tarda point à s'endormir. Pendant qu'il dormait, un parchemin carrément plié, glissa sous la plaude brune qui le déguisait. Un infernal pressentiment traversa mon cerveau. Je pensai que cet homme se cachait. J'hésitai un moment, mais la curiosité l'emporta. Je ramassai le parchemin qui contenait divers papiers. L'étranger fit un mouvement, son manteau s'ouvrit et son riche costume acheva de me convaincre. Le doute ne m'était plus possible. J'avais chez moi le chef proscrit des bandes royalistes.

— Le marquis de Montrose? s'écria Lucy en reculant d'effroi.

— Votre oncle, ajouta Georges tout bas.

— Oui, reprit Burk dont l'égarement redoubla à cette interruption de la jeune fille, oui! le marquis de Montrose! alors une lutte s'établit dans mon cœur, lutte affreuse, terrible, déchirante! d'un côté, le cri de la pitié : de l'autre, le cri du devoir! que vous dirai-je? un éclair passa sur mes yeux et dans cet éclair, je crus que Dieu lui-même me montrait la balance de l'éternelle justice et que la vie d'un homme y

pesait moins que le salut d'un peuple.... Je dénonçai le fugitif... Vous savez le reste... Jacques Graham, marquis de Montrose, fut conduit à Edimbourg pour y être jugé — et des mains qui l'avaient livré, il passa dans celles du bourreau!

Ici finit la confession de Burk. Une larme brilla sous sa paupière, mais il l'essuya aussitôt. Cependant de larges gouttes de sueur roulaient sur les joues de Georges et l'on eût dit à voir Lucy immobile et pâle comme une statue, qu'elle venait d'être pétrifiée par la foudre.

— Que pensez-vous de ma conduite, reprit froidement Burk-Staane, et quel prix croyez-vous que lui réserve l'éternité?

Georges frissonna. Mais Lucy avait rappelé son courage et elle répondit d'un accent plein d'une douce conviction.

— Devant la loi divine, votre action peut être répréhensible, mais qui sait? l'amour de la patrie est une seconde religion, et comme je ne doute pas qu'une intention pieuse vous ait guidé dans cette voie, qui est peut-être celle de l'erreur, je crois aussi que Dieu vous en tiendra compte et que, ne pouvant vous condamner ni vous absoudre, il vous recevra dans sa grâce inépuisable, comme un pécheur digne de miséricorde et de pardon.

Cette réponse, dont la dignité calme avait excité l'admiration de Georges, fit néanmoins vibrer dans l'âme de Burk la corde d'une secrète mélancolie. Ce n'était pas là une complète réhabilitation. Il ne se trouvait pas suffisamment justifié par le verdict indulgent de Lucy. Georges le voyant plongé dans une de ces réflexions muettes auxquelles il était depuis si long-temps accoutumé, lui frappa sur l'épaule en le priant de venir l'aider à harnacher Tom-Trick. Tout préoccupé qu'il fût, le montagnard ne se fit pas prier et suivit son fils sans dire un mot.

Quelques minutes après, la porte se rouvrit. Une jolie paysanne, accorte, rosée, bien prise sous un corsage rouge qui dessinait la taille la plus svelte et la plus gracieuse, entra vivement, puis s'arrêta tout-a-coup, comme effrayée par la vue des deux étrangers. Elle hésita si elle devait fuir ou rester; mais un geste amical de Lucy la rassura à propos. Alors, elle marcha sur la pointe des pieds, comme les enfans qui jouent à cache-cache et de l'air d'une personne qui en poursuit une autre. Elle regarda tout autour d'elle et ne vit pas celui qu'elle cherchait. Son désappointement s'exprima par une petite bouderie toute charmante. Puis soudain une gaîté naïve reparut sur son front, et on eût pu lire sur ses lèvres indiscrètes ces deux mots échappées de son cœur: le voici! effectivement, la voix de Georges avait retenti dans la cour. La jeune fille s'élança de ce côté et fut bientôt auprès de son fiancé.

— Eh! que fais-tu là, Georges? Pourquoi m'avoir oubliée si long-temps? Méchant, tu ne veux donc plus danser avec moi?

Pour la première fois, Georges se sentit mal à l'aise devant Annah.

— Tu le vois, ma bonne Annah, dit-il d'un ton qui déguisait mal son embarras, mon père a besoin de moi; il faut que j'atlle au château.

— Au château? mais il n'y a personne.... quelle nécessité?

— Il n'y a personne au château, c'est vrai, reprit Georges; mais dans une heure il sera habité par sir Lindsay et sa fille. Ce sont ces deux étrangers que tu as dû voir à table. Je les conduis et je reviens.

Il finissait de parler, lorsque Lucy, qui avait réveillé son père, arriva près du chariot. Tous deux y montèrent avec empressement, en disant adieu à Burk-Staane. Georges occupa le siége de devant, et Tom-Trick, tout joyeux de cette promenade imprévue, secoua la tête, frappa la terre de son sabot impatient, et, au premier avertissement du fouet de Georges, abattit sa croupe par une dépression élégante, et partit comme un trait.

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N^ro. 17.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Voyage dans les Pyrénées orientales.

Par Viennet.

(Fin)

En descendant au fond de la fosse du géant, je m'aperçus que les ténèbres devenaient presque visibles; et je distinguai à ma gauche un large glacier dont nous avions jusque-là côtoyé les bords. Le brouillard se dissipa durant le trajet ou plutôt nous le laissâmes sur la montagne.

Un brillant rayon de soleil
Échappé de l'épais nuage
Vint éclairer notre voyage,
Dorer de son éclat vermeil
Tous les rochers du voisinage;
Et je crus assister à ce premier des temps
Où l'éternel, tonnant sur la nature entière,
Du chaos ébranlé sur ses vieux fondemens,
Fit jaillir d'un seul mot la vie et la lumière.

C'est au fond de ce passage enchanteur que nous aperçûmes enfin l'étang de Carança. Une descente d'une heure nous y conduisit, et j'eus le plaisir de contempler cette nappe d'eau dont la tranquillité contrastait avec les eaux écumantes qui nous avaient assourdis pendant la route. Ce lac est assez joli pour un pays qui n'en fait pas état comme la Suisse. Ses eaux sont limpides et profondes. De larges truites s'y jouaient sous nos pieds, et nos chasseurs en visèrent quelques-unes. Mais elles avaient la malice de disparaître au moment où on les ajustait; et je n'en connus pas le goût. Il fallut aussi me passer du quartier d'isard que m'avaient promis nos chasseurs, et que les gourmands du pays préfèrent au plus succulent des lièvres. Mes montagnards firent comme madame de Sévigné; ils me servirent des histoires au lieu de rôti. Ce fut d'abord un jeune homme qui était resté une heure suspendu au rocher que j'avais devant les yeux, et qu'il avait eu l'imprudence de gravir pour dénicher des aiglons. Vinrent ensuite les serpens de la contrée. Ils n'ont que deux pieds de long, avec un corps de quatre pouces de diamètre et une queue de rat. Leur blessure est mortelle, si l'on ne se hâte de leur couper la tête et d'en sucer le sang. Aucun homme vivant n'en a vu, mais il n'est pas un vieillard mort dont on ne cite le témoignage. Il y avait une histoire plus surprenante encore. Un berger avait apprivoisé une couleuvre. Elle arrivait à son coup de sifflet, et le berger lui donnait une tasse de lait de ses brebis. Cet homme avait quitté le pays depuis dix ans, quand il eut occasion d'y repasser avec un de ses amis. Il voulut l'amuser de ce spectacle, donna un coup de sifflet et la fidèle couleuvre reparut. Elle était devenue monstrueuse, c'était une façon de boa. Mais le berger n'ayant plus ni lait ni troupeau, le monstre, irrité d'avoir été joué dévora son ancien échanson. Le grand-père du

conteur avait connu le berger, mais ce grand-père était mort depuis long-temps. Et à tout prendre, ces légendes valent celles de saint Cil et de sa marmite, sans rapporter autant de piécettes.

Le lac de Carança paraît avoir un mille de tour, et une roche de cinquante pieds de haut s'élève comme un siége de pierre à sa partie supérieure. C'est là, sans doute, que le géant du roi d'Aragon venait s'asseoir pour prendre ses bains de pied: j'y cueillis des roses alpines et de jolies violettes jaunes sans odeur. J'eus aussi le plaisir d'y prendre de charmans papillons, parmi lesquels se trouvait un bel apollon, qu'on ne rencontre que sur les hautes montagnes. Un de nos chasseurs en garnit sa casquette, ce qui lui donnait un faux air de Mercure avec des ailes battantes sur l'oreille. Mais c'est à nos pieds qu'il en fallait pour achever notre route. Nous suivions le torrent qui s'échappe du lac en écumant à travers des roches de granit. Le soleil, que nous avions tant désiré, nous faisait presque repentir de notre impatience à le revoir; et nous soupirions après l'ombrage d'une forêt que nous découvrions au loin dans la gorge. Mais la forêt, la gorge et le soleil disparurent tout-à-coup derrière un épais nuage qui s'élevait majestueusement devant nous, comme ceux que l'Opéra fait descendre et remonter pour donner au machiniste le temps de préparer une décoration nouvelle.

Bercé des riantes sornettes,
Que le génie aux ailes d'or
Inspire à messieurs les poètes,
Je croyais qu'un Adamastor,
Enveloppé dans le nuage,
Allait d'une voix de Stentor
S'opposer à notre passage.
Mais les sorciers et les géans
Ne sont plus, hélas! de notre âge,
Et la magie a fait son temps.
Il ne nous reste, et c'est dommage,
Que les jongleurs et charlatans.

La sonnette d'un taureau me tira de mes illusions poétiques, et un troupeau de cent cinquante vaches nous annonça que nous rentrions enfin dans la région des vivans. C'était le troupeau communal de Fontpédrouse, qui passe quatre mois à paître dans ces gorges; mais n'allez pas vous fonder sur la pauvreté du pays pour croire que les maîtres de ces vaches tirent parti du lait qu'elles donnent. Les bergers seuls en vivent; ils jettent ce qu'ils ne boivent pas; et si vous voulez des fromages, faites-en venir de Roquefort ou d'ailleurs. Je comptai vainement sur ce lait pour me rafraîchir, l'heure de traire était passée. Mais le ciel vint à mon secours, en m'offrant de nombreuses touffes de framboisiers dont nous dépouillâmes à l'envi les branches épineuses. Un peu plus bas, car nous descendions toujours par une pente irrégulière, que j'évalue à un pied par toise, nous cueillîmes des groseilles que le soleil d'août venait à peine de mûrir, et nous entrâmes sous la voûte épaisse d'un bois de noisetiers, de frênes et de bouleaux, dont l'ombrage nous suivit l'espace d'une lieue. Nous vîmes là, sur le revers d'une haute montagne, un immense taillis des mêmes essences. C'était le premier que nous eussions aperçu dans cette partie des Pyrénées, où l'industrie forestière est demeurée dans l'enfance. La nature a planté, les hommes abattent et ne replantent plus. Les villageois se plaignent des maîtres de forge; ceux-ci s'en prennent aux villageois, et les accusent de faire dévaster les jeunes pousses par les troupeaux. Les bois de l'état sont surtout mangés par les maraudeurs et ne rapportent point les frais de garde. Avant dix ans, toutes ces montagnes seront à-peu-près déboisées. Les forges manqueront d'affouage; les paysans n'auront plus de quoi se chauffer, et déserteront leurs cahutes pour mendier leur pain. Je regretterai un fort joli sureau qui se mêle aux frênes et aux noisetiers de cette vallée raboteuse. Les baies de cet arbuste ne se dressent point en parasol comme celles du nôtre. Elles pendent en grappes rouges comme celles du sorbier des oiseaux, mais plus petites et plus nombreuses, et l'effet en est charmant. Je n'ai vu nulle autre part ni ce sureau, ni le llampourde, ni le saule nain à côtes rouges; je les recommande à nos botanistes. Je leur signalerai encore un arbrisseau de neuf à dix pieds, dont un

individu unique existe dans un jardin de Prades. La feuille est lancéolée, gauffrée, et communique aux doigts qui s'y frottent le délicieux arome du café moka. Sa fleur subit trois transformations: elle s'offre d'abord par grappes blanches comme un muguet *) renversé; puis vient une gousse verte, oblongue, comme celle du baguenaudier**); et de cette gousse jaillit enfin un flocon de coton fin et blanc, auquel pendent de petites graines noires.

Je quitte la botanique et les frais ombrages de la vallée de Carança, pour rentrer dans toutes les horreurs d'une nature sauvage. Le torrent s'engouffre dans une gorge étroite, escarpée, et souffre à peine que les hommes entretiennent un sentier de deux pieds de large. C'est avec les énormes galets qu'il roule en écumant dans son lit, que l'industrie humaine répare chaque jour le sentier qu'il dégrade. Ce chemin passe fréquemment d'une rive à l'autre, à l'aide de ponts branlans formés de trois frêles solives de sapin ou de bouleau, sur lesquelles sont posées des dalles de schiste ou de granit. J'ai passé, dans un quart d'heure, quatorze de ces ponts, qui sont emportés à chaque orage et qu'on refait avec la même patience, parce qu'il est impossible de passer ailleurs, quand on n'est ni chamois ni chèvre. Bientôt le torrent refuse impitoyablement le passage. Il prend toute la gorge, il en est maître. Il a forcé les pauvres humains à se frayer un sentier sur la montagne même, à l'aide du pic et du salpêtre. On marche ainsi, l'espace d'une demi-lieue, sur une corniche qui n'a pas toujours un pied de largeur; le passage le plus dangereux est à deux cents pieds au-dessus du torrent, qu'il ne faut pas s'amuser à regarder. C'est assez de l'entendre, et nos Roussillonnais eux-mêmes étaient pressés d'arriver au bout. Eh bien! le croirait-on? les femmes de ce pays pratiquent de nuit et de jour ces périlleuses corniches, avec une charge d'un quintal sur la tête. Elles font huit grandes lieues, dont quatre avec ce fardeau, pour une misérable somme de vingt sous!

Il faut voir ces nymphes agiles
Trotter par bandes et par files,
Sur ces rocs sourcilleux de cailloux hérissés,
Le pied chaussé de l'espardille,
Et les cotillons retroussés,
Portant sur leurs fronts encrassés
Leur sac dressé comme une quille.
Leur chemise, au gré des autans,
Flottant à nu sur la rotule,
Découvre des jambes d'Hercule
Aux mollets nerveux et puissans;
Mais de leurs yeux l'agaçante prunelle
Éclate comme l'étincelle,
Sous des sourcils de jais dessinés en arceau;
Et quand les flots d'une onde pure
Ont, pour les fêtes du hameau,
De leurs fronts purgé la souillure,
Sous cette crasse et cette bure,
Vous retrouvez mainte figure
Qui de Rubens eût tenté le pinceau.

Je reviens à mon torrent. Je suis descendu de la corniche par un escalier taillé dans le roc, et j'en côtoie les bords sur une chaussée de galets, entre deux rochers coupés à pic comme les deux tours de Notre Dame. On dirait que la main des hommes lui a frayé ce passage, qui termine de la manière la plus pittoresque cette singulière vallée. Nous retrouvâmes le village de Thuès à la sortie de la gorge.

Au milieu du riant bocage,
Où le torrent impétueux,
Qui m'avait assourdi de son bruyant tapage,
Engloutit dans la Têt ses flots tumultueux:
Et la Têt à son tour va dans la mer profonde
Engloutir ses flots mugissans;
Et je me rappelais ces fougueux conquérans,
Et ces tribuns à brillante faconde,
Qui font tant de bruit en ce monde,
Pour finir comme les torrens.

J'ai rejoint enfin mes deux compagnons de voyage et la mule *Rata*, et après avoir à grand'-peine remis en selle mes jambes harassées, j'ai regagné au pas la ville de Prades, où je mets en ordre des souvenirs qui n'amuseront peut-être personne.

---

*) Maiblümchen. **) Blasenbaum

Tom-Trick.

Par Molé-Gentilhomme.

II.

Le Monomane.

(Suite.)

Georges absent, Annah restait seule, toute seule. Car sa beauté, et sa supériorité d'esprit lui avaient suscité à Stone-Byres plus de sourdes jalousies que d'amitiés franches, et, depuis trois ans qu'elle était orpheline, elle vivait dans une entière retraite avec un vieillard respectable nommé John Gare, qui avait reçu de sa mère mourante la sainte mission de veiller sur elle, mission dont il s'acquittait avec la tendresse et la vigilance d'un père. Mais ce n'était pas à lui qu'elle eût voulu confier ces petits chagrins de jeune fille dont l'aveu est parfois si difficile. Annah se contenta donc de maudire tout bas la fatalité qui la séparait de Georges, à l'heure même où elle avait tant compté sur lui pour soutenir, dans son innocent orgueil de fiancée, sa rivalité avec les autres fiancées du village. Elle avait si bien savouré d'avance le plaisir de se pavaner au milieu de ses compagnes, avec son jupon court, sa croix d'or et ses nattes blondes qui caressaient ses blanches épaules; elle avait tant travaillé à se faire jolie, non pour elle, non pour tous ceux qui allaient la regarder, mais pour rendre Georges fier et heureux, — qu'un découragement cruel glaça son cœur quand cet espoir fut déçu, quand tout ce rêve s'évanouit. Encore, si elle avait pu le suivre! mais non. Il lui fallait retourner au bal triste et seule, sans désir et sans but, et, pour jeter une dernière goutte dans cette coupe d'amertume déjà si remplie, il lui fallait mêler son chagrin à toute cette joie, confondre ses larmes avec ces sourires, et avoir devant ses yeux, durant la soirée entière, tout le bonheur insultant des autres. Et puis, un paysan curieux et bavard n'alla-t-il pas semer le bruit qu'au moment où Georges partait, Annah s'était mise à pleurer? La nouvelle eut un succès immense. En moins d'un quart d'heure, elle fut dans toutes les bouches, et quand Annah revint au bal, chacun put s'assurer, d'un coup-d'œil charitable, qu'elle avait les yeux rouges et les traits renversés. Les plus méchans la plaignirent tout haut, et lui demandèrent, avec un hypocrite empressement, la cause de son chagrin. Les autres ne s'en occupèrent pas. Du reste, on regarda généralement l'abandon de Georges comme le signal d'une rupture, et cet événement, augmenté de tous les commentaires auxquels il devait nécessairement donner lieu, prêta un intérêt piquant à cette pauvre fête de Stone-Byres qui, sans cela, eût été assurément la plus monotone et la plus ennuyeuse du monde.

Cependant, comme les danses allaient cesser, Georges reparut. Annah s'élança vers lui, et la promenade qu'ils firent tous deux en causant et en se tenant par le bras, détruisit jusqu'à un certain point l'impression défavorable qu'avait produite l'absence de Georges. Annah ne songea d'abord qu'à donner un libre cours à sa joie, et à puiser dans cette minute tant désirée l'oubli de plusieurs heures de souffrance; mais bientôt elle s'aperçut que Georges était froid et rêveur, et qu'il répondait à peine à ses questions. Peu-à-peu, elle parla moins... puis elle ne parla plus du tout. Alors ce fut Georges qui renoua l'entretien, mais d'une façon si pénible et si froide qu'elle comprit confusément qu'il ne lui parlait ainsi que par contenance et pour ne pas l'attrister. Un amer sanglot qui gonflait son cœur déborda dans ses paupières; elle pleura. Qui le croirait? Georges ne vit rien; Georges n'entendit rien. Georges n'était plus lui-même. Il eût fallu pour deviner les tortures d'Annah l'intelligence sympathique qui vient de l'âme, et l'âme de Georges n'était plus en lui; elle était perdue dans un rêve impossible; elle s'en allait au hasard, ne sachant trop ce qu'elle cherchait, s'égarant en mille espérances confuses... et Annah voyait bien qu'il en était ainsi. Elle ne sentait plus l'étreinte si douce du bras de son fiancé. Alors elle se laissa prendre à une frayeur superstitieuse, et pensa que peut-être elle s'était trompée et que ce n'était pas lui. Elle le re-

garda à la dérobée. Hélas! pauvre Annah! c'était bien Georges, — mais Georges infidèle, Georges, moins son amour et son cœur.

Puis vint l'adieu, puis la séparation. Déjà ces deux âmes ne vivaient plus de la même vie. L'une se brisait, l'autre croyait renaître. La malheureuse enfant, dévorée des premières atteintes de la jalousie, ne put même se soulager par l'oubli qu'apporte le sommeil. Trop de larmes empêchent les yeux de se fermer.

La nuit se passa, rapide pour lui, lente pour elle. Elle ignorait encore quel malheur elle devait redouter, mais elle comprenait qu'il y en avait un, prêt à la frapper dans ce qu'elle avait de plus précieux, l'illusion de son amour. Georges, au contraire, retrouva en rêve son fantôme bien-aimé, et lorsqu'en s'éveillant, il voulut expliquer ses souvenirs, il se rappela qu'il avait rêvé de Lucy.

Au matin, le soleil transforma les pics grisâtres des montagnes en rouges créneaux de feu. Tout annonçait une journée plus belle encore que la précédente.

— Si nous allions visiter nos nouveaux voisins, dit Burk à son fils en se levant. Le temps est superbe. Nous irons à pied et nous laisserons reposer Tom-Trick jusqu'à demain.

Georges aurait voulu que Burk ne mît jamais les pieds au château de Loch-Tall, mais la crainte de lui inspirer des soupçons et peut-être aussi le désir qu'il avait lui-même d'y retourner, triomphèrent aisément de ses scrupules.

— Volontiers, répondit-il.... Miss Lindsay compte d'ailleurs sur nous pour lui sauver les embarras d'une première installation.

— Raison de plus, dit Burk, pour n'y pas manquer.

Il se mirent en route. A cent pas du village, ils aperçurent une jeune fille assise sur un tertre dont la verdure, obscurcie par les ombres d'un bois de frênes, allait se perdre tout au bas, dans les flots bouillonnans de la Clyde. Burk lui cria de loin:

— Bonjour, Annah!

Georges rougit de je ne sais quel sentiment de honte et n'eut pas le courage de l'aborder: d'un geste spontané, tous deux détournèrent la tête en se saluant de la main.

Quand ils revinrent quatre heures après, Annah était encore là, assise au même endroit, immobile, rêveuse, l'œil fixe. Elle avait passé tout ce temps à suivre de la pensée et du regard le torrent qui roulait à ses pieds.

III.

La Chaumière de Loch-Tall.

Depuis un mois, sir Lindsay visitait sa propriété en compagnie de Burk-Staane, qui lui expliquait les avantages et les défectuosités du terrain et avait dressé, comme eût pu le faire l'intendant le plus habile, un résumé clair et succinct de ses charges et de ses revenus. Plusieurs fois Lindsay, prêt à partir pour une de ces petites excursions territoriales, si douces au cœur des propriétaires, avait appelé sa fille pour l'emmener avec lui. Mais un coup-d'œil jeté à la hâte sur ses possessions nouvelles, avait suffi à miss Lucy. Sa jeune âme ne comprenait pas les vives jouissances de l'avare qui contemple son trésor pour le plaisir de le contempler. Absorbée dans un rêve d'amour, dont la réalisation était encore le secret de l'avenir, elle se plaisait surtout dans une solitude qui agrandissait l'horizon de sa pensée et ouvrait le champ large à ses espérances de bonheur. Elle avait pris en affection sa petite chambre gothique dont les deux fenêtres dominaient une des plus splendides perspectives de l'Écosse, et si parfois elle s'arrachait à ces méditations rêveuses, au milieu desquelles ses lèvres murmuraient un nom que nous saurons bientôt, c'était pour suivre dans les vallées prochaines Georges Staane, le fils du farouche puritain, le seul ami sincère qui leur eût tendu la main à Stone-Byres. Presque tous les soirs, Burk venait trouver Lindsay au château; et une liaison presque intime s'était établie entre ces deux hommes, qu'un mensonge avait rapprochés, mais qu'une indiscrétion pouvait à toute heure armer l'un contre l'autre. Georges profitait ordinairement de l'entrevue de son père avec Lindsay

pour transmettre à Lucy les renseignemens secrets qu'on lui envoyait de Lanark sur les opérations de Charles II. Tout le temps des deux montagnards était donc consacré aux nouveaux hôtes de Loch-Tall. Annah ne voyait plus Georges qu'au moment où il traversait le village pour se rendre chez Lucy. Toujours elle attendait un regard, un signe d'intelligence, un adieu... Mais rien, jamais rien. Georges préoccupé semblait avoir oublié qu'en allant au château de Loch-Tall, il passait devant la chaumière d'Annah.

Un soir, Lindsay, ayant poussé son investigation jusqu'aux dernières limites du clos seigneurial, arriva sur une espèce de monticule d'où l'on découvrait, entre deux montagnes qui fuyaient en sens opposé, une échappée assez large de rase plaine. Le soleil descendait lentement à l'horizon, demi caché par les nuages qui le poursuivaient dans sa retraite, et ne jetait plus à la terre que cette lueur jaunâtre et vaporeuse qui précède le crépuscule. A travers cette douteuse obscurité qui n'est pas encore la nuit, mais qui n'est plus le jour, le comte put distinguer une ruine, composée de quatre pans de murs ébréchés et de quelques ais de chêne dont la chute semblait imminente. Il était aisé d'ailleurs de reconnaître dans ces débris mal ajustés, les restes d'une habitation abandonnée autour de laquelle régnait une haie vive qui servait, tant bien que mal, à defendre l'approche d'un acre environ de terrain en jachère. *)

— Quelle est cette hutte de sauvage, dit Lindsay après un attentif examen, et à qui peut-elle appartenir?

Cette question parut singulièrement embarrasser Burk. Il se mit à tousser, fit claquer ses doigts d'un air distrait, comme s'il n'avait rien entendu, et ne crut pouvoir mieux faire, pour prévenir une seconde attaque, que de riposter par une autre.

— Avez-vous réfléchi, dit-il, au conseil que je vous ai donné hier? Le sol est excellent au dessus des couches basaltiques du roc, et une couronne d'ormes et de sapins clôrait magnifiquement votre domaine de ce côté. A votre place...

*) Brache.

— Avant d'embellir mon domaine, interrompit Lindsay qui suivait paisiblement le cours de son idée, je veux l'agrandir pour en doubler, si je puis, la valeur. Et c'est pour cela, Burk, que je vous demandais à qui appartient ce débris de chaumière dont le propriétaire est peu jaloux sans doute, puisqu'il ne se soucie pas plus de son entretien. Ce terrain a pour moi mille séductions. J'ai déjà le château-fort, il me faut la basse-cour. Voyez-vous, Burk, la montagne, c'est le lieu de plaisance, le luxe de l'imagination et des yeux: la plaine, c'est la richesse la plus solide. C'est la plaine qui nourrit la montagne. Je ferai mon potager de ce terrain en friche. La cabane dont nous brûlerions les morceaux cet hiver, serait remplacée par une métairie superbe dont vous seriez le fermier. Que dites-vous de ce plan, et ne vous paraît-il pas aussi sagement combiné qu'avantageux?

— Pas tant que vous le pensez, répondit Burk. Ce bas-fonds est exposé à des inondations fréquentes. Rien n'empêchera, par un jour d'orage, sept ou huit des torrens voisins de se réunir pour creuser au milieu de la plaine un lit profond, — et alors, vous comprenez.... adieu la métairie.... fermier et bétail seraient engloutis le lendemain dans les gouffres de Corra-Lynn.

— Vous plaisantez. Les torrens n'ont-ils pas depuis long-temps creusé leurs voies, et choisiront-ils pour en sortir le moment même où je prendrai possession d'un misérable clos que leur fureur à toujours respecté! En vérité, Burk, on jurerait qu'un intérêt personnel vous porte à défendre ce pauvre coin de terre contre l'envahissement des acquéreurs.

Burk se voyait attaqué dans ses derniers retranchemens, et l'œil de Lindsay était trop clairvoyant pour qu'il pût espérer de lui en imposer par de nouveaux subterfuges. Il pensa qu'il valait mieux capituler et que le seul moyen de sauver son secret était d'en livrer une partie.

— Puisqu'il faut tout vous dire, sachez donc que jamais cette terre ne sera vendue à qui que ce soit. Aux yeux des étrangers, aux vôtres même, sir Lindsay, il n'y a là qu'une chaumière déserte, un débris que l'indifférence des hommes a livré

aux colères de l'orage et du temps. Pour moi, pour tout bon presbytérien, pour celui surtout qui en est le possesseur depuis bientôt vingt années, c'est un asile que sa célébrité a fait inviolable, un temple consacré par le souvenir. Ce terrain, hérissé de ronces, pourrait sous une main habile se couvrir d'une riche moisson. Mais l'homme dont je vous parle n'y laissera point pénétrer la charrue. Il renonce, dans l'intérêt de sa conscience, à quelques marcs d'argent qui lui feraient peu de bien sur terre et beaucoup de mal dans le ciel. C'est dans sa cabane que s'est accomplie l'action de sa vie la plus méritoire ou la plus criminelle. La moitié de son existence est là; chaque jour, il vient, comme un pèlerin repentant, interroger d'un regard inquiet ce débris chancelant, et quand il voit qu'il est debout, que le vent ne l'a point encore entraîné et que le feu du ciel a passé sur lui sans le détruire, il s'en retourne moins triste, moins accablé de remords, car il croit lire dans ce respect des élémens l'éclatante manifestation de la clémence de Dieu. En un mot, sir Lindsay, cette chaumière est celle où le marquis de Montrose s'est endormi fugitif et réveillé prisonnier....

A ce nom, à ce souvenir évoqués pour la première fois devant lui depuis son séjour dans le Clydesdale, le lord sentit une pâleur glacée inonder son visage et fut près de défaillir. La même minute venait aussi de souffler dans son âme un soupçon terrible. L'hésitation de Burk, l'émotion que sa voix avait trahie malgré ses efforts pour la dissimuler, cette chaleur, au moins extraordinaire, dans la défense d'intérêts qu'il disait lui être étrangers, parurent à Lindsay un problème, que le soin de sa propre sûreté lui ordonnait d'éclaircir. Il eut bientôt retrouvé sa présence d'esprit, et il songea à dresser ses batteries assez adroitement pour arracher à Burk l'aveu qu'il ne semblait pas disposé à faire de bonne grâce.

— Si je me rappelle bien vos propres paroles, cet enragé puritain est de vos amis?

— Je ne m'en dédis point, fit Burk avec une affectation d'insouciance, qui fortifia les soupçons du comte.

— Son nom?

— C'est mon secret.

— Voudriez-vous lui porter mes propositions?

— Pourquoi pas? Seulement je doute qu'il les accepte.

— Puisque vous êtes le confident de ses pensées, il est tout simple que je m'adresse à vous....

— Vous en êtes le maître.

— Si je lui offrais deux cents dollars?

— Il ne les prendrait pas.

— Trois cents?

— Pas davantage.

— Quatre cents?

— Attendez sa mort. Il vous fera son héritier. Cela vous coûtera moins cher.

Cette proposition ne pouvait manquer de froisser Lindsay. Il y vit même une intention d'ironie, et sans prendre le temps de la réflexion, il répliqua avec un sourire dédaigneux:

— Cet héritage est sanglant et serait celui d'un traître. Je ne l'accepterais point....

Cette réponse l'avait trahi. Burk fit un bond en arrière, comme s'il eût senti le fil électrique frémir entre ses doigts, et fixa sur son interlocuteur un de ces regards aigus qui semblait vouloir pénétrer dans les abîmes les plus cachés de l'âme. Le puritain Lindsay ne pouvait qualifier de *traître* l'homme exalté, qui, en livrant Montrose avait assuré le triomphe de la cause puritaine. Ce mot démentait tout son passé: il élevait une barrière entre Burk et lui. De son côté, lord Graham, qui, en se liant avec le montagnard, n'avait fait qu'obéir à une impérieuse nécessité, frémit à l'idée qu'il avait devant lui l'assassin de son frère, et cette idée lui fit presque oublier le rôle que les conseils de Georges et la crainte de compromettre son parti, lui avaient jusqu'alors imposé. Cette amitié, qui, après tout, n'était qu'une enveloppe factice, contenant deux élémens contraires, entre lesquels toute fusion était impossible, devait céder tôt ou tard à ce principe de destruction. Le volcan s'était formé: l'éruption viendrait à son heure.

— Je ne vois pas, reprit Lindsay en fran-

chissant tout-à-coup les dernières limites de la prudence, pourquoi votre frère d'armes tient si fort à ce carré de terre et à ces pieux vermoulus. Ne devrait-il pas bien plutôt supplier les torrens d'y ouvrir un précipice sans fond ou bien demander à la foudre de dévorer ces honteux débris — et une fois brûlés, — savoir gré au vent d'en disperser au loin la cendre? N'est-ce donc pas assez d'avoir commis le crime, sans vouloir en perpétuer le souvenir? Dans quel évangile est autorisée cette profanation infâme? Depuis quand et au nom de quelle religion déhontée, élève-t-on des autels à la trahison? Ah! c'est là que le marquis de Montrose, poursuivi, découragé, proscrit, a cru pouvoir reposer sa tête, et c'est là qu'en se réveillant, il s'est trouvé garrotté, vendu par l'homme — je me trompe — par la bête fauve, dont il était venu, confiant en la foi écossaise, mendier un peu de paille pour ne pas mourir de fatigue et de froid! Et cet homme qui lui avait prêté son lit et donné son pain, cet homme qui l'avait reçu de Dieu même et qui devait le rendre à Dieu, — car les lois de l'hospitalité sont divines, — cet homme a profité de son sommeil pour lui voler son secret et le dire à tout venant, et jeter son corps en pâture au bourreau! Et ce fanatique insensé se croit un héros, quand il n'est qu'un délateur! Quand vous le verrez cet homme, Burk, dites-lui que le sang traîtreusement versé laisse sur la terre une trace brûlante, que ni les larmes humaines, ni les pluies du ciel ne sauraient effacer... Dites-lui qu'un dénonciateur est un lâche et que les lâchetés ne trouvent grâce devant personne, pas même devant ceux à qui elles ont profité!... On accepte une trahison, si elle est utile, mais toujours et partout on renie les traîtres.

— Et si la patrie est redevable à cet homme de son salut, la reconnaissance ne peut-elle enfin l'absoudre...?

— Non, reprit avec feu lord Graham, car la patrie doit maudire la main qui n'a su sauver sa puissance qu'aux dépens de son honneur, et pour elle alors, l'ingratitude est un devoir!

Pendant cette chaleureuse imprécation, Burk avait courbé silencieusement la tête, car chacune de ces austères paroles retentissait profondément dans son cœur, comme si elles eussent émané de la bouche même de Dieu. Il se sentait coupable, et l'accent convaincu de Lindsay lui ôtait jusqu'à la force de se défendre et de se justifier. L'ombre du marquis de Montrose avait surgi de la terre, menaçante, inexorable. Alors, il retomba dans les folles terreurs du vertige, auquel nous l'avons déjà vu en proie, et pour un instant, les illusions de son fanatisme aveugle furent dispersées par la violence de ses remords.

— Qui a parlé de Montrose? s'écria-t-il d'un son de voix brisé. Pourquoi toujours ce nom à mon oreille et ce fantôme devant mes yeux? N'est-il donc pas mort qu'il revient sans cesse se placer sur mon passage et troubler mon repos? Le tribunal des hommes l'a cependant jugé et le bourreau a fait son devoir....

— Oui, répliqua le comte, mais en mourant au milieu des tortures, Montrose t'en a légué une plus atroce encore que les siennes et sous laquelle tu te débats vainement, le repentir..!

— Le repentir! répéta Burk en relevant la tête par un mouvement d'incroyable fierté, le repentir! c'est l'hôte des consciences souillées, et la mienne est pure, entendez-vous? Montrose était l'ennemi de Dieu, et Dieu l'a frappé par mon bras. Membre de la ligue sainte dont le devoir est de conserver l'Écosse à l'église presbytérienne, devais-je déserter ma cause et livrer la terre où j'étais né aux fureurs d'un renégat? Placé entre deux trahisons, j'ai choisi celle qui devait sauver le covenant. Ainsi donc pourquoi me repentirais-je d'avoir immolé Montrose à l'intérêt de tous, puisque ce sacrifice a dû être agréable au Seigneur..!

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N^ro. 18.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Tom-Trick.

Par Molé-Gentilhomme.

III.

La Chaumière de Loch-Tall.

(Suite.)

Indigné de tant d'aveugle présumption, sir Lindsay se disposait à répondre, et cette réponse, si l'on en jugeait par le feu que lançait son regard, allait tomber comme la foudre sur les dernières illusions de Burk, lorsque les sons d'une musique bruyante éclatèrent dans la cour du château de Loch-Tall. En même temps le comte vit venir à lui un cavalier chargé de poussière, dont la monture vivement aiguillonnée sautait hardiment par-dessus les charmilles et traversait, avec une rapidité inouïe, les terres récemment labourées. Un pourpoint à taillades de satin rouge, un chapeau à passe relevée et ombragé d'une large plume qui jouait au vent, enfin un air de coquetterie répandu sur toute la personne de l'étranger, annonçaient qu'il était loin d'appartenir à la secte des Têtes-Rondes et qu'il se souciait peu d'exciter sur son passage la sympathie des vrais puritains. Le cœur du comte s'épanouit de joie à la vue de ce costume frais et galant qui lui rappelait celui des anciens cavaliers, et il adressa à Burk-Staane un regard oblique où durent se peindre toutes les jouissances d'un espoir soudainement conçu. Pendant ce temps, le jeune officier avait mis pied à terre et Lindsay, qui l'avait reconnu, s'était précipité dans ses bras.

— Eh quoi! capitaine Horace, c'est vous! que venez-vous m'apprendre? Quelles nouvelles? Pourquoi ces fanfares et cette visite inattendue?

— Permettez-moi, dit Horace tout essouflé, permettez-moi de reprendre haleine — et pour calmer votre impatience, lisez ces quelques lignes que je vous avais écrites, craignant de n'avoir pas le temps de m'arrêter à Loch-Tall.

Lindsay saisit avidement le pli que lui tendait sir Horace, et parcourut des yeux le commencement de la lettre: mais, arrivé à la fin, un rayonnement de satisfaction éclaira son visage et il relut à haute voix les dernières lignes, en épiant l'effet qu'elles allaient produire sur le calme impassible du montagnard.

...... „Réjouissez-vous donc, mon cher comte ou plutôt mon père, car bientôt je pourrai vous donner ce titre, — réjouissez-vous. L'aurore de notre bonheur s'est enfin levée; Charles II. est rentré dans White-Hall, triomphalement, en roi, l'épée au flanc et la tête haute comme un vrai fils des Stuarts. La grande voix de Londres a joyeusement chanté son retour: le pavé des rues fléchissait sous les gerbes de fleurs. J'ai vu ce magnifique spectacle et mes yeux sont encore

éblouis, mon âme est encore enivrée. Rien n'a troublé le cours paisible de cette journée qui était en même temps la fête d'un peuple et la fête d'un roi. Car le roi et le peuple dateront du même jour, l'un la fin de son exil, l'autre son retour à la raison. A nous maintenant à consolider cette victoire, et je crois que le meilleur moyen d'y parvenir sera de réduire au silence ces obstinés rêveurs, ces fous, pleins d'une gravité risible, qui se décorent pompeusement du nom de puritains. Charles veut, dit-on, opposer aux résistances coupables un pardon magnanime. Dieu veuille que cette clémence ne lui soit point fatale. Mais si ces lutteurs infatigables redescendent dans l'arène, notre épée sortira du fourreau pour y rentrer sanglante. Nous laisserons le serpent tranquille, tant qu'il dormira sous l'ombrage de l'arbre de paix: mais s'il s'éveille pour nous piquer de son dard envenimé, nous écraserons la tête du serpent.“

Pendant cette lecture, un orage de fureurs s'était amoncelé dans la poitrine de Burk. L'arrivée de Lucy en retarda l'explosion. Elle courut d'un air enjoué vers sir Horace et l'accabla de mille questions auxquelles le jeune cavalier répondit le plus brièvement possible. Car son service l'obligeait à repartir aussitôt. Le duc d'York l'avait chargé d'un message important qu'il s'était engagé sur l'honneur à remettre cette nuit même au gouverneur militaire de Glasgow.

— Je vous quitte, dit sir Horace à Lucy en remontant à cheval. Mais vous êtes attendue à Edimbourg avec votre père et c'est là que je compte vous rencontrer prochainement...

— A Edimbourg! s'écria Lucy toute joyeuse, et quand partons-nous?

— Quand Stone-Byres et Loch-Tall auront célébré par une fête splendide, répondit Lindsay, l'heureux événement que vient de nous annoncer sir Horace.

— Oh! le plus tôt possible, n'est-ce pas, mon père, il me tarde de revoir Edimbourg...

— Vous n'y resterez pas long-temps, reprit sir Horace, car la place de votre père, Lucy, la place de lord Graham, frère de l'infortuné marquis de Montrose, est marquée à Londres, à la cour du roi Charles II.

Les adieux s'échangèrent rapidement. Sir Horace, pressé par l'heure, piqua des deux et eut bientôt disparu derrière les inégalités du terrain. Aussitôt qu'il eut rejoint sa troupe, le bruit des timbales et des trompettes, brusquement interrompu, fut remplacé par le pas sec et précipité des chevaux qui reprirent, au grand galop, le chemin de Glasgow.

— Vous m'avez donc trompé! s'écria Burk d'une voix tonnante, vous avez pris un faux nom pour m'extorquer des aveux dont l'imprudence sera chèrement payée sans doute! Par ma foi, vous avez joué là un rôle honteux, et si vous m'avez jeté à la face le nom de traître, je vous renvoie celui d'espion!

Lord Graham et Burk-Staane firent un pas l'un vers l'autre. Mais Georges arriva à temps, pour s'interposer entre les deux adversaires.

— Le mensonge que vous reprochez à mylord, — mon père, — dit-il d'un ton plein d'une autorité respectueuse, — ne saurait lui être attribué. Moi seul en revendique le tort et la responsabilité. Je n'ai pas besoin de vous expliquer l'importance que j'attachais à vous céler ce secret terrible. Lord Graham et sa fille n'ont fait que consentir à une substitution par moi proposée, le jour même de leur arrivée à Stone-Byres. Aujourd'hui que la volonté de Dieu et la force des circonstances, en dévoilant ce secret, ont mis en présence deux hommes qui ne devaient point se rencontrer, séparés qu'ils sont par une haine héréditaire et d'amers souvenirs, je vous supplie, vous, mylord comte, et vous, mon père, d'effacer de votre mémoire toute trace de colère et de rancune, et de n'emporter, en vous quittant, que le désir sincère d'ensevelir le passé dans l'oubli. Vous voyez que je ne me fais pas illusion au point de vouloir vous réconcilier. Ainsi que le pardon, l'amitié entre vous est impossible. Il y a des élémens qui ne se rapprochent qu'à condition de se détruire: séparez-vous.

Burk, suivi de Georges, se dirigea lentement vers l'une des issues latérales du clos. Lord

Graham s'éloigna avec sa fille du côté opposé.

— Merci de Dieu! murmura Burk entre ses dents, assez haut toutefois pour que le comte pût l'entendre, le rétablissement des Stuarts est un fléau tombé du ciel pour punir l'Angleterre de ses péchés; mais la pénitence ne sera peut-être pas aussi longue qu'on le croit.

Lord Graham ne perdit pas un mot de cette menace, flèche impuissante que le covenantaire lui décochait en fuyant. Il résista légèrement à Lucy qui l'entraînait par le bras, et murmura du même ton, en regardant Burk de côté :

— Sir Horace avait raison. Ces théoriciens maudits sont incurables; tôt ou tard nous serons forcés d'écraser la tête du serpent.

Burk ne répliqua point; mais toute sa figure se nuança de teintes livides, et il se mit à marcher beaucoup plus vite, sans s'inquiéter si Georges était, ou non, derrière lui.

Mais Georges avait ralenti son pas, et Lucy, après avoir échangé avec lui un regard d'intelligence, laissa également son père retourner seul au château. En quelques minutes, les deux jeunes gens, qui ne s'étaient pas perdus de vue, arrivèrent à la sortie du clos par deux sentiers différens.

— Je n'ai pas voulu rentrer, dit Lucy, sans vous avoir rassuré... mon père pourrait invoquer la loi pour venger son frère... cette arme, dans ses mains, serait terrible... je l'empêcherai de s'en servir.

— Et moi, répondit Georges, transporté de reconnaissance, j'ai lu dans les yeux de Burk une affreuse menace; mais je ferai sentinelle auprès de lui, miss Lucy, et tant que je vivrai, lord Graham n'aura rien à craindre!

IV.

Corra-Lynn.

Dès ce jour, toute relation apparente cessa entre le village et le château. Le traité d'alliance était rompu; mais les deux ennemis, en levant leur visière et se reconnaissant, avaient jeté au loin leurs armes, et s'étaient résignés d'un commun accord à une suspension d'hostilités, bien résolus toutefois à se tenir sur la défensive, en cas d'attaque. Lord Graham qui, dans le premier délire de sa colère, avait été sur le point de demander à la chambre haute la mise en jugement de Burk-Staane, semblait avoir cédé aux instances de Lucy, et renoncé à son droit d'accusateur. Mais Burk n'avait pas oublié la malédiction de lord Graham. Dès-lors, il s'était habitué à voir en lui, non pas un ennemi personnel, mais un obstacle vivant à la régénération de l'Écosse. Placé à ce perfide point de vue, il se crut appelé à un rôle providentiel, se persuada que Dieu l'avait choisi pour l'accomplissement d'un sacrifice qui devait lui être agréable, et prêta à une vengeance vulgaire les proportions sublimes du dévoûment. Burk s'aveuglait sur la vraie source de cette haine qui creusait un abîme autour de lui. Tourmenté par une pensée unique, négligeant ses anciennes amitiés, il retrempait son énergie dans le silence et l'isolement. Il passait des journées entières sans parler à son fils, et souvent le soir, les campagnards travailleurs, ceux qui restaient aux champs jusqu'à l'apparition de la première étoile, racontaient à leur retour qu'ils avaient vu le vieux Burk-Staane se promener seul et silencieux aux environs de la chaumière de Loch-Tall.

Cependant, l'Angleterre secouait le joug d'austérité que lui avait imposé le parti presbytérien. Ce masque l'étouffait : elle revint, dès qu'elle se sentit libre, à sa vie folle et dissipée d'autrefois, respira à pleins poumons l'air embaumé des fêtes proscrites, et reprit place aux joyeux banquets que le jeûne et l'abstinence avaient si longtemps interrompus. Ce n'étaient de toutes parts que courses de chevaux, spectacles publics, tournois d'adresse, combats de coqs et d'ours, tous amusemens mondains, qui étaient regardés comme autant de scandales par les puritains les moins rigides.

Stone-Byres et Loch-Tall, naturellement placés sous l'influence de lord Graham, ne pouvaient rester en arrière dans ce concours de réjouis-

sauces dont l'éclat établissait parmi les communes une sorte de rivalité; et bien que ces fêtes fussent destinées à glorifier un principe auquel toute l'Angleterre était loin de se rallier, on put se convaincre, à la joie spontanée qui en accueillait le triomphe, qu'une majorité imposante lui était acquise. Il faut dire aussi que, toute question de politique à part, on était las de tant de privations, de contraintes et d'incertitudes. On était tombé dans de telles exagérations de vertu, et les définitions des docteurs avaient tellement embrouillé la question du bien et du mal, que les intelligences humiliées se revoltaient, décidées à percer elles-mêmes les ténèbres de ces obscures théories. Il n'était donc pas étonnant qu'après une nuit aussi longue, le premier rayon de jour fût salué par des cris d'enthousiasme, et que les goûts frivoles, long-temps comprimés par l'austérité républicaine, prissent un essor qui lui-même pouvait paraître exagéré. La tempérance touche de plus près qu'on ne croit à l'orgie: toute réaction est un excès.

Lord Graham ne rencontra donc aucune opposition, lorsqu'il s'occupa d'organiser la fête de Stone-Byres. Les nouvelles autorités s'étaient installées sans coup férir, et l'on n'avait eu que la peine de rétablir le chiffre de Stuarts sur les écussons où avaient successivement figuré ceux de Cromwell et de Richard, et les emblèmes méprisés de la courte domination du Rump. Au jour fixé, toute la jeunesse des environs accourut à Stone-Byres, et cet élan unanime n'excita aucun murmure improbateur. Bien plus, la fête semblait avoir passé de la terre au ciel, et le soleil lui-même, si avare de sa présence au milieu des brumes d'Écosse, s'élança dès le matin de l'abîme des monts, et versa sur le paysage ses plus radieuses clartés.

Depuis deux heures environ, quelques jeunes montagnards, réunis à des dragons de l'armée du duc d'Albemarle, avaient engagé une partie de course à laquelle une foule immense paraissait prendre un vif intérêt. La longueur du trajet à parcourir n'excédait pas un quart de lieue, mais de nouvelles difficultés de terrain surgissaient à des points très rapprochés. Le chemin dont on avait fait choix descendait d'abord en pente légère, puis devenait horizontal, puis montait rapidement, et enfin se transformait vers le milieu en une sorte d'isthme, dont l'abord escarpé pouvait décourager les plus audacieux. Plus loin, la terre était molle et fléchissait sous le pied des chevaux qui épuisaient ainsi le reste de forces dont ils allaient avoir besoin pour achever leur passage à travers les nudités du roc. Ici, d'ailleurs, bien que le but de la course ne fût plus qu'à deux cents pas, un dernier obstacle effrayait les concurrens. Le sol était coupé par une profonde fissure où roulait en gémissant une source d'eau bleuâtre qui allait augmenter plus loin le nombre des cascades naines de la Clyde. Il fallait franchir le précipice et enfin grimper, plutôt que monter, en dépit des fossés et des ravins, sur un rocher à pic, au sommet duquel flottait, en guise de panache, un élégant drapeau de satin, brodé pour cette solennité par la main délicate de Lucy Graham.

Les efforts des concurrens étaient jusqu'alors demeurés inutiles. Le plus grand nombre s'arrêtait au torrent. Quelques-uns l'avaient pour tant franchi, mais tous revenaient sans avoir fait le dernier pas. Lord Graham, mêlé aux groupes, et juge suprême du tournoi, avait résolu de proposer un autre jeu, car on eût pu craindre que le drapeau ne restât sur le rocher comme un témoignage de la maladresse des cavaliers écossais, et déjà il se concertait à ce sujet avec Lucy, lorsque le trot d'un cheval retentit tout-à-coup derrière lui. La foule s'ouvrit pour faire place à Georges. Annah le suivait à quelque distance, accompagnée du vieux John Care.

— Est-ce que vous vous sentez le courage de concourir? dit lord Graham. Tous vos amis ont déjà renoncé.

— J'essaierai, répondit Georges. Je ne demande qu'un instant pour laisser Tom-Trick reprendre haleine.

Tom-Trick était un charmant animal qui avait été donné à Georges, ainsi que nous l'avons dit plus haut, par le chevalier William Moor. En le baptisant du nom de Tom-Trick, Georges avait

voulu le naturaliser Écossais, mais on reconnaissait aisément en lui le type non équivoque de l'origine arabe. Son œil vif et légèrement creusé, la courbe élégante de son col, les oreilles fines et veloutées, sa croupe haute et arrondie attestaient une noblesse de race dont les parchemins pouvaient d'ailleurs fournir la preuve. Sa crinière, peu fournie comme celle de la plupart des chevaux nés sur la terre d'Yemen, était d'un noir étincelant et, sous la caresse d'un oblique rayon de soleil, sa robe bai-brune se nuançait d'admirables reflets dorés; car il faut dire que par une singularité remarquable, il avait conservé, en vieillissant, tous les attributs de la jeunesse. Quand Georges fut prêt à partir, le frémissement qui parcourut le corps de Tom-Trick, le gonflement de ses narines, sa visible impatience qui égalait celle des plus jeunes chevaux, furent considérés comme autant de signes d'un bon augure pour le succès du nouveau concurrent. Lucy, qui n'oubliait jamais la dette de reconnaissance qu'elle avait contractée envers Georges, ne laissa point fuir l'occasion qui s'offrait de lui en donner un gracieux témoignage. Elle se pencha vers lui, et d'un ton qui pénétra, trop profondément peut-être, dans l'âme du jeune homme:

— Je n'ai formé de vœu, lui dit-elle pour aucun de ceux qui ont concouru avant vous. Mon indifférence eût accueilli, sans plaisir comme sans regret, le nom du vainqueur... Mais pour vous, monsieur Georges, je ferai une prière mentale, et si l'étendard que j'ai brodé moi-même passe dans vos mains, je ne regretterai pas les quinze jours de travail qu'il m'a coûtés.

Cet encouragement était pour Georges un gage certain de victoire. Tom-Trick prit son élan avec la rapidité d'une flèche, et ramena un quart d'heure après son cavalier au milieu de mille joyeuses acclamations. Georges avait gagné le prix.

Tout-à-coup, un premier nuage violemment pourchassé par le vent d'ouest intercepta les rayons du soleil. Peu-à-peu leur nombre augmenta, et l'aspect riant de la fête se modifia par degrés aux reflets grisâtres du ciel orageux. Quelques gouttes de pluie forcèrent le plus grand nombre à chercher un abri. Les jeunes gens entraînèrent Georges sous un vaste hangar où l'on avait transporté, dès les premières menaces de l'orage, le festin que la commune offrait au vainqueur, et qui d'abord devait avoir lieu sous une tonnelle richement fleurie. Georges, du reste, eût bien désiré ne pas quitter lord Graham, mais c'eût été compromettre Lucy. Il s'exécuta, bien qu'à regret. Le repas tirait à sa fin, lorsqu'on vint l'avertir que quelqu'un le demandait à la porte. Il sortit. C'était Annah qui l'attendait.

— Pardon, lui dit-elle, pardon de vous interrompre, Georges, mais ce n'est pas pour moi...

Georges ne répondit rien. Il sentait si bien ses torts envers Annah, qu'il ne pouvait plus la voir ni l'entendre sans un serrement de cœur, sans un frisson de remords.

— En ce moment, reprit-elle, un grand malheur menace lord Graham et sa fille. Vous seul pouvez les sauver.

— Parle vite, s'écria Georges en lui prenant la main, parle vite!

Annah dégagea sans affectation sa main de celles de Georges. Puis elle continua:

— Il y a une heure environ, John Care, Burk et moi, nous étions réunis autour du foyer, lorsqu'un serviteur de lord Graham entra, en nous disant que son maître l'envoyait demander à John Care s'il avait à sa disposition un chariot et un cheval pour le reconduire, avec sa fille, au château. John répondit qu'il avait bien un chariot, mais que son cheval était hors d'état de marcher; que cependant il s'en procurerait un dans le village, et que le lord pouvait compter sur lui. „Vous avez bien fait de promettre, dit votre père à John, quand le messager se fut retiré, car Tom-Trick est à votre disposition: si cela vous convient même, je prendrai votre place et vous débarrasserai de cette corvée. Cela me distraira.“ John consentit et Burk alla chercher Tom-Trick. Je ne sais quel soupçon effroyable s'introduisit furtivement dans mon âme, mais il me sembla que je devais l'épier. Je montai dans les combles de la grange de John, je mis la tête dehors, et malgré l'obscurité qui

devenait à chaque instant plus épaisse, je ne perdis point un mouvement de Burk. Son visage respirait la fureur et la vengeance; sa bouche murmurait des mots de haine et de malédiction. Et puis, Georges, mes yeux ne m'ont pas trompée, j'en suis sûre, Burk est armé! Maintenant, il attend lord Graham.

— Oh! Annah! tu as bien deviné! C'est un crime qui se prépare. Comment le prévenir, ô mon Dieu!

— J'y ai songé, dit Annah. Venez avec moi; je vous donnerai un plaid grossier qui appartient à John Care; vous le jetterez sur vos épaules. Je vous présenterai comme un voyageur; vous prendrez place auprès de Burk.... il ne vous reconnaîtra pas.

Ce plan fut aussitôt exécuté que conçu. Ils coururent chez John, et de là allèrent rejoindre Burk-Staane.

— Laissez monter ce pauvre homme près de vous, lui dit Annah en amenant Georges; John Care vous le recommande. Il demeure à deux pas de Loch-Tall.

Burk ne pouvait refuser. Georges monta sans attendre son consentement.

Il était temps d'arriver. Lord Graham et sa fille étaient déjà blottis au fond de la voiture, et se désespéraient de la lenteur du départ. La pluie tombait avec violence, et il tardait à Lucy d'apercevoir la grande porte du château de Loch-Tall, car, depuis un instant surtout, de sinistres prophéties se croisaient dans son cerveau, et une voix mystérieuse soufflait à son oreille les plus étranges appréhensions.

Enfin on se mit en route. On traversa le village silencieusement. Plus de trace de fête: toutes les maisons étaient fermées, et l'on pouvait apercevoir çà et là, à travers quelques basses lucarnes, les plus intrépides danseuses delacer tristement leurs corsages, et jeter avec humeur, dans un coin de la chambre, leurs bouquets trop tôt fanés. La pluie, cette impitoyable ennemie des plaisirs champêtres, avait noyé et entraîné dans ses torrens toute la joie, toute la parure de cette fête.

Le chariot roulait. Le bruit des roues, longuement répercuté par les profondes excavations des montagnes de Stone-Byres, remplissait l'âme de Lucy d'un nouvel effroi. L'homme qui était venu le dernier n'adressait point la parole à celui qui tenait les guides, mais il avait continuellement les yeux sur lui. Un observateur attentif eût soupçonné peut-être l'affreuse signification de ce morne silence: il eût compris, à la respiration entrecoupée de l'un, à l'immobile sang-froid de l'autre, qu'une grande tempête se préparait et qu'il y avait là un fleuve tout prêt à rompre sa digue et à déborder dans l'espace. Or, il est des momens dans la nuit où le silence est horrible et impossible à soutenir, où il évoque autour de l'imagination des fantômes effrayans que l'on ne sait comment conjurer. Une fois lancé dans ce monde d'hallucinations, on veut dissiper le charme, et pour cela on élève la voix, on parle tout haut. On a besoin de s'entendre soi-même, pour être bien sûr que l'on vit encore de la vie réelle, et aussitôt que la voix a retenti dans l'air, on n'a plus peur, parce qu'on reprend le sentiment de sa force et de sa raison. Ainsi de Miss Graham. Ce silence glacé l'épouvantait: elle eut le courage de le rompre la première.

— Où sommes-nous, mon père? Croyez-vous que nous approchions de Loch-Tall?

— Sur mon honneur, ma bonne Lucy, vous en savez autant que moi. Je n'ai jamais vu de nuit aussi noire. La pluie tombe en nappes épaisses, et le vent est si fort que je crains bien qu'après avoir éteint les feux de joie du village, il n'ait aussi soufflé sur les étoiles... Pas un rayon de lumière en haut ni en bas! le ciel et la terre ne font plus qu'un.

— Vous vous trompez, mon père, dit Lucy, car je vois très distinctement une lueur blanchâtre de ce côté... du côté droit de la route, fit-elle en se reprenant.

— En effet, reprit le comte, et à mesure que nous avançons, cette lueur monte et s'élargit. Ah! ajouta-t-il après une courte réflexion, et du ton d'un homme qui retrouve dans sa mémoire un souvenir oublié, je sais ce que c'est, mais par saint Georges, Lucy, je ne vous le

dirai point, et vous devinerez si vous le pouvez. Cela vous fera passer le temps. — Eh bien! vous ne devinez pas?

— Pas le moins du monde.

— Puisque votre esprit est aussi rebelle, dit lord Graham, ne le tourmentez pas inutilement, et contentez-vous de contempler ce spectacle imposant qui clôt dignement la fête de ce jour, et qui n'est, au reste, que la conséquence d'un ordre donné par moi-même, ce matin, au gardien de Loch-Tall. Je suis content de voir qu'il l'ait ponctuellement exécuté.

— Un ordre... de vous... mon père?

— Certainement, de moi. Mais, au lieu de me questionner, regardez donc, regardez, Lucy, et dites-moi si ce tableau nocturne ne vaut pas à lui seul tous les points de vue que vous avez admirés jusqu'ici?

En effet, jamais perspective plus affreusement belle n'avait ébloui l'œil de Lucy. Un fanal rouge vacillait dans les ténèbres de l'immense désert. L'éclair de la forêt répondait à l'éclair du ciel. Deux incendies mugissaient ensemble.

— Mon père, dit Lucy avec un geste d'impatience, pourquoi soumettre ma curiosité à une épreuve inutile. J'ai beau chercher, je ne puis découvrir d'où proviennent ces flammes?

— Cela devrait vous être aisé cependant, répondit lord Graham; car je n'ai fait en cette occasion, que me conformer à votre désir. Vous avez voulu la grâce de Burk-Staane et je vous l'ai accordée. Mais en épargnant le tigre, je m'étais promis de détruire sa tanière pour qu'il ne vînt plus rôder du côté de Loch-Tall. Aussi demain matin, avant de partir pour Edimbourg, j'espère bien ne plus voir à la place de la chaumière maudite, qu'un peu de cendre et de fumée qui annonceront à Burk et à ses pareils, que l'expiation a passé par là!

A ces derniers mots, l'homme qui conduisait, se retourna et se dressa de toute sa hauteur devant lord Graham. Lucy poussa un cri perçant.

— Vous parlez d'expiation, s'écria Burk d'une voix tonnante. Songez donc à celle que vous demande l'Angleterre pour les plaies que vous lui causez. Vous avez donc oublié que nous sommes les saints et que vous êtes les impies? Le ciel s'ouvre à qui le délivre d'un ennemi et je veux gagner le ciel! préparez-vous donc à la mort...

Au même instant, la lune parut derrière un nuage que le vent venait de déchirer par le milieu et projeta ses rayons sur la carabine que Burk tenait braquée contre lord Graham. Ce fut une lueur vive, rapide, étincelante, qui jeta dans l'âme du comte et de sa fille un frisson glacé. La mort leur avait cinglé le visage. — Mais dans l'intervalle de cette minute, — moins qu'une minute, — de cette seconde, ils avaient eu le temps de perdre l'espoir et de le ressaisir, de mourir et de ressusciter. En effet, le coup était manqué et lorsque lord Graham et Lucy, muets d'horreur et d'épouvante, osèrent rouvrir les yeux que l'instinct du péril avait fermés, ils virent le compagnon de Burk tenant d'une main les guides et de l'autre la carabine qu'il avait arrachées en même temps au farouche montagnard.

— Qui que tu sois, articula péniblement Burk, que la fureur avait mis hors de lui-même, qui que tu sois, lâche serpent qui es venu t'interposer par surprise entre le glaive et la victime, ton triomphe ne sera pas long et j'aurai mon tour!

— Arrêtez, cria le comte, arrêtez, nous voulons descendre....

— Vous ne descendrez pas, reprit le covenantaire avec une expression infernale, vous ne descendrez pas!! Vous vous croyez sauvés... Regardez maintenant!!

Les guides venaient d'être coupées par Burk-Staane. Le cheval était libre.

Pour la deuxième fois, l'effrayante magie d'une mort imminente se reproduisit devant les yeux du comte et de sa fille. Tout était fini, ou plutôt, pensée plus affreuse encore, tout allait finir. Cette agonie pouvait durer une heure — plus peut-être; en un mot, aussi long-temps que le doigt de la Providence dirigerait les pas du cheval livré à lui-même, à travers les détours et les déviations de cette route épouvantable. La vengeance avortée de Burk prenait une éclatante

revanche. Quatre morts pour une! Il avait mieux aimé, l'aveugle puritain, périr à la tâche que d'y renoncer.... tous quatre pouvaient maintenant adresser leurs prières à Dieu. Tous quatre étaient égaux devant la mort qui, certes, ne ferait pas d'exception. Au moment donc de mourir, chacun caressa sa pensée favorite: ce fut un concert intérieur et muet d'adieux déchirans aux personnes, aux choses, aux souvenirs. Lucy surtout, la pauvre Lucy, dont le cœur était si plein de passé et si affamé d'avenir, Lucy qui avait à peine essayé de la vie, demandait tout bas au ciel quel était son crime, pour qu'il lui envoyât une mort pareille, une mort qui venait par une nuit si noire, si profonde — et qui allait la broyer sur les rochers, pour la jeter ensuite toute meurtrie aux lames du torrent. Le comte n'avait plus qu'une idée, ne prononçait plus qu'un nom, Lucy! Ses yeux s'étaient fixement attachés sur elle. Le père voulait mourir en regardant sa fille.

La tempête redoublait, les branches, violemment détachées du sommet des arbres, sifflaient affreusement comme des flèches qui fendent l'air. Les fantômes se multipliaient sous le clair regard de la lune, et la cime des rocs, en se mirant dans la plaine, y décrivait mille ombres bizarres qu'on eût dit animées. Les voix de la nuit ordinairement tendres et mélancoliques, se confondaient tumultueusement dans une hymne de désespoir. C'étaient des soupirs éplorés, des gémissemens à briser le cœur, toute une harmonie de deuil, toute une musique d'adieu. Les sanglots de l'orage répondaient à ces voix sinistres. Le vent pleurait.

Tom-Trick effrayé s'emporta; les roues côtoyaient le torrent; il fallait attendre et se résigner. Tout-à-coup l'inconnu se leva. A cent pas de lui le chemin tournait brusquement, et sans aucun doute l'instinct de Tom-Trick allait devenir impuissant.

(Suite.)

Le Divorce.

ROMANCE.

Au mépris de l'Hymen sacré,
Dont rien ne dut rompre la chaîne;
De mon sein long-temps adoré,
Mon époux s'arrache sans peine.
Ah! si mon amour et mes soins,
Ingrat, ont cessé de te plaire,
Ton cœur devrait te dire au moins,
Que de ton fils je suis la mère.

Hélas! je vais donc voir mon lit
Profané par une étrangère,
Et veuve d'un époux qui vit,
Rester sans appui sur la terre.
L'époux qui dut m'enorgueillir,
Souillant des nœuds que je révère,
Est celui qui me fait rougir
Des titres d'épouse et de mère.

Mais en vain ton manque de foi
Par la loi devient légitime,
Plus délicate que la loi,
La nature t'en fait un crime.
Vois cet oiseau, prompt à changer:
L'inconstance est son caractère;
Mais il cesse d'être léger
Quand sa compagne devient mère.

De ton épouse éloigne-toi,
Suis de tes feux la folle ivresse,
Tu restes maître de ma foi,
Peut-être, hélas! de ma tendresse.
Nos nœuds ne seront point trahis,
Quoiqu'à d'autres je pourrais plaire;
Tu ravis un père à ton fils,
A ton fils je garde sa mère.

MADAME DUFRÉNOY.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 19.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Madame Dufrénoy.

Adelaïde Gillette-Billet war der Familienname dieser ausgezeichneten Frau, welche am 3. December 1765 zu Paris geboren wurde und sich bereits in ihrem funfzehnten Jahre mit N. Dufrénoy, einem sehr wohlhabenden Procurator am Chatelet vermählte. Jung, schön und talentvoll versammelte sie die bedeutendsten Literaten in ihren Kreisen und bildete von diesen, namentlich von ihrem geistreichen Freunde Laya unterstützt, ihre glücklichen poetischen Fähigkeiten aus. Einige ihrer Elegieen zogen gleich nach dem Erscheinen derselben die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums an, und sie hatte sich als Dichterin schon bei dem Ausbruch der Revolution einen sehr geachteten Namen erworben, als die gemeinsame Umwälzung alles Bestehenden in Frankreich auch sie und ihren bejahrten Gatten in ihren Strudel riß und ihnen ihr ganzes ansehnliches Vermögen raubte. Die einzige Hülfsquelle bot das Amt eines Gerichtsschreibers, das ihrem Manne in einer kleinen italienischen Stadt angeboten wurde, dar. Sie begleitete ihn, aber fern vom Vaterlande hatte derselbe das traurige Schicksal, plötzlich zu erblinden. Beseelt von frommem Muth erlernte sie nun die Pflichten und Geschäfte seines Amtes und erhielt so das kärgliche Einkommen, bis eine Wendung der Dinge sie wieder nach Frankreich zurückführte. Kaum hier angelangt, ward sie Wittwe; doch der Graf Ségur nahm sich ihrer an; sie konnte sich wieder ganz ihren poetischen Neigungen hingeben, und ihre Elegieen, welche jetzt gesammelt erschienen, erwarben ihr großen Beifall und allgemeine Anerkennung. Sie war von nun an schriftstellerisch sehr thätig, gab eine bedeutende Reihe von prosaischen Arbeiten, meist zur Bildung ihres Geschlechtes, heraus, leitete eine Zeitlang das Journal l'Abeille und hatte die Freude ihr heroisches Gedicht Les derniers moments de Bayard von der Akademie gekrönt zu sehn. Dieser glückliche Erfolg zog ihr jedoch von mehreren Seiten boshafte Verläumdungen zu, unter denen namentlich die Behauptung, daß der bekannte Dichter Fontanes eigentlich der Verfasser ihrer poetischen Leistungen sei und daß sie sich als politischer Agent brauchen lasse, sie am Schmerzlichsten berührten und ihr eine lange heftige Krankheit verursachten. Zwar genas sie wieder von derselben und widmete sich, höchst glücklich im Kreise der Ihrigen lebend, von Neuem literärischen Bestrebungen, da erfaßte sie plötzlich und unerwartet der Tod, und endete am 7. März 1825 ihr vielbewegtes an Prüfungen und Schmerzen, aber auch an echten und großen Freuden reiches Leben.

Außer ihren Poesieen, welche gesammelt unter dem Titel: Opuscules poétiques, Paris, 1806 3. Aufl. 1821 erschienen, hat sie noch eine Reihe Uebersetzungen und Jugendschriften theils allein, theils in Verbindung mit andern Schriftstellerinnen herausgegeben. Diese waren aber mehr von Buchhändlern bestellte Arbeiten und können, obwohl sie vollkommen ihren Zweck erreichten und sich in ihrer Art vortheilhaft auszeichneten, hier doch weiter nicht berucksichtigt werden.

Als Dichterin verdient sie dagegen besondere Anerkennung wegen der Ruhe, Milde und Süßigkeit, welche in ihren Poesieen, namentlich in den Elegieen vorherrscht. Was sie hier leistete, hat der geniale Béranger am Treffendsten in dem Liede à ma Lampe mit folgenden Worten charakterisirt:

Son livre est plein d'un doux mystère
Plein d'un bonheur de peu d'instants,
Il rend à mon lit solitaire
Tous les songes de mon printemps.
Les dieux qu'au bel âge on adore
Voudraient ils revoler vers moi?
Veille ma lampe, veille encore
Je lis les vers de Dufrénoy.

Épitre à Suzanne.

Par Madame Dufrénoy.

Couronnée par l'Académie de Cambrai.

La pauvreté n'est pas un déshonneur.
Voltaire poésies légères.

Défunt Boileau, favori de la gloire,
Dans ses écrits d'immortelle mémoire,
Nous intéresse aux modestes labeurs
Du jardinier qui cultivait ses fleurs.
Poëte et riche, il put de son Antoine,
Grace à ses vers, élevant l'humble nom,
D'un legs grossir un petit patrimoine.
Moi, je n'ai point de rentes, de maison;
Je n'ai pas même en propre une cabane:
Pour t'illustrer, pour te doter, Suzanne,
De gloire et d'or je n'ai pas fait moisson.
De mes travaux récompense honorable,
Ma pension est mon unique bien:
C'est peu, mais peu vaut encor mieux que rien;
Et j'ai béni le moment favorable
Où le destin, lassé de sa rigueur,
De mes côtés éloigna le malheur.
Ce compagnon n'est pas toujours aimable.
Maître absolu de ses mornes sujets,
Son prisme affreux noircit tous les objets
A leurs regards, et d'ennui les accable.
Toutefois, propre à suivre ses avis,
Je supportais assez bien sa présence,
Quand je pouvais d'un époux et d'un fils
En détourner la fâcheuse influence.
L'un vieux, infirme, et qui dès son enfance
Au joug du faste était accoutumé,
Redemandait, de chagrin consumé,
Aux novateurs sa fortune ravie,
Et l'autre à peine essayait de la vie;
Seule, je dus nous soutenir tous trois.
Mon triste cœur fut souvent aux abois.
Heureusement, au moins, de l'opulence
J'avais joui sans m'en faire un besoin:
La pauvreté n'est peut-être pas loin,
Disais-je alors, formons-nous-y d'avance.
J'armai contre elle, et fort bien m'en a pris:
L'orage gronde; elle frappe à ma porte;
Des hommes noirs composaient son escorte;
Elle entre: adieu mes élégants lambris,
Mon riche écrin, et mes livres chéris!
Je ne sauvai des mains de la rapine
Qu'un Bossuet, un Tibulle, un Racine.
Par Bossuet mon mari consolé
Vers Dieu se vit avec joie appelé.
Mon fils allait approcher de cet âge
Où l'homme instruit se fait un héritage;
Simple de mœurs, sobre, laborieux,
Témoin des pleurs qu'avait versés son père,
Il ne pouvait aider encor sa mère:
Mais mon époux veillait du haut des cieux,
Et l'Éternel exauça tous mes vœux.
La pauvreté de mon logis s'exile:
Mon fils conclut l'hymen le plus heureux.
Faible, souffrante, au ménage inhabile,
J'avais besoin de quelqu'un près de moi:
Tu te montras à me plaire empressée,
Adroite, douce, et désintéressée;
Je n'aurais pu rencontrer mieux que toi.
Un foyer pauvre, une pauvre bougie,
Nous éclairait, nous chauffait toutes deux;
Lorsque ma voix soupirait l'élégie,
De tendres pleurs venaient mouiller tes yeux;
On ne t'avait pas même appris à lire;
Mais par degrés ton esprit se forma,
Et quand tu sus passablement écrire,
Ainsi que moi l'étude te charma:

Tu lus, relus et Racine et Molière,
Esther sur-tout t'émut profondément;
Sur les Orgons tu te donnas carrière.
De tes loisirs ce pur délassement
Te fit chérir les goûts de ta maîtresse;
Et, familière en notre intimité,
Devant le monde, où tout est vanité,
Tu me prouvas, sans pompe, sans bassesse,
Que tu savais respecter ma bonté.
De mon argent sage dépositaire,
Tu l'enfermas et si fort et si bien,
Qu'aux emprunteurs il n'en sonna plus rien.
Tu nous bornas au juste nécessaire,
Non par lésine, ou par goût d'amasser,
Et sou sur sou d'entasser, d'entasser,
Mais par desir de nous tirer d'affaire.

J'étais à flot; argent, meubles, bijoux
S'accoutumaient à revenir chez nous.
Ambition, rêve vain et pénible,
Tu m'as ravie à ce destin paisible!
L'or s'offre et brille à mes yeux fascinés:
Je crois servir beaucoup d'infortunés.
Ce but m'enflamme, et soudain ma franchise
Sourit au faix d'une vaste entreprise.
Pendant six mois elle n'alla point mal;
Notre bailleur de fonds, homme loyal,
Me la laissait gouverner à ma guise.
Voilà qu'un jour, près du Palais-Royal,
Endroit glissant, au plus ferme fatal,
Au jeu nouveau, victime de la baisse,
Il perd son bien; l'argent manque à ma caisse.
L'inquiétude en secret me poursuit;
Matin et soir je travaille; la nuit
Je ne dors plus. Je fais cent et cent courses;
De mon crédit j'épuise les ressources:
Bref, c'en est fait, je tremble chaque jour,
Par les suppôts de l'avide chicane,
De voir encor mettre à nu mon séjour.
Dans ces moments, que disais-tu, Suzanne?
„Madame, eh bien! à quoi bon s'affliger?
Dans vos revers si la foule nous quitte,
De vrais amis nous rendront leur visite:
Nous en avons; ils viendront partager
Votre disgrace, et d'elle vous venger.“
Ces mots trompaient mes chagrins. Dans mon gite,
Le front sévère et le souris railleur,
A pas pressés s'avance le malheur.
„Auprès de toi, me dit-il, j'accours vite;
Tu vois, j'ai rang parmi tes vrais amis.
A mes leçons si ton cœur, plus soumis,
N'eût de l'orgueil écouté les avances,
Tu n'aurais pas, obérant tes finances,
Perdu la paix, ce premier des trésors!
Mais sous ton toit, dès que je fus dehors,
Tu souhaitas de loger l'opulence,
Et dans ce but, tu fis une imprudence.
Moi, je suis franc, même envers de grands rois:
J'en ai contraint de plier sous mes lois.
Ça, désormais nous allons vivre ensemble;
Sache honorer l'instant qui nous rassemble:
Un sacrifice est ici commandé;
Secrètement je l'avais demandé:
J'ordonne. — Quoi? — Tes châteaux en Espagne
T'ont mise à sec; réforme ta compagne.
Fidèle, jeune, elle peut, d'un emploi
Pourvue ailleurs, se séparer de toi.“
„Qui? moi quitter la maîtresse que j'aime!
T'écrias-tu d'un ton plein de courroux:
Vous la livrer! non, je m'offre à vos coups.“
Et tu fis tant que le malheur lui-même
Touché te dit d'un accent aigre-doux:
„Reste, j'accorde une faveur insigne;
„Songe bien... songe à t'en conserver digne.“
Dès-lors ici nous habitons tous trois.
Tu badinas souvent avec notre hôte;
Je t'ai surprise à le rendre courtois.
Mais s'il revint, hélas! c'est de ma faute;
Mon pauvre esprit, à son aspect troublé,
De repentir se sentait accablé;
Je plaisantais, je devorais mes larmes,
Et de mes jours pâlissait le flambeau.
Après six mois de constantes alarmes,
Je suis sur pied, j'esquive le tombeau;
Mais le malheur dans notre honnête asile
Semble vouloir fixer son domicile:
A moins que Dieu ne vienne à mon secours,
Je tremble fort qu'il n'y reste toujours.
Mon revenu, fortune viagère,
Que de moitié grève un devoir sévère,
Pare assez mal à nos besoins pressants.
Je ne puis pas te faire de présents!

Bonne Suzanne, allons, point de colère;
Peu te suffit. A merveille, ma chère;
Mais moi je souffre à ne te pas donner,
Moi qui voudrais de biens t'environner!
Tant que je vis, passe encor; mais les parques
Arriveront me prendre et m'engloutir
Dans ce lieu sombre où petits, grands, monarques,
Entrent toujours pour n'en jamais sortir:
Que feras-tu, moins jeune, moins agile?
„Vous n'êtes pas dans l'hiver de vos ans.
A votre fils votre amour est utile;
Vivez pour lui, pour moi vivez long-temps.
Quant à mon sort, allez, soyez tranquille,
Et composez en paix de nouveaux chants.
Lorsque je crus votre existence éteinte,
Plus d'un soupir répondait à ma plainte;
Chacun alors louait vos vers touchants;
Et je connais plus d'une grande dame
Que votre nom d'enthousiasme enflamme.
Je trouverais, grâce à ce nom chéri,
Des souvenirs, des égards, un abri.“
Prompt à juger de tout d'après ton ame,
Ton dévouement, Suzanne, voit en beau:
Je te l'ai dit, je ne suis point Boileau.

Tom-Trick.

Par MOLÉ-GENTILHOMME.

IV.

Corra-Lynn.

(Suite.)

— Mylord, s'écria-t-il d'un ton solennel, priez Dieu et votre fille sera sauvée!

Burk avait reconnu la voix de Georges; il resta muet de terreur, et suivit de l'œil tous ses mouvemens.

Georges saisit vivement de la main gauche la carabine qu'il avait enlevée à son père, l'arma, visa Tom-Trick, et l'étendit mort sur la place.

On était à trois pas de l'abîme.

La secousse fut si forte, que Burk fut lancé au loin sur des rochers. Georges se précipita vers lui en lui demandant pardon: Burk-Staane n'était plus qu'un cadavre.

Alors un délire amer s'empara de Georges, et donna à sa douleur tous les dehors d'une sombre folie. Il conjurait son père de lui parler; et comme le cadavre restait muet et immobile, il se frappait le front contre le roc et appelait, lui aussi, la mort à son secours. Lucy eut pitié de lui, et le prenant par la main:

— Georges, lui dit-elle, il faut quitter ce pays, nous partons demain pour Édimbourg: venez avec nous.

Georges, en entendant ces paroles, crut que le ciel s'ouvrait devant lui; jamais Lucy n'avait tant osé. Il promena ses yeux sur les deux victimes qui gisaient sur le sol, et pressant avec frénésie la main de la jeune fille, et y posant un baiser:

— Oui, dit-il d'une voix creuse, je partirai... — je partirai...

Un pâtre passait à ce moment: sur l'avis de Georges, lord Graham le chargea d'aller à Stone-Byres porter à John Care la nouvelle de la catastrophe. Le jeune montagnard voulait demeurer près de son père, mais Lucy le fit consentir à les accompagner aussitôt à Loch-Tall. Avant de s'éloigner, il s'agenouilla encore une fois devant son père, et embrassa Tom-Trick en pleurant.

Une heure après, John Care, Annah et quelques villageois de Stone-Byres, guidés par le pâtre arrivèrent à l'endroit où l'événement avait eu lieu. On emporta Burk-Staane. Deux paysans ayant voulu, à l'aide de pieux, déplacer le cheval et le traîner au bord de la route pour le jeter dans le torrent, Annah prit le vieux John à part, lui dit quelques mots à l'oreille, puis s'approchant du pauvre animal et congédiant du geste ceux qui l'avaient suivie:

— Merci de vos bons soins, dit-elle, merci, John et moi, nous nous chargeons de Tom-Trick.

V.

La Fin du Rêve.

Charles II s'était donc enfin assis sur ce trône que tant de secousses avaient ébranlé. Partout on reconnaissait l'autorité du roi. Cependant, les fermens de discorde n'étaient pas complétement éteints, et sous les cendres encore chaudes de la révolution vaincue, se cachait plus d'une vive étincelle. Il n'y avait plus de batailles rangées, mais les combats singuliers, dont le nombre se multipliait outre mesure, enlevaient chaque jour aux deux camps quelqu'un de leurs plus actifs soutiens. La lutte de parti à parti était devenue une lutte d'homme à homme.

Telle était la situation des choses à Edimbourg quand lord Graham y arriva avec sa fille. Le noble comte, vivant souvenir des glorieuses infortunes de Montrose, fut reçu à bras ouverts par tous les membres de l'aristocratie écossaise, que le rétablissement de Charles avait réintégrés dans leurs anciennes possessions. Lucy se livra d'abord tout entière au plaisir de revoir une grande ville, — la ville où elle était née. Quant à Georges, devenu secrétaire intime de lord Graham, et lancé dans un nouveau monde de séductions, il s'enivrait d'une espérance dont il se plaisait à contempler l'éclat lointain, ne sachant quel avenir était réservé à son amour, mais savourant avec joie les douces incertitudes du présent.

Un matin, Georges rencontra sir Horace Ashley au moment où il sortait de chez lord Graham. Jamais ces deux hommes n'avaient eu de sympathie l'un pour l'autre; mais une conformité parfaite d'opinions établissait entre eux une de ces amitiés banales, si communes aux époques de bouleversemens publics. Horace était préoccupé et ne vit pas Georges. Mais ce dernier, déjà contrarié des assiduités du capitaine dans la maison du lord, s'aperçut de son trouble, et ne pouvant l'expliquer, sentit éclater dans son cœur les tourmens confus de la jalousie; il redoubla de vitesse. La jalousie donne courage et il venait de former un projet hardi. Il voulait demander à Lucy une explication.

Il entra. Miss Graham avait la tête tristement penchée et paraissait accablée sous le poids d'une pensée amère. Aussitôt qu'elle aperçut Georges, elle vint à lui avec empressement, lui serra la main et le priant de s'asseoir à ses côtés:

— Vous arrivez bien, lui dit-elle, et l'on dirait que Dieu vous a désigné pour m'assister toujours au milieu de mes alarmes... Georges, j'ai encore une grâce à réclamer de votre dévoûment..

Ce début devait nécessairement modifier les dispositions de Georges. Au lieu de parler, il écouta.

— C'est une triste chose, continua-t-elle, les larmes aux yeux, — qu'une ville le lendemain d'une révolution. On croit l'ennemi mort, il n'est que terrassé. On croit à la paix et cette paix n'est qu'une guerre déguisée: nul n'accepte le titre de vaincu, et ne signe la trêve de bonne foi. Il faut que les vainqueurs aient continuellement la main sur la garde de leur épée. Figurez-vous, monsieur Georges, que, ce matin même, sir Horace passait avec mon père devant la taverne des ménestrels. Les vitres tremblaient aux cris des buveurs et des toasts mystérieux s'échangeaient. L'un de ces hommes, qu'on appelle, je crois, O'Neal, connu par son attachement rebelle au covenant, interpella sir Horace et lui présenta un verre en l'engageant à prendre part au toast qu'il allait porter à la ligue des saints. Pour toute réponse, sir Ashley lui a lancé son gant au visage et rendez-vous a été pris pour demain au point du jour.

— Eh bien? fit Georges qui tremblait de comprendre le fond de la pensée de Lucy.

— Eh bien, reprit-elle, sans s'apercevoir de l'émotion de Georges, mon père assure que l'adresse d'O'Neal est sans pareille et que si Horace se bat, il sera tué...!

— Et en quoi puis-je lui être utile?

— Le sais-je? dit Lucy, frappée du ton froid de Georges, et ne comprenez-vous pas que je vous ai dit cela, parce que j'étais là seule, à souffrir, à penser, à craindre, et qu'une confidence devait me soulager? On m'a bien dit qu'il n'y avait rien à faire... mais me serais-je

trompée en espérant de vous quelques paroles de consolation?

— Non... oh! non... répondit tendrement Georges. Mais vous vous intéressez donc beaucoup à sir Horace?

— Comme il est naturel que je m'intéresse à l'époux que mon père m'a choisi.

— Et vous l'aimez? fit Georges avec explosion.

— Comment ne l'aimerais-je pas? nous avons grandi sous le même toit, sous les mêmes yeux, il est mon frère, et je suis sa sœur.

— Ah! oui, — je comprends.... sir Horace doit être votre époux.... et vous ne voulez pas qu'il meure..., dit Georges avec égarement. Eh bien, sir Horace ne mourra pas.... du moins je ferai tout ce qu'il faudra pour le sauver.... O'Neal est adroit? Oh! tant mieux. Pardon — ne m'avez-vous pas dit que cette querelle avait eu lieu à la taverne des ménestrels?

— Assurément, monsieur Georges. Mais qu'avez-vous?

— Moi, dit Georges en reculant avec épouvante, rien, oh! rien! Si vous saviez! j'avais espéré.... Je croyais... Mais, non, non, je ne croyais rien, je n'espérais rien... Seulement je suis bien malheureux. Adieu, miss Lucy, adieu. Priez pour sir Horace Ashley.

Et il s'enfuit en courant: l'étonnement de Lucy était à son comble. Elle se mit à sa fenêtre et le regarda jusqu'à ce qu'il fût hors de sa portée. Il ne détourna pas une seule fois la tête.

— Il est malheureux, pensa-t-elle. — Malheureux! . . . .

Georges entra dans la taverne, se fit servir un demi-pot d'ale, et demanda au chef de l'établissement si O'Neal viendrait dans la journée.

— Il ne tardera pas, répondit le tavernier Wilson. O'Neal est une de mes meilleures pratiques. C'est tout au plus s'il sort d'ici pour s'aller coucher. En ce moment il est allé prendre chez lui ses armes, dont il aura besoin demain matin: ce qui me fait croire que son intention que je trouve excellente et dont je lui sais bon gré.... et tenez, justement, le voici.

Georges entendit des voix bruyantes et des éclats de rire, et bientôt une troupe nombreuse fit irruption dans la taverne. Les tables furent immédiatement envahies et les crûches de bierre passèrent de main en main.

Le tavernier se pencha à l'oreille de Georges et lui dit:

— Voyez-vous ce grand brun, dont les cheveux sont ras et qui porte le justaucorps de buffle, le baudrier noir et l'épée à garde de cuivre des anciens soldats de Cromwell, c'est O'Neal. Il mourrait plutôt que d'avoir un pourpoint de soie et un seul nœud de rubans. A votre place, je ne resterais pas ici, car, franchement, votre costume pourrait bien le scandaliser.

— En vérité, répondit Georges avec un sourire qui fit frémir l'officieux conseiller, je serais aise de savoir ce que le vertueux O'Neal pense de mon costume, car le sien me déplaît fort, et ma réponse serait toute prête.

Wilson jugea prudent de ne pas poursuivre l'entretien et se retira à l'écart.

— Je vous l'avais prédit, s'écria empathiquement O'Neal, — que je les abattrais les uns après les autres, comme le fléau du moissonneur abat les épis de blé. Ah! je sais bien que c'est une voie perilleuse et qu'au bout je trouverai — qui sait? une hache levée, peut-être celle du bourreau de Charles, et qu'alors je n'aurai plus qu'à briser mon épée et à prier Dieu. Mais on tient là haut un compte exact de mes sacrifices et j'en serai récompensé. Déjà Wittstad, Richard Molmes, Downing, Ralph — ont payé de leur vie l'odieux triomphe de l'impiété. Demain, ce sera le tour de sir Horace Ashley, — ce dameret qui parfume ses gants de bataille et va, dit-on, épouser la nièce de Montrose. En conscience, je ne crois pas que la noce de sir Horace se célèbre jamais en ce monde.

— Pourquoi pas?

Ces deux mots évidemment empreints d'une intention d'ironie, étaient partis de l'encoignure la plus reculée de la taverne. Les puritains se retournèrent en masse, Georges se leva.

— A qui parle ce fou? fit O'Neal avec dédain.

A toi-même, répondit vivement Georges en lui lançant avec violence un de ses gants à la face. Un sourd frémissement de rage circula parmi les compagnons d'O'Neal. Georges reprit avec calme:

— Ce gant est parfumé comme ceux de sir Horace. Voici, maître O'Neal, une occasion de comparer la force des damerets efféminés à celle des puritains robustes. A l'œuvre donc. Tu as ton épée, j'ai la mienne. Partons.

— Moins de précipitation, je te prie. J'ai des engagemens. Sir Horace est premier en date. Il est juste qu'il meure avant toi.

— Tout retard est impossible. Je quitte Édimbourg ce soir même.

— Cet écervelé a probablement des chagrins, dit O'Neal à ses amis avec un sourire moqueur, et il cherche quelqu'un qui veuille bien le débarrasser de la vie. Je suis trop courtois pour lui refuser ce petit service. — A vos ordres, monsieur! Ça, Wilson, vous nous préparerez un bon souper!

La foule sortit en silence de la taverne des ménestrels. On choisit pour lieu du combat le bord de la mer. C'est là que O'Neal avait établi le théâtre de ses exploits.

Pendant que ces choses se passaient, Lucy, étonnée de son propre aveuglement, cherchait à se rappeler les moindres circonstances de la conduite de Georges à Stone-Byres, à Loch-Tall, à Édimbourg. Cet examen du nouveau point de vue où elle était placée lui révéla comme par enchantement, le sens caché de ce dévoûment si tendre, de cette abnégation sans bornes. Un dernier incident devait dans la même journée lui ôter son dernier doute et l'éclaircir entièrement. Elle reçut de Stone-Byres un billet signé du vieux John Care. Le pauvre vieillard, qui ne connaissait miss Graham que de réputation, s'était enhardi jusqu'à s'adresser directement à elle pour sauver sa fille d'adoption, le seul être qui l'attachât au monde. Annah, disait-il, mourait du désir de savoir des nouvelles de Georges, mais elle n'osait écrire elle-même. Le vieillard avait eu plus de courage que l'enfant. Cette lettre finissait ainsi:

„Depuis que Georges est parti avec votre père, milady, il ne nous a pas envoyé un mot de souvenir. Il a oublié Stone-Byres où il est né, Stone-Byres où on l'aime; oui, milady, — où on l'aime, — car cette douce Annah, que vous avez vue souvent avec des yeux si vifs et des couleurs si roses, est maintenant pâle et morne, comme si l'approche de la mort la flétrissait. Ces jours derniers, elle a bien souffert, et je n'ai pas quitté son chevet; — mais je voyais que tous mes soins étaient vains, toutes mes veilles inutiles; car la maladie est dans le cœur. Aujourd'hui Annah va mieux, et pourtant je n'espère plus. Ce n'est pas un corps qui dépérit, c'est une âme qui s'éteint. L'amour est la divine flamme qui peut la ranimer. Pardonnez-moi donc, milady, si j'ose implorer votre aide. On m'a dit que vous étiez bonne, et rien qu'à vous voir, je l'avais déjà deviné. J'ai écrit à Georges; il ne m'a pas répondu. C'est donc mon désespoir qui en appelle à votre pitié! Que Georges renonce à ses rêves d'ambition, — qu'il revienne, — et Annah sera guérie!“

La lecture de ce billet plongea Lucy dans un abîme de tristes pensées, et long-temps elle ne sut quelle résolution prendre. Elle sentait bien qu'elle n'avait qu'à parler pour être obéie; ainsi donc, ordonnerait-elle à Georges de partir ou de rester?

Elle fut interrompue dans ses réflexions par l'arrivée de son père et de sir Horace.

— Grande nouvelle, dit lord Graham, Horace ne se battra point demain.

— Vraiment! et pourquoi?

— Parce que son adversaire n'existe plus, répondit Horace.

— Georges l'a tué, ajouta lord Graham.

Lucy voulut parler; les paroles moururent sur sa lèvre. Lord Graham et Horace exaltèrent le courage de Georges, et sir Horace raconta tous les détails du combat auquel il avait assisté.

Le soir vint; Lucy se retira de bonne heure dans sa chambre. Là, mettant sa solitude à profit, elle songea au passé, consulta l'avenir, interrogea son cœur, et après une longue re-

flexion, elle se disposa à écrire; mais d'abord elle prononça ces mots qui résumaient toute sa pensée:

— J'aime Horace; mais c'est Georges, Georges seul qui est le maître de ma destinée.

Cependant, le bruit de la fin tragique d'O'Neal se répandait dans Édimbourg.

— La mort d'O'Neal, disaient en se lamentant les covenantaires superstitieux, est le voile de la désolation qui s'étend sur la terre maudite. O'Neal mort, le covenant est à jamais perdu.

— Et moi donc, amplifiait Wilson d'un ton dolent, j'en suis pour les frais de mon souper; il ne me reste plus qu'à fermer boutique.

(Suite.)

Paysan.

Sous Louis XIV, on découvrit qu'un paysan était un homme, ou plutôt cette découverte, faite depuis longtemps dans les cloîtres par de jeunes religieuses, alors seulement se répandit, et d'abord parut une rêverie de ces bonnes sœurs, comme nous l'apprend Labruyère. Pour des filles cloîtrées, dit-il, un paysan est un homme. Il témoigne là-dessus combien cette opinion lui semble étrange. Elle est commune maintenant, et bien des gens pensent sur ce point tout comme les religieuses, sans en avoir les mêmes raisons. On tient assez généralement que les paysans sont des hommes. De là à les traiter comme tels, il y a loin encore. Il se passera longtemps avant qu'on s'accoutume, dans la plupart de nos provinces, à voir un paysan vêtu, semer et recueillir pour lui; à voir un homme de bien posséder quelque chose. Ces nouveautés choquent furieusement les propriétaires: j'entends ceux qui pour le deviner n'ont eu que la peine de naître.

On plaint beaucoup les paysans et l'on a raison, en ce sens que leur sort pourrait être meilleur. Ils dépendent d'un maire et d'un garde-champêtre qui se fâchent aisément. L'amende et la prison ne sont pas des bagatelles, diront les libéraux forcénés. Mais qu'ils songent donc qu'autrefois on tuait un paysan pour cinq sous parisis. C'était la loi. Tout noble ayant tué un vilain devait jeter cinq sous sur la fosse du mort. Mais les lois libérales ne s'exécutent guère, et la plupart du temps on tuait pour rien. Maintenant il en coûte à un maire sept sous et demi de papier marqué pour seulement mettre en prison l'homme qui travaille, et les juges s'en mêlent. On prend des conclusions, puis on rend un arrêté conforme au bon plaisir du maire et du préfet. C'est avoir beaucoup gagné en cinq ou six cents ans. Ils étaient la gent *corvéable, taillable et tuable* à volonté; de nos jours ils ne sont plus qu'*incarcérables*. Patience; laissons faire; encore cinq ou six siècles, et les vilains parleront à tout grand seigneur tout comme je vous parle; ils pourront lui demander de l'argent s'il leur en doit et se plaindre s'il leur en prend, sans encourir peine de prison.

Tout cela n'est dit que de la France, s'entend; en Allemagne l'état des choses est différent. Un bailli de bonne pâte, pour ne pas être maire de sa commune, n'en est pas moins le père de ses enfans, et c'est le régime paternel qui règne dans la plupart des états de l'Allemagne. Ce qui s'appèle en France servitude, n'est ici que le règne d'or de la piété filiale et coutumière; or donc le paysan s'y trouve bien de la corvée, et c'en serait une rude que d'en abolir le droit.

Toutes choses ont leurs progrès. Du temps de Montaigne, un vilain, son seigneur le voulant tuer, s'avise de se défendre. Chacun en fut surpris, et le seigneur surtout, qui ne s'y attendait pas, et Montaigne, qui le raconte. Ce manant devinait les droits de l'homme. Il fut pendu, cela devait être. Il ne faut pas devancer son siècle.

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich, die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch sämmtliche Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 20.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Tom-Trick.

Par Molé-Gentilhomme.

(Suite.)

VI.

Lucy Graham à Georges.

„J'ai tout deviné. Vous m'aimez et jamais vous n'aviez osé me le dire. Oh! je m'en veux de ne vous avoir pas compris plus tôt. Imprudente que j'étais, je vous tendais la main, et vous encourageais sans le vouloir, sans m'en douter même, à me suivre, à me servir, à m'aimer. Aussi, loin de vous adresser un reproche, je vous plains, Georges, car vous n'êtes point coupable et tous les torts sont de mon côté. Ne considérez donc cette lettre que comme une explication qui m'est aussi nécessaire qu'à vous. C'est une confession sincère. Écoutez-la et jugez-moi.

„Oui, Georges, je vous le répète, parce que je ne sais pas mentir, j'aime Horace, et suis aimée de lui. Notre union a été le rêve de notre jeunesse, et notre séparation serait pour nous sans doute une douleur cruelle, car cette longue espérance, en s'identifiant avec nous-mêmes, a jeté dans nos âmes, sinon les vives ardeurs de la passion, du moins la sécurité douce d'un bonheur anticipé. Cependant, je ne veux pas vous le cacher non plus, mon cœur, depuis que je vous connais, s'est partagé entre vous deux. Horace a sur moi des droits plus tendres et plus anciens que vous: vous en avez d'aussi sacrés que lui.

„Et en effet, qui donc nous a préservés d'une perte certaine à notre arrivée en Écosse? Qui donc était toujours là quand le danger nous menaçait, et s'est interposé sans cesse entre nous et nos ennemis? Qui donc aujourd'hui souffre pour nous sans se plaindre les remords dévorans d'un parricide? A qui devons-nous la vie, à qui devons-nous le bonheur? O Georges, cette dette est énorme et quel que soit le prix que vous mettiez à votre dévoûment, nous serons prêts à l'acquitter.

„Un mot m'a révélé vos desirs. Vous êtes malheureux, parce que j'en aime un autre. Vous êtes si malheureux que vous avez cherché la mort dans un duel inégal. Que voulez-vous en recompense de tant d'abnégation? Est-ce le titre de fils et d'époux? ni moi ni mon père n'avons le droit de vous le refuser. Si donc j'ai bien compris vos souhaits, venez. Mon père vous ouvrira ses bras. Sir Horace, à ma prière, sacrifiera ses droits aux vôtres. Quant à moi, si mon amitié ne se change pas en amour, elle en aura du moins tous les dehors, elle en accomplira tous les devoirs.

„Mais après avoir cédé à la surprise que vous causera sans doute cette déclaration, après vous

être réjoui de la perspective assurée d'un bonheur que vous n'espériez qu'en tremblant, ne songerez-vous pas un peu, monsieur Georges, à ceux que ce bonheur froissera et dont l'infortune sera votre ouvrage?

Je ne vous parle point de sir Horace: ce serait en appeler de votre amour à votre générosité; il ne m'appartient pas de vous soumettre à cette épreuve qui ressemblerait trop à un piège. Je ne vous parle point de moi: ce serait donner à une action toute naturelle l'apparence d'un sacrifice. Je veux vous parler de ceux que vous avez laissés à Stone-Byres et auxquels vous êtes lié par l'habitude, par le souvenir, par le serment peut-être, — oui, — par le serment. Réfléchissez bien à cela, car il ne suffit pas d'être heureux, il faut se garder aussi d'être cruel; et lorsque la bonté divine nous permet de quitter le désert aride pour entrer sous les ombrages d'un sentier fleuri, il ne faut jamais oublier, Georges, de jeter derrière nous un dernier regard, pour être bien sûrs que nous ne laissons pas sur le sable ardent, agenouillée, levant les bras au ciel, et criant vers nous, quelque pauvre créature qui avait attaché sa vie à la nôtre, et dont le cri d'angoisse n'est souvent que l'écho d'un serment trahi.

„Vous ne me comprenez pas, monsieur Georges? ouvrez le billet que contient ma lettre, et vous allez me comprendre. Ce billet vient de Stone-Byres: il est signé du vieux John Care: il y est question d'Annah. Lisez. Deux avenirs vous attendent. Deux bonheurs vous sont offerts. Choisissez.“

VII.

Georges Staane à Lucy Graham.

„J'ai interrogé mon amour: il m'a dit de rester; ma raison: elle ne m'a pas répondu; Dieu: il m'ordonne de partir.

„Je pars.

„Le bonheur que vous m'offrez ne me rend pas aveugle: vous aimez Horace. Il ne me rend point cruel: je vais retrouver Annah.

„Hélas! il me faut bien de la force pour vous fuir au moment où vous m'appelez. Mais, je sens que mon salut est là. Il me semble que si j'acceptais ce dévoûment sublime, j'aurais honte de moi-même et des droits qui me l'auraient valu. Soyez heureuse, miss Lucy. L'idée de votre bonheur me consolera dans ma retraite. D'ailleurs, je ne partirai pas sans un souvenir de vous. J'ai votre lettre. Elle m'a révélé la beauté de votre âme, elle m'élève jusqu'à vous: je la relirai avec orgueil. Adieu.“

VIII.

Le Seuil de la Vie.

Georges savait que lord Graham était matinal; il le vint trouver avant que personne fût levé dans l'hôtel. Le comte crut d'abord qu'il s'agissait de quelque affaire pressée, et l'air troublé de Georges le confirma dans cette opinion.

— Qu'y a-t-il? demanda-t-il tout inquiet.

— Rien qui doive vous alarmer, répondit Georges. Je pars à l'instant, et je viens vous faire mes adieux.

— Vous partez! vous! Georges! mais vous n'y songez pas? Partir au moment où vous allez recevoir le prix de vos services, mais cela n'est pas possible!

— Cela est indispensable, mylord; dans une heure, je serai loin d'Édimbourg.

— Dans une heure! Cette précipitation doit avoir une cause, et cette cause, j'ai le droit de la connaître. Voyons, Georges, ai-je quelque tort envers vous? quelqu'un ici a-t-il encouru vos reproches?

— Personne, dit Georges avec vivacité, — personne! et vous moins que tout autre, mylord.

— A la bonne heure, dit lord Graham en lui serrant affectueusement la main; car je vous aimais comme un fils et vous eusse toujours traité comme tel. Depuis mon arrivée à Édimbourg, tous mes vœux, tous mes efforts, toutes mes démarches ont été pour vous. Je ne vous avertissais de rien, parce que je me faisais une joie de vous surprendre. Je dois bientôt me rendre à la

cour de Charles, vous le savez; mais ce que vous ne savez pas, c'est que je n'y serais point allé sans vous: c'était ma condition première; lord Clarendon avait tout accordé... Et vous partiriez, lorsque tout vous réussit, lorsque mon amitié vient d'assurer votre avenir!

— Je partirai, murmura Georges.

— Et vous me refusez toute explication?

— Cette explication vous est due, mylord! mais c'est miss Lucy Graham qui vous la donnera. . . . .

Une heure après cette entrevue, Georges quitta Édimbourg avec moins de regret peut-être qu'il ne s'y était attendu. La tendre franchise de Lucy l'avait rappelé à lui-même; il commençait à lire plus clairement dans son cœur. Il lui sembla que, comme l'exilé qui retourne au foyer de ses frères, il respirait avec plus de liberté. Puis, à mesure qu'il s'éloignait, il sentait se calmer sa fièvre d'ambition et d'amour. A mesure que les clochers de la ville mouraient dans le brouillard et que la chaîne de rocs surgissait à l'horizon, l'image de Lucy disparaissait derrière celle d'Annah.

Il arriva à Lanark à la nuit tombante; il voulut y prendre quelque repos; mais l'impatience déchirait si cruellement son cœur, qu'il lui fut impossible de fermer l'œil. Ses veines se gonflaient, son sang circulait avec peine, son insomnie avait tous les caractères de la fièvre.

Enfin le jour parut; il cessa de souffrir. A cinq heures du matin, il sortit de Lanark, et salua bientôt, avec une joie d'enfant, l'admirable route de Stone-Byres: il revoyait cette terre fleurie de souvenirs, ces montagnes qui retentissaient encore de ses prières, et tous ses maux s'étaient noyés dans une précoce réalisation de ses nouvelles espérances. Quand il aperçut de loin les flocons bleus de fumée qui voltigeaient sur les toits de Stone-Byres, il commença à ralentir son pas; c'était déjà un si grand bonheur, qu'il lui faisait attendre l'autre avec plus de résignation. La colline où il avait tant de fois rencontré Annah se dressait à un mille environ, comme une haute charmille, avec ses longs peupliers qui se balançaient au vent et se miraient dans la Clyde et lui envoyaient déjà de douces et mystérieuses paroles que nul n'entendait et ne pouvait entendre, et qu'il recueillait silencieusement dans son âme. Pour lui, la nature semblait, à cette heure chérie, avoir revêtu une robe splendide et étoilée: tout à ses yeux était joie, bonheur, enchantement. La féerie était partout, dans le sifflement des mélèzes, dans l'ondulation de la plaine, dans le gazouillement des oiseaux, et il croyait déjà voir, sur le flanc de la montagne, Annah assise sur l'herbe, rêveuse et mélancolique, comme le jour où, pour la première fois, il s'était rendu, avec son père, au château de Loch-Tall.

Il n'en était rien cependant. La place où Annah venait souvent s'asseoir était triste et déserte. Georges eut un pressentiment dont il ne voulut pas se rendre compte. Il continua sa route en rêvant, et se prit à suivre d'un œil insouciant les capricieuses figures que décrivaient les nuages en se brisant sur les montagnes. La matinée, qui avait commencé si sereine et si étincelante, se couvrait de voiles grisâtres, et déjà les lointains échos apportaient à l'oreille de Georges les premiers grondemens du tonnerre. Ce bruit le tira de sa préoccupation, il doubla le pas, et reconnut bientôt la cascade de Stone-Byres: cette vue ranima son courage. Il se reprocha ses vaines frayeurs, et parvint gaîment jusqu'au village.

Il allait se précipiter dans le fond du logis où était sans doute Annah, lorsque une main se cramponna à son bras et l'empêcha d'aller plus loin. Georges se retourna. Il vit un vieillard qui se dirigeait vers la chemin[illegible]e et lui faisait signe de le suivre.

C'était John Care.

Le vieillard s'assit. Georges prit place auprès de lui et entendit sortir de sa poitrine cassée ces mots terribles:

— Annah va mourir!

Georges accablé, anéanti, ne put prononcer une syllabe. Seulement, d'un geste interrogateur, il désigna la chambre voisine.

(Fin.)

Sorcellerie.

Par Madame la Comtesse d'Ash.

Vous m'avez trouvée bien étrange, mon cher enfant parce que je vous ai ri au nez ce matin quand vous m'avez parlé de votre mademoiselle Lenormand et de vos petits spectres d'aujourd'hui, comme si je n'étais pas d'un siècle bien supérieur au vôtre dans tout ce qui regarde les lutins, les apparitions et les sorciers. Si j'ai ri, c'est que j'étais sûre de pouvoir vous faire frémir avec une vraie histoire de revenant, une histoire arrivée à moi-même, en propre personne; je ne raconterai rien que ce que j'ai vu et entendu. J'ai soupé avec mon arrière-aïeule, et voici comment. Surtout, promettez-moi de me croire: vous êtes si incrédules en ce temps-ci, qu'on n'est jamais certain de vous voir écouter ce que vous ne savez pourtant pas comme nous, et que vous êtes toujours prêts à vous moquer de ce que vous ne comprenez point. C'est pourtant bien amusant d'avoir peur!

Vous connaissez maintenant madame de Vilbelle, son esprit, son amabilité et sa gaieté si pleine de grâce, malgré ses soixante et dix ans. C'est encore elle qui fut l'héroïne de cette aventure, ou du moins c'est à elle que je la dus, ainsi que que je vais vous le dire.

Un jour du mois de janvier 81, elle se trouva fort souffrante, et me fit prévenir qu'elle ne descendrait point au salon, mais que, si je voulais monter chez elle, elle me recevrait volontiers. Vous comprenez que j'acceptai; nous nous transportâmes, madame de Solmène, moi, et nos métiers à tapisserie, dans cette chambre, véritable Caphernaüm, où il y avait de tout. Des tableaux de saints, des souvenirs d'amour, des chapelets, des portraits de famille, des bréviaires, des livres galants et surtout une magnifique tapisserie des Gobelins, que j'ai bien regrettée, je vous assure, et que vous pourriez voir à l'heure qu'il est dans la salle à manger d'un jacobin fort connu, qui la fit tout bonnement décrocher à son profit, lors du pillage de mon hôtel, après les journées de septembre.

Nous trouvâmes ma tante assise dans son grand fauteuil à oreilles, tournant dans ses doigts cette chère tabatière avec l'image de l'oie, et écoutant comme un oracle un petit bout d'homme fort laid, tout rouge, tout gros et paraissant très-peu digne d'inspirer la vénération dont il était l'objet. Il se leva à notre approche. Je fis la révérence à madame de Vilbelle, et je me retournais pour le saluer, lorsque la comtesse me dit:

—Mon cœur, je vais vous présenter une personne dont le nom vous est parfaitement connu et dont je vous prie de ne pas avoir peur. Quoique très-parent de Lucifer, il est bon diable, et je ne sache pas, depuis bien des années que je le connais, qu'il ait souhaité du mal à ceux qui ne lui en ont point fait. Mesdames, vous voyez le comte de Cagliostro.

A ce nom ma belle-sœur se rapprocha de moi, comme si tout l'enfer eût été évoqué; elle devint d'une pâleur mortelle. Je n'étais guère plus rassurée; pourtant j'eus la force de balbutier quelques paroles de politesse et je me plaçai, avec la vicomtesse, le plus loin possible du redoutable nécromancien.

Madame de Vilbelle, reprenant la conversation où elle l'avait laissée pour nous recevoir, demanda à Cagliostro s'il avait beaucoup d'adeptes, et s'il croyait faire prendre à Paris ses doctrines ténébreuses.

— Je l'espère, madame, car chaque jour il m'arrive de nouvelles demandes d'initiation, de la part des femmes surtout, c'est à qui se fera recevoir.

— Cela ne m'étonne pas, reprit madame de Vilbelle; dans ma jeunesse c'était la même chose. Quand on parlait des sorcelleries de M. le régent, il n'y avait jamais que les femmes qui avaient le courage d'y croire.

— Vous appelez cela du courage, ma tante? je croirais plutôt que c'est de la peur.

— Non, ma chère, il faut bien du courage, je vous assure, pour avoir foi au diable et se conduire comme s'il n'y en avait pas; mais, Valentine, vous regardez ce pauvre Cagliostro avec la même frayeur que si vous lui voyiez les griffes et les cornes de Satan. Vous croyez donc très-fermement en sa science?

— Comment en douter après l'aventure de M. de Ligney?

— Vraiment vous n'avez que cette preuve à en donner? il n'a pas eu grand mérite à prédire une chose si facile à prévoir. M. de Ligney n'a que ce qu'il mérite.

Il faut vous dire que ce M. de Ligney avait une femme jeune, bonne, jolie, spirituelle au possible; une femme qui l'aimait au point d'avoir sacrifié pour lui son avenir, de s'être brouillée avec sa famille et d'avoir perdu soixante mille livres de rentes, que son grand-père lui retira, en lui donnant à la place sa malédiction. Il en fut éperdument amoureux six mois, et puis tout à coup il se mit à la tromper en faveur d'une créature ignoble, sans beauté, sans esprit, sans talent, sans élégance, mais rouée comme une vraie misérable qu'elle était. Pour récompenser sa femme de son dévouement, il la rendit si malheureuse, qu'elle en faillit mourir, sans que rien pût le détacher de cette espèce à laquelle il était impossible de trouver aucun charme quelconque. Il arriva au milieu de tout cela que cette demoiselle Lapierre, je crois, séduisit, par ses artifices, un pauvre jeune Anglais bien candide, qu'elle lui demanda à grands cris la réparation de son innocence, et que, négligeant de prendre un seul renseignement, il lui donna son nom et une fortune considérable en l'épousant. Il y eut clameur de haro. Madame de Ligney respira, elle crut être débarrassée de sa rivale. La liaison recommença de plus belle en l'absence de l'imbécile Anglais, parti pour un voyage de quelques mois. Il n'y eut personne qui ne conspuât M. de Ligney. Cette fille était si laide et si stupide (hors dans ce qui regardait ses intérêts), qu'on ne pouvait excuser un homme de bonne compagnie, très-beau et très-aimable, de s'occuper d'elle. Notez qu'elle le trompait et se moquait de lui, sans qu'il fût possible de le lui persuader. Il alla un jour consulter Cagliostro, qui lui prédit un duel où le vaincu serait vainqueur. Cette manière d'oracle delphien se réalisa bientôt. Le mari revint, apprit ce beau commerce, en demanda raison à M. de Ligney, qui fut obligé de se battre pour une ancienne figurante de la Comédie Française, traînée dans tous les ruisseaux, dont il découvrit bientôt l'infamie. Il blessa pourtant le pauvre Anglais, de telle sorte qu'il en resta huit mois au lit; mais il fut couvert du mépris public; on le hua, on le chansonna, on lui ferma les portes, il finit par s'enfuir dans une des terres de sa femme. Celle-ci ne le quitta point. Angélique jusqu'à la fin, elle lui pardonna et le consola dans son isolement. C'est ainsi qu'alors l'opinion publique faisait justice de la déloyauté et de la bassesse. Mademoiselle Lapierre alla faire la milady aux Madelonnettes.

Cette prédiction accomplie si vite avait donné une grande vogue à Cagliostro. Les imaginations vives se frappent de tout. Madame de Solmène s'en préoccupa fort. Elle était partagée entre le désir de connaître son avenir et la crainte de l'apprendre. Ce soir-là, placée, sans s'y attendre, en présence du devin, elle en ressentit une émotion violente qui augmenta de plus en plus à mesure qu'il la regarda davantage.

— Que voyez-vous sur son front, docteur? demanda ma tante.

— Ce que je vois? madame, répondit-il tristement, une belle vie et une belle âme. Ce fut tout ce qu'il voulut dire. Il avait bien raison!

— Et vous, madame, reprit Cagliostro, vous n'avez rien à me demander?

Je tenais à faire l'esprit fort: je répondis que je ne croyais point, et que, si j'avais peur, c'était sans savoir pourquoi, uniquement parce que les autres avaient peur.

— Voilà un beau raisonnement, marquise, et, à la place du maître, je vous ferais descendre ici toute une légion de diablotins effroyables. Voyons, n'existe-t-il pas quelque moyen de vous venger, comte de Cagliostro? ne pouvez-vous lui montrer un petit coin de l'enfer?

— Je suis aux ordres de madame la marquise, et je lui montrerai tous les prodiges qu'elle désirera voir.

— Cela est bien tentant, monsieur; je vous prends au mot.

— Ordonnez, madame, j'obéis.

— Eh bien, on prétend que vous pouvez faire souper les gens avec leur grand-père.

— Oui, madame.

— Alors, faites-nous souper, la vicomtesse et moi, avec notre aïeule que voilà, la marquise de Vilbelle, dont la beauté fleurissait en 1600. J'ai quelque chose à lui demander.

Madame de Solmène tira ma mitaine et me pria tout bas de ne point la compromettre avec les esprits; je n'en tins compte. Le portrait que je montrais représentait notre arrière-grand'mère, dame d'honneur d'Anne d'Autriche, très-célèbre du temps de la Fronde. Nous lui avions toujours trouvé une grande ressemblance avec ma tante; et ce tableau nous occupait beaucoup, à cause d'une inscription indéchiffrable placée sur un livre que la marquise tenait à la main. Cagliostro regarda longtemps cette peinture, et, se retournant vers moi, il me dit d'un ton solennel:

— J'accepte! vendredi prochain, à huit heures du soir, un carrosse viendra vous chercher, vous n'emmènerez avec vous qu'un de vos gens, à votre choix; vous ne ferez aucune question; on vous conduira où vous devez aller. Madame de Vilbelle est garant, j'en suis sûr, que vous n'avez rien à redouter. Cela vous convient-il?

— Oui, monsieur. Nous serons prêtes, et, si vous voyez notre aïeule avant nous, prévenez-la que nous ne lui ferons point honte.

En prenant cet engagement, je sentis un frisson parcourir tout mon corps. Si ce n'avait été par respect humain, j'aurais reculé, tant le sorcier montrait d'assurance. Valentine m'a avoué depuis qu'elle n'avait pas osé me démentir, de peur de l'irriter, mais qu'elle ne se croyait pas capable de conduire l'aventure jusqu'au bout. Le temps qui s'écoula entre cette conversation et le fameux vendredi se passa en irrésolutions. Nous consultions ma tante: nous voulions, un jour, qu'elle nous défendît de suivre nos guides mystérieux; un autre jour nous la tourmentions afin qu'elle nous jurât qu'il n'y avait aucun danger; c'était une persécution de chaque minute. Le vendredi arriva.

Toute la journée nous avions redoublé d'inquiétude; nous nous étions consultées, et enfin, nous avions décidé qu'il n'en fallait pas avoir le démenti, et que nous irions au-devant du péril. Je prévins Beauvielle, que je fis mettre en grison, je me munis de toute sorte d'essences, et j'attendis. Madame de Solmène une fois résolue, le fut plus que moi. Elle devint tranquille et indolente, comme à son ordinaire. Chaque coup frappé à la porte de l'hôtel me faisait sauter sur mon fauteuil, Valentine me regardait en souriant et me disait, sans se déranger de sa bergère:

— Ma chère amie, à quoi bon toutes ces agitations-là, il n'est pas encore huit heures.

Quand huit heures sonnèrent, un bruit de voiture retentit dans la cour; Beauvielle monta presque aussitôt, et nous prévint qu'on était à nos ordres.

— Valentine, dis-je, avant de quitter mon siége, il est encore temps, voulez-vous rester?

— Non, certainement, ma chère, j'ai pris mon parti, il ne faut pas que ce soit inutilement.

— Songez que nous allons nous remettre seules, sans défenseurs, entre les mains de gens inconnus, qu'il peut nous arriver mille aventures, et qu'on se moquera de nous si nous sommes mystifiées.

— Je ne redoute pas les moqueries, et, quant à des dangers, voici de quoi nous défendre, deux bons pistolets d'abordage. M. de Solmène les a oubliés lors de son dernier séjour; nous les remettrons à Beauvielle; et puis, vous qui êtes si brave, vous le seconderez certainement. Venez, ne nous faisons pas trop désirer, il faut être polies envers sa trisaïeule.

Confondue de tant d'assurance chez une personne si timide d'ordinaire, je lui en fis l'observation.

— C'est ainsi quand je suis décidée, rien ne m'arrête. Vous ne me connaisez pas encore, vous verrez!

Elle disait vrai, la pauvre femme, elle l'a bien prouvé, qu'une fois décidée, elle ne regardait pas en arrière. Mais vous savez cela, continuons. Le carrosse dans lequel nous montâmes était attelé de deux chevaux noirs; le cocher, habillé de noir, caché dans un grand manteau, ne descendit point. Rien ne ressemblait davantage à un corbillard que tous ces arrangements-là. Nous partîmes, Beauvielle assis sur la banquette de devant, sa boîte à pistolets à côté de lui, nous deux dans le fond,

sans prononcer une parole. Je vous ai dit que nous étions au mois de janvier; il faisait un froid abominable; les arbres étaient couverts de givre; il tombait de la neige fondue, et le vent gémissait dans les branches sans feuilles, d'une façon si lugubre, qu'on se serait cru au sabbat. Les stores de la voiture, baissés par un ressort que nous ne connaissions point, ne nous permettaient pas de voir la route sur laquelle nous roulions; mais nous avions très-bien compris que nous quittions la ville. Nous fûmes ainsi près de deux heures sans nous arrêter, tellement préoccupées, que nous gardions un silence absolu. J'entendis pourtant Valentine qui faisait sonner sa montre, je lui demandai l'heure:

— Dix heures et demie, me répondit-elle avec autant de tranquillité que si elle eût été au coin de son feu, dans son hôtel de la rue Saint-Dominique.

Tout à coup nous reçûmes un choc effroyable et le carrosse pencha sur le côté au point de croire qu'il allait verser.

— N'ayez pas peur, mesdames, cria le cocher du haut de son siége, ce n'est qu'une ornière; il n'y a point de diable là-dedans!

Ceci nous fit rire, et nous oubliâmes notre frayeur.

— Au fait, dis-je, il est absurde de penser que très-haute, très-puissante dame, marquise de Vilbelle, amie de la reine de France, coure les grands chemins à l'heure qu'il est, par une pluie semblable, et s'amuse à faire casser le cou à ses petites-filles.

Nous marchions toujours. Je trouvais le temps long; enfin, le carrosse s'arrêta, le cocher descendit et nous entendîmes le tintement d'une cloche qui retentit dans le silence de la nuit et dans la vaste solitude d'une cour déserte. Quelques minutes après, une grille roula sur ses gonds, les chevaux tournèrent, nous entrâmes. Quand on nous ouvrit la portière nous nous trouvâmes au pied d'un immense bâtiment sombre et triste comme le tombeau. Il y avait des tourelles aux quatre coins, une grosse tour au milieu et une quantité innombrable de fenêtres, dont pas une n'était éclairée. Un homme masqué, revêtu d'un costume bizarre, nous attendait au bas des degrés, une torche à la main.

— Ces dames sont priées, nous dit-il d'une voix lugubre accompagnée de la plus humble révérence, de vouloir bien s'abstenir de parler jusqu'à ce qu'elles soient en présence du maître; le moindre mot prononcé avant de l'avoir vu pourrait être dangereux pour elles. Si elles daignent prendre la peine de me suivre, je vais les conduire.

Nous commençâmes à monter un escalier tournant dégradé, étroit et roide au delà de toute expression. Une grosse corde retenue au mur, de distance en distance, par des anneaux, servait de guide et d'appui. Chacun de nos pas avait un écho dans cette vieille demeure. Je n'ai jamais rien vu de plus singulier que cette procession nocturne. L'homme masqué, avec sa torche et ses vêtements extraordinaires, marchait le premier, impassible et indifférent, semblant connaître parfaitement le chemin qu'il parcourait, et accoutumé à de semblables scènes. Derrière lui la ravissante et gracieuse figure de madame de Solmène, coiffée d'un joli petit chapeau à plumes bleues, enveloppée d'un mantelet noir qui voilait, sans la cacher, la souplesse de sa taille. Elle ne paraissait occupée qu'à relever sa robe de dauphine violette, afin de ne point la froisser dans les passages étroits que nous traversions. Après elle venait votre vieille amie en chapeau cerise, en robe de damas jonquille, avec l'air très-décidé et le cœur fort tremblant je l'avoue; puis enfin Beauvielle, ses deux pistolets à la main, n'offrant sur son visage d'autre expression que celle d'un étonnement sans bornes. Il nous prenait évidemment pour des folles, et ne s'expliquait point cette rage de s'en aller faire les demoiselles errantes, au lieu de rester chez soi. Mais mon pauvre Beauvielle! il m'aurait accompagnée en enfer.

En haut de l'escalier, nous trouvâmes un vaste galetas, sans meubles et sans portes; nous le traversâmes dans toute sa longueur, et nous arrivâmes à un nouveau degré qu'il nous fallut descendre comme nous avions monté l'autre. Cette manière d'échelle de Jacob me déplaisait exces-

sivement, et je commençais à perdre patience, d'autant plus que celui-ci ne prenait point de fin et que nous allions tout droit dans les entrailles de la terre. Nous eûmes le nez cassé contre une petite porte, à laquelle notre guide frappa trois fois. Elle s'ouvrit toute seule, et nous fûmes introduits dans un endroit que je ne sais comment désigner. Imaginez-vous une chambre circulaire de vingt-cinq pieds de circonférence, sans autre ouverture que la porte par laquelle nous étions entrés. Le plafond ne s'apercevait pas, tant il était élevé; on aurait cru qu'il n'y en avait point, sans la prodigieuse sonorité de cette pièce et sans l'obscurité qui y régnait. Au milieu pendait une énorme chaîne de fer attachée on ne savait où. Cette chaîne avait à chaque bout une sorte de fauteuil à bras et à oreilles. Notre conducteur nous fit signe de nous y placer. Nous nous regardâmes et nous hésitions toutes deux; la vicomtesse fit tout à coup un geste d'insouciance et de gaieté si délibéré, et s'assit de si bonne grâce, que j'aurais eu honte de n'en pas faire autant.

(Fin.)

Ma Nuit d'Exil.

ÉLÉGIE.

L'airain du jour sonne la dernière heure,
Autour de moi chacun sommeille en paix,
Je veille seule en ma triste demeure,
Seule, livrée à d'éternels regrets.

Je songe à toi, bon et généreux père,
Dès ton automne, au cercueil descendu,
Je songe à vous, ami noble et sincère,
Vous, égorgé sous mon œil éperdu!

Je vois toujours cet échaffaud horrible,
Qu'à la vertu le crime osa dresser,
J'entends toujours l'adieu qu'un cœur sensible
Dut tant souffrir de ne point m'adresser!

Depuis ce coup qui m'eût ôté la vie,
Si le chagrin nous ouvrait le tombeau;
Chaque moment de ma longue agonie
Me vit gémir sur un revers nouveau.

J'ai tout perdu, santé, repos, richesse,
Et quand par eux mon sort pouvait changer,
Je dus cesser de croire à la tendresse,
De ceux pour qui j'affrontai le danger!

L'aspect d'un fils et l'amour d'une mère
Savaient encor au monde m'attacher;
Entre leurs bras j'oubliais ma misère,
Mais de leurs bras il fallut m'arracher!

Loin d'eux j'habite une perfide terre,
Où d'un époux m'attendaient les malheurs;
J'y vois ses yeux fermés à la lumière,
Ne plus s'ouvrir que pour verser des pleurs!

De ce tableau qui par degré me tue,
Je veux en vain m'épargner la douleur;
Si quelquefois j'en détourne la vue,
Je le retrouve aussitôt dans mon cœur.

Matin et soir, en tous lieux il m'obsède,
Il vient, la nuit, en rêve me chercher;
A ma souffrance il n'est point de remède
Et je n'ai pas un sein où l'épancher!

Toi, des mortels l'incorruptible juge,
Qui seul connais mes tourmens, mes combats,
Du malheureux cher et puissant refuge,
Dieu de bonté, ne m'abandonne pas!

Prends en pitié mon trouble déplorable,
Dans mon devoir daigne me soutenir;
Ne permets point qu'un désespoir coupable,
Souillant mon cœur, perde mon avenir!

O doux effets d'une ardente prière,
J'ai recouvré le calme et la raison:
Un sommeil pur vient clore ma paupière;
Dieu! je m'endors en bénissant ton nom!

MADAME DUFRÉNOY.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 21.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Tom-Trick.

Par Molé-Gentilhomme.

(Fin.)

VIII.

Le Seuil de la Vie.

— Oui, dit le vieillard, elle est là. Elle dort.

— Oh! c'est affreux, s'écria Georges. Mais non! C'est impossible... elle est malade, mais elle peut guérir, n'est-ce pas? — Le médecin....

— L'a abandonnée, monsieur Georges. D'ailleurs venez, vous allez la voir... Ah! vous avez bien fait, je crois, d'arriver aujourd'hui.

Georges suivit en silence le vieux Care. Un brouillard glacé obscurcissait ses yeux, et de violentes douleurs alourdissaient sa tête. Tout-à-coup les rideaux s'entr'ouvrirent et il vit Annah.

La souffrance avait creusé ses tempes et parsemé de taches bleuâtres les roses pures de ses joues. Elle avait horriblement maigri. Ses soupirs étaient rapides et saccadés. On eût dit qu'à chaque effort qu'elle faisait pour respirer, une parcelle de vie s'exhalait de ses poumons. Pourtant elle était toujours belle. Le peintre le plus difficile n'eût rien imaginé de plus céleste, de plus poétique que la tête blanche et inanimée d'Annah, pendant cette muette agonie. On voyait les ailes impitoyables de la mort planer sur ce front virginal, et ce front était calme et serein, et elle souriait en mourant.

— Georges, — ... Georges! murmura-t-elle.

A ce mot, le vieillard se leva et dit à voix basse:

— Le médecin n'a jamais pu dire de quoi mourait notre Annah! Mais je le sais, moi.

Vous le savez, fit Georges en pâlissant.

— Oui... et vous aussi... n'est-il pas vrai? Oh! on ne s'en va pas si jeune à propos de rien, voyez-vous... La pauvre enfant, on l'a tuée, et c'est vous, c'est Georges, c'est vous...

— Grâce, John, grâce! s'écria Georges, et laissez-moi prier l'ange mourant de me pardonner mon crime! Oh! mes remords l'ont déjà bien vengée!!

Il se jeta à deux genoux et mouilla de larmes amères le chevet de la malade. Tantôt il semblait implorer Dieu, tantôt il s'adressait à elle et cherchait à attirer son regard. Il parla long-temps sans qu'elle parût le comprendre. Mais peu-à-peu, ses yeux se rouvrirent, et elle eut l'air, en le regardant, de vouloir se rappeler ses traits et de chercher ce souvenir dans les déchirantes évocations d'une époque déjà éloignée. Enfin, sa bouche voulut sourire: elle fit un mouvement plein d'une joie naïve et enfantine, comme une personne qui se rappelle un événement et un nom qu'elle avait oubliés, et elle s'écria en lui saisissant le bras:

— Oui! c'est bien cela!. c'est Georges!

Georges se couvrit la figure de ses deux mains.

— Pourquoi pleures-tu, mon ami? Est-ce que tu ne m'aimes pas, est-ce que je ne t'aime pas? Est-ce que nous ne sommes point heureux? Tu ne sais pas, j'ai fait bien des rêves depuis que tu es parti... tous mauvais... tous affreux! tous me disaient que tu ne reviendrais plus et que tu étais mort... Oh! tu n'as pas idée de ce supplice....! Mais ils ont menti et tu es revenu.. On a cru dans le village que j'étais malade, tandis que je n'étais que triste, et on m'a mise dans ce lit malgré moi... Mais à présent, je vais me lever, n'est-ce pas, Georges? et nous irons ensemble voir les rayons du soleil se jouer dans les cascades de la Clyde... C'est avec toi que je veux revoir mes torrens, mes forêts, mes vallées!... Dis-moi?... L'eau des neiges doit tomber du haut des rocs avec un bruit sublime... Le feuillage se renouvelle de toutes parts, n'est-ce pas? Oh! je veux revoir tout cela.... Aide-moi donc à me lever, Georges... et une fois dans la campagne, je me sentirai forte et guérie... alors tu ne me quitteras plus, tu me suivras, ou plutôt je te suivrai partout... partout, entends-tu, Georges, excepté du côté de Loch-Tall....

— Tu m'aimes donc, s'écria Georges en collant ses lèvres sur la main pâle d'Annah! tu m'aimes donc toujours?

— Je t'aime.

Elle murmura ce mot bien bas, d'une voix qui n'était plus de ce monde, et qui s'adressait au cœur plutôt qu'à l'oreille.

Alors, il se fit un silence morne et glacé. Annah, pendant cet instant d'exaltation et de surexcitation fébrile, avait visiblement perdu le peu de forces qu'un long repos lui avait conservées. Ses doigts pressèrent ceux de Georges comme par une contraction nerveuse et ses lèvres, redevenues muettes, perdirent tout-à-coup l'éclat fugitif dont un éclair de joie les avait inondées en passant. La pauvre jeune fille puisait la science du bonheur à la source d'une souffrance horrible dont l'étreinte cruelle l'étouffait. Son âme avait trouvé, dans les tortures d'une maladie du corps, une complète initiation aux secrets de l'amour. Succomberait-elle sous le poids de cette révélation, ou se releverait-elle après la lutte? Elle était bien près de la mort, mais Georges était là; elle avait senti sa main réchauffer la sienne, son haleine avait caressé son front... en fallait-il davantage pour rallumer cette flamme qui s'éteignait, pour rendre à la terre cette vie que le désespoir donnait au ciel?

Cependant, la nuit fut agitée. C'était une succession continuelle et régulière de bons et de mauvais momens, de sursauts impétueux et de calme sans sommeil. Vers le point du jour, elle se leva sur son séant, parut ressaisir un peu de sa raison, et récita une prière à haute voix. John Care qui dormait, ne l'entendit point. Mais Georges s'élança vers elle. Il allait parler quand le médecin entra. Georges réveilla John Care et tous deux regardèrent sir Ellies de ce regard attentif et inquiet qui demande une réponse favorable et redoute une sentence de mort. Sir Ellies se tint long-temps devant le lit d'Annah, consultant le mouvement du pouls, écoutant les battemens du cœur, et calculant la vitesse de la respiration. Il fut sur le point de parler, mais il s'arrêta, en homme indécis qui ne veut prononcer qu'à coup sûr. Chacun respecta son recueillement en gardant un profond silence. Enfin, il lâcha le bras d'Annah, resta quelques minutes absorbé dans une austère réflexion, puis se tournant vers John Care:

— Rassurez-vous, lui dit-il, elle vivra.

IX.

Pélérinages.

John Care avait deviné juste. Le retour de Georges fut le signal de la convalescence d'Annah. La joie du cœur jeta de nouvelles roses sur ce front pâli. Le même baume agissait en même temps sur l'âme et le corps. Au bout d'un mois, le vieux Care s'entendit avec Georges

pour fixer le jour du mariage et l'annoncer à Annah.

La jeune fille était enfin levée. Georges vint la chercher pour sa première promenade.

— Où allons-nous? dit Georges.

— Commençons, répondit Annah, par une visite à ceux qui nous ont aimés. Ne m'as-tu pas demandé où était la tombe de ton père? Je vais t'y conduire. Viens; nous prierons ensemble.

Et ils se dirigèrent silencieusement vers le clos des morts. Georges, en se prosternant sur cette terre fraîchement remuée, comprit que la douleur, une fois entrée dans l'âme, y creuse un abîme où elle veille éternellement, et que le souvenir de son père serait désormais l'écueil menaçant où viendraient échouer ses illusions de repos. Cette pensée lui fit effroi. Mais quand il vint à réfléchir que ce n'était là qu'une faible expiation de tout ce qu'il avait fait souffrir à Annah pendant le séjour de Lucy à Loch-Tall, il se trouva moins malheureux, reprit espoir et se résigna. Il voulut ensuite retourner chez John Care.

— Nous avons encore un devoir à accomplir, dit Annah. Georges, il faut réparer tous vos oublis.

En disant ces mots, elle lui montra le chemin de Loch-Tall. Mais au lieu de s'engager dans le défilé qui menait directement au château, elle prit un sentier moins fréquenté où Georges ne se rappelait pas avoir jamais pénétré. Tout-à-coup, sa mémoire se réveilla. L'image de la dernière nuit qu'il avait passée à Stone-Byres, nuit fatale et maudite, descendit comme une ombre sanglante, sur l'aurore de son bonheur. Il reconnut cette pente affreusement rapide où les roues de la carriole avaient failli se briser, ces quartiers de rocs oubliés sur le passage, ces ifs qui grimpaient aux parois du cratère, cette route qui tournait comme un labyrinthe, bornée d'un côté par un mur de granit perdu dans les nuages, de l'autre par un gouffre où les eaux de vingt torrents tombaient en gerbes éclatantes. Ce chemin parlait aux yeux et au cœur du jeune montagnard. Il y avait dans le feuillage des frênes, dans le jet des cascades, dans les brisures du roc, des voix intelligibles qui racontaient l'histoire du passé. Ces évocations le plongèrent dans une sorte de délire concentré, triste et muet. Enfin, ils parvinrent aux chutes de Corra-Lynn. Annah indiqua du doigt à Georges un ravin où elle lui fit signe de la suivre. Il obéit. Quand ils eurent descendu ce sentier jusqu'à une distance d'environ trente pas, elle lui montra une large pierre sur laquelle une main inhabile avait gravé tant bien que mal un nom connu.

Georges prononça ce nom avec un cri de surprise.

— *Il* t'a sauvé, dit-elle d'une voix d'ange, et si tu es encore là, c'est à *lui* que je le dois. Et puis tu *l'*aimais. J'ai défendu qu'on le jetât dans le torrent.

Georges avait le cœur brisé. Il tomba aux genoux d'Annah, car ce trait de bonté touchante venait de la grandir encore et de la sanctifier à ses yeux. Dès ce moment, Annah était la rivale préférée de Lucy. Il voulut la remercier: mais sa voix se noya dans les larmes.

La pauvre enfant avait songé à tout, — même aux funérailles de Tom-Trick.

Sorcellerie.

Par Madame la Comtesse d'Ash.

(Suite.)

Le mystérieux personnage nous attacha bien solidement à nos sièges, tira d'une escarcelle qu'il portait au côté un gros sifflet d'argent, et nous commençâmes à monter. Mes yeux se fixèrent sur Beauvielle qu'on me paraissait oublier dans cette ascension. J'ouvrais la bouche pour l'appeler, quand ma belle-sœur posa sa main sur mes lèvres et me montra les pistolets qu'elle avait cachés dans sa poche. Nous étions alors à dix ou douze pieds de terre. Il y avait un infernal bruit de rouages et de cries qui me portait sur les nerfs à un point extrême; en y joignant l'inquiétude inséparable d'un voyage ac-

rien, vous comprendrez que je n'étais point à mon aise. Nous arrivâmes pourtant à bon port, et nous trouvâmes un nouveau guide qui nous donna la main pour quitter nos fauteuils, en nous invitant à le suivre.

Mon cher enfant, je me mourais d'envie de parler; il me semblait que j'avais mille choses à dire, c'était bien probablement par esprit de contradiction. Valentine était aussi à son aise que dans la grande allée de Versailles. Elle faisait des révérences, à toutes les portes, à notre cicérone, beaucoup plus poli que l'autre, et qui ne voulait pas absolument passer avant nous. Je lui demandai le lendemain (à madame de Solmène) pourquoi elle l'avait traité presque comme un prince du sang.

— Ma chère, me répondit-elle, en enfer, on ne sait jamais à qui on parle.

La raison me parut sans réplique. Après quelques minutes de marche, nous vîmes en face de nous une grande porte scellée de trois sceaux de cire noire, aux armes de la maison de Vilbelle. Notre conducteur frappa comme l'autre les trois coups mystérieux. Les sceaux se rompirent et les énormes battants s'ouvrirent d'eux-mêmes pour nous laisser voir une immense salle coupée au milieu par un rideau noir; c'était la couleur à la mode en ce pays-là. La plus profonde obscurité y régnait; nous distinguions seulement, à travers le rideau, une vive clarté de l'autre côté de l'appartement. En nous retournant, pour prendre connaissance des lieux, nous nous trouvâmes seuls, madame de Solmène, moi et Beauvielle; ce dernier nous avait rejointes par la même voie aérienne. Les portes étaient fermées, on aurait entendu voler une mouche. Tout à coup une voix, que nous reconnûmes pour celle de Cagliostro, prononça ces paroles pour ainsi dire à notre oreille, et cependant nous ne voyions personne:

— Quand le premier coup de minuit sonnera, vous serez en présence de la dame que vous avez désiré voir. Vous ne pourrez lui adresser aucune question qu'après le douzième coup frappé. Alors elle sera à vous pendant une heure. Ayez grand soin de ne point dépasser le cercle tracé autour de vous sur le parquet, ou je ne répondrais pas des suites.

La voix se tut, nous attendîmes. J'étais fort émue, cet appareil imposant, ce silence de mort, cette obscurité, tout cela m'agitait vivement. Madame de Solmène me prit le bras et me le serra fortement lorsque le bruit de l'horloge vibra comme un signal. Alors le rideau se tira, et sans que nous pussions deviner par quel moyen. Une balustrade semblable à celles qu'on pose dans les chambres à coucher du roi et des princes nous séparait du reste de cet immense salon, et un cercle rouge, tracé sur le parquet, nous marquait nos limites. En face de nous, sur le panneau de bois de chêne, se détachait le portrait de notre aïeule. Ce qu'il y avait de particulier, c'est qu'il était parfaitement éclairé, qu'il donnait seul la lumière autour de lui et de nous, et que nous n'apercevions ni bougies ni torches. Nos regards se portèrent naturellement sur le tableau; c'était bien lui, c'était bien la marquise de Vilbelle avec sa robe de velours noir, sa collerette de guipure et ses cheveux serrés sous un bandeau; son livre à la main, son œil triste et presque sévère, c'était bien elle. Au second coup de l'horloge cette figure se leva en pied, nous la vîmes, à notre grand saisissement, sortir de son cadre, descendre droite jusqu'à terre et arriver à la balustrade sans faire aucun mouvement des yeux ni des jambes; elle glissait, elle ne marchait pas. J'avoue que le cœur me battait à outrance, que je me croyais le jouet d'un songe, et que, lorsque après le douzième coup, la voix de Cagliostro nous avertit que nous pouvions parler, je n'en eus pas la force.

Valentine plus pâle que le spectre, porta vivement à son nez son flacon de sel et dit avec sa douce voix:

— Daignerez-vous nous excuser, madame, en faveur du motif qui nous a guidées. Vous qui savez tout maintenant, avec l'aide et la volonté de Dieu, vous connaissez l'innocence de nos pensées.

Je le sais, ma fille, répondit l'ombre, d'un organe qui ne ressemblait à rien de ce monde,

je sais tout ce que vous êtes et tout ce que vous valez, mais j'ignore pourquoi vous m'avez appelée.

— C'est à ma sœur à vous l'apprendre, répliqua la vicomtesse; c'est elle qui vous a choisie parmi toutes les femmes de notre maison: elle vous en dira le motif.

Ma grand'mère se tourna vers moi sans parler.

— Je désire déchiffrer l'inscription de votre livre, madame, dis-je alors.

Cette belle phrase fut tout ce que je pus tirer de mon cerveau, et je ne trouvai rien de mieux que de l'accompagner d'une révérence jusqu'à terre. J'avais, à ce qu'il paraît, une bien singulière figure, car, malgré son émotion, ma belle-sœur eut toutes les peines du monde à ne pas me rire au nez, à ce qu'elle m'a avoué depuis. Le revenant tourna son livre de notre côté, nous y lûmes très-distinctement sur une belle page blanche:

NEVER OR FOR EVER.

Ce qui signifie, en français, *jamais ou pour jamais!* notre curiosité se doubla par cette devise. Il nous fallait la signification. Valentine osa la demander.

— Je suis obligée de vous obéir, lors même que je ne voudrais pas, mes chères filles, répondit le tableau: pendant une heure vous êtes mes maîtresses. Les charmes du puissant magicien qui vous a conduites ici ne me laissent pas la liberté de refuser, mais je n'en ai nulle envie. Il n'existe rien dans cette histoire qui puisse me faire rougir, si mon front rougissait encore; je n'eus jamais de remords, et, quant aux regrets, le juste ne connait après la mort que les souvenirs. Voici donc ce que vous me demandez:

Histoire racontée par très-haute, très-puissante, très-illustre dame Angélique, Claire de Lerac, marquise de Vilbelle et dame d'honneur de S. M. la reine Anne d'Autriche, veuve de Louis XIII, mère de Louis XIV, racontée par la marquise elle-même, à ses arrière-petites-filles, cent ans après sa mort.

„Vous me forcez à rappeler ma vie, mes enfants, vous voulez savoir les passions, les douleurs et les joies d'un cœur qui a cessé de battre depuis plus d'un siècle; il est cependant bien possible que vous ne me compreniez pas, nous sommes si loin l'une de l'autre! Ma jeunesse ne s'est point passée comme la vôtre dans une cour brillante et policée; je n'ai pas connu ces jours calmes et doux que vous coulez si tranquillement au milieu des plaisirs. J'ai vécu parmi des hommes de fer, parmi des femmes que leur sexe n'empêchait pas de revêtir la cuirasse et de porter l'épée; j'ai traversé toute la Fronde enfin. On me maria très-jeune, et mon mari se fit tuer en duel, fort peu après, par un fameux raffiné de l'époque. Je restai veuve avec mon fils, destiné à transmettre le nom qui va s'éteindre. Hélas! ce fils devint toute ma consolation; je demeurai éloignée des intrigues et du monde, soignant son enfance et appelant de tous mes vœux le jour où il pourrait venger le nom de son père. Dieu le vengea lui-même, il rappela à lui le meurtrier. Vers cette époque, ma noble maîtresse, près de laquelle je n'occupais pas alors la place que j'ai eue depuis, daigna me faire venir dans sa maison. Elle m'honora d'une bonté qui m'attira la haine de bien des gens. Deux personnes surtout ne pardonnèrent pas cette distinction: M. le cardinal, parce que j'aimais trop la reine; madame de Chevreuse, parce que la reine m'aimait trop. Ils firent tout ce qu'ils purent afin de me nuire auprès d'elle, mais elle savait mon dévouement, et n'écouta rien. Nous ne nous sommes séparées qu'à sa mort, j'ai eu la douleur de lui survivre!

„Il vint une ambassade d'Anglais près du roi Louis XIII, pour arranger le mariage de madame Henriette de France, fille du feu roi Henri, avec l'infortuné Charles Ier. Vous savez que le duc de Buckingham en était le chef; vous savez qu'on accusa la reine d'un commerce coupable avec lui, et rien n'est plus faux, mes chères enfants; ce fut une sainte et pieuse reine, digne fille de la maison d'Autriche, digne mère du grand roi. Cependant, malheureuse comme elle l'était, poursuivie par des calomnies, victime de la haine du cardinal, ne sachant où rencontrer un cœur ami, pour y verser ses douleurs, elle trouva du

charme à l'amour de Buckingham, elle l'écouta sans colère, avec regrets, mais il y a bien loin d'un regret à une faute! cette fameuse entrevue du jardin d'Amiens, dont on a fait tant de bruit, j'en fus témoin; seule je puis dire toute son innocence. Il s'y versa bien des larmes, et Dieu vous préserve de voir pleurer une reine!"

(Hélas, mon cher Edouard, nous en avons vu mourir une, comme elle fille de la maison d'Autriche, comme elle noble et sainte, comme elle calomniée.)

„Parmi les seigneurs qui accompagnaient George Villiers, il y en avait un dont chacun remarqua la bonne mine et l'éclat. Il se nommait lord Charles Monteith, et était fils du duc de Master. De tout son brillant entourage, lord Charles devint le préféré de Buckingham. Il lui confiait ses plus secrètes pensées et l'envoyait porter au palais ses messages cachés près de la reine ou de madame Henriette. Un jour (le roi tenait sa cour à Saint-Germain), on se promenait à cheval dans la forêt. Les Anglais avaient apporté une nouvelle mode de s'habiller pour la chasse à courre, et toutes les dames, à l'exemple de la reine, l'avaient adoptée sur-le-champ. Je vous assure que cela formait un beau coup d'œil dans les vastes allées, et que nous avions grand air ainsi. La chaleur étouffante obligea à faire une halte sous un couvert où l'on servit la collation, la reine m'ordonna de lui couper une orange: je pris un couteau de la main d'un écuyer tranchant, et je me mis en devoir d'obéir. Soit que je m'y prisse mal, soit que le couteau fût trop affilé, je me l'enfonçai dans le doigt; mon sang couvrit bientôt l'orange et mon habit. Tout le monde s'empressa autour de moi, la reine voulut voir la blessure, et l'entoura de ses royales mains avec son mouchoir. Quand je levai les yeux, je vis en face de moi lord Monteith, dont le beau visage, aussi pâle qu'un linge, exprimait la plus vive anxiété. Son regard fixé sur le mien ne s'en détacha plus, et me révéla à la fois son amour et celui qu'il m'inspirait. On remonta à cheval, il se tint près de moi, me guidant, me comblant de soins qui viennent du cœur et qui frappent au cœur. Ce qu'il y eut de particulier, c'est que nous ne parlâmes ni l'un ni l'autre, et qu'à la fin de la promenade nous croyions nous être dit mille douceurs. Le soir on dansait des chaconnes dans les appartements; depuis mon veuvage, je ne dansais point, quoique mon deuil fût terminé; je me tenais à l'écart et j'écoutais mes pensées, suivant des yeux celui que j'aimais déjà comme si je n'avais rien aimé encore; il s'approchait de mon siége, et puis il reculait, n'osant point m'aborder sans mon aveu. Je me levai, j'allai près de la fenêtre. L'air serein et embaumé de la terrasse, la lune qui brillait et se reflétait dans la Seine, les oiseaux qui chantaient sur les branches, tout, jusqu'à la musique lointaine du bal, parlait à l'imagination. Je m'appuyai contre la balustrade, une larme coulait sur ma joue, pourtant j'étais heureuse! heureuse de ce bonheur qui ne renaît plus après la première impression du premier amour, de ce bonheur du ciel qu'on peut rêver toute sa vie, et qu'on ne connaît qu'une fois. Je savais qu'il était près de moi sans m'être retournée, je sentais son regard, je sentais battre son cœur, je devinais sa présence.

— „Madame, dit-il enfin, voulez-vous me permettre de conserver ce fruit qui ce matin m'a causé de si vives alarmes. Le sang dont il est couvert me le rend plus précieux que toutes les pommes d'or des Hespérides.

„Je ne répondis point, je ne pouvais pas.

— „Vous vous taisez, madame! ai-je mérité votre colère; vous aurais-je offensée? la témérité de mon amour vous paraît une injure. O madame! pardonnez-moi, le péché n'est point mien! c'est le vôtre, pourquoi êtes-vous si belle et si dangereuse?

— „Je ne sais, milord, ce que vous voulez dire, repris-je en balbutiant; je n'ai contre vous ni irritation ni colère. D'ailleurs vous allez partir, vous allez retourner à la cour de votre maître, et nous n'ignorons pas quelles beautés renferme cette cour d'Angleterre. Les poëtes les célèbrent chaque jour. Vous aurez bientôt oublié Saint-Germain; que vous importe alors ce qu'on y pensera de vous?

— „Je vois bien, madame, que je vous dé-

plais, puisque vous calomniez mon cœur; je me retire, j'attendrai que vous daigniez me rappeler.

„Après un grand salut il me quitta. Vos galants d'aujourd'hui sont moins craintifs et moins respectueux, n'est-ce pas? ils ne parlent point de *pommes d'or, ni de témérité dont vous êtes seules coupables;* ils ne s'en vont point au moindre mot de colère... mais aussi ils ne sont ni fidèles, ni tendres comme les nôtres. C'est de mon temps qu'on a écrit les Cyrus, les Mandanes, dont les amours durent vingt ans et vingt volumes!

(Je ne pus pas m'empêcher de trouver le revenant un peu gai, pour son état; je n'osai cependant pas en faire l'observation. Pardon de mes parenthèses, je continue.)

„Nous nous vîmes ainsi pendant un mois qui se passa en galas, en promenades et en jeux de toutes sortes. Nous échangions quelques mots, quelques regards, c'était tout. Un matin, la reine, près de laquelle j'étais debout à sa toilette, me demanda d'un air de malice pourquoi lord Charles Monteith ne dansait plus, et pourquoi on ne lui voyait plus porter que de vilains pourpoints orange avec des agréments et des nonpareilles couleur de sang, ce qui faisait le plus vilain effet possible. Il avait pourtant si bon goût! Je devins toute rouge en répondant à Sa Majesté que je n'en savais rien.

— „Eh bien, moi, je le sais, dit-elle, c'est qu'il voudrait bien emmener à la cour de Londres une lady Monteith, et que ma sœur Henriette aurait grand plaisir à prendre de ma main sa compagne de voyage. Qu'en dites-vous, madame de Vilbelle?

— „La reine est bien bonne de me demander mon avis, je ne puis en avoir un autre que le sien.

„Cette belle princesse me regarda en souriant et me répondit:

— „J'en suis charmée et j'espère que le roi voudra penser comme nous, je tâcherai du moins.

„Depuis ce jour, je ne songeai qu'à mon mariage. Je le regardai comme certain, puisque la reine le voulait, que lord Monteith le désirait passionnément, et que je ne m'y opposais pas. Hélas! que les choses changèrent vite! Sa Majesté continua à m'entretenir de cette union pendant une semaine, puis elle devint tout à coup froide et contrainte, ne m'adressa plus la parole qu'aux occasions, et parut avoir tout à fait oublié la négociation dont elle s'était chargée. Ce n'était point à moi de la lui rappeler; je dus me taire et attendre. Ce qui m'étonna le plus, ce fut la conduite de lord Monteith, il imita la reine et se modela sur elle. Au lieu de me rechercher, de s'occuper de me plaire, il sembla s'étudier à me fuir. Aux cercles, à la promenade, je me voyais seule, abandonnée de tous, puisque j'avais perdu la faveur royale et surtout celui de mon amant, ce qui me faisait cruellement souffrir.

„Pourtant une seule personne me resta fidèle, c'était le comte de Pauny, écuyer de monsieur Gaston, frère du roi; il continua sa recherche comme si de rien n'était, et je ne m'aperçus d'aucune froideur de sa part; au contraire, il devint pressant, il m'accabla de présents, de galanteries, je le recevais fort mal avant cette générosité; mais je me sentis tout attendrie de tant de courage, et je le laissai dire sans avoir l'air de m'en offenser. Lord Monteith me lançait des regards furieux et ne me parlait plus; il quitta la couleur orange. La première fois que je le vis paraître avec un costume bleu de ciel, je faillis m'évanouir; il ne pouvait me montrer plus clairement qu'il renonçait à moi. Je n'en devinais pas la raison; mon cœur ne me reprochait rien; mais je serais morte plutôt que de la demander.

„Un dimanche, après la messe du roi, les seigneurs se promenaient sur la terrasse; nous étions chez la reine, les fenêtres ouvertes. Nous entendîmes tout à coup un bruit de voix qui se querellaient, et bientôt le tumulte devint si grand que les gardes prirent leurs armes.

— „Qu'est-ce? demanda Sa Majesté à madame de Chevreuse.

— „Peu de chose, madame, c'est lord Monteith qui ne trouve pas que M. de Pauny soit bien habillé.

— „Il n'y a pas de quoi crier si haut. Ces messieurs oublient où ils sont, apparemment.

„Madame de Chevreuse me regarda d'un air singulier en répondant à la reine; cela me tourmentait fort; j'attendais avec impatience l'heure du cercle pour en apprendre davantage. Ma surprise fut au comble, lorsque M. de Pauny entra avec une écharpe orange frangée de couleur de sang. La reine et la duchesse échangèrent un coup d'œil qui m'expliqua tout; je vis de quoi j'étais accusée, je vis qu'une trame infernale avait été ourdie pour me perdre. L'air méprisant de lord Monteith, l'affectation avec laquelle il portait en avant son manteau vert de mer achevèrent de m'instruire: il me croyait coupable, il avait cessé de m'estimer, dès lors il ne m'aimait plus. Madame de Chevreuse vit mon trouble, je vous ai déjà dit qu'elle me jalousait beaucoup; elle affecta de louer outre mesure l'ajustement de lord Monteith, le bon choix de ses rubans, et ajouta:

— „Savez-vous, mesdames, la devise de ses armes?

— „Non, répondis-je, uniquement pour ne pas lui laisser la victoire de m'avoir troublée.

— „He bien! c'est: *never or for ever,* ce qui signifie: Jamais ou pour jamais; je crois que c'est aussi la devise de son cœur.

„Le mien suffoquait, il me fallut le cacher. Vous savez ce que c'est que ces nécessités-là, il n'y a pas de plus grande souffrance. La reine ne rentra que très-tard. Dès que je fus seule, je me mis à sangloter. Je ne pardonnais pas à lord Monteith de me juger aussi légèrement; je me pardonnais encore moins à moi-même de l'aimer toujours. Toute ma nuit se passa en larmes et en cris pitoyables. Le lendemain au soir, on me remit un livre de prières en maroquin noir; sur la couverture était gravée la devise: *Never or for ever;* une lettre en tomba quand je l'ouvris, voici ce que j'y lus:

— „Je vous aimais, madame, et j'espérais en votre amitié, mais cette amitié trompeuse m'a été infidèle, et j'ai dû renoncer au bonheur qui m'était promis. Je n'ai pu souffrir néanmoins que mon insolent rival portât devant moi ces couleurs dont j'avais été si glorieux de me parer; je l'ai provoqué, nous allons nous battre, et, quelle que soit l'issue de cette rencontre, je ne vous reverrai jamais. Je vous délivre d'un importun ou par ma mort ou par mon départ. Adieu, madame, je regrette mes belles amours, et je me confie à Dieu pour guérir mon âme blessée.“

„Après avoir lu cette lettre, je ne fus plus maîtresse de moi; je courus chez la reine, je me jetai à ses pieds, la conjurant d'empêcher ce combat, de me rendre mon amant. Cette bonne princesse me releva, me fit conter tout ce que je savais, s'étonna de me trouver innocente, m'avoua qu'on m'avait calomniée, et qu'elle-même avait contribué à persuader lord Monteith, tant elle croyait à mon inconstance.

— „Je vais le faire appeler sur-le-champ, soyez tranquille, je réparerai ma faute. Il ne refusera pas mon témoignage, et vos larmes disent assez que vous aimez l'ingrat. Il n'y a rien de désespéré.

„La reine envoya son capitaine des gardes à la recherche de lord Monteith; il ne le trouva pas; depuis le point du jour, il avait quitté Saint-Germain. M. de Pauny sortit par une autre porte. A deux lieues de la ville, ils se battirent; Pauny fut blessé dangereusement, lord Monteith continua sa route pour Londres; on ne put le rejoindre avant qu'il fût embarqué. La reine n'osa pas d'ailleurs faire des démarches trop à découvert. Elle était si fort soupçonnée à l'endroit de ces Anglais, qu'elle craignait tout ce qui avait apparence du mystère. Ma fatale destinée voulut que cette contrainte l'empêchât de s'expliquer clairement avec le duc de Buckingham. Ce ne fut que dans leur dernière entrevue qu'elle put lui dire tout ce que nos ennemis m'avaient fait de mal. Buckingham promit de me renvoyer lord Monteith soumis et repentant. Vous comprenez que je n'entendis point cette conversation que Sa Majesté me fit la grâce de me répéter.

(Fin.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. N[ro]. 22.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par **O. L. B. WOLFF,** PROF. ET DR., et **C. SCHÜTZ,** DR.

Sorcellerie.

Par Madame la Comtesse d'Ash.

(Fin.)

L'Ambassadeur arriva trop tard. Lord Monteith, dans son impatience de se venger de moi et de nous séparer *à jamais,* s'était marié avec une de ses cousines. En apprenant cette nouvelle, je jurai de ne point prendre un nouvel époux, de conserver toute ma vie cette funeste devise et de garder fidélité à mon seul amour. Lord Monteith, malheureux lorsqu'il connut sa méprise, voulut me revoir: je le refusai, il m'en coûta beaucoup, mais Dieu m'accorda la grâce d'en avoir la force!“

En ce moment une heure sonna, nous nous sentîmes fortement repoussées en arrière; la lumière s'éteignit, nous ne vîmes plus que le cercle dans lequel nous étions, qui brillait d'un feu sombre au milieu des ténèbres: nous eûmes peur tout de bon; madame de Solmène se serra contre moi, nous n'osions pas parler, d'ailleurs nous n'en eûmes pas le temps.

— L'heure est expirée, dit Cagliostro toujours invisible. Vous allez maintenant souper avec votre aïeule, ainsi que vous l'avez désiré. Mais, encore une fois, ne sortez point des limites que je vous ai tracées avant ma permission, ou vous seriez perdues.

Il y eut une minute affreuse, pendant laquelle nous n'entendîmes et ne vîmes rien. Je ne savais vraiment pas la fin de ceci. Tout à coup, à la place du portrait en face de nous, comme si le mur se fût déchiré de lui-même, nous aperçûmes une manière de porte donnant entrée dans une salle à manger éblouissante de bougies, de dorures, de fleurs, de diamants, enfin de tout ce qui constitue le souper le plus *enivrant* qu'on puisse voir. Autour de la table douze personnes masquées étaient debout. Notre aïeule au milieu, ayant deux siéges vides à côté d'elle, avait seule le visage découvert; elle s'avança vers nous, la balustrade s'ouvrit, toujours sans personne, le cercle s'effaça, nous n'osions pas avancer.

— Allez! cria la voix du magicien, vous êtes libres!

Nous entrâmes dans la salle du souper, ne pouvant deviner en quelle compagnie nous étions. Je baissais les yeux dans la crainte de rencontrer quelques horribles figures, lorsque j'entendis Valentine qui riait aux larmes, et un éclat de rire général répondit au sien.

— C'est charmant! s'écriait-elle, je n'oublierai cela de ma vie... ma tante, vous êtes adorable dans les vieux portraits!

Je regardai à mon tour cette véritable apparition. C'était — madame de Vilbelle. Les gens masqués se découvrirent; nous reconnûmes monsieur votre grand-père, madame sa femme, M. de Bezenval, M. de Lettorières, madame de la Cerda, enfin toutes sortes de visages amis, bien

gais, bien heureux de nous avoir jouées et surtout d'en avoir été témoins. J'eus un moment d'humeur. Il n'est point agréable de servir ainsi de joujou à tout un salon. Madame de Solmène prit si bien la chose, que je n'osai pas m'en fâcher.

Cagliostro avait l'air encore plus honteux que nous. Il craignait qu'on ne se moquât de sa science, qu'on ne doutât de son pouvoir, et cette plaisanterie pouvait bien servir de texte à ceux qui voudraient en profiter.

— Comment avez-vous fait, madame, demanda Valentine, pour prendre si parfaitement les airs, le langage, le teint même de notre grand' mère?

— C'est au maître que je dois tout cela, ma chère belle; il allait tout de bon, sur la demande de la marquise, vous mettre en face de ce vieux spectre; j'ai craint qu'il ne vous arrivât malheur, et, à force de prières, j'ai obtenu de lui qu'il ne serait point question des gens de l'autre monde. Il a consenti à me laisser jouer la comédie. Nous avons fait plusieurs répétitions, le comte de Mans nous a prêté ce vieux château, que M. de Cagliostro a bouleversé à sa fantaisie. Ensuite il m'a peinte et habillée, m'a recommandé de ne point regarder ailleurs que devant moi, comme un vrai portrait, et voilà tout.

— Madame de Vilbelle vous dit la vérité, madame; sans elle, je vous aurais bien réellement montré madame votre bisaïeule, et, si vous désirez la voir, je suis tout à vos ordres, quand il vous plaira.

— Merci, monsieur, répondis-je, je m'en tiendrai là, cette épreuve me suffit... mais l'histoire, mais la devise?

— L'une et l'autre sont vraies, reprit-il avec une emphase extrême; si vous n'avez pas parlé à madame la marquise de Vilbelle, moi j'ai été plus heureux. Je l'ai interrogée, et je tiens d'elle tout ce que madame la comtesse vient de vous dire.

Valentine sourit finement.

— Nous vous remercions, monsieur, de la peine que tout ceci vous a donné. C'est vraiment bien généreux à vous de renoncer au plaisir de montrer votre pouvoir. Nous n'en doutons pas au moins, je vous assure que nous n'en doutons pas.

Vous comprenez que la conversation continua sur ce vaste thème, et qu'elle fut longtemps sans être épuisée. Chacun défendit son opinion: les uns avaient une foi entière, les autres une incrédulité complète. On raisonnait sur des hypothèses; Cagliostro, grave et sérieux, cherchait évidemment à imposer par cet air d'adepte, qu'il ne quittait presque jamais. Enfin cette nuit, commencée au milieu d'émotions si violentes et si inconnues, se termina par une folle gaieté. Nous revînmes à Paris au jour, je dormis bien, j'en avais grand besoin.

Depuis cette aventure, j'ai appris à être moins incrédule; nous avons vu tant de prodiges et de vrais prodiges! les prédictions de Cazotte n'ont-elles pas été authentiques et miraculeuses? cet homme n'a-t-il pas lu dans l'avenir? Cagliostro lui-même, que je viens de vous représenter comme un charlatan, Cagliostro a fait des choses inouïes. Le comte de Saint-Germain (je ne l'ai rencontré qu'une fois) était encore une autre énigme. M. et madame de Balaru, deux vieilles gens de l'âge de ma tante, assuraient l'avoir connu à Venise cinquante ans auparavant, et ne pas le trouver vieilli d'un jour. Comment faisait-il? je vous le demande. Il avait là un fameux secret!

Je viens de vous avouer une mystification; pour me relever à vos yeux et justifier la crainte que je vous montre de tout ce qui est surnaturel, il faut que vous sachiez pourquoi je l'ai conservée, cette crainte. Je frissonne rien qu'en y pensant. Il n'y eut là ni charlatanisme, ni illusion. J'étais loin de m'attendre à ce qui m'arriva. Mon imagination calme ne me préparait pas, en me présentant des chimères, à me laisser entraîner par elle. C'était à Sempach, en 93. Ma vie d'alors, tranquille et douce, avait quelque chose de si uniforme, qu'à peine un épisode s'y présentait-il de temps en temps. Je passais presque toutes mes soirées avec une dame suisse, dont le fils était à l'armée. Elle adorait ce fils et nous en parlait sans cesse; je ne l'avais jamais vu; une nuit, je dormais profondément dans ma petite chambre, ayant gardé ma veilleuse allu-

mée, parce qu'il faisait un peu d'orage et que les éclairs me fatiguaient, je fus réveillée vers les deux heures du matin par quelqu'un qui ouvrait ma porte, et je vis entrer un militaire en uniforme blanc, dont le sang coulait à flots d'une blessure. Je me levai sur mon séant, effrayée au dernier degré. Je lui demandai ce qu'il faisait là, s'il voulait du secours, par où il avait pu pénétrer jusqu'à moi; ne recevant point de réponse, je me pendis à ma sonnette, elle ne me rendit aucun son. L'inconnu avançait toujours vers la cheminée, il marchait lentement comme un homme qui souffre beaucoup. Lorsqu'il en fut tout près, il s'appuya sur le chambranle et commença à se plaindre d'une façon lamentable en prononçant de temps en temps: Ma mère! ma mère! Son sang tombait autour de lui et formait une mare. Je le voyais s'affaiblir par degrés, mais la terreur dont j'étais saisie ne me permettait ni de remuer, ni de parler. Ceci dura plus de deux grandes heures. Je ne dormais pas, je puis vous l'attester, je me pinçais les bras pour m'assurer que je ne faisais point un rêve, je lisais l'adresse d'une lettre que j'avais posée la veille près de mon lit, je cherchais en vain à détourner mes regards de la terrible apparition, malgré moi, j'y revenais. Une attraction invincible m'obligeait à la fixer toujours. Je n'ai rien entendu en ma vie de plus déchirant que ses plaintes. C'était un râle qui me prenait moi-même à la poitrine et m'étouffait. Quand le jour commença à poindre, l'officier se retourna lentement de mon côté: je crus qu'il allait approcher, je fis tous les signes de croix et les prières possibles.

— Ma mère, reprit-il en me montrant d'un geste la maison qu'habitait la dame suisse, ma mère!

Le jour augmentait, et à mesure l'ombre devenait plus légère. Elle diminua ainsi jusqu'à ce qu'elle ne fût plus qu'une blanche vapeur, et disparut tout à fait au lever du soleil. Je trouvai alors assez de force pour sonner; ma femme de chambre accourut, j'étais évanouie. Après un long assoupissement, je repris connaissance, l'esprit et le cœur frappés d'une tristesse mortelle. Je ne doutai pas que la pauvre veuve n'eût perdu son fils, et qu'il ne fût revenu exprès me recommander de veiller sur elle. Je me le promis, et je l'ai fait. Jugez, mon cher enfant, de ce que j'éprouvai en apprenant la mort de ce jeune homme, tué ce même jour d'un coup de baïonnette dans le côté; il n'en mourut que dans la nuit. Je fus obligée d'annoncer cette triste nouvelle à la pauvre mère, sans lui parler de l'apparition; je suis sûre qu'elle en eût été jalouse, et au fait je ne comprends pas pourquoi ce revenant-là m'est arrivé, à moi qui ne le connaissais point: c'est bien un autre revenant que mon aïeule!

Voilà, mon cher Édouard ma longue excursion dans le domaine de votre Hoffmann, que, par parenthèse, j'ai vu à Berlin, et qui était bien l'être le plus étrange du monde. Que cela ne vous empêche pas de dormir. Vous n'avez rien à craindre des lutins, ils n'ont plus que faire auprès de vous. Votre existence d'aujourd'hui est si agitée, il y a tant d'événements dans un de vos jours, que ces pauvres esprits comprennent qu'ils feront mieux de se tenir tranquilles. Quand je pense à ce que nous étions à votre âge! je ne veux pas radoter, je ne veux pas vous déprécier à vos propres yeux. Mais je vous proteste que rien n'était si parfaitement joli, si admirablement aimable, qu'un jeune gentilhomme comme vous, quand j'étais jeune aussi, que nous avions tous peur, et que nous croyions les contes de nos grand'mères.

Les Influences de la Plume de Fer en Littérature.

Par Jules Janin.

Nous étions l'autre soir fort occupés, au coin du feu, à ne rien faire, et, qui plus est, à ne songer à rien. Chacun de nous avait fini sa journée et se reposait des mesquines agitations de ces quatre ou cinq heures de chaque jour, qu'on appelle *la vie*. A force de ne songer à rien nous en vînmes à traiter sérieusement plusieurs questions sérieuses; et, si l'un de nous écrivait ses *Tusculanes*, nul doute qu'il n'eût

écrit d'un bout à l'autre toute notre conversation ce soir-là. Tout d'un coup l'un de nous, dont le nom n'a rien de fantastique, qui ne s'appelle ni Frantz ni Puzzi (il s'appelle Thomas), saisissant du pouce et de l'index un fragile morceau de métal taillé qui brillait devant l'âtre comme une épingle noire tombée des cheveux de quelque belle fille italienne:

— Pardieu! s'écria-t-il, la belle trouvaille que j'ai faite! Je croyais que c'était quelque chose: ce n'est qu'une plume, et une plume de fer encore! Qui de vous veut ma trouvaille pour une prise de tabac?

Ferdinand, qui est le cousin germain de Thomas, se mit à lui réciter d'un air goguenard les quatre vers qu'on a décorés du nom pompeux de *fable de la Fontaine:*

Un ignorant rencontra
Un manuscrit, qu'il porta
Chez son voisin le libraire.
— Je crois, dit-il, qu'il est bon,
Mais le moindre ducaton
Ferait bien mieux mon affaire.

— Et c'est toi qui es le coq de cette plume, mon pauvre Thomas, ajouta Ferdinand. La plume c'est comme la langue dans Ésope.

— C'est ce qu'il y a de meilleur et de plus mauvais, reprit Thomas.

— Qui soulève les passions, dit Ferdinand.

— Qui calme les passions, s'écria Thomas.

— Et si vous allez toujours ainsi, répliqua Honoré, nous allons avoir la plus belle kyrielle de lieux communs qui aient été débités depuis qu'on écrit des fables.

— Ferdinand est toujours beaucoup trop pressé d'avoir des idées, reprit Thomas. Il vient de m'arrêter, et c'est tant pis pour vous, dans la plus belle série d'imprécations toutes nouvelles qui jamais aient eu envie de sortir du crâne d'un homme. Mais, c'en est fait, me voilà apaisé, et s'il vous plaît, nous retournerons aux lieux communs pour ce soir. Je laisse donc la parole à mon cher et féal cousin Ferdinand, et à vous tous, ses dignes collaborateurs.

Ainsi parla ce digne Thomas. Thomas est une de ces imaginations paresseuses qui ne se mettent en frais d'esprit et d'invention que dans des circonstances extraordinaires, lesquelles circonstances il faut saisir en toute hâte si l'on veut en profiter. Penser est pour lui une fatigue presque aussi grande que parler; il ne comprend guère qu'on écrive autre chose que ces mots tous les trois mois: „J'ai reçu de M*** trois cent quatre-vingt-dix francs (il y avait cinquante centimes; mais il les a retranchés, attendu que c'était trop long et que l'argent ne valait pas les mots à écrire), pour ma rente de, etc.“ A aucun prix vous ne lui feriez écrire un mot de plus; et encore se plaint-il qu'un honnête homme ne puisse pas toucher sa rente sans coucher son nom sur un papier. Il y avait donc tout à parier que Thomas, ainsi dérangé par son cousin dans une idée subite, allait laisser tomber impitoyablement un magnifique sujet de disputes, de controverses et d'argumentations.

Mais ce n'était pas là notre compte; et, pour forcer Thomas à rentrer dans l'idée dont il était sorti, nous prîmes soin de garder le silence. Si nous lui avions dit: Allons, frère, dis-nous ton idée, il n'aurait pas soufflé mot de huit jours; mais, nous voyant aussi peu animés à l'entendre que s'il se fût agi d'un long discours politique sur le sucre indigène, il reprit soudain la parole pour ne pas la quitter de sitôt.

— Oui, dit-il (et notez bien qu'il tenait toujours dans la main cette plume de fer), voilà, messieurs, la cause finale de tous les maux qui accablent de nos jours la société tout entière. Il y a dans je ne sais quel poëte une éloquente imprécation contre le premier qui aiguisa le fer et qui fit une épée de cette masse inerte, *ferreus ille fuit qui*, etc.; mais, par le ciel! maudit soit, et cent fois plus maudit, le premier qui fit du fer une plume! Celui qui a fabriqué la première épée n'a tué, à tout prendre, que des corps: celui qui a fabriqué la plume de fer a tué l'âme, il a tué la pensée; vil scélérat, il a armé l'espèce humain d'un stylet plus formidable que tous les poignards empoisonnés de feu l'Espagne! Mais cependant ne vous attendez pas à ce que je vous fasse à ce sujet une sortie en *quousquè tandem;* j'ai la prétention de vous

parler aussi niaisement que Ferdinand récitant sa fable :

> Un ignorant rencontra
> Un manuscrit, qu'il porta . . .

Je suis sûr que c'est la seule fable que Ferdinand sache par cœur.

Après ce bel exorde, Thomas rentra dans son calme habituel ; et, sans déclamer, il se livra à une piquante dissertation littéraire que je voudrais, mais en vain, reproduire en entier.

— Il suffit, nous dit-il, de comparer entre elles la plume de fer, dont on se sert de nos jours, et la bienveillante plume d'oie, dont se servaient nos bons et spirituels aïeux. La plume de fer, cette invention toute moderne, vous jette tout d'un coup une impression désagréable : cela ressemble, à s'y méprendre, à un petit poignard imperceptible trempé dans le venin ; son bec est effilé comme une épée, il a deux tranchants comme la langue du calomniateur. En jouant de ce petit stylet vous voyez un œil incessamment ouvert comme l'œil du Cyclope, et quand la plume marche sous votre main, ce petit œil s'ouvre et se referme comme fait l'œil d'un espion. A ce petit fer qui blesse le doigt qui le touche vous ajoutez un manche, un morceau de bois tout sec et tout nu, difforme, et dont le contact vous blesse la joue, pendant que vos trois doigts, sont cruellement meurtris à force de presser ce fer, qui crie et qui crache tout autour de votre pensée. Ainsi dans la plume de fer (*plume* et *fer!* Il faut déjà faire hurler deux mots de notre langue pour parler de cette affreuse machine!) tout est rude, triste, sévère, froid au regard, froid à la main. Ainsi armé, il vous semble impossible que vous puissiez accomplir quelque chose de grand, de noble, de généreux, d'humain. Pour ma part, écrire une chose honnête avec ces horribles morceaux de fer, ou boire un honnête et frétillant vin de Champagne dans la coupe des Borgia, ce serait la même tâche, c'est-à-dire une tâche impossible ; et je vous crois de trop honnêtes gens pour douter un seul instant que vous soyez de mon avis.

Mais la plume d'oie, au contraire, voilà une facile, bienveillante et bien-aimée confidente de nos pensées les plus chères ! Rien qu'à la voir je me sens réjoui jusqu'au fond de l'âme. Cette plume, c'est en effet le duvet sur lequel se joue la pensée qui vient de naître, comme l'enfant dans son berceau. Ce n'est plus là un triste métal, longtemps enfoui dans la terre, passé au feu, passé à l'eau, passé à l'enclume, torturé dans tous les sens jusqu'à ce qu'enfin il rende au monde tortures pour tortures ; mais, au contraire, cette plume, qui va nous servir à donner du corps à nos pensées, une figure à notre parole, elle s'associe à mille heureux et bienveillants souvenirs : avant d'en faire notre heureuse et fidèle confidente, nous l'avons vue se jouer mollement sur l'onde ou se sécher au soleil, brillante de mille perles ; cette plume, elle est la cousine-germaine et chantante du fin duvet sur lequel nous reposons notre tête le soir ; cette plume a été l'honneur de notre amie domestique ; l'animal qui la porta nous a servis comme un chien fidèle : il nous a donné ses petits et ses œufs ; il a mangé notre pain, il a été notre domestique dévoué et fidèle ; il a défendu nos dieux paternels comme autrefois il défendit le Capitole. Et ensuite quelle différence dans le double aspect de ces deux instruments de la pensée, qui portent à tort le même nom ! La plume de fer est horrible à voir ; lourde et froide à porter, elle résiste à la main qui la mène ; elle est comme un cheval sans bouche, ni éperons, qui vous emporte partout où il lui plait d'aller. La plume d'oie est blanche, et nette, et légère ; son tuyau flexible frémit de plaisir entre les doigts qu'elle anime, son duvet caresse légèrement la joue, son bec docile se prête à toutes les combinaisons du style ; elle va doucement à son but, sans bruit, sans efforts, sans aucun de ces affreux crachements et de ces bruits aigus de la plume de fer. A travers ce limpide canal il vous semble que vous voyez vos idées descendre lentement et en bon ordre, l'une après l'autre, comme elles tombent en effet d'une tête bien faite. La plume de fer, au contraire, elle est morne, elle est vide, elle est obscure ; elle a un œil pour tout voir, mais ce qui se passe dans

ses entrailles nul ne le sait; elle n'a pas d'entrailles! Elle brise, elle déchire, elle est violente, elle écume, elle fait peur!

Voilà pour la description physique des deux rivales. Quant aux considérations physiologiques de mon sujet, elles sont sans nombre. Le moindre inconvénient de la plume de fer c'est d'être toujours et à chaque instant toute prête à écrire sur toutes sortes de sujets. Vous ne prenez pas la plume de fer: c'est elle qui vous prend. Elle vous tient par la bride, et il faut marcher avec elle; il faut aller, il faut courir à droite et à gauche, çà et là, par monts et par vaux; sauve qui peut! Elle est impitoyable; c'est la machine à vapeur de la pensée. Elle jette autour d'elle plus d'encre que d'idées, plus de fumée que de feu. Point de retard, point de repos, pas un moment de réflexion; vous êtes l'âme damnée de la plume de fer. Allez donc, allez toujours! elle commande, il faut obéir. A mesure que votre main se fatigue et s'irrite à tenir cet affreux stylet de brigandage, votre esprit obéit malgré lui à votre main: il s'irrite des difficultés, il s'emporte sans savoir où il va. Se voyant entraîné ainsi, il est à la fois plus irréfléchi et plus impitoyable; rien ne l'arrête et rien ne lui fait peur une fois entraîné, perdu, égaré dans ce tourbillon d'encre, de ténèbres et de nuages. Vous demandez pourquoi tel homme, d'un esprit doux et sémillant, est terrible et sans pitié la plume à la main? Rien nest plus simple: cet homme écrit avec une plume de fer! pourquoi celui-là, dont la parole est abondante et cadencée, est brusque et impoli dans son style? cet homme écrit avec une plume de fer! pourquoi celui-là, qui est sage, calme, sans passions, renverse et brise dans ses livres l'autel et le trône? il écrit avec une plume de fer! pourquoi ce bonhomme, qui autrefois s'amusait à pêcher à la ligne, se plaît aujourd'hui dans d'obscures et ignobles calomnies qui n'amusent personne et qui lui font horreur et dégoût à lui-même quand il les a écrites? croyez-moi, c'est l'influence de la plume de fer. Vous parlez de la poudre à canon, du feu grégeois, des chartes constitutionnelles: misères, comparées à la plume de fer!

Mais la plume d'oie! la plume d'oie, au contraire, c'est la plume qui enfante les chefs-d'œuvre; nous lui devons les plus beaux livres qui aient honoré l'esprit humain et la langue française, elle est la mère de toute sage réflexion. Grâce à elle, les hommes d'autrefois (et certes on ne dira pas que ceux-là ne savaient pas écrire) étaient forcés d'écrire leur pensée avec une sage lenteur; et ces lenteurs, c'était autant de gagné pour la noblesse du vers, pour l'élégance de la prose, pour la beauté limpide du style. La plume d'oie, loin d'être toujours toute prête et toute taillée comme la plume de fer, exige au contraire mille petites préparations qui vous donnent le temps, à l'insu même de votre esprit, de réfléchir à ce que vous allez dire. D'abord il faut la tailler de vos mains, et c'est là un moment solennel de votre travail: tout en aiguisant le bec de votre plume, votre pensée s'aiguise elle-même; vous allez chercher l'idée dans le fond de votre cerveau tout comme vous allez chercher la moelle de votre plume. Quand votre plume est taillée, il vous la faut essayer avant de vous mettre à l'ouvrage, et c'est comme un petit délai dont votre pensée profite: si votre idée n'est pas bien nette encore, si vous n'êtes pas encore très-sûr de ce que vous allez dire, si votre discours n'est pas nettement dessiné dans votre esprit, si vous ne voyez pas d'un coup d'œil ce qui est la première condition de l'écrivain, le commencement, le milieu et la fin de votre œuvre, alors, ma foi! et sans vous chagriner vous-même, en avouant à vous-même que vous n'êtes pas prêt encore, vous donnez encore un petit coup à votre plume. Cependant l'idée arrive enfin, nette, claire, précise, heureuse, et avec l'idée arrive l'expression. D'abord vous avez écrit lentement: vous essayez votre plume; puis bientôt, comme un cheval bien ménagé, la plume marche plus vite; elle est souple, docile, fidèle: elle obéit à la main, ou plutôt à l'esprit qui la dirige; un léger zéphyr, présage heureux, enfle la voile gracieusement courbée; vous voilà en plein air, en plein soleil, marchant sans courir dans une belle plaine sablée, allant à votre but, tantôt avec la rapi-

dité de la flèche, tantôt par mille heureux et ingénieux détours; car, vous le savez, pour aller au cœur de l'homme la ligne droite n'est pas toujours le chemin le plus court. Cependant l'idée vient-elle à manquer, le besoin du repos vient-il à se faire sentir? la plume intelligente s'arrête d'elle-même. Vous profitez de cette douce halte pour jeter un coup d'œil en arrière; vos pensées, à peine écloses, se déroulent devant vous dans tout leur éclat printanier; après quoi vous reprenez votre course, plus reposé et plus inspiré que jamais. Vive la plume d'oie! à bas la plume de fer!

D'autant plus que voici une raison sans réplique. Comparez, je vous en prie, les chefs-d'œuvre écrits avec le fer aux chefs-d'œuvre écrits avec la plume. Quelle différence, grand Dieu! entre ces deux procédés, et quel immense abîme les sépare! La plume d'oie, ou plutôt la plume de cygne, vous à donné tous les chefs-d'œuvre du grand siècle, œuvres du goût, de la raison, du bon sens et de l'esprit français. Ces nobles œuvres méditées à loisir, qui vivront éternellement et à l'éternel honneur de l'esprit humain, *l'Art poétique* de Despréaux, les tragédies de Racine, les chapitres de Labruyère, les comédies de Molière, les *Fables* de La Fontaine, à quelle plume les devons-nous? Croyez-vous que les grands génies du grand siècle, si attentifs sur eux-mêmes, se seraient fort accommodés de cette furie sans frein qu'on appelle *la plume de fer?* Ils avaient la main trop légère et l'esprit trop posé. Pascal lui-même et Bossuet, ces génies sévères, ces terribles chrétiens, auraient eu peur de se servir de cette arme acérée; car dans Pascal et dans Bossuet vous trouvez souvent, de temps à autre, telle phrase partie du cœur que jamais la plume de fer n'aurait écrite. — *Elle florissait, avec quelles grâces, vous le savez, messieurs,* et toute cette touchante peinture d'Henriette d'Angleterre, quelle plume l'a donc écrite? Car la plume des grands écrivains sait, au besoin, être énergique et forte; mais la plume de fer, elle ignore la grâce, elle ignore ces mille charmes si touchants auxquels elle ne saurait se plier; elle procède par sauts et par soubresauts que nul ne saurait expliquer. Savez-vous quelles sont les œuvres de chaque jour? Frémissez! C'est la plume de fer qui écrit ces longs articles de journaux politiques qui ont endurci les esprits et le cœur de la nation la plus policée et la plus éclairée de l'Europe; c'est la plume de fer qui jette chaque matin en pâture aux oisifs tant de calomnies déshonorantes pour une nation comme la nôtre; c'est la plume de fer qui a remis en lumières les sanglantes théories de 93, évangile de cannibales auquel la plume de fer a ajouté des notes et des titres de chapitres; c'est la plume de fer qui s'est chargée de réhabiliter dans l'art le laid et le difforme, c'est elle qui a écrit ces magnifiques théories littéraires où il est démontré que la courtisane et le forçat sont désormais les seuls héros du poëte, et qu'il n'y a dans les arts que les guenilles, la lèpre, les pustules et les ruines de tous genres. Avec quelle plume pensez-vous que nos grands génies modernes aient écrit ces affreux mélodrames où les cadavres sont entassés sur les adultères, où le cercueil suit de près le poison et le poignard, où toutes les passions difformes s'agitent indignement en hurlant d'horribles paroles empruntées à l'argot du bagne et de l'enfer? C'est la plume de fer qui a écrit tous ces drames. Elle est la plume chérie de l'usurier qui dépouille un pauvre jeune homme amoureux, du faussaire, qui vole tout l'avenir d'une famille, du juge impitoyable qui signe un arrêt de mort, de la coquette sans cœur qui griffonne, en souriant, les cent mille petits prétextes d'une vertu qu'elle n'a pas. La plume de fer c'est la honte, c'est le déshonneur, c'est le fléau des sociétés modernes. Enfin, je vous le dis, le monde ne mourra ni par la vapeur, ni par le gaz hydrogène, ni par les ballons, ni par les chartes constitutionnelles, ni par les chemins de fer, le monde mourra par la plume de fer!

Je sais bien quelles objections pourront me faire quelques esprits à demi savants en faveur de cet horrible stylet sans âme et sans cœur. — La plume de fer, diront-ils, descend en ligne directe du stylet antique. *Sæpe stylum vertas.*

— Mais quelle mauvaise et fallacieuse défense! Le stylet antique traçait les lettres romaines sur un enduit de cire qui en amortissait singulièrement la furie: la plume de fer ne trouve en son chemin pas un obstacle; le stylet antique, obligé de se frayer la route dans cette couche de cire, allait péniblement au pas: la plume de fer va au galop; le stylet antique gravait à grand'peine quelques lignes, qu'il était toujours facile d'effacer en retournant contre les lignes écrites l'autre bout de la plume: la plume de fer grave sur le papier comme on graverait sur le cuivre, et elle ne revient jamais sur ses pas. C'est une improvisation qui ne sait ni effacer, ni corriger, ni s'arrêter; il faut qu'elle marche! Tant pis pour les erreurs, tant pis pour les calomnies qu'elle jette en chemin!

D'où je conclus comme j'ai commencé: ce méchant petit morceau d'acier, interposé dans la civilisation française, y jette tout à fait le même désordre que le grain de sable *placé là,* comme dit Bossuet en parlant de l'urètre de Cromwell. Les grands critiques cherchent bien loin d'où viennent tant de barbarismes imprévus; les grands politiques cherchent bien loin d'où viennent tant de résistances imprévues; et ils ne savent pas s'en rendre compte à eux-mêmes, par la raison qu'ils sont en effet de très-grands critiques et de très-grands politiques; aucun d'eux n'a songé à la plume de fer. En effet, c'était là une solution trop simple et trop facile à prouver.

Enfin que vous dirai-je? On m'assure que de grands génies, qu'il faudrait tuer à bout portant, s'occupent, à l'heure qu'il est, à *perfectionner* la plume de fer. *Perfectionner* la plume de fer, grand Dieu! Eh! malheureux! dans quel but? Ce perfectionnement consisterait à trouver une plume de fer qui portât elle-même et distillât son encre, comme le serpent porte et distille son venin. Par ce moyen une rapidité nouvelle serait ajoutée à cette rapidité déjà effrayante; la main de l'écrivain resterait constamment fixée sur le papier sans même que l'esprit eût, pour se reconnaître, le léger intervalle qui sépare encore la plume de fer de l'encrier où elle s'abreuve! Si nous tombons encore dans ce progrès-là, c'en est fait, la fin du monde est proche! l'esprit humain reste sans défense contre ses propres excès, et la société, envahie soudain par une improvisation sans fin, sans terme et sans contre-poids, devient un *sauve qui peut* général! En vérité, messieurs, je ne connais pas de danger plus terrible que le progrès!

Ainsi parla notre ami Thomas. Il fut beaucoup plus éloquent que je ne pourrais vous le dire. Il est, comme vous voyez, tout à fait le véritable descendant de cet apôtre obstiné qui niait la résurrection du Christ, et à qui Notre Sauveur fut obligé de débiter les deux rimes latines:

Vide pedes, vide manus:
Noli esse incredulus.

Mon Produit net.

Grand philosophe économiste,
Du produit net adorateur,
Tu me dis: Montre-moi la liste
Des choses qui font ton bonheur.
Tes plaisirs? — — Des amis du cœur.
Ta santé? — — C'est la tempérance.
Tes travaux? — — J'écris et je pense.
Tes desirs? — — Ne faire aucuns vœux.
Ton trésor? — — Mon indépendance.
Ton produit net? — — Je suis heureux.

Ducis.

Épitaphe d'un Poète.

Ci-gît un homme dont la gloire
Des siècles attendra la fin;
Mais qui courant au temple de mémoire,
Sur la route mourut de faim.

Destouches.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 23.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Mercier.

Louis Sebastian Mercier ward am 6. Juni 1740 zu Paris geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, und trat bereits in seinem zwanzigsten Jahre mit einigen Heroïden auf, welche sich eines allgemeinen Beifalls erfreuten. Es genügte ihm jedoch bald nicht mehr sich nach fremden Vorbildern zu richten und auf schon gebahnten Wegen fortzuschreiten. Er beschloß, eine Revolution in der Literatur hervorzubringen, und sich auf die Kraft seines Geistes verlassend, vermochte ihn nichts von dieser Idee abzuschrecken. Nun begann er sogleich damit, die großen Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts anzugreifen, indem er sie anklagte, die französische Poesie zerstört zu haben, und den Literatoren rieth, die Verse ganz bei Seite zu lassen und sich nur der Prosa zu widmen, deren freierer Gang sich weit besser der Begeisterung anschmiege. Dieser Meinung blieb er sein ganzes Leben hindurch treu, und sprach sie bei jeder Gelegenheit aus, indem er zu gleicher Zeit von den Schriftstellern verlangte, sich auch in der Prosa freier zu bewegen und neue Wörter zu schaffen, wenn die in der Sprache vorräthigen ihnen nicht genügten, um ihre Gedanken auszudrücken. Hierauf beschränkten sich jedoch seine Reformen nicht; auch in der dramatischen Poesie versuchte er die Autorität zu zerstören und eine freiere Behandlung der Formen, wie der Gegenstände, einzuführen, wozu er selbst die Beispiele, welche er meist englischen und deutschen Mustern nachbildete, zu liefern sich bemühte, jedoch nur geringen Anklang bei der Menge fand. Nachdem er eine Zeit lang Professor der Rhetorik in Bordeaux gewesen, kehrte er nach Paris zurück und setzte seine früheren literärischen Beschäftigungen fort. Ein Zögling der Philosophie seines Jahrhunderts und ergriffen von dem Geiste der Neuerung, welchen dieselbe zu jener Zeit der ganzen französischen Gesellschaft eingeflößt hatte, beschränkte er sich nicht bloß auf literärische Umgestaltungen, sondern bemühte sich, seine Ansichten auch auf Staats- und Lebensverhältnisse anzuwenden. Dieser Versuch gelang ihm besser, als der erste, denn er gründete eigentlich den Ruf, dessen er sich noch bei der Nachwelt erfreut. Sein erstes Werk in dieser Hinsicht war das Jahr 2240 (l'an 2440 rêve s'il en fut jamais), welches 1770 erschien und mit großem Scharfblick nicht allein die damalige bedenkliche Lage der Dinge schildert, sondern auch Manches in der Gestaltung der socialen Verhältnisse voraussagt, was später wirklich so eingetroffen ist. Dieses Buch wurde verboten, der Verfasser jedoch nicht weiter beunruhigt. 1781 gab er zuerst anonym zwei Bände seines Tableau de Paris heraus, welches ungeheures Aufsehen erregte und polizeiliche Untersuchungen veranlaßte. Mercier nannte sich sogleich, und begab sich dann nach der Schweiz, wo er dieses Werk bis auf 12 Bände ausdehnte; es war eigentlich nur eine Reproduction und weitere Ausführung seiner in dem obigen Buche ausgesprochenen Ideen, mitunter nicht ganz frei von einem gewissen Cynismus, weshalb auch Rivarol äußerst boshaft von demselben sagte: C'est un ouvrage pensé dans la rue, et écrit sur la borne; aber doch höchst scharfsinnig, geistreich und treffend, woher auch sein Erfolg ein fast unglaublicher, und es in viele Sprachen wiederholt übersetzt wurde. Kurz vor der Revolution kehrte Mercier

nach Frankreich zurück, und gab mit Carra ein Journal heraus, das unter dem Titel: Annales patriotiques, dazu bestimmt war, revolutionaire Ideen zu verbreiten. Bald jedoch erschreckt von der Tendenz und den Ansprüchen der Jakobiner brach er mit diesen, und griff sie sogar furchtlos und offen in einer Zeitschrift an. Als Deputirter in dem National-Convent gehörte er überhaupt zu den Gemäßigten und stimmte gegen den Tod Ludwigs XVI. und für die lebenslängliche Gefangenschaft desselben. Seine Ansichten zogen ihm eine kurze Verhaftung zu. 1795 trat er in den Rath der Fünfhundert, und strebte jetzt wiederholt gegen die Ideen, welche die Revolution herbeigeführt hatte, zu reagiren. So sprach er sich unter Anderem heftig gegen die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts aus und votirte für die Wiederherstellung des Lotto, das er früher heftig angegriffen hatte, ja, er nahm sogar eine Stelle bei der Administration desselben an. Wenn man ihm darüber Vorwürfe machte, so pflegte er zu antworten: „Seit wann ist es denn nicht mehr erlaubt, auf Kosten des Feindes zu leben." Als er den Rath der Fünfhundert verließ, erhielt er die Professur der Geschichte an der École centrale, benutzte jedoch seine Vorlesungen größtentheils nur, um die reformirenden Ideen seiner Jugend, namentlich gegen die sogenannte klassische Literatur mit großem Eifer wieder vorzutragen. Hier ging er jedoch mitunter zu weit und griff außer den Philosophen, denen er alles Verdienst absprach, auch Physiker und Astronomen an; ja, er ließ sich sogar hinreißen, Copernicus und Newton zu tadeln und zu behaupten, die Erde sei keine Kugel, sondern eine runde Scheibe und die Sonne drehe sich um dieselbe, wie ein Pferd in der Reitbahn. Bei der Gründung des Institutes, das bekanntlich die Stelle der französischen Akademie vertrat, ward er Mitglied desselben, war jedoch nie gut kaiserlich gesinnt, und hatte die Freude, kurz vor seinem Ende noch den Sturz Napoleons zu erleben. Er starb am 25. April 1814 zu Paris.

Mercier war ganz ein Sohn seiner Zeit und hat dieselbe, wie Wenige neben ihm, durchschaut. Häufig gelang es ihm, selbst ihre Ideen und Gefühle mit großem Glücke darzustellen. Geist, Scharfsinn und Lebendigkeit, Phantasie und Kraft zeichnen mehr oder weniger alle seine Schriften aus. Er arbeitete sehr rasch, und hat sich in fast allen Gattungen versucht. Es würde zu weit führen, seine sämmtlichen Werke hier aufzuzählen; ein genaues Verzeichniß derselben findet man in den Siècles litéraires von Desessart. Wir begnügen uns hier, außer dem bereits Erwähnten, mit Nennung der vorzüglichsten. Hiezu gehören die beiden, auch ins Deutsche übersetzten, und früher auf unseren Bühnen ebenfalls gern gesehenen Dramen: Le deserteur und la brouette du vinaigrier. Ferner: mon bonnet de nuit, 4 Bde. in 8., eine Sammlung von Aufsätzen, meist gegen die französischen Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts; Histoire de France, Paris 1802. 6 Bände in 8., Le nouveau Paris, eine Fortsetzung des Tableau, Paris 1800. 6 Bände in 12., u. A. m. Wir theilen hier eine Probe seiner Schreibart mit, die um so mehr von Interesse sein wird, als sie die ersten gelungenen Versuche in der Luftschifffahrt auf eine eigenthümliche Weise bespricht. Sie ist dem zweiten Theile des bonnet de nuit entlehnt.

Le Ballon-Montgolfier.

On connaît l'Athénien Dédale, qui attacha des ailes à son fils Icare; mais comme le ciment était de la cire, elles se fondirent aux rayons du soleil. On connaît Simon le Magicien, qui s'éleva fort haut aux yeux du peuple Romain; mais un apôtre chrétien le fit tomber, et il se cassa le col. On a entendu parler de Persée, de Bellérophon combattant la chimère, du char de feu d'Élie, qui en partant laissa tomber son manteau que ramassa son disciple Élisée; du char-volant de Medée, fuyant après le massacre de ses enfans; de Mercure ayant des ailes aux talons; du cheval ailé, qui partageait avec l'aigle de Jupiter la redoutable fonction de porter ses foudres et ses éclairs.

On a écrit qu'Apollonius de Thyane avait fait un voyage de trois cents lieues par les airs, puisqu'il s'était montré le même jour dans deux endroits que séparait cette distance.

Sous le règne de Néron, un homme s'éleva fort haut; l'histoire dit à quatre cents pieds de hauteur: il tomba et se tua; son sang rejaillit jusqu'à l'empereur. *Voyez* Suétone.

Jean-baptiste Dante, de Pérouse, a volé et s'est cassé la jambe. Campanella parle d'un habitant de la Calabre, qui tenta un vol réel et paya cher son entreprise téméraire.

Les anciens, qui nous ont transmis les pre-

miers voyages aériens, avaient-ils trouvé le gaz inflammable qui rend le ballon où il est contenu plus léger que l'air athmosphérique? Le hasard qui fait naître les grandes découvertes qui s'ensevelissent ensuite avec les peuples, ne peut-il pas représenter le même fait à des époques extrêmement éloignées? Tous ces dieux ascendans, dont la mythologie est pleine, qui volent sur les nues et plus vite que les nuages, n'annonceraient-ils pas des chymistes intelligens qui avaient trouvé ce que Montgolfier a rencontré depuis peu?

Nous ne faisions aucune attention aux divinités d'Homère, marchant dans le vague des airs; à la Pallas descendant de l'Olympe et arrêtant le fougueux Achille par sa blonde chevelure; à la Junon aux yeux pers, *) se cachant dans un nuage; à la messagère Iris; au char de Vénus, traîné par deux colombes: tout nous revient enfin de l'antiquité, jusqu'au *chant des cygnes*, dont nous nous moquions. Les cygnes de Chantilly nous diront qu'il faut être circonspect, quand, sans aucune connaissance du passé, l'on veut taxer les anciens d'avoir méconnu la physique. Nous reviendrons peut-être à la physique des anciens.

Voici que l'homme vient de s'assujettir le royaume qui lui semblait interdit; il a rencontré l'aigle dans son vol, et il partage aujourd'hui son empire. Il ne manque plus que d'entendre un capucin en chaire prêcher contre Montgolfier.

Il y eut des essais malheureux. On a vu, il y a quarante années, M. de B***** s'ajuster des ailes au haut d'un donjon du quai des Théatin; il avait orné des mêmes ailes les épaules de son domestique, et il l'exhortait fort à le devancer, lorsque celui-ci répondit *qu'il était fait pour suivre son maître*. Le marquis de B***** goûta ce raisonnement, s'élança sans son domestique, pirouetta quelques toises, et se cassa la cuisse en tombant à vingt toises sur un bateau de blanchisseuses.

M. Blanchart, composant une très-lourde machine qu'il appellait *bateau volant*, et s'appuyant sur les forces purement méchaniques, nous avait promis de partir de Saint-Germain-en-Laye, et d'arriver aux Champs-Elisées en face des Tuileries. Ce M. Blanchart, malgré ses annonces, n'a pas tenu parole. Je ne parle plus ici du chanoine d'Etampes.

Ces promesses de s'élever en l'air rencontraient des incrédules et des rieurs; des gens qui ne soupçonnaient pas jusqu'où pouvait aller la possibilité physique, armés de ce scepticisme froid et moqueur qui rejette tout ce qui est inconnu, étaient loin d'avouer que l'homme pouvait, par hasard ou par étude, découvrir des prodiges nouveaux.

Aristote, Bacon, Descartes, Galilée, Newton, tous les physiciens de l'Europe, en se chauffant devant leur âtre, avaient vu la fumée s'élever: aucun d'eux ne devina qu'en enfermant cette fumée dans un ballon, il s'éleverait facilement dans les airs, et qu'en augmentant son volume, la chaine de la pesanteur serait rompue, pour le coq emplumé et pour le coq à deux pieds sans plumes.

M. Montgolfier a imaginé le premier ce que chaçun aurait pu découvrir au coin de sa cheminée. Plus la chose était simple, plus elle se dérobait à l'esprit de recherche, et c'est ainsi que nous sommes entourés de vrais phénomènes auxquels l'habitude nous rend insensibles; car, malgré notre sagacité, l'habitude fait de nous des hommes distraits sur ce qui nous environne, et rien de plus difficile que de bien voir ce qu'on a perpetuellement sous les yeux.

M. le marquis d'Arlandes et M. Pilâtre de Rozier ont eu le courage de s'asseoir les premiers sur ce globe ascendant et abandonné; ils ont voyagé ainsi dans l'espace, au-dessus de la ville de Paris.

Cette merveilleuse découverte a dû commander l'admiration universelle, et échauffer jusqu'au vulgaire, que rien ne frappe ordinairement en physique, et pour qui tous les miracles de la nature sont perdus: il est sorti de son apathie; il a marqué de la curiosité, de l'intérêt, de l'étonnement, et toutes les têtes grandes et petites se sont exaltées à l'unisson.

Bientôt MM. Charles et Robert, doués d'une

*) Grünblau.

intrépidité éclairée et calme, nous ont donné un spectacle bien neuf et jusqu'alors incroyable. Jamais leçon de physique ne fut publiée devant un plus nombreux, et plus solemnel auditoire. L'effet, quoique suite d'un principe simple et certain, était inconnu à l'homme et étranger à ses fastes, depuis... depuis tous les renseignemens connus.

Or, si tous les siècles passés s'étaient relevés au moment où montait si majestueusement dans les airs le *navigateur aérien*, ils n'en auraient pas cru leurs yeux ou auraient cru voir quelque dieu retourner de la terre chez lui.

Cette découverte aura sûrement son utilité dans bien des choses; mais, ne fût-elle qu'une simple curiosité, ce serait toujours une belle et brillante expérience que cette *assomption*. Il est satisfaisant de pouvoir enfin quitter vivant cette terre où nous rampons, et de voyager quelques heures dans les airs avec tant de rapidité.

M. Charles assure qu'à une certaine hauteur, plongé dans un air subtil, on se sent une hilarité inconnue à nous qui rampons dans les plaines. Je le crois; car quand dans mon voisinage je m'élève seulement à six cents pieds, je me sens un tout autre être.

Le ballon Montgolfier! c'est la planche jetée sur l'océan; c'est l'arbre creusé en canot: la planche et le canot se sont métamorphosés en vaisseaux qui ont fait le tour du monde, portant l'homme sur des gouffres mouvans, paisible vainqueur des ouragans et des tempêtes. Et l'on sait comment Horace, plus voisin que nous de cette découverte, appellait celui qui le premier affronta la mer blanchissante d'écume, entre des écueils:

Audax Japeti genus, etc.

L'agent principal de cette ascension est trouvé; la nation Française a tout l'honneur de la découverte, et l'Anglais en est jaloux: il a voulu riposter par des épigrammes; il a encore été battu. La royale société de Londres (malgré le respect que je lui dois) n'a pas eu le sens commun en cette occasion: jalousie; j'en suis fâché pour elle.

Cette découverte immortalisera le règne actuel.

Dans quatre mille ans on dira: Les *hommes volans* datent du regne de *Louis XVI.*, et il a fait présent à l'empereur de la Chine de douze ballons aérostatiques.

Que ce présent est bien imaginé! Comme l'empereur de la Chine sera émerveillé du génie français! En croira-t-il ses yeux.

Laissons faire présentement l'industrie humaine; elle va tourmenter cette découverte importante, la manier en tous sens, et parcourir l'ordre des possibles.

Les nations voisines voudront du moins obtenir une gloire secondaire; et ce ballon, déjà si curieux, va apprendre à l'homme qu'il ne doit jamais désespérer de ses forces, que son intelligence est faite pour descendre dans tous les secrets de la nature, et qu'il peut se les approprier pour l'intérêt de ses besoins, ou pour le luxe de sa grandeur.

Qui assignera des bornes à la sagacité de l'homme et aux connaissances que le tems, le hasard et la méditation peuvent lui amener? Qui connaît toute la capacité du cerveau de l'homme, cet être qui paraît si faible?

Scrutons, analysons, cherchons: les plus importantes vérités dorment sous nos mains; frappons, interrogeons tout ce qui nous environne. Examinons les similitudes, les *analogues* jusque dans les infiniment petits; là peut-être est le grand secret. Le poisson dans l'eau monte, s'élève, descend, tournoie sans point d'appui dans son propre élément, parce qu'il se rend plus léger que l'eau, au moyen de la vessie qu'il a dans le corps, qu'il contracte et qu'il dilate à son gré: l'homme a fait sa vessie, et l'a déployée sur sa tête, et cette vessie artificielle lui a complétement réussi.

Maintenant, quand je lève les yeux au firmament, je ne vois plus la lune que comme un ballon aérostatique; ce satellite flotte sûrement par les mêmes loix que le ballon-Montgolfier: les planètes sont des globes creux, remplis d'un *gaz* particulier, peut-être soixante fois plus léger que l'air: c'est un pareil gaz qu'il nous

faudrait trouver. Que noûs serions alors forts et lestes!

Notre terre balancée dans le vide recèle visiblement un *feu central* qui s'échappe; elle flottera tant que l'enveloppe épaisse retiendra son fluide gazeux. J'explique de ce coup une foule de phénomènes non encore expliqués, tels que les volcans, les tempêtes, les tremblemens de terre, la variation des climats; c'est la déperdition de l'air inflammable, c'est le combat éternel du gaz et de l'air athmosphérique: l'équateur est enflé, tandis que les poles sont applatis: la charpente du ballon est dans les poles; c'est l'effet inévitable de la matière ignée qui gonfle notre globe à l'équateur: elle a chassé des entrailles de la terre tout corps étranger; elle y a établi le *fluide* moteur qui suspend le monde en l'air, qui l'appuie sur rien. Toute *planète* est un ballon aérostatique. Je le soutiens, que dis-je! tout *astre,* tout *soleil,* toute *étoile,* autant de globes *creux,* ballons! ballons! qui enferment *le gaz* contenu dans leur intérieur. Il n'y a qu'une seule loi pour le petit poisson comme pour le pesant saturne.

(Fin.)

Vittoria Accoramboni.

Par M. DE STENDHAL.

Malheureusement pour moi comme pour le lecteur, ceci n'est point un roman, mais la traduction fidèle d'un récit fort grave écrit à Padoue en décembre 1585.

Je me trouvais à Mantoue il y a quelques années, je cherchais des ébauches et de petits tableaux en rapport avec ma petite fortune, mais je voulais les peintres antérieurs à l'an 1600; vers cette époque acheva de mourir l'originalité italienne, déjà mise en grand péril par la prise de Florence en 1530.

Au lieu de tableaux, un vieux praticien fort riche et fort avare me fit offrir à vendre, et très-cher, de vieux manuscrits jaunis par le temps; je demandai à les parcourir, il y consentit; ajoutant qu'il se fiait à ma probité, pour ne pas me souvenir des anecdotes piquantes que j'aurais lues, si je n'achetais pas les manuscrits.

Sous cette condition, qui me plut, j'ai parcouru, au grand détriment de mes yeux, trois ou quatre cents volumes où furent entassés, il y a deux ou trois siècles, des récits d'aventures tragiques, des lettres de défi relatives à des duels, des traités de pacification entre des nobles voisins, des mémoires sur toutes sortes de sujets, etc., etc. Le vieux propriétaire demandait un prix énorme de ces manuscrits. Après bien des pourparlers, j'achetai fort cher le droit de faire copier certaines historiettes qui me plaisaient et qui montrent les mœurs de l'Italie vers l'an 1500. J'en ai vingt-deux volumes in-folio, et c'est une de ces histoires fidèlement traduite que le lecteur va lire, si toutefois il est doué de patience. Je sais l'histoire du XVIe siècle en Italie, et je crois que ce qui suit est parfaitement vrai. J'ai pris de la peine pour que la traduction de cet ancien style italien, grave, direct, souverainement obscur et chargé d'allusions aux choses et aux idées qui occupaient le monde sous le pontificat de Sixte-Quint (en 1585), ne présentât pas de reflets de la belle littérature moderne, et des idées de notre siècle sans préjugés.

L'auteur inconnu du manuscrit est un personnage circonspect, il ne juge jamais un fait, ne le prépare jamais; son affaire unique est de raconter avec vérité. Si quelquefois il est pittoresque, à son insu, c'est que, vers 1585, la vanité n'enveloppait point toutes les actions des hommes d'une auréole d'affectation; on croyait ne pouvoir agir sur le voisin qu'en s'exprimant avec la plus grande clarté possible. Vers 1585, à l'exception des fous entretenus dans les cours, ou des poëtes, personne ne songeait à être aimable par la parole. On ne disait point encore : Je mourrai aux pieds de Votre Majesté, au moment où l'on venait d'envoyer chercher des chevaux de poste pour prendre la fuite; c'était un genre de trahison qui n'était pas inventé. On parlait peu, et chacun donnait une extrême attention à ce qu'on lui disait

Ainsi, ô lecteur bénévole! ne cherchez point ici un style piquant, rapide, brillant de fraîches allusions aux façons de sentir à la mode, ne vous attendez point surtout aux émotions entraînantes d'un roman de George Sand: ce grand écrivain eût fait un chef-d'œuvre avec la vie et les malheurs de *Vittoria Accoramboni*. Le récit sincère que je vous présente ne peut avoir que les avantages plus modestes de l'histoire. Quand par hasard, courant la poste seul à la tombée de la nuit, on s'avise de réfléchir au grand art de connaître le cœur humain, on pourra prendre pour base de ses jugements les circonstances de l'histoire que voici. L'auteur dit tout, explique tout, il ne laisse rien à faire à l'imagination du lecteur; il écrivait douze jours après la mort de l'héroïne.

Vittoria Accoramboni naquit d'une fort noble famille, dans une petite ville du duché d'Urbin, nommée Agubio. Dès son enfance, elle fut remarquée de tous, à cause d'une rare et extraordinaire beauté; mais cette beauté fut son moindre charme: rien ne lui manqua de ce qui peut faire admirer une fille de haute naissance; mais rien ne fut si remarquable en elle, et l'on peut dire rien ne tint autant du prodige, parmi tant de qualités extraordinaires, qu'une certaine grâce toute charmante qui dès la première vue lui gagnait le cœur et la volonté de chacun. Et cette simplicité, qui donnait de l'empire à ses moindres paroles, n'était troublée par aucun soupçon d'artifice; dès l'abord on prenait confiance en cette dame douée d'une si extraordinaire beauté.

On aurait pu, à toute force, résister à cet enchantement, si on n'eût fait que la voir, mais si on l'entendait parler, si surtout on venait à avoir quelque conversation avec elle, il était de toute impossibilité d'échapper à un charme aussi extraordinaire.

Beaucoup de jeunes cavaliers de la ville de Rome, qu'habitait son père, et où l'on voit son palais place des *Rusticuci*, près Saint-Pierre, désirèrent obtenir sa main. Il y eut force jalousies, et bien des rivalités; mais enfin les parents de Vittoria préférèrent Félix Peretti, neveu du cardinal Montalto, qui a été depuis le pape Sixte-Quint, heureusement régnant.

Félix, fils de Camille Peretti, sœur du cardinal, s'appela d'abord François Mignucci; il prit les noms de Félix Peretti, lorsqu'il fut solennellement adopté par son oncle.

Vittoria entrant dans la maison Peretti, y porta, à son insu, cette prééminence que l'on peut appeler fatale, et qui la suivait en tous lieux; de façon que l'on peut dire que, pour ne pas l'adorer, il fallait ne l'avoir jamais vue.*) L'amour que son mari avait pour elle allait jusqu'à une véritable folie; sa belle-mère, Camille, et le cardinal Montalto lui-même, semblaient n'avoir d'autre occupation sur la terre, que celle de deviner les goûts de Vittoria, pour chercher aussitôt à les satisfaire. Rome entière admira comment ce cardinal, connu par l'exiguïté de sa fortune, non moins que par son horreur pour toute espèce de luxe, trouvait un plaisir si constant à aller au-devant de tous les souhaits de Vittoria. Jeune, brillante de beauté, adorée de tous, elle ne laissait pas d'avoir quelquefois des fantaisies fort coûteuses. Vittoria recevait de ses nouveaux parents des joyaux de plus grand prix, des perles, et enfin tout ce qui paraissait de plus rare chez les orfèvres de Rome, en ce temps-là fort bien fournis.

Pour l'amour de cette nièce aimable, le cardinal Montalto, si connu par sa sévérité, traita les frères de Vittoria comme s'ils eussent été ses propres neveux. Octave Accoramboni, à peine arrivé à l'âge de trente ans, fut, par l'intervention du cardinal Montalto, désigné par le duc d'Urbin et créé, par le pape Grégoire XIII, évêque de Fossombrone, Marcel Accoramboni, jeune homme d'un courage fougueux, accusé de plusieurs crimes, et vivement pourchassé par la *corte***) avait échappé à grand'peine à des pour-

---

*) On voit à Milan, autant que je puis me souvenir, dans la bibliothèque Ambrosienne, des sonnets remplis de grâce et de sentiment, et d'autres pièces des vers, ouvrage de Vittoria Accoramboni. D'assez bons sonnets ont été faits dans le temps sur son étrange destinée. Il paraît qu'elle avait autant d'esprit que de grâces et de beauté.

**) C'était le corps armé chargé de veiller à la sûreté pu-

suites qui pouvaient le mener à la mort. Honoré de la protection du cardinal, il put recouvrer une sorte de tranquillité.

Un troisième frère de Vittoria, Jules Accoramboni, fut admis par le cardinal Alexandre Sforza aux premiers honneurs de sa cour, aussitôt que le cardinal Montalto en eut fait la demande.

En un mot, si les hommes savaient mesurer leur bonheur, non sur l'insatiabilité infinie de leurs désirs, mais par la jouissance réelle des avantages qu'ils possèdent déjà, le mariage de Vittoria avec le neveu du cardinal Montalto eût pu sembler aux Accoramboni le comble des félicités humaines. Mais le désir insensé d'avantages immenses et incertains peut jeter les hommes les plus comblés des faveurs de la fortune, dans des idées étranges et pleines de périls.

Bien est-il vrai que si quelqu'un des parents de Vittoria, ainsi que dans Rome beaucoup en eurent le soupçon, contribua, par le désir d'une plus haute fortune, à la délivrer de son mari, il eut lieu de reconnaître bientôt après combien il eût été plus sage de se contenter des avantages modérés d'une fortune agréable, et qui devait atteindre sitôt au faîte de tout ce que peut désirer l'ambition des hommes.

Pendant que Vittoria vivait ainsi reine dans sa maison, un soir que Félix Peretti venait de se mettre au lit avec sa femme, une lettre lui fut remise par une nommée Catherine, née à Bologne et femme de chambre de Vittoria. Cette lettre avait été apportée par un frère de Catherine, Dominique d'Aquaviva, surnommé le *Mancino* (le gaucher). Cet homme était banni de Rome pour plusieurs crimes; mais à la prière de Catherine, Félix lui avait procuré la puissante protection de son oncle le cardinal, et le *Mancino* venait souvent dans la maison de Félix, qui avait en lui beaucoup de confiance.

La lettre dont nous parlons était écrite au nom de Marcel Accoramboni; celui de tous les frères de Vittoria qui était le plus cher à son mari. Il vivait le plus souvent caché hors de Rome; mais cependant quelquefois il se hasardait à entrer en ville, et alors il trouvait un refuge dans la maison de Félix.

Par la lettre remise à cette heure indue, Marcel appelait à son secours son beau-frère Félix Peretti; il le conjurait de venir à son aide, et ajoutait que, pour une affaire de la plus grande urgence, il l'attendait près du palais de Montecavallo.

Félix fit part à sa femme de la singulière lettre qui lui était remise, puis il s'habilla et ne prit d'autre arme que son épée. Accompagné d'un seul domestique qui portait une torche allumée, il était sur le point de sortir quand il trouva sous ses pas sa mère Camille, toutes les femmes de la maison, et parmi elles Vittoria elle-même; toutes le suppliaient avec les dernières instances de ne pas sortir à cette heure avancée. Comme il ne se rendait pas à leurs prières, elles tombèrent à genoux, et, les larmes aux yeux, le conjurèrent de les écouter.

Ces femmes, et surtout Camille, étaient frappées de terreur par le récit des choses étranges qu'on voyait arriver tous les jours, et demeurer impunies dans ces temps du pontificat de Grégoire XIII, pleins de troubles et d'attentats inouïs. Elles étaient encore frappées d'une idée: Marcel Accoramboni, quand il se hasardait à pénétrer dans Rome, n'avait pas pour habitude de faire appeler Félix, et une telle démarche, à cette heure de la nuit, leur semblait hors de toute convenance.

Rempli de tout le feu de son âge, Félix ne se rendait point à ces motifs de crainte; mais quand il sut que la lettre avait été apportée par le *Mancino*, homme qu'il aimait beaucoup et auquel il avait été utile, rien ne put l'arrêter, et il sortit de la maison.

Il était précédé, comme il a été dit, d'un seul domestique portant une torche allumée; mais le pauvre jeune homme avait à peine fait quelques pas de la montée de *Montecavallo*, qu'il tomba frappé de trois coups d'arquebuse. Les assassins, le voyant par terre, se jetèrent

---

blique, les gendarmes et agents de police de l'an 1580. Ils étaient commandés par un capitaine appelé bargello, lequel était personnellement responsable de l'exécution des ordres de monseigneur le gouverneur de Rome (le préfet de police

sur lui, et le criblèrent à l'envi de coups de poignard, jusqu'à ce qu'il leur parût bien mort. A l'instant, cette nouvelle fatale fut portée à la mère et à la femme de Félix, et par elles, elle parvint au cardinal son oncle.

Le cardinal, sans changer de visage, sans trahir la plus petite émotion, se fit promptement revêtir de ses habits, et puis se recommanda soi-même à Dieu, et cette pauvre âme (ainsi prise à l'improviste). Il alla ensuite chez sa nièce, et avec une gravité admirable et un air de paix profonde il mit un frein aux cris et aux pleurs féminins qui commençaient à retentir dans toute la maison. Son autorité sur ces femmes fut d'une telle efficacité, qu'à partir de cet instant, et même au moment où le cadavre fut emporté hors de la maison, l'on ne vit ou l'on n'entendit rien de leur part, qui s'écartât le moins du monde de ce qui a lieu, dans les familles les plus réglées, pour les morts les plus prévues. Quant au cardinal Montalto lui-même, personne ne put surprendre en lui les signes, même modérés, de la douleur la plus simple; rien ne fut changé dans l'ordre et l'apparence extérieure de sa vie. Rome en fut bientôt convaincue, elle qui observait avec sa curiosité ordinaire les moindres mouvements d'un homme si profondément offensé.

Il arriva par hasard que, le lendemain même de la mort violente de Félix, le consistoire (des cardinaux) était convoqué au Vatican. Il n'y eut pas d'homme dans toute la ville qui ne pensât que pour ce premier jour, à tout le moins, le cardinal Montalto s'exempterait de cette *fonction* publique. Là, en effet, il devait paraître sous les yeux de tant et de si curieux témoins! On observerait les moindres mouvements de cette faiblesse naturelle, et toutefois si convenable à céler chez un personnage qui d'une place éminente aspire à une plus éminente encore; car tout le monde conviendra qu'il n'est pas convenable que celui qui ambitionne de s'élever au-dessus de tous les autres hommes, se montre ainsi homme comme les autres.

Mais les personnes qui avaient ces idées se trompèrent doublement, car d'abord, selon sa coutume, le cardinal Montalto fut des premiers à paraître dans la salle du consistoire, et ensuite il fut impossible aux plus clairvoyants de découvrir en lui un signe quelconque de sensibilité humaine. Au contraire, par ses réponses à ceux de ses collègues qui, à propos d'un événement si cruel, cherchèrent à lui présenter des paroles de consolation, il sut frapper tout le monde d'étonnement. La constance et l'apparente immobilité de son âme au milieu d'un si atroce malheur devinrent aussitôt l'entretien de la ville.

Bien est-il vrai que dans ce même consistoire quelques hommes, plus exercés dans l'art des cours, attribuèrent cette apparente insensibilité non à un défaut de sentiment, mais à beaucoup de dissimulation; et cette manière de voir fut bientôt après partagée par la multitude des courtisans, car il était utile de ne pas se montrer trop profondément blessé d'une offense dont sans doute l'auteur était puissant, et pouvait plus tard peut-être barrer le chemin à la dignité suprême.

Quelle que fût la cause de cette insensibilité apparente et complète, un fait certain, c'est qu'elle frappa d'une sorte de stupeur Rome entière et la cour de Grégoire XIII. Mais pour en revenir au consistoire, quand, tous les cardinaux réunis, le pape lui-même entra dans la salle, il tourna aussitôt les yeux vers le cardinal Montalto, et on vit Sa Sainteté répandre des larmes; quant au cardinal ses traits ne sortirent point de leur immobilité ordinaire.

(Suite.)

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich, die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch sämmtliche Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 24.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Le Ballon-Montgolfier.

(Fin.)

L'ascension du *globe-Montgolfier* m'a donné l'idée d'un nouveau système physique plus raisonnable, je crois, que les précédens, et qui rend compte de toutes les crises de la nature. Notre globe, flottant dans l'éther, est un ballon aérostatique, et dès lors tout s'explique avec clarté: les conséquences sont lumineuses et fécondes. Quand l'enveloppe se déchirera, il périra par le feu. *Et sæculum per ignem.*

Je détrône en ce jour et Descartes et Newton, et je composerais là-dessus un volume plein de *calculs* et sur-tout d'évidence, si je n'avais pas un *drame* à faire.

Incrédules esprits, froids ignorans, rampez dans vos stériles négations: l'homme devient le maître des abymes: on ira visiter les sommets du *Ténérife.* C'est peu; l'on prendra sans doute un jour un vaisseau de cent dix canons, agrès, charge, équipage, avec de bonnes pincettes, et on le portera proprement et sans avarie dans la mer Rouge, ce qui évitera le long circuit pour le voyage des Indes Orientales.

Pourquoi dans cent années ne parlerait-on pas d'un ballon aérostatique comme on parle aujourd'hui d'un cheval et d'une paire de bottes pour faire un voyage par terre? Quant à la manière la plus sûre et la plus simple de diriger à volonté horizontalement le ballon aérostatique, il ne faudra pas vingt-cinq ans pour la trouver. Nous étudierons sur-tout le méchanisme du corps et des ailes de l'oiseau, qui se soutient, lui, par ses forces organiques, et nous en ferons un bel attelage.

Un Anglais a avancé que les oiseaux qu'on nomme oiseaux de passage, se retirent dans le globe de la lune, lorsqu'ils disparaissent de nos climats: ils prennent en effet leur essor en-haut quand ils partent, et s'élèvent perpendiculairement; ils descendent d'en-haut quand ils reviennent. Si cette hypothèse semble hasardée, il paraît du moins que l'homme peut respirer à une certaine hauteur, puisque ces oiseaux vivent dans l'air le plus subtil.

En attendant le prochain voyage dans la lune, nos travaux vont développer et étendre singulièrement la connaissance de l'astronomie, de l'air, des météores, de la géographie, etc. Nos ballons aérostatiques seront nos observatoires, la guérite céleste, d'où nous découvrirons les grands effets de la nature; et tout cela tenait à partir d'un petit principe de chymie. Mais que la frivolité n'oublie pas mon *système;* que les géomètres le travaillent, je le leur abandonne; la terre, je le répète, est un *ballon-Montgolfier:* voilà le vrai système du monde enfin découvert, et je suis tenté de m'écrier comme Archimède: *Je l'ai trouvé.*

Encore un petit mot qui me vient à l'imagi-

nation. L'art de se promener librement dans les airs étant connu, il s'agirait sur-tout de se tenir immobile dans l'athmosphère contre le mouvement de direction qui l'entraîne avec la terre, de jeter l'ancre, pour ainsi dire, à quinze cents toises au-dessus de nos tours et de nos clochers. Ainsi nos nouveaux Argonautes, en laissant paisiblement la terre tourner sous leurs pieds, pourraient sans se mouvoir se trouver au-dessus de Pekin, y descendre, y saluer l'empereur de la Chine de la part du roi de France, remonter et revenir quelques heures après rendre compte à Louis XVI. de la santé de sa majesté Tartare-Chinoise, à qui Dieu prète longue vie, puisqu'elle sait si bien punir ces mandarins exacteurs qui vexent les pauvres peuples, plantant du riz sur le *gros ballon aérostatique* vers le 39e degré 54 minutes.

Aucun accident n'est encore arrivé à ces hommes volans; puisse l'histoire ne dire jamais d'aucun d'eux: *suo sepultus est triompho!* Le ballon de Lyon a porté sept personnes, et ce char aérien s'est élevé à 522 toises.

On a fait diverses expériences dans plusieurs villes, et par-tout le peuple, satisfait de ce nouveau spectacle, criait de surprise, levait d'étonnement les mains au ciel, riait de joie, pleurait de crainte, manifestait à sa manière son admiration et les mouvemens extraordinaires dont son ame était profondément agitée.

Quel prodige en effet que cette pyramide immense s'élevant d'un vol majestueux qui monte au haut de l'atmosphère, et qui traîne avec son poids et son volume d'intrépides physiciens, saluant cent cinquante mille hommes assemblés, et leur jetant leurs chapeaux d'un air calme et serein.

On vient d'en lancer un à Neuchatel, sous ma fenètre, le 25 janvier, jour anniversaire de la naissance de sa Majesté Prussienne, en l'honneur de ce monarque. On avait écrit dessus: *à Frédéric.*

Roi, le plus roi qui fut onc couronné.

MAROT.

Il s'est élevé à une majestueuse hauteur en présence des Alpes.

Tel législateur Européen, jeté chez tel peuple sauvage, ne pourrait-il pas un jour faire servir la machine aérostatique à ses desseins utiles, donner des loix du haut des airs à des hordes errantes, et opérer ainsi de grandes choses par le simple appareil de ce globe merveilleux?

Et nous, déchirons les cahiers de nos systèmes physiques. Professeurs, adoptez le mien; tout astre; toute planète porte son gaz abondant; ce fluide moteur est le seul contre-poids de tous les corps célestes. Voilà sa base, si vainement cherchée jusqu'à nos jours. Les corps n'ont plus de pesanteur, malgré leur masse, quand ils sont animés par le *fluide gazeux;* et la main de la nature se joue des astres avec cette puissance unique, ainsi que nous nous jouons de ces ballons ronds ou sphériques, objets de nos amusemens; la forme ne fait presque rien, quand le gaz est puissant: nouvelle analogie avec la forme des corps planétaires.

Une réflexion attristante se mêle au plaisir qu'inspire ce nouvel ordre de choses. Il y a du danger pour ces hardis physiciens qui veulent nous ouvrir la route des airs: mais tout état a ses risques et ses périls.

Si tant d'hommes ont prodigué leur vie pour des intérêts équivoques, laissons ces nobles et généreux enfans des arts faire pour la navigation aérienne ce que les anciens ont fait pour la navigation maritime.

N'y a-t-il pas eu des naufrages, et les naufrages n'ont-ils pas appris à la postérité à se jouer des vents et des écueils? Quand l'homme s'abandonne au caprice des flots, pourquoi ne se livrait-il pas aux bourrasques de l'air? Ces deux élémens lui appartiennent, puisque la nature lui a donné les moyens de les assujettir. Ce droit précède toutes les loix: il n'est pas plus téméraire de tenter un vol audacieux que d'avoir affronté la première fois l'indomptable océan. Le char aérien est tout aussi sûr que la première nacelle.

D'ailleurs, il est utile en politique, et même glorieux pour une nation, d'offrir à l'univers des hommes qui ne tiennent pas assez à la vie pour craindre la mort, lorsqu'il s'agit de reculer les

bornes de la puissance et de l'industrie humaine. Ne limitons pas l'empire du génie, laissons-le luire sur les humains; il en est le vrai soleil.

On avait parlé de faire monter des *malfaiteurs* lors de premiers essais de la machine aérostatique. Cette idée était rampante, vile et mesquine: les arts veulent être achetés par des mains dignes de les conquérir.

Il appartenait à des citoyens distingués par leur noblesse et leur courage, de donner ce grand exemple. Qui sert bien sa patrie, sait servir l'humanité. J'ose croire qu'il y a un rapport intime entre ces deux vertus; qu'il ne faut jamais les séparer ni les opposer l'une à l'autre. La nation y perdrait: il faut savoir affronter la mort. Qu'est-ce que la vie, quand on la sacrifie à l'utilité et à la reconnaissance des siècles à venir? Qui ne hasarde pas sa vie dans les fonctions les plus ordinaires de la société? On ne devrait même permettre qu'au physicien, au militaire et à l'homme de lettres de s'élever ainsi et de planer au-dessus de nos têtes: cet horizon ne me semble fait que pour eux.

L'année 1783 a été l'année des merveilles: on a fait de l'eau avec de l'air, et de l'air avec de l'eau; on a imité la formation du givre et de la neige; on a vu de quelle manière la feuille de l'arbre transpire; on a parlé savamment de l'électricité des végétaux; le physicien connu sous le nom de *Comus* a soumis le fluide électrique et l'a appliqué avec succès à la guérison de nos maux; l'abbé Spallanzani a publié ses neuves expériences sur la digestion, et a laissé transpirer celles sur la génération, non moins nouvelles et encore plus étonnantes; d'habiles théoriciens ont fait des recherches fines et des expériences délicates sur l'hygromètre; l'Anglais Wright a marché sous les eaux; et si l'espoir d'un air déphlogistiqué se réalise, on touchera le fond de la mer, et l'on en retirera les richesses curieuses que son sein avide a soustraites à nos regards.

On a greffé les vieux ceps de vigne, et cette méthode a plusieurs avantages. On a trouvé dans les tiges de guimauve une filasse plus douce que celle du chanvre et plus forte que le lin.

Mesmer, armé d'une médecine nouvelle et qui confond la faculté, est revenu sur la scène. Par un jeu d'acoustique très-surprenant, une poupée a parlé entre nos mains. Un physicien ingénieux, et qui a vraiment l'air d'un magicien, a mis sous nos yeux la marche progressive de la végétation.

Dans un coin ignoré, mais qui deviendra célèbre par cette découverte, la doctrine des *fermens assimilateurs* a commencé à percer. L'eau peut se changer en vinaigre, en vin, en liqueurs de toute espèce, sans passer par le bois tortu ou par les tentes filières des végétaux. La métamorphose s'opère presque subitement, par la grande loi, *aut superat, aut superatur; ubi virus, ibi virtus*. Qui comprendra la valeur de ces mots? Cette découverte, encore au berceau, fera révolution en chymie: j'ose le croire.

Autre phénomène de la même année; ce sont des *têtes d'airain* imitant la voix humaine, articulant et prononçant comme nous les mots et les phrases. Si les anciens en eussent créé de pareilles qui eussent passé jusqu'à nous, il n'y aurait point de langues mortes; elles vivraient dans ces bouches d'airain, qui en rendraient aux générations éloignées tous les sons et les accens; et nous saurions comment se parlaient le grec et le latin.

Vous qui courez les plaines salées de l'océan, ne craignez plus le fléau le plus cruel, le manque d'eau: l'eau de la mer va devenir potable par un moyen facile et prompt.

Ajoutez au prodige de la navigation aérienne les faits extraordinaires de l'année qui l'a vu naître; les tremblemens de terre qui ont renversé Messine et ébranlé la Calabre; les volcans de l'Islande; la paix qui a fondé en Amérique un état immense, composé de plusieurs états qui vont croître, se développer et montrer au reste de l'univers le drapeau invitateur de la liberté; le Croissant en alarmes aux apprêts de deux puissances qui, réunissant leurs forces, semblent devoir frapper un coup qui tient d'avance l'Europe attentive et en suspens, et qui embarrasse la politique des nations; les crises singulières du gouvernement Anglais; la situation de la Hol-

lande toujours indécise; la ville de Dantzic bloquée et abandonnée à elle-même; le decès des mathématiciens célèbres; enfin je ne sais quelle commotion répandue dans les esprits et qui les dispose aux entreprises les plus hardies, aux événemens les plus rares: tout doit faire ranger l'année 1783 parmi les années les plus remarquables par des faits étonnans.

Siècle d'Auguste, siècle des Médicis, siècle de Louis XIV., si vantés pour des peintres, des sculpteurs, des orateurs, des architectes et des poëtes, vous pourriez fort bien disparaître devant un siècle déjà marqué par tant d'époques mémorables! Le génie impatient de mes contemporains, réclamant son libre essor, demande à se déployer; il veut modifier l'univers, malgré les obstacles des esprits froids et bornés; il veut imposer silence aux détracteurs, et servir jusqu'à ces caractères sombres, petits, envieux, jaloux et méchans, qui se plaisent à arrêter le progrès des sciences; il veut que le régne actuel, puisqu'il protège, et récompense les arts, illustré par les plus brillantes découvertes, soit à jamais célèbre dans la mémoire des hommes.

Et que contera-t-on dans mille ans des actions passagères de la génération présente? Les glorieuses conquêtes du génie des arts sur les pages muettes et ténébreuses du livre de la nature; l'Eternel l'a ouvert sous nos regards, apprenons à y lire. O physique! ô chymie! ô rois! protégez ces importantes sciences.

Vittoria Accoramboni.

Par M. de Stendhal.

(Suite.)

L'étonnement redoubla quand, dans le même consistoire, le cardinal Montalto étant allé à son tour s'agenouiller devant le trône de Sa Sainteté, pour lui rendre compte des affaires dont il était chargé, le pape, avant de lui permettre de commencer, ne put s'empêcher de laisser éclater des sanglots. Quand Sa Sainteté fut en état de parler, elle chercha à consoler le cardinal en lui promettant qu'il serait fait prompte et sévère justice d'un attentat si énorme. Mais le cardinal, après avoir remercié très-humblement Sa Sainteté, la supplia de ne pas ordonner de recherches sur ce qui était arrivé, protestant que pour sa part il pardonnait de bon cœur à l'auteur quel qu'il pût être. Et immédiatement après cette prière, exprimée en très-peu de mots, le cardinal passa au détail des affaires dont il était chargé, comme si rien d'extraordinaire ne fût arrivé.

Les yeux de tous les cardinaux présents au consistoire étaient fixés sur le pape et sur Montalto; et quoiqu'il soit assurément fort difficile de donner le change à l'œil exercé des courtisans, aucun pourtant n'osa dire que le visage du cardinal Montalto eût trahi le moindre émotion en voyant de si près les sanglots de Sa Sainteté, laquelle, à dire vrai, était tout à fait hors d'elle-même. Cette insensibilité étonnante du cardinal Montalto ne se démentit point durant tout le temps de son travail avec Sa Sainteté. Ce fut au point que le pape lui-même en fut frappé, et, le consistoire terminé, il ne put s'empêcher de dire au cardinal de San-Sisto, son neveu favori:

Veramente, costui è un gran frate! (En vérité, cet homme est un fier moine *).

La façon d'agir du cardinal Montalto ne fut, en aucun point, différente pendant toutes les journées qui suivirent. Ainsi que c'est la coutume, il reçut les visites de condoléance des cardinaux, des prélats et des princes romains, et avec aucun, en quelque liaison qu'il fût avec lui, il ne se laissa emporter à aucune parole de douleur ou de lamentation. Avec tous, après un court raisonnement sur l'instabilité des choses humaines, confirmé et fortifié par des sentences et des textes tirés des saintes Écritures ou des Pères, il changeait promptement de discours, et venait

*) Allusion à l'hypocrisie que les mauvais esprits croient fréquente chez les moines. Sixte-Quint avait été moine mendiant, et persécuté dans son ordre. Voir sa vie, par Gregorio Leti, historien amusant, qui n'est pas plus menteur qu'un autre. Félix Peretti fut assassiné en 1580; son oncle fut créé pape en 1585.

à parler des nouvelles de la ville ou des affaires particulières du personnage avec lequel il se trouvait, exactement comme s'il eût voulu consoler ses consolateurs.

Rome fut surtout curieuse de ce qui se passerait pendant la visite que devait lui faire le prince Paolo Giordano Orsini, duc de Bracciano, auquel le bruit attribuait la mort de Félix Peretti. Le vulgaire pensait que le cardinal Montalto ne pourrait se trouver si rapproché du prince, et lui parler en tête-à-tête, sans laisser paraître quelque indice de ses sentiments.

Au moment où le prince vint chez le cardinal, la foule était énorme dans la rue et auprès de la porte; un grand nombre de courtisans remplissait toutes les pièces de la maison, tant était grande la curiosité d'observer le visage des deux interlocuteurs. Mais, chez l'un pas plus que chez l'autre, personne ne put observer rien d'extraordinaire. Le cardinal Montalto se conforma à tout ce que prescrivaient les convenances de la cour; il donna à son visage une teinte d'hilarité fort remarquable, et sa façon d'adresser la parole au prince fut remplie d'affabilité.

Un instant après, en remontant en carrosse, le prince Paul, se trouvant seul avec ses courtisans intimes, ne put s'empêcher de dire en riant: *In fatto è vero che costui è un gran frate!* (Il est parbleu bien vrai, cet homme est un fier moine!) comme s'il eût voulu confirmer la vérité du mot échappé au pape, quelques jours auparavant.

Les sages ont pensé que la conduite tenue en cette circonstance par le cardinal Montalto lui aplanit le chemin du trône; car beaucoup de gens prirent de lui cette opinion que, soit par nature ou par vertu, il ne savait pas ou ne voulait pas nuire à qui que ce fût, encore qu'il eût grand sujet d'être irrité.

Félix Peretti n'avait laissé rien d'écrit relativement à sa femme; elle dut en conséquence retourner dans la maison de ses parents. Le cardinal Montalto lui fit remettre, avant son départ, les habits, les joyaux, et généralement tous les dons qu'elle avait reçus pendant qu'elle était la femme de son neveu.

Le troisième jour après la mort de Félix Peretti, Vittoria, accompagnée de sa mère, alla s'établir dans le palais du prince Orsini. Quelques-uns dirent que ces femmes furent portées à cette démarche par le soin de leur sûreté personnelle, la *corte* *) paraissant les menacer comme accusées de *consentement* à l'homicide commis, ou du moins d'en avoir eu connaissance avant l'exécution; d'autres pensèrent (et ce qui arriva plus tard sembla confirmer cette idée) qu'elles furent portées à cette démarche pour effectuer le mariage, le prince ayant promis à Vittoria de l'épouser aussitôt qu'elle n'aurait plus de mari.

Toutefois, ni alors ni plus tard, on n'a connu clairement l'auteur de la mort de Félix, quoique tous aient eu des soupçons sur tous. La plupart cependant attribuaient cette mort au prince Orsini; tous savaient qu'il avait eu de l'amour pour Vittoria, il en avait donné des marques non équivoques; et le mariage qui survint fut une grande preuve, car la femme était d'une condition tellement inférieure, que la seule tyrannie de la passion d'amour pût l'élever jusqu'à l'égalité matrimoniale **). Le vulgaire ne fut point détourné de cette façon de voir par une lettre adressée au gouverneur de Rome, et que l'on répandit peu de jours après le fait. Cette lettre était écrite au nom de César Palantieri, jeune homme d'un caractère fougueux et qui était banni de la ville.

Dans cette lettre, Palantieri disait qu'il n'était pas nécessaire que sa seigneurie illustrissime se donnât la peine de chercher ailleurs l'auteur de la mort de Félix Peretti, puisque lui-même l'avait fait tuer à la suite de certains différends survenus entre eux quelque temps auparavant.

Beaucoup pensèrent que cet assassinat n'avait pas eu lieu sans le consentement de la maison Accoramboni: on accusa les frères de Vittoria,

---

*) La *corte* n'osait pas pénétrer dans le palais d'un prince.

**) La première femme du prince Orsini, dont il avait un fils nommé Virginio, était sœur de François Ier, grand-duc de Toscane, et du cardinal Ferdinand de Médicis. Il la fit périr du consentement de ses frères, parce qu'elle avait une intrigue. Telles étaient les lois de l'honneur apportées en Italie par les Espagnols. Les amours non légitimes d'une femme offensaient autant ses frères que son mari.

qui auraient été séduits par l'ambition d'une alliance avec un prince si puissant et si riche. On accusa surtout Marcel, à cause de l'indice fourni par la lettre qui fit sortir de chez lui le malheureux Félix. On parla mal de Vittoria elle-même, quand on la vit consentir à aller habiter le palais des Orsini comme future épouse, sitôt après la mort de son mari. On prétendait qu'il est peu probable qu'on arrive ainsi en un clin d'œil à se servir des petites armes, si l'on n'a fait usage, pendant quelque temps du moins, des armes de longue portée. *)

L'information sur ce meurtre fut faite par monseigneur Portici, gouverneur de Rome, d'après les ordres de Grégoire XIII. On y voit seulement que ce Dominique, surnommé *Mancino*, arrêté par la *corte*, avoue et sans être mis à la question (*tormentato*), dans le second interrogatoire, en date du 24 février 1582:

„Que la mère de Vittoria fut la cause de tout, et qu'elle fut secondée par la *cameriera* de Bologne, laquelle, aussitôt après le meurtre, prit refuge dans la citadelle de Bracciano (apartenant au prince Orsini et où la *corte* n'eût osé pénétrer), et que les exécuteurs du crime furent Machione de Gubbio et Paul Barca de Bracciano, *lancie spezzate* (soldats) d'un seigneur duquel, pour de dignes raisons, on n'a pas inséré le nom.“

A ces *dignes raisons* se joignirent, comme je crois, les prières du cardinal Montalto, qui demanda avec instance que les recherches ne fussent pas poussées plus loin, et, en effet, il ne fut plus question du procès. Le *Mancino* fut mis hors de prison avec le *precetto* (ordre) de retourner directement à son pays, sous peine de la vie, et de ne jamais s'en écarter sans une permission expresse. La délivrance de cet homme eut lieu en 1583, le jour de Saint-Louis, et, comme ce jour était aussi celui de la naissance du Cardinal Montalto, cette circonstance me confirme de plus en plus dans la croyance que ce fut à sa prière que cette affaire fut terminée ainsi. Sous un gouverneme t aussi faible que celui de Grégoire XIII, un tel procès pouvait avoir des conséquences fort désagréables et sans aucune compensation.

Les mouvements de la *corte* furent ainsi arrêtés, mais le pape Grégoire XIII ne voulut pourtant pas consentir à ce que le prince Paul Orsini, duc de Bracciano, épousât la veuve Accoramboni. Sa Sainteté, après avoir infligé à cette dernière une sorte de prison, donna le *precetto* au prince et à la veuve de ne point contracter de mariage ensemble sans une permission expresse de lui ou de ses successeurs.

Grégoire XIII vint à mourir (au commencement de 1585), et des docteurs en droit, consultés par le prince Paul Orsini, ayant répondu qu'ils estimaient que le *precetto* était annulé par la mort de qui l'avait imposé, il résolut d'épouser Vittoria avant l'élection d'un nouveau pape. Mais le mariage ne put se faire aussitôt que le prince le désiraît, en partie parce qu'il voulait avoir le consentement des frères de Vittoria, et il arriva qu'Octave Accoramboni, évêque de Fossombrone, ne voulut jamais donner le sien, et en partie parce qu'on ne croyait pas que l'élection du successeur de Grégoire XIII dût avoir lieu aussi promptement. Le fait est que le mariage ne se fit que le jour même que fut créé pape le cardinal Montalto, si intéressé dans cette affaire, c'est-à-dire, le 24 avril 1585, soit que ce fût l'effet du hasard, soit que le prince fût bien aise de montrer qu'il ne craignait pas plus la *corte* sous le nouveau pape, qu'il n'avait fait sous Grégoire XIII.

Ce mariage offensa profondément l'âme de Sixte-Quint (car tel fut le nom choisi par le cardinal Montalto); il avait déjà quitté les façons de penser convenables à un moine, et monté son âme à la hauteur du grade dans lequel Dieu venait de le placer.

Le pape ne donna pourtant aucun signe de colère; seulement, le prince Orsini s'étant présenté ce même jour avec la foule des seigneurs romains pour lui baiser le pied, et avec l'intention secrète de tâcher de lire, dans les traits du saint-père, ce qu'il avait à attendre ou à

---

*) Allusion à l'usage de se battre avec une épée et un poignard.

craindre de cet homme jusque-là si peu connu, il s'aperçut qu'il n'était plus temps de plaisanter. Le nouveau pape ayant regardé le prince d'une façon singulière, et n'ayant pas répondu un seul mot au compliment qu'il lui adressa, celui-ci prit la résolution de découvrir sur-le-champ quelles étaient les intentions de Sa Sainteté à son égard.

Par le moyen de Ferdinand, cardinal de Médicis (frère de sa première femme), et de l'ambassadeur catholique, il demanda et obtint du pape une audience dans sa chambre : là, il adressa à Sa Sainteté un discours étudié, et, sans faire mention des choses passées, il se réjouit avec elle à l'occasion de sa nouvelle dignité, et lui offrit comme un très-fidèle vassal et serviteur tout son avoir et toutes ses forces.

Le pape *) l'écouta avec un sérieux extraordinaire, et à la fin répondit que personne ne désirait plus que lui, que la vie et les actions de Paolo Giordano Orsini fussent à l'avenir dignes du sang Orsini et d'un vrai chevalier chrétien ; que quant à ce qu'il avait été par le passé envers le saint-siége et envers la personne de lui, pape, personne ne pouvait le lui dire mieux que sa propre conscience ; que pourtant, lui, prince, pouvait être assuré d'une chose, à savoir que tout ainsi qu'il lui pardonnait volontiers ce qu'il avait pu faire contre Félix Peretti et contre Félix cardinal Montalto, jamais il ne lui pardonnerait ce qu'à l'avenir il pourrait faire contre le pape Sixte ; qu'en conséquence il l'engageait à aller sur-le-champ expulser de sa maison et de ses États tous les bandits (exilés) et les malfaiteurs auxquels, jusqu'au présent moment, il avait donné asile.

Sixte-Quint avait une efficacité singulière, de quelque ton qu'il voulût se servir en parlant ; mais quand il était irrité et menaçant, on eût dit que ses yeux lançaient la foudre. Ce qu'il y a de certain, c'est que le prince Paul Orsini, accoutumé de tout temps à être craint des papes, fut porté à penser si sérieusement à ses affaires par cette façon de parler du pape, telle qu'il n'avait rien entendu de semblable pendant l'espace de treize ans, qu'à peine sorti du palais de Sa Sainteté, il courut chez le cardinal de Médicis lui raconter ce qui venait de se passer. Puis il résolut, par le conseil du cardinal, de congédier, sans le moindre délai, tous ces hommes repris de justice auxquels il donnait asile dans son palais et dans ses États, et il songea au plus vite à trouver quelque prétexte honnête pour sortir immédiatement des pays soumis au pouvoir de ce pontife si résolu.

Il faut savoir que le prince Paul Orsini était devenu d'une grosseur extraordinaire : ses jambes étaient plus grosses que le corps d'un homme ordinaire, et une de ces jambes énormes était affligée du mal nommé *la lupa* (la louve), ainsi appelé parce qu'il faut le nourrir avec une grande abondance de viande fraiche qu'on applique sur la partie affectée ; autrement l'humeur violente, ne trouvant pas de chair morte à dévorer, se jetterait sur les chairs vivantes qui l'entourent.

Le prince prit prétexte de ce mal pour aller aux célèbres bains d'Albano, auprès de Padoue, pays dépendant de la république de Venise ; il partit avec sa nouvelle épouse vers le milieu de juin. Albano était un port très-sûr pour lui ; car, depuis un grand nombre d'années, la maison Orsini était liée à la république de Venise par des services réciproques.

Arrivé en ce pays de sûreté, le prince ne pensa qu'à jouir des agréments de plusieurs séjours ; et, dans ce dessein, il loua trois magnifiques palais : l'un à Venise, le palais Dandolo, dans la rue de la Zecca ; le second à Padoue, et ce fut le palais Foscarini, sur la magnifique place nommée l'Arena ; il choisit le troisième à Salo, sur la rive délicieuse du lac de Garde : celui-ci avait appartenu autrefois à la famille Sforza-Pallavicini.

Les seigneurs de Venise (le gouvernement de la république) apprirent avec plaisir l'arrivée dans leurs États d'un tel prince, et lui offrirent aussitôt une très-noble *condotta* (c'est-à-dire

*) Sixte-Quint, pape, en 1585, à soixante-huit ans, régna cinq ans et quatre mois ; il a des rapports frappants avec Napoléon.

une somme considérable payée annuellement, et qui devait être employée par le prince, à lever un corps de deux ou trois mille hommes dont il aurait le commandement). Le prince se débarrassa de cette offre fort lestement; il fit répondre à ces sénateurs que, bien que, par une inclination naturelle et héréditaire en sa famille, il se sentit porté de cœur au service de la sérénissime république, toutefois se trouvant présentement attaché au roi catholique, il ne lui semblait pas convenable d'accepter un autre engagement. Une réponse aussi résolue jeta quelque tiédeur dans l'esprit des sénateurs. D'abord ils avaient pensé à lui faire à son arrivée à Venise, et au nom de tout le public, une reception fort honorable; ils se déterminèrent, sur sa réponse, à le laisser arriver comme un simple particulier.

Le prince Orsini, informé de tout, prit la résolution de ne pas même aller à Venise. Il était déjà dans le voisinage de Padoue, il fit un détour dans cet admirable pays, et se rendit, avec toute sa suite, dans la maison préparée pour lui à Solo, sur les bords du lac de Garde. Il y passa tout cet été au milieu des passe-temps les plus agréables et les plus variés.

L'époque du changement (de séjour) étant arrivée, le prince fit quelques petits voyages, à la suite desquels il lui-sembla ne pouvoir supporter la fatigue comme autrefois, il eut des craintes pour sa santé; enfin il songea à aller passer quelques jours à Venise, mais il en fut détourné par sa femme, Vittoria, qui l'engagea à continuer de séjourner à Salo.

Il y a eu des gens qui ont pensé que Vittoria Accoramboni s'était aperçue du péril que couraient les jours du prince son mari, et qu'elle ne l'engagea à rester à Salo, que dans le dessein de l'entraîner plus tard hors d'Italie, et, par exemple, dans quelque ville libre, chez les Suisses; par ce moyen, elle mettait en sûreté, en cas de mort du prince, et sa personne et sa fortune particulière.

Que cette conjecture ait été fondée ou non, le fait est que rien de tel n'arriva, car le prince ayant été attaqué d'une nouvelle indisposition à Salo, le 10 novembre, il eut sur-le-champ le pressentiment de ce qui devait arriver.

Il eut pitié de sa malheureuse femme; il la voyait, dans la plus belle fleur de sa jeunesse, rester pauvre autant de réputation que des biens de la fortune, haïe des princes régnants en Italie, peu aimée des Orsini et sans espoir d'un autre mariage après sa mort. Comme un seigneur magnanime et de foi loyale, il fit de son propre mouvement un testament par lequel il voulut assurer la fortune de cette infortunée. Il lui laissa en argent et en joyaux la somme importante de cent mille piastres *), outre tous les chevaux, carrosses et meubles dont il se servait dans ce voyage. Tout le reste de sa fortune fut laissé par lui à Virginio Orsini, son fils unique, qu'il avait eu de sa première femme, sœur de François Ier, grandduc de Toscane (celle-là même qu'il fit tuer pour infidélité, du consentement de ses frères).

Mais combien sont incertaines les prévisions des hommes! Les dispositions que Paul Orsini pensait devoir assurer une parfaite sécurité à cette malheureuse jeune femme, se changèrent pour elle en précipices et en ruine.

Après avoir signé son testament, le prince se trouva un peu mieux le 12 novembre. Le matin du 13, on le saigna, et les médecins, n'ayant d'espoir que dans une diète sévère, laissèrent les ordres les plus précis pour qu'il ne prît aucune nourriture.

Mais ils étaient à peine sortis de la chambre, que le prince exigea qu'on lui servît à dîner; personne n'osa le contredire, et il mangea et but comme à l'ordinaire. A peine le repas fut-il terminé, qu'il perdit connaissance, et deux heures avant le coucher du soleil il était mort.

(Suite.)

*) Environ 2,000,000 de 1837.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 25.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF,* PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ,* DR.

Vittoria Accoramboni.

Par M. DE STENDHAL.

(Suite.)

Après cette mort subite, Vittoria Accoramboni, accompagnée de Marcel, son frère, et de toute la cour du prince défunt, se rendit à Padoue dans le palais Foscarini, situé près de *l'Arena,* celui-là même que le prince Orsini avait loué.

Peu après son arrivée, elle fut rejointe par son frère Flaminio, qui jouissait de toute la faveur du cardinal Farnèse. Elle s'occupa alors des démarches nécessaires pour obtenir le payement du legs que lui avait fait son mari; ce legs s'élevait à 60 mille piastres effectives qui devaient lui être payées dans le terme de deux années, et cela indépendamment de la dot, de la contre-dot, et de tous les joyaux et meubles qui étaient en son pouvoir. Le prince Orsini avait ordonné, par son testament, qu'à Rome, ou dans telle autre ville, au choix de la duchesse on lui achèterait un palais de la valeur de dix mille piastres et une vigne (maison de campagne) de six mille; il avait prescrit de plus qu'il fût pourvu à sa table et à tout son service comme il convenait à une femme de son rang. Le service devait être de quarante domestiques, avec un nombre de chevaux correspondant.

La signora Vittoria avait beaucoup d'espoir dans la faveur des princes de Ferrare, de Florence et d'Urbin, et dans celle des cardinaux Farnèse et de Médicis, nommés par le feu prince ses exécuteurs testamentaires. Il est à remarquer que le testament avait été dressé à Padoue, et soumis aux lumières des excellentissimes Parrizolo et Menochio, premiers professeurs de cette université et aujourd'hui si célèbres jurisconsultes.

Le prince Louis Orsini arriva à Padoue pour s'acquitter de ce qu'il avait à faire relativement au feu duc et à sa veuve, et se rendre ensuite au gouvernement de l'île de Corfou auquel il avait été nommé par la sérénissime république.

Il naquit d'abord une difficulté entre la signora Vittoria et le prince Louis, sur les chevaux du feu duc, que le prince disait n'être pas proprement des meubles suivant la façon ordinaire de parler; mais la duchesse prouva qu'ils devaient être considérés comme des meubles proprement dits, et il fut résolu qu'elle en retiendrait l'usage jusqu'à décision ultérieure; elle donna pour garantie le seigneur Soardi de Bergame, condottiere des seigneurs vénitiens, gentilhomme fort riche et des premiers de sa patrie.

Il survint une autre difficulté au sujet d'une certaine quantité de vaisselle d'argent, que le feu duc avait remise au prince Louis comme gage d'une somme d'argent que celui-ci avait prêtée au duc. Tout fut décidé par voie de ju-

stice, car le sérénissime (duc) de Ferrare s'employait pour que les dernières dispositions du feu prince Orsini eussent leur entière exécution.

Cette seconde affaire fut décidée le 23 décembre, qui était un dimanche.

La nuit suivante, quarante hommes entrèrent dans la maison de ladite dame Accoramboni. Ils étaient revêtus d'habits de toile taillés d'une manière extravagante et arrangés de façon qu'ils ne pouvaient être reconnus, sinon par la voix; et lorsqu'ils s'appelaient entre eux, ils faisaient usage de certains noms de jargon.

Ils cherchèrent d'abord la personne de la duchesse, et l'ayant trouvée, l'un d'eux lui dit: „Maintenant il faut mourir."

Et sans lui accorder un moment, encore qu'elle demandât de se recommander à Dieu, il la perça d'un poignard étroit au-dessous du sein gauche, et agitant le poignard en tout sens, le cruel demanda plusieurs fois à la malheureuse de lui dire s'il lui touchait le cœur, enfin elle rendit le dernier soupir. Pendant ce temps les autres cherchaient les frères de la duchesse desquels l'un, Marcel, eut la vie sauvé, parce qu'on ne le trouva pas dans la maison; l'autre fut percé de cent coups. Les assassins laissèrent les morts par terre, toute la maison en pleurs et en cris; et s'étant saisis de la cassette qui contenait les joyaux et l'argent, ils partirent.

Cette nouvelle parvint rapidement aux magistrats de Padoue; ils firent reconnaître les corps morts, et rendirent compte à Venise.

Pendant tout le lundi, le concours fut immense audit palais et à l'église *des Ermites* pour voir les cadavres. Les curieux étaient émus de pitié, particulièrement à voir la duchesse si belle: ils pleuraient son malheur, *et dentibus fremebant* (et grinçaient des dents) contre les assassins; mais on ne savait pas encore leurs noms.

La *corte* étant venue en soupçon, sur de forts indices, que la chose avait été faite par les ordres, ou du moins avec le consentement dudit prince Louis, elle le fit appeler, et lui, voulant entrer *in corte* (dans le tribunal) du très-illustre capitaine avec une suite de quarante hommes armés, on lui barra la porte, et on lui dit qu'il qu'il entrât avec trois ou quatre seulement. Mais au moment où ceux-ci passaient, les autres se jetèrent à leur suite, écartèrent les gardes, et ils entrèrent tous.

Le prince Louis, arrivé devant le très-illustre capitaine, se plaignait d'un tel affront, alléguant qu'il n'avait reçu un traitement pareil d'aucun prince souverain. Le très-illustre capitaine lui ayant demandé s'il savait quelque chose touchant la mort de la signora Vittoria, et ce qui était arrivé la nuit précédente, il répondit que oui, et qu'il avait ordonné qu'on en rendît compte à la justice. On voulut mettre sa réponse par écrit; il répondit que les hommes de son rang n'étaient pas tenus à cette formalité, et que, semblablement, ils ne devaient pas être interrogés.

Le prince Louis demanda la permission d'expédier un courrier à Florence avec une lettre pour le prince Virginio Orsini, auquel il rendait compte du procès et du crime survenu. Il montra une lettre feinte qui n'était pas la véritable, et obtint ce qu'il demandait.

Mais l'homme expédié fut arrêté hors de la ville et soigneusement fouillé; on trouva la lettre que le prince Louis avait montrée, et une seconde lettre cachée dans les bottes du courrier; elle était de la teneur suivante:

„AU SEIGNEUR VIRGINIO ORSINI.

„TRÈS-ILLUSTRE SEIGNEUR,

„Nous avons mis à exécution ce qui avait été convenu entre nous, et de telle façon, que nous avons pris pour dupe le très-illustre Tondini (apparemment le nom du chef de la *corte* qui avait interrogé le prince), si bien que l'on me tient ici pour le plus galant homme du monde. J'ai fait la chose en personne, ainsi ne manquez pas d'envoyer sur-le-champ les gens que vous savez."

Cette lettre fit impression sur les magistrats; ils se hâtèrent de l'envoyer à Venise; par leur ordre, les portes de la ville furent fermées, et les murailles garnies de soldats le jour et la nuit. On publia un avis portant des peines sé-

vères pour qui, ayant connaissance des assassins ne communiquerait pas ce qu'il savait à la justice. Ceux des assassins qui porteraient témoignage contre un des leurs ne seraient point inquiétés, et même on leur compterait une somme d'argent. Mais sur les sept heures de nuit, la veille de Noël (le 24 décembre, vers minuit), Aloïse Bragadin *) arriva de Venise avec d'amples pouvoirs de la part du sénat, et l'ordre de faire arrêter vifs ou morts, et quoi qu'il en pût coûter, ledit prince Louis et tous les siens.

Ledit seigneur avogador Bragadin, les seigneurs capitaine et podestat se réunirent dans la forteresse.

Il fut ordonné, sous peine de la potence (*della forca*), à toute la milice à pied et à cheval, de se rendre bien pourvue d'armes autour de la maison dudit prince Louis, voisine de la forteresse, et contiguë à l'église de Saint-Augustin sur *l'Arena*.

Le jour arrivé (qui était celui de Noel), un édit fut publié dans la ville, qui exhortait les fils de Saint-Marc à courir en armes à la maison du seigneur Louis; ceux qui n'avaient pas d'armes étaient appelés à la forteresse où on leur en remettrait autant qu'ils voudraient; cet édit promettait une récompense de 2,000 ducats à qui remettrait à la *corte*, vif ou mort, ledit seigneur Louis, et 500 ducats pour la personne de chacun de ses gens. De plus, il y avait ordre à qui ne serait pas pourvu d'armes de ne point approcher de la maison du prince, afin de ne pas porter obstacle à qui se battrait dans le cas où il jugerait à propos de faire quelque sortie.

En même temps, on plaça des fusils de rempart, des mortiers et de la grosse artillerie sur les vieilles murailles, vis-à-vis la maison occupée par le prince; on en mit autant sur les murailles neuves, desquelles on voyait le derriere de ladite maison. De ce côté, on avait placé la cavalerie de façon à ce qu'elle pût se mouvoir librement, si l'on avait besoin d'elle. Sur les bords de la rivière, on était occupé à disposer des bancs, des armoires, des chars et autres meubles propres à faire office de parapets. On pensait, par ce moyen, mettre obstacle aux mouvements des assiégés, s'ils entreprenaient de marcher contre le peuple en ordre serré. Ces parapets devaient aussi servir à protéger les artilleurs et les soldats contre les arquebusades des assiégés.

Enfin on plaça des barques sur la rivière, en face et sur les côtés de la maison du prince, lesquelles étaient chargées d'hommes armés de mousquets et d'autres armes propres à inquiéter l'ennemi, s'il tentait une sortie: en même temps on fit des barricades dans toutes les rues.

Pendant ces préparatifs arriva une lettre, rédigée en termes fort convenables, par laquelle le prince se plaignait d'être jugé coupable et de se voir traité en ennemi, et même en rebelle, avant que l'on eût examiné l'affaire. Cette lettre avait été composée par Liveroto.

Le 27 décembre, trois gentilshommes, des principaux de la ville, furent envoyés par les magistrats au seigneur Louis, qui avait avec lui, dans sa maison, quarante hommes, tous anciens soldats accoutumés aux armes. On les trouva occupés à se fortifier avec des parapets formés de planches et de matelas mouillés, et à préparer leurs arquebuses.

Ces trois gentilshommes déclarèrent au prince que les magistrats étaient résolus à s'emparer de sa personne; ils l'exhortèrent à se rendre, ajoutant que par cette démarche, avant qu'on en fût venu aux voies de fait, il pouvait espérer d'eux quelque miséricorde. A quoi le seigneur Louis répondit que, si avant tout, les gardes placées autour de sa maison étaient levées, il se rendrait auprès des magistrats accompagné de deux ou trois des siens, pour traiter de l'affaire, sous la condition expresse qu'il serait toujours libre de rentrer dans sa maison.

Les ambassadeurs prirent ces propositions écrites de sa main, et retournèrent auprès des magistrats qui refusèrent les conditions, particulièrement d'après les conseils du très-illustre *Pio Enea*, et autres nobles présents. Les ambassadeurs retournèrent auprès du prince, et lui annoncèrent que, s'il ne se rendait pas purement

*) Bragadino.

et simplement, on allait raser sa maison avec d'artillerie; à quoi il répondit qu'il préférait la mort à cet acte de soumission.

Les magistrats donnèrent le signal de la bataille, et quoiqu'on eût pu détruire presque entièrement la maison par une seule décharge, on aima mieux agir d'abord avec de certains ménagements, pour voir si les assiégés ne consentiraient pas à se rendre.

Ce parti a réussi, et l'on a épargné à Saint-Marc beaucoup d'argent, qui aurait été dépensé à rebâtir les parties détruites du palais attaqué; toutefois, il n'a pas été approuvé généralement. Si les hommes du seigneur Louis avaient pris leur parti sans balancer, et se fussent élancés hors de la maison, le succès eût été fort incertain. C'étaient de vieux soldats; ils ne manquaient ni de munitions, ni d'armes, ni de courage, et, surtout, ils avaient le plus grand intérêt à vaincre; ne valait-il pas mieux, même en mettant les choses au pis, mourir d'un coup d'arquebuse que de la main du bourreau? D'ailleurs, à qui avaient-ils affaire? A de malheureux assiégeants peu expérimentés dans les armes, et les seigneurs, dans ce cas, se seraient repentis de leur clémence et de leur bonté naturelle.

On commença donc à battre la colonnade qui était sur le devant de la maison; ensuite tirant toujours un peu plus haut, on détruisit le mur de façade qui est derrière. Pendant ce temps, les gens du dedans tirèrent force arquebusades, mais sans autre effet que de blesser à l'épaule un homme du peuple.

Le seigneur Louis criait avec une grande impétuosité: Bataille! bataille! guerre! guerre! Il était très-occupé à faire fondre des balles avec l'étain des plats et le plomb des carreaux des fenêtres. Il menaçait de faire une sortie; mais les assiégeants prirent de nouvelles mesures, et l'on fit avancer de l'artillerie de plus gros calibre.

Au premier coup qu'elle tira, elle fit écrouler un grand morceau de la maison, et un certain Pandolfo Leupratti de Camerino tomba dans les ruines. C'était un homme de grand courage et un bandit de grande importance. Il était banni des États de la sainte Église, et sa tête avait été mise au prix de 400 piastres par le très-illustre seigneur Vitelli, pour la mort de Vincent Vitelli, lequel avait été attaqué dans sa voiture, et tué à coups d'arquebuse et de poignard, donnés par le prince Louis Orsini avec le bras du susdit Pandolfo et de ses compagnons. Tout étourdi de sa chute, Pandolfo ne pouvait faire aucun mouvement; un serviteur des seigneurs Caidi Lista s'avança sur lui armé d'un pistolet, et très-bravement il lui coupa la tête qu'il se hâta de porter à la forteresse et de remettre aux magistrats.

Peu après un autre coup d'artillerie fit tomber un pan de la maison; et, en même temps, le comte de Montemelino de Pérouse, et il mourut, dans les ruines, tout fracassé par le boulet.

On vit ensuite sortir de la maison un personnage nommé le colonel Lorenzo, des nobles de Camerino, homme fort riche, et qui, en plusieurs occasions, avait donné des preuves de valeur et était fort estimé du prince. Il résolut de ne pas mourir tout à fait sans vengeance; il voulut tirer son fusil, mais encore que la roue tournât, il arriva, peut-être par la permission de Dieu, que l'arquebuse ne prit pas feu, et, dans cet instant, il eut le corps traversé d'une balle. Le coup avait été tiré par un pauvre diable, répétiteur des écoliers à Saint-Michel. Et tandis que, pour gagner la récompense promise, celui-ci s'approchait pour lui couper la tête, il fut prévenu par d'autres plus lestes et surtout plus forts que lui, lesquels prirent la bourse, le ceinturon, le fusil, l'argent et les bagues du colonel, et lui coupèrent la tête.

Ceux-ci étant morts dans lesquels le prince Louis avait le plus de confiance, il resta fort troublé, et on ne le vit plus se donner aucun mouvement.

Le seigneur Filenfi, son maître de casa et secrétaire en habit civil, fit signe d'un balcon avec un mouchoir blanc qu'il se rendait. Il sortit et fut mené à la citadelle, *conduit sous le bras*, comme on dit qu'il est d'usage à la guerre, par Anselme Suardo, lieutenant des seigneurs (magistrats). Interrogé sur-le-champ, il dit n'a-

voir aucune faute dans ce qui s'était passé, parce que la veille de Noël seulement il était arrivé de Venise, où il s'était arrêté plusieurs jours pour les affaires du prince.

On lui demanda quel nombre de gens avait avec lui le prince; il répondit: Vingt ou trente personnes.

(Fin.)

Les Marchands de Chiens.

Par Jules Janin.

Vous avez lu sans doute les *Mémoires de lord Byron:* une des choses qui m'a étonné le plus dans ces étonnants mémoires, c'est la facilité avec laquelle le noble lord renouvelle ses bouledogues et ses lévriers à volonté. — Envoyez-moi, dit-il, un bouledogue d'Écosse; les bouledogues de Venise n'ont pas les dents assez dures. — Envoyez-moi un beau chien de Terre-Neuve pour le faire nager dans les lagunes. — Il écrit, il donne des ordres à son intendant comme un autre écrirait à Paris: — Envoyez-moi de l'eau de fleur d'oranger ou des gants.

Si lord Byron avait eu son correspondant à Paris, ce correspondant aurait été bien embarrassé de satisfaire aux désirs de son maître. Il aurait eu beau chercher dans tout Paris un bouledogue, un lévrier ou un chien de Terre-Neuve à acheter: je suis assuré qu'il aurait eu grand'-peine à rencontrer de quoi satisfaire lord Byron, qui s'y connaissait. Dans ce Paris, où tous les commerces se font en grand, même le commerce de chiffons et de ramonages à quinze sous, il n'existe pas un seul établissement où l'on puisse aller, pour son argent, demander un chien comme on le veut. En fait de marchands de chiens, nous en possédons, il est vrai, quelques-uns, et en plein vent, fort versés dans la science de dresser des caniches, et qui élèvent leurs chiens dans des cages, sur le parapet du Pont-Neuf: mais c'est là tout. Allez donc chez ces gaillards-là, une lettre en main de lord Byron, demander à acheter un bouledogue, un lévrier ou un chien de Terre-Neuve!

Vous voyez donc, sans que je vous le dise, que, malgré toute ma bonne volonté, je ne puis vous faire ici une dissertation savante sur cette branche d'un commerce qui n'existe pas, et qui pourrait être très-florissant. Après la race humaine, ce que le Parisien néglige le plus, c'est la race canine: il est impossible de mélanger les races avec plus de caprice insouciant et de hasard stupide. Voilà pourquoi nous avons de hasard stupide. Voilà pourquoi nous avons de très-vilains hommes et de très-vilains chiens.

Venez donc avec moi si vous voulez voir les chiens parisiens, venez sur le Pont-Neuf, à gauche en descendant la rue Dauphine: quand vous aurez passé la statue de Henri IV, vous trouverez cinq à six caniches taillés et ciselés comme le bois des jardins de Versailles. L'un de ces caniches porte une moustache, l'autre est dessiné en losange; l'un est blanc, l'autre est noir; l'un est croisé avec un griffon, l'autre est croisé avec un épagneul; il y a quelquefois dans un seul chien dix espèces de chiens. Envoyez un de ces chiens à lord Byron, et vous verrez ce qu'il vous dira!

C'est que, pour le marchand de chiens de Paris, élever un chien, vendre un chien, ce n'est pas une spéculation, c'est un plaisir, c'est un bonheur. Le marchand de chiens à Paris est d'abord portefaix, décrotteur, père de famille, et enfin marchand de chiens. Il est portefaix pour vivre; il vend des chiens pour s'amuser: c'est un goût qui lui est venu quand son père était portier. Le propriétaire de la maison avait tant défendu à son père d'avoir un chien que son fils en a eu trois dès qu'il a été majeur; pour ses chiens il a perdu en même temps la porte et l'affection du propriétaire de son père. Zemire, que vous voyez là étendue au soleil, a empêché le mariage de son maître avec une cuisinière, ma foi! dont elle dévastait le garde-manger; puis Zemire, étant devenue pleine dans la rue, a mis bas dans le lit de son maître. Son maître, voyant ces pauvres petits souffrants, les a élevés lui-même avec du lait, et, une fois éle-

vés, il les a vendus sur le Pont-Neuf, ou plutôt il les a placés de son mieux, tenant plus au bien-être de ses chiens qu'à son profit personnel.

Tous les marchands de chiens de Paris ont des petits issus de Zémire et d'Azor. Regardez tous les chiens qui passent: ce sont les oreilles de Zémire, c'est la queue d'Azor, c'est la patte blanche d'Azor. Ces chiens-là sont gourmands, malingres, paresseux, voraces, stupides, très-laids et très-sales; au demeurant, les meilleurs chiens de l'univers.

J'imagine qu'au lieu de juger les hommes par les traits de leur visage ou les signes de leur écriture, on ferait mieux de les juger par les chiens qui les suivent. Le chien est le compagnon et l'ami de l'homme; le chien est sa joie quand il est seul, c'est sa famille quand il n'a pas de famille; le chien vous sert d'enfant, et de père, et de gardien! il a l'œil d'une mobilité charmante, il est arrogant, il est jaloux, il est despote, il a toutes les qualités d'un animal sociable; il vous donne occasion très-souvent de vous imposer ces petites privations qui coûtent peu, et qui font plaisir parce qu'elles vous prouvent à vous-même que vous avez un cœur. Ainsi la meilleure place au coin du feu est au chien, le meilleur fauteuil de l'appartement est au chien; on sort souvent par le mauvais temps pour promener son chien; on reste chez soi pour tenir compagnie à son chien; on se réjouit avec lui, on pleure dans ses bras; on le soigne quand il est malade, on le sert dans ses amours; c'est un sujet inépuisable de conversation avec ses voisins et ses voisines; c'est un admirable sujet de dispute aussi. Pour un célibataire, pour le poëte qui est pauvre, pour tout homme qui est seul, pour la vieille femme qui n'a plus personne à aimer, même en espoir, il n'y a plus qu'un seul secours, un seul ami, un seul camarade, un seul enfant, leur chien.

On peut donc, à coup sûr, juger de l'homme par le chien qui le suit. S'il en est ainsi, vous aurez une bien triste idée du bourgeois de Paris en voyant les chiens qu'il achète. Pour aimer de pareils chiens il faut avoir perdu toute idée d'élégance, toute sensation, tout odorat, tout besoin de beauté et de forme. Le caniche du Pont-Neuf, à mon sens, est une espèce de honte pour un peuple qui a quelques prétentions artistes. Le caniche est, en effet, le fond de tous les chiens parisiens.

J'entends le caniche bâtard. C'est un animal dont on fait tout ce qu'on veut, un domestique d'abord; et le Parisien a tant besoin de domestiques que, ne pouvant les prendre aux *Petites Affiches*, il en achète, sur le Pont-Neuf, un écu. Il s'en va donc sur le Pont-Neuf, à l'heure de midi, flairant un chien, étudiant son regard, marchandant, discutant, s'en allant et revenant.

— Combien ce chien? — Le chien qu'il achète est âgé ordinairement de trois mois. Pendant qu'il marchande, tous les connaisseurs se rassemblent autour de lui, et chacun donne son conseil. A la fin on convient du prix. Le prix ordinaire d'un caniche bâtard, plus ou moins, varie d'un écu à sept francs. Quelques-uns se vendent dix francs; mais, en ce cas-là, il faut que l'acheteur soit un maître d'armes, un employé du mont-de-piété, ou un commissaire de police pour le moins.

A peine a-t-il acheté son chien, le bourgeois de Paris remonte tout radieux à son quatrième étage. Arrivé à la porte, toute résolution lui manque. Sa femme a bien juré qu'elle n'aurait plus de chien: comment faire accepter ce nouveau chien à sa femme? A la fin il prend son parti, il ouvre la porte, il entre. — Tiens, ma femme, regarde le joli petit caniche! — La femme résiste d'abord, puis elle cède; car le moyen de ne plus aimer, une fois qu'on a aimé, même un caniche! Et voilà notre heureux couple qui s'occupe du charmant animal: on le blanchit, on le pare, on l'engraisse, on lui apprend à descendre dans la rue tous les matins. Ce bon ménage, qui s'ennuyait tête à tête et qui n'avait plus rien à dire ni à faire, se trouve à présent, grâce à son caniche, très-occupé et très-heureux. Qui vous dira toute l'éducation du caniche? que n'apprend-on pas au caniche? On lui apprend à rapporter tout d'abord, c'est l'*a b c* du métier de caniche; après quoi on lui apprend à fermer la porte, on lui apprend à mar-

cher sur deux pattes, on lui apprend à faire le mort, on lui apprend à vous ôter votre chapeau quand vous entrez. C'est une plaisanterie très-pernicieux quand vous avez un chapeau neuf. Il y a des caniches qui font l'exercice, qui scient du bois, qui jouent à pigeon-vole, qui vont chercher leur dîner chez le boucher; j'en ai connu un qui fumait dans une longue pipe très-agréablement. Le caniche est la joie de la grande propriété bourgeoise; c'est une dépense tous les ans assez considérable: il faut le faire tondre tous les deux mois, il faut changer de logement à peu près tous les ans, il faut être brouillé avec tous les voisins qui n'ont pas de chiens, quand on a un caniche un peu supportable.

Ce sont là de grands sacrifices sans doute; mais comme on en est dédommagé! quel plaisir, quand on passe dans la rue, d'entendre l'animal aboyer contre les chevaux, et de se venger sur les chevaux des autres de ceux qu'on n'a pas! quel bonheur, dans le bois de Romainville, de voir galoper son caniche, ou bien de le voir nager dans la Seine, ou courir après un bâton qu'on lui jette, à la grande admiration des amateurs!

Le caniche est de tous les temps, et de tous les âges, et de tous les sexes, c'est le chien du rentier, c'est le chien du propriétaire, c'est le chien du portier, surtout; le portier, cet être amphibie qui est à la fois propriétaire, bourgeois, domestique: propriétaire parce qu'il ne paye pas son loyer, bourgeois parce qu'il a un propriétaire, et domestique parce qu'il est obligé d'aimer les caniches des autres et que rarement il peut avoir un caniche à lui.

Le caniche est le chien de l'homme et de la femme, depuis trente-cinq jusqu'à quarante-cinq ans.

Arrivé à cinquante ans, les goûts changent. Tel qui s'était fait le chien d'un caniche impétueux, hardi, ardent, ne pouvant plus suivre à la course son animal, n'est pas fâché de s'en défaire. Ce chien meurt: alors on le remplace par un animal d'une espèce plus douce et moins fougueuse. Avant cinquante ans c'était l'homme qui décidait du choix de son chien dans le ménage: après cinquante ans c'est la femme qui en décide. C'est qu'après cinquante ans la femme aime son chien non plus pour son mari, mais pour elle-même: et alors, aimant son chien pour elle-même, elle prend un chien d'une nature frileuse et calme, qui ne la quitte pas, qui aille d'un pas lent, et qui aime les promenades de courte haleine: elle le veut peu libertin surtout, et peu coureur. A cet effet, il existe en France plusieurs sortes de chiens: le chien noir avec des taches couleur de feu, le chien couleur de feu avec des taches noires. Sous l'empire, les vieilles femmes avaient trouvé une race de chiens admirable et qui leur convenait parfaitement, le *carlin*, le carlin infect et ennuyeux, criant toujours, têtu, volontaire, délicat. Depuis l'empire le carlin a complétement disparu de nos mœurs; il a été remplacé par le griffon. C'est un progrès. Au reste, ce n'est pas la première fois que la France perd des races de chiens: le petit chien de marquise au dix-huitième siècle, tout blanc, tout soyeux, et que relevait si bien un collier en ruban rose, s'est perdu presque complétement parmi nous; les beaux levriers du temps de François Ier se sont perdus, ou à peu près. Il n'y a, en fait de chiens, que le caniche qui soit imperdable; le caniche est à sa race ce que le gamin de Paris est à la sienne. Toutefois, à la règle générale des caniches il y a des exceptions qui, au reste, ne font que prouver la règle, comme toutes les exceptions: plusieurs corps de métiers se distinguent à Paris par le choix de leurs chiens, qui n'appartiennent qu'à eux. Ainsi le boucher se fait suivre ordinairement par une vilaine et sotte espèce de bouledogue tout pelé, qui a l'air de dormir et que nous n'avons pas vu une seule fois en colère, soit dit sans vouloir le chagriner: le cocher de bonne maisnn se procure comme il peut un griffon anglais tout petit qui suit très-bien les chevaux, et qui a remplacé les grands danois que vous savez. Autrefois, quand les petites voitures étaient permises, il y avait à Paris de gros chiens, de gros dogues qu'on attelait en guise de cheval, et qui portaient avec une ardeur sans pareille leurs légumes au marché. Telles

sont à peu près les seules races de chiens usitées dans cette grande capitale du monde civilisé. Vous voyez qu'il est impossible d'être plus pauvre en fait de chiens.

La révolution de juillet, qui a détruit les chasses royales, a porté un coup fatal aux chiens de chasse : les chiens de Charles X ont été vendus à vil prix, et l'on a vu les chiens du duc de Bourbon hurlant dans les carrefours, après la mort de leur noble maître, comme hurlait le chien de Montargis.

Je ne veux pas, cependant, tout en déplorant notre funeste insouciance, je ne veux pas passer sous silence un marché aux chiens assez curieux, et dans lequel l'affluence est assez grande pour prouver que, si on voulait s'occuper d'améliorer cette belle moitié de l'homme, le chien, on en viendrait facilement à bout. Il existe au faubourg Saint-Germain, vis-à-vis le marché du même nom, une place assez étroite dans laquelle, tous les dimanches, on amène des chiens d'une nature beaucoup supérieure aux chiens du Pont-Neuf. Ce sont des chiens de toutes sortes: les uns sont élevés par les fermiers pour la chasse, les autres sont élevés par des gardes-chasse pour la basse-cour; le plus grand nombre a été trouvé dans les rues de Paris, et est destiné aux expériences médicales du quartier. J'ai fait plusieurs recherches pour savoir quelle était la profession qui élevait le plus de chiens à Paris, et j'ai découvert, non sans étonnement, que les sacristains de cathédrale étaient ceux qui envoyaient le plus de chiens au marché. Dites-moi, s'il vous plaît, pourquoi?

Outre le marché du faubourg Saint-Germain, vous trouverez encore quelques marchands de chiens sur le boulevard des Capucines, vis-à-vis les Affaires-Étrangères. C'est là que se vendent les meilleurs chiens courants et les meilleurs bassets, soit dit sans allusion politique et sans esprit.

Cette industrie, toute négligée qu'elle est, fait vivre plusieurs établissements de médecine canine, dans lesquels tous les malades sont disposés avec art et traités avec autant de soins qu'on le ferait dans un hôpital. Le docteur, comme tous les autres, est visible depuis huit heures du matin jusqu'à deux; le reste du temps il va en visite, avec cette seule différence qu'il est le seul médecin que paye le pauvre. Le soir, quand il est rentré, le docteur se délasse de ses travaux de la journée en empaillant quelques-uns de ses malades.

Le nombre des beaux chiens, à Paris, est fort restreint: on compte deux ou trois beaux chiens de Terre-Neuve, tout au plus cinq ou six bouledogues de forte race. Les plus jolis chiens qui soient en France, à l'heure qu'il est, ont été apportés de Florence par notre grand poëte, M. de Lamartine. C'est à eux que M. de Lamartine, en quittant la France pour l'Orient, a adressé ses derniers vers. Moi qui vous parle, j'ai été trois ans à solliciter du poëte un regard favorable: il m'a enfin donné un de ses chiens; c'était le plus beau cadeau qu'il pût me faire après ses vers; et voilà pourquoi, à la place d'un article de genre que j'avais commencé, vous n'avez qu'un article didactique. Je ne comprends pas, en effet, comment on peut parler légèrement de cette amitié de toutes les heures, de tous les jours, de ce dévouement de toute la vie, de ce bonjour du matin, de ce bonsoir de la nuit, de cette famille, de tout ce bonheur domestique qu'on appelle *un chien.*

L'Auteur se plaint de l'Antiquité.

Dis-je quelque chose assez belle,
L'Antiquité toute en cervelle
Me dit: je l'ai dite avant toi.
C'est une plaisante donzelle:
Que ne venait-elle après moi?
J'aurais dit la chose avant elle.

DACEILLY.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. N[ro]. 26.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Vittoria Accoramboni.

Par M. DE STENDHAL.

(Fin.)

On lui demanda leurs noms, il répondit qu'il y en avait huit ou dix, qui, étant personnes de qualité, mangeaient, ainsi que lui, à la table du prince, et que de ceux-là il savait les noms, mais que des autres, gens de vie vagabonde et arrivés depuis peu auprès du prince, il n'avait aucune particulière connaissance.

Il nomma treize personnes, y compris le frère de Liveroto.

Peu après, l'artillerie placée sur les murailles de la ville commença à jouer. Les soldats se placèrent dans les maisons contiguës à celle du prince pour empêcher la fuite de ses gens. Ledit prince, qui avait couru les mêmes périls que les deux dont nous avons raconté la mort, dit à ceux qui l'entouraient de se soutenir jusqu'à ce qu'ils vissent un écrit de sa main accompagné d'un certain signe, après quoi il se rendit à cet Anselme Suardo, déjà nommé ci-dessus. Et parce qu'on ne put le conduire en carrosse, ainsi qu'il était prescrit, à cause de la grande foule de peuple et des barricades faites dans les rues, il fut résolu qu'il irait à pied.

Il marcha au milieu des gens de Marcel Accoramboni; il avait à ses côtés les seigneurs condottieri, le lieutenant Suardo, d'autres capitaines et gentilshommes de la ville, tous très-bien fournis d'armes. Venait ensuite une bonne compagnie d'hommes d'armes et de soldats de la ville. Le prince Louis marchait vêtu de brun, son stylet au côté, et son manteau relevé sous le bras d'un air fort élégant, il dit avec son sourire rempli de dédain: *Si j'avais combattu!* voulant presque faire entendre qu'il l'aurait emporté. Conduit devant les seigneurs, il les salua aussitôt, et dit:

— Messieurs, je suis prisonnier de ce gentilhomme, montrant le seigneur Anselme, et je suis très-fâché de ce qui est arrivé et qui n'a pas dépendu de moi.

Le capitaine ayant ordonné qu'on lui enlevât le stylet qu'il avait au côté, il s'appuya à un balcon, et commença à se tailler les ongles avec une paire de petits ciseaux qu'il trouva là.

On lui demanda quelles personnes il avait dans sa maison; il nomma parmi les autres le colonel Liveroto et le comte Montemelino dont il a été parlé ci-dessus, ajoutant qu'il donnerait 10,000 piastres pour racheter l'un d'eux, et que pour l'autre il donnerait son sang même. Il demanda d'être placé dans un lieu convenable à un homme tel que lui. La chose étant ainsi convenue, il écrivit de sa main aux siens, leur ordonnant de se rendre, et il donna sa bague pour signe. Il dit au seigneur Anselme qu'il lui donnait son épée et son fusil, le priant, lorsqu'on aurait trouvé ces armes dans sa maison, de s'en servir

pour amour de lui, comme étant armes d'un gentilhomme et non de quelque soldat vulgaire.

Les soldats entrèrent dans la maison, la visitèrent avec soin, et sur-le-champ on fit l'appel des gens du prince qui se trouvèrent au nombre de trente-quatre; après quoi ils furent conduits deux à deux dans la prison du palais. Les morts furent laissés en proie aux chiens, et on se hâta de rendre compte du tout à Venise.

On s'aperçut que beaucoup de soldats du prince Louis, complices du fait, ne se trouvaient pas; on défendit de leur donner asile, sous peine, pour les contrevenants, de la démolition de leur maison et de la confiscation de leurs biens; ceux qui les dénonceraient recevraient 50 piastres. Par ces moyens, on en trouva plusieurs.

On expédia de Venise une frégate à Candie, portant ordre au seigneur Latino Orsini de revenir sur-le-champ pour affaire de grande importance, et l'on croit qu'il perdra sa charge.

Hier matin, qui fut le jour de Saint-Étienne, tout le monde s'attendait à voir mourir ledit prince Louis, ou à ouïr raconter qu'il avait été étranglé en prison; et l'on fut généralement surpris qu'il en fût autrement, vu qu'il n'est pas oiseau à tenir longtemps en cage. Mais la nuit suivante le procès eut lieu, et le jour de Saint-Jean, un peu avant l'aube, on sut que ledit seigneur avait été étranglé et qu'il était mort fort bien disposé. Son corps fut transporté, sans délai, à la cathédrale, accompagné par le clergé de cette église et par les pères jésuites. Il fut laissé toute la journée sur une table au milieu de l'église pour servir de spectacle au peuple et de miroir aux inexpérimentés.

Le lendemain son corps fut porté à Venise, ainsi qu'il l'avait ordonné dans son testament, et là il fut enterré.

Le samedi on pendit deux de ses gens, le premier et le principal fut Furio Savorgnano, l'autre une personne vile.

Le lundi qui fut le pénultième jour de l'an susdit, on en pendit treize parmi lesquels plusieurs étaient très-nobles; deux autres, l'un dit le capitaine Splendiano et l'autre le comte Paganello, furent conduits par la place et légèrement tenaillés; arrivés au lieu de supplice, ils furent assommés, eurent la tête cassée, et furent coupés en quartiers, étant encore presque vifs. Ces hommes étaient nobles, et avant qu'ils se donnassent au mal, ils étaient fort riches. On dit que le comte Paganello fut celui qui tua la signora Vittoria Accoramboni avec la cruauté qui a été racontée. On objecte à cela que le prince Louis, dans la lettre citée plus haut, atteste qu'il a fait la chose de sa main; peut-être fut-ce par vaine gloire comme celle qu'il montra dans Rome en faisant assassiner Vitelli, ou bien pour mériter davantage la faveur du prince Virginio Orsini.

Le comte Paganello, avant de recevoir le coup mortel, fut percé à diverses reprises avec un couteau au-dessous du sein gauche, pour lui toucher le cœur comme il l'avait fait à cette pauvre dame. Il arriva de là que de la poitrine il versait comme un fleuve de sang. Il vécut ainsi plus d'une demi-heure, au grand étonnement de tous. C'était un homme de quarante-cinq ans qui annonçait beaucoup de force.

Les fourches patibulaires sont encore dressées pour expédier les dix-neuf qui restent, le premier jour qui ne sera pas de fête. Mais comme le bourreau est extrêmement las, et que le peuple est comme en agonie pour avoir vu tant de morts, on diffère l'exécution pendant ces deux jours. On ne pense pas qu'on laisse la vie à aucun. Il n'y aura peut-être d'excepté parmi les gens attachés au prince Louis, que le seigneur Filenfi, son maître de *casa*, lequel se donne toutes les peines du monde, et en effet la chose est importante pour lui, afin de prouver qu'il n'a eu aucune part au fait.

Personne ne se souvient, même parmi les plus âgés de cette ville de Padoue, que jamais, par une sentence plus juste, on ait procédé contre la vie de tant de personnes, en une seule fois.

Et ces seigneurs (de Venise) se sont acquis une bonne renommée et réputation auprès des nations les plus civilisées.

(*Ajouté d'une autre main*)

François Filenfi, secrétaire et *maestro di casa*, fut condamné à quinze ans de prison. L'é-

chanson (*coppiere*) Anorio Adami de Fermon, ainsi que deux autres, à une année de prison; sept autres furent condamnés aux galères avec les fers aux pieds, et enfin sept furent relâchés.

Le Diner de Beethoven.

CONTE FANTASTIQUE.

Par JULES JANIN.

En 1819 j'étais à Vienne. Vienne, quoi qu'on dise, est une ville allemande et française, plus française même qu'allemande; ville intelligente, et qui donne aux beaux-arts et aux plaisirs tout le temps que Paris donne à la politique; Vienne, vous le savez, est la ville musicale par excellence; on y sent la musique; l'air est chargé d'accords. Tous les grands musiciens, tous les grands chanteurs ont passé par Vienne. De là une espèce de bien-être qu'on éprouve sans savoir pourquoi. Mais, le jour dont je vous parle, il se faisait un grand silence dans la ville de M. de Metternich. Ce jour-là j'errais dans les rues au hasard, attendant l'heure de partir; je devais quitter la ville le même soir.

A l'instant de mon plus grand désœuvrement je vis passer un homme dans la rue, un de ces hommes qu'on voit tout de suite, même dans la foule. La foule elle-même les voit et les remarque; par je ne sais quel admirable instinct, elle se range contre la muraille pour les laisser passer, elle les salue du regard et de l'âme, elle les reconnaît tout d'abord sans les avoir jamais vus.

Toutefois, en le voyant il était difficile de ne pas deviner que c'était un homme au-dessus des autres. Je le vois encore: il avait une grosse tête touffue; de longs cheveux, moitié gris, moitié noirs, chargeaient sa tête et tombaient par flocons de côté et d'autre; sa tête en était toute couverte; on eût dit, à les voir hérissés pêle-mêle, en désordre, la crinière d'un lion; et sous cette crinière brillait un petit œil fauve, dont le regard se mariait merveilleusement avec un sourire sardonique et singulièrement spirituel. Cet homme marchait à pas inégaux, tantôt vite, tantôt lentement; il regardait et souriait de côté et d'autre; mais son regard était distrait, mais son sourire était amer, mais on voyait que c'était déjà un homme hors du monde réel, si tant est qu'il y eût jamais été. A la vue de cet homme je me sentis tout de suite intéressé et presque ému. Malgré moi je voulus savoir qui il était, et je le suivis. Après bien des allées et bien des venues, bien des tours et des détours, il entra chez le marchand de musique de la rue Kohlmarkt. Le marchand le reçut avec beaucoup de politesse; il lui offrit un siége d'un air très-empressé, mais l'inconnu resta debout. Je ne pouvais pas l'entendre, mais je le voyais à travers les glaces transparentes du magasin. Sa manière de converser était étrange: il parlait, son interlocuteur écrivait. Je jugeai que mon inconnu était sourd. Tout à coup il prit un air plus préoccupé que d'habitude, et, se tournant vers la porte du magasin, il frappa avec ses doigts en cadence sur la glace où mes regards étaient fixés. Me vit-il? ne me vit-il pas? je l'ignore: le fait est qu'il étendit sur moi sa grosse main, et que je me sentis comme écrasé sous les doigts puissants de cet homme. Comme il n'avait pas pris garde à moi, je ne pris pas garde à lui. Il se mit à battre je ne sais quelle symphonie sur le carreau de la porte: c'était lent, c'était rapide; tantôt il s'arrêtait pour chercher une idée, et alors ses doigts s'arrêtaient; tantôt l'idée lui venait rapide, abondante, et alors ses doigts voltigeaient çà et là sur la vitre résonnante comme ils auraient fait sur le clavier. Évidemment cet homme composait quelque chose de grand et de beau. Alors, tout en composant, son regard s'animait, ses cheveux se dressaient sur son front, son sourire redevenait mélancolique, sa figure était satisfaite; ce pauvre grand homme était heureux.

Il resta bien ainsi un grand quart d'heure; après quoi il se retourna, et il fit un signe au maître de la maison. Aussitôt une jolie petite fille tout à fait allemande, chaste regard allemand, honnête sourire allemand, fraîcheur alle-

mande, s'approcha de l'homme et plaça devant lui une plume et du papier de musique. Alors je le vis écrire couramment. Sans doute il écrivit ce qu'il venait de composer sur la vitre du magasin. Il écrivit sans prendre haleine, et quand il eut fini, il tendit au marchand son papier sans le lire. Le marchand lui donna une pièce d'or en retour.

Voilà mon homme qui sort du magasin. A peine sorti il reprit son air fauve et moqueur; cependant son pas était plus léger. Ce matin-là j'étais en train de devinations: je devinai que notre homme allait à la taverne, comme j'avais deviné tout à l'heure que c'était un musicien. Il y a des gens qui trouveront que la taverne était la conséquence de la musique, mais aussi il y a des gens qui ne sont jamais contents.

Donc il alla d'un pas joyeux à cette hôtellerie enfumée qui a pour enseigne *le Chat qui file*. On dit que le chat a été dessiné par Hoffmann sur la propre figure du chat Murr, auquel Hoffmann a donné, ainsi qu'à l'auberge, une si grande célébrité.

Ce jour-là, jour de vendredi, l'auberge était déserte; la grande salle même était silencieuse; les fourneaux étaient éteints; et la maîtresse du logis, en bonne ménagère allemande, était occupée à faire reluire sa vaisselle de cuivre, à donner à ses plats d'étain tout l'éclat et tout le poli qu'on donnerait à des plats d'argent. Vous pensez bien que le moment était mal choisi pour venir demander à la bonne dame une de ces excellentes fabrications culinaires qui en ont fait la reine de tous les mangeurs et de tous les ivrognes de son temps. Cependant, comme notre homme était en fonds, il s'avança hardiment, et il demanda sans trop de cérémonie un morceau de veau tout chaud (*ein kalbernes*).

— Je n'ai pas de veau tout chaud, dit l'hôtesse du *Chat qui file*. Et en même temps elle frottait toujours ses plats d'étain.

— En ce cas, dit l'inconnu, donnez-moi un morceau de veau tout froid.

— Je n'ai pas de morceau de veau tout froid, dit l'hôtesse du *Chat qui file*.

— Au diable! s'écria l'homme. Et il se retira triste et désappointé. Son désappointement me fit peine, et je le vis s'éloigner avec un profond sentiment de chagrin. Quand je l'eus perdu de vue j'entrai dans l'auberge. Je tirai humblement mon chapeau, et, parlant avec le plus profond respect:

— Madame, dis-je à l'hôtesse, pourriez-vous me dire comment s'appelle cet homme, qui il est et où il demeure, s'il vous plaît?

La dame, m'entendant parler d'un ton si poli, quitta un instant son pot d'étain, et, me gratifiant du sourire le plus aimable qu'elle put trouver dans sa bouche édentée:

— Monsieur, me dit-elle, vous êtes bien honnête. Cet homme, c'est une espèce de musicien, mangeur et ivrogne, un ami d'Hoffmann, un autre ivrogne qui est mort. Je connais beaucoup sa domestique, qui s'appelle Martha: elle demeure là-bas, à cette petite maison à gauche, à côté du marchand de laine: je crois qu'il s'appelle Beethoven.

A ce grand nom je sentis mon cœur se briser dans ma poitrine. C'était là Beethoven! L'hôtesse du *Chat qui file*, me voyant pâlir, s'imagina que je me trouvais mal.

Elle se leva sur-le-champ, elle remit brusquement sur la table le pot d'étain qu'elle tenait à la main, elle vint à moi plus empressée et plus inquiète que si j'avais été Beethoven.

— Mon Dieu! monsieur, qu'avez-vous? me dit-elle, et comment peut-on vous secourir, monsieur?

Cependant je m'étais remis quelque peu.

— Madame, lui dis-je, au nom de l'hospitalité allemande, je vous demande un grand service, s'il vous plaît!

Puis, comme elle me regardait avec des yeux étonnés:

— Madame, lui dis-je, oui, madame, si vous êtes bonne et charitable, vous mettrez sur-le-champ un morceau de veau à la broche, tout de suite, madame! je ne sors pas d'ici avant d'avoir mon rôti entre les mains.

— Chut! monsieur, me dit l'hôtesse en me montrant du doigt le four qui était allumé: votre affaire est là, vous l'aurez dans un instant.

En même temps elle appelait sa domestique,

qui donnait à manger aux canards de la basse-cour.

La domestique arriva et ouvrit le four: une délicieuse odeur de viande rôtie s'exhala dans la vaste cuisine. Comme son odorat eût été agréablement réjoui, à lui, le pauvre sourd! Cependant l'hôtesse préparait elle même mon rôti de veau sur un grand plat.

— Et pourquoi, lui dis-je, n'avez-vous pas voulu tout à l'heure donner à ce pauvre diable de Beethoven le morceau de veau qu'il vous demandait?

— Monsieur, dit l'hôtesse, cet homme est un dissipateur qui mange tout, un gourmand qui veut de la viande tous les jours. A peine a-t-il de l'argent qu'il me l'apporte. J'en reçois le moins que je puis, par pitié pour lui, ce pauvre homme; et d'ailleurs je l'ai bien promis à sa gouvernante, monsieur.

Pauvre Beethoven! pauvre grand homme! malheureux noble artiste! ambitieux qui veut manger du rôti chaud ou froid tous les jours!

— Madame, repris-je, quel est le vin de Beethoven?

— Dame, monsieur, dit l'hôtesse, je n'en sais rien. Ces gens-là boivent de tous les vins; et pourvu que ce soit du vin, peu leur importe ce qu'ils boivent. Je crois cependant que, s'il avait une bouteille de mon vieux vin du Rhin, il ne ferait pas le difficile, voyez-vous!

— Donnez-moi deux bouteilles de vin du Rhin et de votre meilleur, dis-je à l'hôtesse: ce ne serait pas trop bon pour ce que j'en veux faire quand ce serait du vin de M. de Metternich.

A ce nom redouté l'hôtesse, comme si elle ne m'avait pas entendu, ouvrit, à côté de la porte d'entrée, un certain caveau dans lequel elle descendit. L'instant d'après elle revint avec deux vieilles bouteilles toutes poudreuses, toutes noires, tout habillées d'un habit de soie filée par quelque vieille araignée séculaire.

— Bon! me dis-je, voilà de quoi réjouir Beethoven!

— Monsieur veut-il qu'on lui porte tout cela? me dit l'hôtesse.

Je la payai sans lui répondre. Je mis mes deux bouteilles dans mes poches de côté; je pris le plat de rôti entre mes deux mains, et je sortis dans la rue aussi fier que si j'avais reçu le grand cordon de l'ordre de Prusse.

Et en chemin je me disais: Non, je ne céderai pas à un autre l'honneur de servir Beethoven! non, je ne rougirai pas d'une action qui m'honore! non, je ne renoncerai pas à l'honneur de charger sa table et d'aller lui dire une serviette sous le bras: — Monseigneur le roi de l'harmonie, Votre Majesté est servie!

D'ordinaire j'ai peu la mémoire des lieux, je suis un homme distrait, et mon imagination vagabonde sait aussi peu reconnaître le logis des autres que son propre logis; mais cette fois le nom de Beethoven m'avait tellement frappé qu'il s'était inscrit sur la porte de sa maison en caractères de feu; et c'était, si vous vous en souvenez, cette petite maison là-bas, à porte carrée, à fenêtres étroites, cachée même en plein jour, solitaire au milieu des autres; honnête et pauvre maison d'un aspect à la fois décent et misérable, ce qui est aussi rare pour une maison que pour une femme, par exemple. Je fus bientôt arrivé à la maison de Beethoven.

Beethoven demeure au premier étage, c'est le seul luxe qu'il se permette; sa porte est toute garnie de clous à grosse tête, qui lui donnent au premier abord une apparence assez formidable; mais ces clous sont inutiles pour la défense de la maison: la serrure est mal attachée; et d'ailleurs la porte est plus souvent ouverte qu'elle n'est fermée; si bien qu'en la poussant du pied elle s'ouvrit. J'entrai. Il n'y avait dans l'antichambre qu'une table recouverte d'une serviette de grosse toile, un serin qui chantait joyeusement dans sa cage, et sur un tabouret un gros chat qui regardait la table encore froide en poussant de temps à autre le miaulement d'un chat plutôt désœuvré qu'affamé. C'étaient la table, le chat et le serin de Beethoven!

Je plaçai sur la table mon plat couvert et mes deux vieilles bouteilles; je caressai le chat, qui me fit le gros dos, et je saluai le serin, qui continua sa période commencée sans faire plus

attention à moi que n'en avait fait son maître dans le magasin de l'éditeur.

Sur ces entrefaites la gouvernante de Beethoven entra.

Elle ne parut pas plus étonnée à ma vue que le chat ou le serin; seulement elle me dit:

— Vous ne pouvez pas le voir aujourd'hui: il est dans sa chambre; il est si triste qu'il ne veut pas dîner.

En même temps, et sans attendre ma réponse, elle m'ouvrit la chambre de Beethoven: j'entrai.

Il était assis à sa fenêtre; il regardait attentivement un bel œillet qu'il avait planté; une myriade de petits insectes verts dévoraient son bel œillet; il les arrachait avec les plus grandes précautions. Au reste, cet œillet n'était pas seul sur sa fenêtre: de longues capucines avaient grimpé jusqu'au sommet, et leurs feuilles d'un vert mat formaient la plus agréable jalousie contre les ardeurs du soleil.

Vous savez qu'il est sourd: il ne m'entendit pas venir. Il y avait sur sa table de quoi écrire, j'écrivis:

„Je vous ai apporté du veau chaud et du vin du Rhin: dînons:“

Je lui tendis le papier.

Il acheva de délivrer son œillet des petits insectes verts, puis il lut mon papier.

Alors soudain vous eussiez vu son œil s'animer, son sourire reparaître.

— Soyez le bienvenu, me dit-il, soyez le bienvenu! Vous êtes un Français, c'est bien. Faites-moi l'honneur de dîner avec moi!

En même temps il s'écriait:

— Marthe! mettez le couvert de monsieur.

Puis il revint à moi.

— Vous avez bien fait de venir, me dit-il: j'étais bien triste. Il n'y a que la campagne qui me soit heureuse, la ville me tue; j'étouffe ici; j'entends toutes sortes de bruits étranges, mais moi je ne puis pas m'entendre chanter. C'est être bien misérable, n'est-ce pas?

Et comme il me vit tout stupéfait:

— Oh! dit-il les larmes aux yeux, c'est que je suis bien seul; tout seul; personne ne me parle, personne ne demande ce que devient le pauvre vieux Beethoven; moi-même je ne sais plus comment je m'appelle et qui je suis. Autrefois j'étais le maître d'un monde, je commandais au plus puissant orchestre invisible qui ait jamais rempli les airs; je prêtais l'oreille nuit et jour à de ravissantes symphonies dont j'étais à la fois l'auteur, l'orchestre, le chanteur, le juge, le roi, le dieu; ma vie était un concert perpétuel, une symphonie sans fin. En ce temps-là quelles ravissantes extases! quel emportement lyrique! quelles voix mystérieuses et saintes! quel immense archet qui partait de la terre pour toucher le ciel! Tout cela avait un écho dans mon âme; mon âme recevait alors les moindres sons venus de l'air ou de la terre: le chant des oiseaux, le bruit du vent, le murmure de l'eau, les soupirs de la brise dans la nuit, le balancement du peuplier dans le ciel, la gaieté familière du passereau, l'actif bourdonnement des abeilles, le plaintif murmure du grillon au foyer domestique, c'étaient là autant d'harmonies pour moi, qui les recevais toutes dans mon cœur, dans mon âme, pour moi qui vivais de bruit, de rêves, de silence, de soupirs, d'extases, d'amitié, d'amours, de poésie! Mais, hélas! un beau matin tout s'est enfui! un beau matin adieu mes visions! adieu mes chanteurs admirables! adieu mon orgue tout puissant! adieu mes harpes saintes touchées par la main des anges! adieu les bruits de la terre et du ciel! adieu aussi le silence! adieu tout! J'ai perdu plus que Milton, qui n'a perdu que la vue et qui a gardé sa poésie: j'ai perdu ma poésie, j'ai perdu mon univers; je suis un pauvre exilé du domaine de l'harmonie à présent. Pauvre homme, pauvre homme que je suis! me voilà sur le bord de ma tombe chantant ma messe des morts! Mais vous dites donc que vous m'avez apporté deux bouteilles de vin du Rhin et un morceau de veau rôti, monsieur?

Sa gouvernante nous fit signe que nous étions servis.

Il me prit galamment par la main, il me fit entrer le premier dans sa petite salle à manger. Il n'y avait que deux couverts sur la table: sa gouvernante, sans doute jalouse de la considé-

ration de son maître, m'avait cédé sa place à table, et elle nous servait.

Le repas fut gai du côté de Beethoven: il y mit tant de verve et d'esprit, il parla si bien et avec tant de plaisir, que j'eus bientôt oublié l'infirmité dont tout à l'heure il était si triste. Beethoven était un de ces vieillards qui ont vécu toute leur vie d'une seule idée. Une grande idée suffit à l'existence de ces hommes à part; elle les absorbe, elle est toute leur joie, elle est tout leur chagrin, elle est tout leur passé, tout leur présent; elle grandit avec eux, elle s'affaiblit avec eux, et quand l'idée est épuisée l'homme est mort.

Le vieux vin du Rhin avait si fort ranimé Beethoven qu'à la fin du repas il se leva brusquement et passa dans sa chambre.

— Je veux, me dit-il, vous montrer que le vieux Beethoven n'est pas si sourd qu'on le prétend. Ce sont les hommes qui ne m'entendent plus, mais moi je m'entends encore. Jugez plutôt. En même temps il se mit à son piano.

Ce piano est un admirable instrument de Broadwood de Londres. C'était un présent que MM. Cramer, Kalkbrenner, Clementi, Ries, etc., avaient envoyé d'Angleterre à l'Homère musical. Beethoven, négligé qu'il était, méconnu et presque oublié qu'il se croyait, avait été fort sensible à cet excellent souvenir de ces grands artistes, reconnaissance presque posthume qui fait un honneur égal à leur talent et à leur cœur.

Il se plaça donc à son piano, et là tout à coup il se mit à exécuter une symphonie de sa composition. Juste ciel! le piano était faux à faire crier le vieux chat! Beethoven frappait sur ce piano comme un sourd. Non, jamais sons plus criards, non, jamais harmonie plus funeste non, jamais symphonie plus discordante ne vinrent déchirer mes oreilles. Pour lui, tout entier à son enthousiasme de l'heure présente, heureux et fier d'avoir enfin un auditeur, un auditeur, lui, Beethoven, il poursuivait sa symphonie commencée; il se perdait dans les plus douces extases, il frémissait, il pleurait, il souriait, il était hors de lui. Moi je tenais mes regards baissés; j'aurais voulu me boucher les oreilles, j'aurais voulu m'enfuir. Eh bien! nous étions lui et moi dans le vrai: moi j'étais sur la terre, j'assistais au plus abominable charivari qu'on pût entendre; lui il était dans le ciel, il entendait la musique de Beethoven!

A la fin mon supplice finit, sa joie finit; il se releva harassé, mais bien heureux.

— N'est-ce pas, me dit-il, n'est-ce pas que cela est beau encore? n'est-ce pas que le vieux Beethoven a encore du bon sang dans les veines? N'est-ce pas que c'est là de la musique, et que j'ai été moi encore une heure? Ah! ils ont beau dire: *Pauvre Beethoven! malheureux Beethoven!* le pauvre malheureux Beethoven est encore le seul musicien de l'Allemagne! N'est-ce pas, mon très-cher, que j'ai raison?

En même temps il me pressait de ses grosses mains, il m'approchait de sa large poitrine, il me mouillait d'une grosse larme. Je répondis de mon mieux à ses caresses. Bon et digne Beethoven!

Puis il me dit:

— Il faut que je vous donne quelque chose, vous emporterez quelque chose de moi, un chant tout neuf, quelque chose pour vous, pour vous seul.

En même temps, il quitta son piano et s'approcha de sa fenêtre: il se mit à battre la vitre de sa main droite comme il avait fait chez le marchand de musique; il s'écoutait au dedans, il composait.

Et il me remit ce morceau que j'ai encore, qu'il a touché de ses mains, qu'il a composé avec son génie, et dont je vous livrerai une copie, afin de donner à ce récit toute l'authenticité dont il a besoin.

Je quittai ce digne vieillard rempli d'admiration et de pitié, je le quittai pénétré de respect, honteux pour l'Allemagne et pour l'Europe de la misère et de l'abandon où je le voyais. Pour lui, il avait passé une bonne journée; il avait mangé du veau rôti, il avait bu du vin du Rhin, il avait exécuté sa musique sur son piano. Il m'accompagna jusqu'à sa porte, il me regarda descendre, et, quand je fus au bas de l'escalier il me cria de sa grosse voix:

— Adieu! adieu! bon voyage! Aimez-moi! pensez à moi! Votre vin du Rhin était excellent, et votre rôti était cuit à point, mon ami!

Ode.

Charlotte, si ton ame
Se sent ore allumer
De cette douce flâme
Qui nous force d'aimer.
Allons contens,
Allons sur la verdure,
Allons, tandis que dure
Notre jeune printemps.

Avant que la journée
De notre âge qui fuit,
Se trouve environnée
Des ombres de la nuit,
Prenons loisir
De vivre notre vie;
Et, sans craindre l'envie,
Donnons-nous du plaisir.

Du soleil la lumière
Vers le soir se déteint,
Puis à l'aube première
Elle reprend son teint;
Mais notre jour,
Quand une fois il tombe,
Demeure sous la tombe,
Sans espoir de retour.

Et puis les ombres saintes,
Hotesses de là-bas,
Ne démenent qu'en feintes
Les amoureux ébats:
Entre elles, plus
Amour n'a de puissance,
Et plus n'ont connaissance
Des plaisirs de Vénus.

Mais, tristement couchées
Sous les myrthes pressés,
Elles pleurent fâchées
Leurs âges mal passés;
Se lamentant
Que n'ayant plus de vie,
Encore cette envie
Les aille tourmentant.

En vain elles desirent
De quitter leur séjour;
En vain elles soupirent
De revoir notre jour:
Jamais un mort,
Ayant passé le fleuve
Qui les ombres abreuve,
Ne revoit notre bord.

Aimons donc à notre aise,
Baisons-nous bien et beau,
Puisque plus on ne baise
Là-bas sous le tombeau.
Sentons-nous pas
Comme jà la jeunesse,
Des plaisirs larronnesse,
Fuit de nous à grands pas?

Çà, finette affinée,
Ça, trompons le destin,
Qui clôt notre journée
Souvent dès le matin.

Gilles Durant.

D'un Journaliste connu.

Sa colère au hasard s'est long-temps déchainée;
Tout Paris le connut, tout Paris le berna:
Du tambour en un mot il eut la destinée,
Et dut le bruit qu'il fit aux coups qu'on lui donna.

Despaze.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 27.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Montesquieu.

Charles Louis de Secondat de Montesquieu, Baron de la Brède, ward am 18. Januar 1689 auf dem Schlosse gleichen Namens bei Bordeaux geboren. Er genoß eine vortreffliche Erziehung, widmete sich dem richterlichen Stande und begann bereits in seinem zwanzigsten Jahre die Materialien zu seinem berühmten Werke über den Geist der Gesetze zusammenzutragen. Einer der Brüder seines Vaters, der président à mortier *) des Parlamentes von Bordeaux war, vermachte ihm sein Vermögen und sein Amt, welches Letztere er 1716 antrat. Sechs Jahre später war er bereits erwählt, um Vorstellungen gegen eine neue Steuer zu machen, und es gelang ihm dieselbe durch seine Beredtsamkeit zu unterdrücken. Zu derselben Zeit gab er seine Stelle auf und veröffentlichte die in seinen Mußestunden geschriebenen Lettres persanes, welche als das treueste Bild der Sitten seiner Zeit außerordentlichen Beifall fanden und ihm die Ehre verschafften, Mitglied der französischen Akademie zu werden, obwohl er dieses Institut eben nicht in seinem Werke geschont hatte. Zwar widersetzte sich der Cardinal Fleuri seiner Ernennung, doch umsonst; Montesquieu trat in die Akademie mit einer Antrittsrede, welche durch den Reichthum an Gedanken und die Concision des Styls die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er beschloß nun die verschiedenen Nationen genauer kennen zu lernen und machte eine zweijährige Reise durch Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England. Nach seiner Rückkehr gab er die Abhandlung Des causes de la grandeur et de la décadence des Romains heraus, welche als ein Meisterwerk betrachtet wird. Vierzehn Jahre später erschien sein großes Werk vom Geist der Gesetze, die reife Frucht langjähriger Forschungen; es fand jedoch nicht denselben Beifall wie seine früheren Leistungen, vielmehr heftige und ungerechte Beurtheilungen, welche ihm das Leben verbitterten und seine ohnehin nur zarte Gesundheit untergruben. Er starb an den Folgen einer Brustentzündung am 10. Februar 1755 zu Paris.

Montesquieu's Verdienste um die didactische Prosa der Franzosen sind groß; nächst Buffon war er es, der seinen Landsleuten die Kunst zeigte, wissenschaftliche Gegenstände und Forschungen gründlich und zu gleicher Zeit elegant und geschmackvoll vorzutragen. Er verstand es zuerst der Politik eine wissenschaftliche und würdige Form zu geben, aber auch zugleich Gegenstände von allgemeinem Interesse in den Styl der feineren Conversation zu kleiden und auf eine eben so scharfsinnige wie angenehme Weise zu belehren. Von der Natur mit einem beobachtenden Geiste, welcher die Dinge von allen Seiten zu beleuchten pflegt und einer lebendigen und raschen Einbildungskraft ausgestattet und durch eine eben so ausgebreitete wie sichere Gelehrsamkeit unterstützt, verband er mit tiefem Nachdenken das Talent seinen

*) So hießen die Parlamentspräsidenten wegen der mörserähnlichen Sammetmütze, die zu ihrer Amtstracht gehörte.

Ideen eine originelle Wendung zu geben und durch die Lebhaftigkeit und Klarheit seines Styls die Resultate seiner Forschungen zu verschönern. — Noch vorzüglicher als sein Esprit des lois, in welchem Werke sich neben vielem Großartigem doch auch manche Ungenauigkeit und manche paradoxe Behauptung findet, ist seine Abhandlung über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer. Hier zeigt er eine solche Menschenkenntniß, eine so große Gabe glücklicher Combinationen und eine so vortreffliche Darstellungsweise, daß diese Leistung allein seinen Namen der spätesten Nachwelt überliefern würde, wenn er auch weiter Nichts geschrieben hätte.

Außer jenen bereits erwähnten Schriften hinterließ er noch eine Allegorie, Le Temple de Gnide, einen Roman, Arsace et Isménée und mehrere kleine Poesieen und prosaische Aufsätze. Die beste Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, welche auch sein erstes Werk Histoire physique de la terre ancienne et moderne enthält, erschien in 8 Bänden 1819 zu Paris.

Les Troglodites,

Histoire extraite des Lettres Persanes.

Par DE MONTESQUIEU.

Il y avait en Arabie un petit peuple appelé Troglodites, qui descendait de ces anciens Troglodites qui, si nous en croyons les historiens, ressemblaient plus à des bêtes qu'à des hommes. Ceux-ci n'étaient point si contrefaits, ils n'étaient point velus comme des ours, ils ne sifflaient point, ils avaient deux yeux; mais ils étaient si méchants et si féroces, qu'il n'y avait parmi eux aucun principe d'équité, ni de justice.

Ils avaient un roi d'une origine étrangère, qui, voulant corriger la méchanceté de leur naturel, les traitait sévèrement: mais ils conjurèrent contre lui, le tuèrent, et exterminèrent toute la famille royale.

Le coup étant fait, ils s'assemblèrent pour choisir un gouvernement, et après bien des dissentions, ils créèrent des magistrats. Mais à peine les eurent-ils élus, qu'ils leur devinrent insupportables, et ils les massacrèrent encore.

Ce peuple, libre de ce nouveau joug, ne consulta plus que son naturel sauvage. Tous les particuliers convinrent qu'ils n'obéiraient plus à personne, que chacun veillerait uniquement à ses intérêts, sans consulter ceux des autres.

Cette résolution unanime flattait extrêmement tous les particuliers. Ils disaient: Qu'ai-je affaire d'aller me tuer à travailler pour des gens dont je ne me soucie point? je penserai uniquement à moi. Je vivrai heureux: que m'importe que les autres le soient? je me procurerai tous mes besoins, et pourvu que je les aie, je ne me soucie point que tous les autres Troglodites soient misérables.

On était dans le mois où l'on ensemence les terres; chacun dit: Je ne labourerai mon champ que pour qu'il me fournisse le blé qu'il me faut pour me nourrir; une plus grande quantité me serait inutile: je ne prendrai point de la peine pour rien.

Les terres de ce petit royaume n'étaient pas de même nature; il y en avait d'arides et de montagneuses, et d'autres qui, dans un terrain bas, étaient arrosées de plusieurs ruisseaux. Cette année, la sécheresse fut très grande, de manière que les terres qui étaient dans les lieux élevés manquèrent absolument, tandis que celles qui purent être arrosées furent très fertiles: ainsi les peuples des montagnes périrent presque tous de faim par la dureté des autres qui leur refusèrent de partager la récolte.

L'année d'ensuite fut très pluvieuse: les lieux élevés se trouvèrent d'une fertilité extraordinaire, et les terres basses furent submergées. La moitié du peuple cria une seconde fois famine; mais ces misérables trouvèrent des gens aussi durs qu'ils l'avaient été eux-mêmes.

Un des principaux habitants avait une femme fort belle; son voisin en devint amoureux, et l'enleva: il s'émeut une grande querelle, et, après bien des injures et des coups, ils convin-

rent de s'en remettre à la décision d'un Troglodite qui, pendant que la république subsistait, avait eu quelque crédit. Ils allèrent à lui, et voulurent lui dire leurs raisons. Que m'importe, dit cet homme, que cette femme soit à vous, ou à vous? J'ai mon champ à labourer, je n'irai peut-être pas employer mon temps à terminer vos différents, et à travailler à vos affaires, tandis que je négligerai les miennes. Je vous prie de me laisser en repos, et de ne m'importuner plus de vos querelles. Là-dessus il les quitta, et s'en alla travailler sa terre. Le ravisseur, qui était le plus fort, jura qu'il mourrait plutôt que de rendre cette femme; l'autre, pénétré de l'injustice de son voisin, et de la dureté du juge, s'en retournait désespéré, lorsqu'il trouva dans son chemin une femme jeune et belle qui revenait de la fontaine: il n'avait plus de femme, celle-là lui plut, et elle lui plut bien davantage lorsqu'il apprit que c'était la femme de celui qu'il avait voulu prendre pour juge, et qui avait été si peu sensible à son malheur. Il l'enleva, et l'emmena dans sa maison.

Il y avait un homme qui possédait un champ assez fertile, qu'il cultivait avec grand soin: deux de ses voisins s'unirent ensemble, le chassèrent de sa maison, occupèrent son champ: ils firent entre eux une union pour se défendre contre tous ceux qui voudraient l'usurper, et effectivement ils se soutinrent par-là pendant plusieurs mois. Mais un des deux, ennuyé de partager ce qu'il pouvait avoir tout seul, tua l'autre, et devint seul maître du champ. Son empire ne fut pas long: deux autres Troglodites vinrent l'attaquer; il se trouva trop faible pour se défendre, et il fut massacré.

Un Troglodite presque tout nu vit de la laine qui était à vendre, il en demanda le prix: le marchand dit en lui-même, naturellement je ne devrais espérer de ma laine qu'autant d'argent qu'il en faut pour acheter deux mesures de blé; mais je la vais vendre quatre fois davantage afin d'avoir huit mesures. Il fallut en passer par-là et payer le prix demandé. Je suis bien aise, dit le marchand, j'aurai du blé à présent. Que dites-vous, reprit l'acheteur, vous avez besoin de blé? J'en ai à vendre: il n'y a que le prix qui vous étonnera peut-être, car vous saurez que le blé est extrêmement cher, et que la famine règne presque par-tout: mais rendez-moi mon argent, et je vous donnerai une mesure de blé, car je ne veux pas m'en défaire autrement, dussiez-vous crever de faim.

Cependant une maladie cruelle ravageait la contrée. Un médecin habile y arriva du pays voisin, et donna ses remèdes si à propos qu'il guérit tous ceux qui se mirent dans ses mains. Quand la maladie eut cessé il alla chez tous ceux qu'il avoit traités, demander son salaire; mais il ne trouva que des refus: il retourna dans son pays, et il arriva accablé des fatigues d'un si long voyage. Mais, bientôt après, il apprit que la même maladie se faisait sentir de nouveau, et affligeait plus que jamais cette terre ingrate. Ils allèrent à lui cette fois, et n'attendirent pas qu'il vînt chez eux. Allez, leur dit-il, hommes injustes, vous avez dans l'ame un poison plus mortel que celui dont vous voulez guérir; vous ne méritez pas d'occuper une place sur la terre, parceque vous n'avez point d'humanité, et que les règles de l'équité vous sont inconnues: je croirais offenser les dieux qui vous punissent si je m'opposais à la justice de leur colère.

Nous avons vu comment les Troglodites périrent par leur méchanceté même, et furent les victimes de leurs propres injustices. De tant de familles, il n'en resta que deux qui échappèrent aux malheurs de la nation. Il y avait dans ce pays deux hommes bien singuliers: ils avaient de l'humanité; ils connaissaient la justice; ils aimaient la vertu: autant liés par la droiture de leur cœur, que par la corruption de celui des autres, ils voyaient la désolation générale, et ne la ressentaient que par la pitié: c'était le motif d'une union nouvelle. Ils travaillaient, avec une sollicitude commune, pour l'intérêt commun; ils n'avaient de différents que ceux qu'une douce et tendre amitié faisait naître: et, dans l'endroit du pays le plus écarté, séparés de leurs compatriotes indignes de leur présence, ils menaient

une vie heureuse et tranquille: la terre semblait produire d'elle-même, cultivée par ces vertueuses mains.

Ils aimaient leurs femmes, et ils en étaient tendrement chéris. Toute leur attention était d'élever leurs enfants à la vertu. Ils leur représentaient sans cesse les malheurs de leurs compatriotes, et leur mettaient devant les yeux cet exemple si triste: ils leur faisaient surtout sentir que l'intérêt des particuliers se trouve toujours dans l'intérêt commun; que vouloir s'en séparer, c'est vouloir se perdre; que la vertu n'est point une chose qui doive nous coûter; qu'il ne faut point la regarder comme un exercice pénible, et que la justice pour autrui est une charité pour nous.

Ils eurent bientôt la consolation des pères vertueux, qui est d'avoir des enfants qui leur ressemblent. Le jeune peuple qui s'éleva sous leurs yeux s'accrut par d'heureux mariages: le nombre augmenta, l'union fut toujours la même; et la vertu, bien loin de s'affaiblir dans la multitude, fut fortifiée, au contraire, par un plus grand nombre d'exemples.

Qui pourrait représenter ici le bonheur de ces Troglodites? Un peuple si juste devait être chéri des dieux. Dès qu'il ouvrit les yeux pour les connaître, il apprit à les craindre, et la religion vint adoucir dans les mœurs ce que la nature y avait laissé de trop rude.

Ils instituèrent des fêtes en l'honneur des dieux. Les jeunes filles, ornées de fleurs, et les jeunes garçons, les célébraient par leurs danses, et par les accords d'une musique champêtre: on faisait ensuite des festins, où la joie ne régnait pas moins que la frugalité. C'était dans ces assemblées que parlait la nature naïve; c'est là qu'on apprenait à donner le cœur et à le recevoir; c'est là que la pudeur virginale faisait, en rougissant, un aveu surpris, mais bientôt confirmé par le consentement des pères; et c'est là que les tendres mères se plaisaient à prévoir de loin une union douce et fidèle.

On allait au temple pour demander les faveurs des dieux: ce n'était pas les richesses et une onéreuse abondance: de pareils souhaits étaient indignes des heureux Troglodites; ils ne savaient les desirer que pour leurs compatriotes. Ils n'étaient au pied des autels que pour demander la santé de leurs pères, l'union de leurs frères, la tendresse de leurs femmes, l'amour et l'obéissance de leurs enfants. Les filles y venaient apporter le tendre sacrifice de leur cœur, et ne leur demandaient d'autre grace que celle de pouvoir rendre un Troglodite heureux.

Le soir, lorsque les troupeaux quittaient les prairies, et que les bœufs fatigués avaient ramené la charrue, ils s'assemblaient, et, dans un repas frugal, ils chantaient les injustices des premiers Troglodites, et leurs malheurs, la vertu renaissante avec un nouveau peuple, et sa félicité: ils célébraient les grandeurs des dieux, leurs faveurs toujours présentes aux hommes qui les implorent, et leur colère inévitable à ceux qui ne les craignent pas: ils décrivaient ensuite les délices de la vie champêtre, et le bonheur d'une condition toujours parée de l'innocence; bientôt ils s'abandonnaient à un sommeil que les soins et les chagrins n'interrompaient jamais.

La nature ne fournissait pas moins à leurs desirs qu'à leurs besoins. Dans ce pays heureux, la cupidité était étrangère: ils se faisaient des présents, où celui qui donnait croyait toujours avoir l'avantage. Le peuple troglodite se regardait comme une seule famille: les troupeaux étaient presque toujours confondus; la seule peine qu'on s'épargnait ordinairement, c'était de les partager.

On ne saurait assez parler de la vertu des Troglodites. Un d'eux disait un jour: Mon père doit demain labourer son champ: je me leverai deux heures avant lui; et, quand il ira à son champ, il le trouvera tout labouré.

Un autre disait en lui-même: Il me semble que ma sœur a du goût pour un jeune Troglodite de nos parents: il faut que je parle à mon père, et que je le détermine à faire ce mariage.

On vint dire à un autre que des voleurs avaient enlevé son troupeau: J'en suis bien fâché, dit-il, car il y avait une génisse toute blanche que je voulais offrir aux dieux.

On entendait dire à un autre: Il faut que j'aille au temple remercier les dieux, car mon frère, que mon père aime tant, et que je chéris si fort, a recouvré la santé.

Ou bien: Il y a un champ qui touche celui de mon père, et ceux qui le cultivent sont tous les jours exposés aux ardeurs du soleil: il faut que j'aille y planter deux arbres, afin que ces pauvres gens puissent aller quelquefois se reposer sous leur ombre.

Un jour que plusieurs Troglodites étaient assemblés, un vieillard parla d'un jeune homme qu'il soupçonnait d'avoir commis une mauvaise action, et lui en fit des reproches. Nous ne croyons pas qu'il ait commis ce crime, dirent les jeunes Troglodites: mais, s'il l'a fait, puisse-t-il mourir le dernier de sa famille!

On vint dire à un Troglodite que des étrangers avaient pillé sa maison, et avaient tout emporté.

S'ils n'étaient pas injustes, répondit-il, je souhaiterais que les dieux leur en donnassent un plus long usage qu'à moi.

Tant de prospérités ne furent pas regardées sans envie: les peuples voisins s'assemblèrent; et, sous un vain prétexte, ils résolurent d'enlever leurs troupeaux. Dès que cette résolution fut connue, les Troglodites envoyèrent au-devant d'eux des ambassadeurs, qui leur parlèrent ainsi:

Que vous ont fait les Troglodites? Ont-ils enlevé vos femmes, dérobé vos bestiaux, ravagé vos campagnes? Non: nous sommes justes, et nous craignons les dieux. Que demandez-vous donc de nous? Voulez-vous de la laine pour vous faire des habits? Voulez-vous du lait de nos troupeaux, ou des fruits de nos terres? Mettez bas les armes, venez au milieu de nous, et nous vous donnerons de tout cela. Mais nous jurons, par ce qu'il y a de plus sacré, que, si vous entrez dans nos terres comme ennemis, nous vous regarderons comme un peuple injuste, et que nous vous traiterons comme des bêtes farouches.

Ces paroles furent renvoyées avec mépris; ces peuples sauvages entrèrent armés dans la terre des Troglodites, qu'ils ne croyaient défendus que par leur innocence.

Mais ils étaient bien disposées à la défense. Ils avaient mis leurs femmes et leurs enfants au milieu d'eux. Ils furent étonnés de l'injustice de leurs ennemis, et non pas de leur nombre. Une ardeur nouvelle s'était emparée de leur cœur: l'un voulait mourir pour son père, un autre pour sa femme et ses enfants, celui-ci pour ses frères, celui-là pour ses amis, tous pour le peuple troglodite: la place de celui qui expirait était d'abord prise par un autre, qui, outre la cause commune, avait encore une mort particulière à venger.

Tel fut le combat de l'injustice et de la vertu. Ces peuples lâches, qui ne cherchaient que le butin, n'eurent pas honte de fuir, et ils cédèrent à la vertu des Troglodites, même sans en être touchés.

Comme le peuple grossissait tous les jours, les Troglodites crurent qu'il était à propos de se choisir un roi; ils convinrent qu'il fallait déférer la couronne à celui qui était le plus juste; et ils jetèrent tous les yeux sur un vieillard vénérable par son âge et par une longue vertu. Il n'avait pas voulu se trouver à cette assemblée; il s'était retiré dans sa maison, le cœur serré de tristesse.

Lorsqu'on lui envoya des députés pour lui apprendre le choix qu'on avait fait de lui: A Dieu ne plaise, dit-il, que je fasse ce tort aux Troglodites, que l'on puisse croire qu'il n'y a personne parmi eux de plus juste que moi. Vous me déférez la couronne, et, si vous le voulez absolument, il faudra bien que je la prenne: mais comptez que je mourrai de douleur d'avoir vu, en naissant, les Troglodites libres, et de les voir aujourd'hui assujettis. A ces mots, il se mit à répandre un torrent de larmes. Malheureux jour! disait-il; et pourquoi ai-je tant vécu? puis il s'écria d'une voix sévère: Je vois bien ce que c'est, ô Troglodites! votre vertu commence à vous peser. Dans l'état où vous êtes, n'ayant point de chef, il faut que vous soyez vertueux malgré vous: sans cela vous ne sauriez subsister, et vous tomberiez dans le malheur de vos

premiers pères. Mais ce joug vous paraît trop dur: vous aimez mieux être soumis à un prince, et obéir à ses lois moins rigides que vos mœurs.

Vous savez que pour lors vous pourrez contenter votre ambition, acquérir des richesses, et languir dans une lâche volupté, et que, pourvu que vous évitiez de tomber dans les grands crimes, vous n'aurez pas besoin de la vertu. Il s'arrêta un moment, et ses larmes coulèrent plus que jamais. Et que prétendez-vous que je commande quelque chose à un Troglodite? Voulez-vous qu'il fasse une action vertueuse parceque je la lui commande, lui qui la ferait tout de même sans moi, et par le seul penchant de la nature? O Troglodites! je suis à la fin de mes jours, mon sang est glacé dans mes veines, je vais bientôt revoir vos sacrés aïeux; pourquoi voulez-vous que je les afflige, et que je sois obligé de leur dire que je vous ai laissés sous un autre joug que celui de la vertu?

L'Anneau d'Argent.

Par Charles de Bernard.

I.

En 1831, à la fin du mois d'août, un de ces chars-à-banc dont on se sert en Suisse à cause de l'étroisse des chemins où l'on se trouve assis de côté comme dans un omnibus, quittait la route de Salenches à Chamouny, pour s'engager à droite dans la gorge, non moins agreste, au fond de laquelle, humble rival de Vichy, de Baden et de Baréges, est enfoui l'établissement des bains de Saint-Gervais. Deux jeunes gens occupaient cette voiture qui cheminait lentement, ouverte au soleil, au vent et à la pluie, avec une simplesse helvétique. Le costume de ces voyageurs était celui de la plupart des touristes qui entreprennent le pèlerinage du Mont-Blanc: une blouse de toile écrue, un chapeau de paille à larges bords, un pantalon de coutil, de gros souliers et des guêtres. Ainsi accoutrés avec une fraternelle uniformité, l'un fumait un cigare, l'autre dormait, appuyé dans l'angle du char-à-banc.

— Cortail, dit tout à coup le plus jeune en secouant son compagnon par le bras, l'influence du terroir savoyard t'a-t-elle métamorphosé en marmotte?

Le dormeur s'enfonça les poings dans les yeux en écartant les coudes, et après un bâillement immodéré:

— Que faire en voyage à moins que l'on ne dorme? répondit-il.

— Mais regarde donc; quel site pittoresque! Pour rester aveugle devant un pareil spectacle, il faut n'avoir aucune poésie dans le cœur.

Cortail, dont l'épaisse encolure, la figure rubiconde et la physionomie égayée annonçaient plutôt un tempérament rabelaisien qu'une nature portée à l'exaltation, promena autour de lui un regard nonchalant.

— Nous avons enfin quitté l'Arve, dit-il; ce gros ruisseau à notre droite doit être le Bonnant; ainsi dans quelques minutes nous serons arrivés; je suppose qu'à Saint-Gervais on dîne à six heures.

— *Mangiar, dormir e ber!* reprit son compagnon en riant; tu aurais figuré à merveille dans le corps des *Papatacci*.

— *Papatacci* tant que tu voudras, mon cher Bennezons; je n'ai pas l'honneur d'être doué comme toi d'un de ces estomacs contemplatifs qui se repaissent en admirant un beau paysage. Il me faut le pain des forts. En ce moment je donnerais toutes les aiguilles du Mont-Blanc pour la plus vulgaire côtelette accompagnée d'une bouteille de vin de Montméliant.

L'admirateur de la nature haussa légèrement les épaules, puis il se pencha en dehors du char-à-banc, pour mieux examiner le chemin tortueux que bordait à droite le ruisseau du Bonnant, tandis qu'à gauche un escarpement boisé projetait sur la tête des voyageurs une voûte de feuillage, rafraîchie par le voisinage de l'eau et frémissant au gré du vent.

— Ce site, reprit-il, serait un théâtre mer-

veilleux pour une scène de roman; il est de ceux que Walter-Scott aime à décrire. Ne te rappelle-t-il pas le gué où la dame blanche fit faire un si beau plongeon au sacristain du monastère?

— Ou plutôt, répondit Cortail, l'endroit où Francis Osbaldistone aperçut pour la première fois Diana Vernon.

— Parbleu! c'est toi qui dis vrai, s'écria tout à coup Bennezons en faisant un soubresaut; que je meure si ce n'est pas Diana elle-même qui se rend à ton évocation et vient au-devant de nous!

A son tour, Cortail sortit la tête de l'espèce de buffet où il était emprisonné à côté de son ami, et comme lui fixa les yeux sur une femme à cheval, qui se tenait immobile à un détour subit du sentier.

L'imagination d'un artiste eût pu prendre en effet cette apparition pour l'esprit de la belle chasseresse écossaise. Ombre ou réalité, sa présence imprévue dans ce lieu solitaire avait un charme mystérieux, qui, pendant un instant, rendit muets les deux spectateurs. Occupée à dégager son voile qu'une branche de hêtre avait accroché au passage, l'inconnue s'offrait à eux de profil, sans qu'ils vissent de sa figure autre chose qu'un large bandeau de cheveux noirs, encadrant la joue jusqu'au menton, et relevé en tresse derrière l'oreille; mais l'élégance de sa taille, dont une robe de drap brun faisait ressortir la forme svelte et cambrée, ainsi que la manière aisée dont elle tenait les bras levés en arrangeant sa coiffure, semblaient des indices certains de jeunesse, que la bienveillance d'un homme de vingt-cinq ans devait accepter comme autant de promesses de beauté.

— Quelle charmante femme! dit Bennezons en se penchant à droite de manière à se donner un torticolis.

Et quel vilain cheval de charrue! répondit son compagnon, dont l'âge plus mûr impliquait une opinion moins enthousiaste.

Au bruit des roues du char-à-banc sur le sol caillouteux du sentier, la jeune amazone tourna la tête avec la vivacité d'un oiseau effarouché, et tirant la bride de son palefroi lui fit faire un mouvement rétrograde.

— Conducteur, est-ce que vous voulez nous faire coucher ici? s'écria Bennezons en voyant cette gracieuse apparition près de s'évanouir.

Le cocher réveilla d'un coup de fouet l'ardeur de ses chevaux, qui, sortant de leurs habitudes par un élan soudain, menacèrent l'étrangère d'une poursuite à laquelle la lourde allure de son propre coursier eût pu difficilement la soustraire. Mais en ce moment, semblable à une troupe militaire qui vient au secours d'une vedette menacée par l'ennemi, une cavalcade composée d'une demi-douzaine d'hommes et de deux autres femmes, déboucha au tournant du chemin où la jeune écuyère s'était montrée seule jusqu'alors.

— Ce sont des baigneurs de Saint-Gervais, dit Cortail en riant à l'aspect de cet escadron champêtre dont les montures, moitié chevaux de ferme, moitié ânes, rappelaient les pacifiques coursiers qui stationnent à l'entrée du bois de Boulogne pour l'ébattement des grisettes de Paris.

Les promeneurs et les voyageurs se rapprochèrent les uns des autres en prenant mutuellement la droite du sentier, précaution indispensable, car le passage était si étroit, que les cavaliers furent obligés de défiler un à un dans l'espace resté libre entre le char-à-banc et la montagne. Dans cette manœuvre, l'amazone à la robe brune avait pris place à l'arrière-garde près d'une dame d'un âge mûr, qui chevauchait fièrement sur une jument poulinière à moitié aveugle. En voyant ce couple de près, Cortail se rejeta brusquement dans l'intérieur de la voiture, et se cachant la figure derrière le rideau de cuir, prit la pose d'un homme endormi.

Ce mouvement, quelque rapide qu'il eût été, n'échappa point à la plus vieille des deux femmes, qui, après avoir plongé dans le char-à-banc un regard inquisitorial, leva d'un air impérieux une petite cravache douée, en apparence, d'une puissance surnaturelle, car, en la sentant effleurer son épaule, le cocher arrêta et se tint coi sur son siége, comme s'il eût été changé en pierre par la baguette de quelque magicienne.

— Félix, dit alors la dame entre deux âges, je ne suis pas dupe de votre sommeil. Prétendriez-vous de ne pas nous reconnaître?

Et du bout de sa cravache elle fit sauter le chapeau du faux dormeur. Celui-ci, voyant que sa position n'était pas tenable, tressaillit comme un homme qui s'éveille, ouvrit de grands yeux, et après les avoir arrêtés sur la mûre amazone, feignit une surprise agréable.

— Comment! c'est vous, ma chère tante? s'écria-t-il, et ma cousine Anastasie aussi! Quel heureux hasard me fait vous rencontrer dans ce désert?

— Nous sommes à Saint-Gervais depuis quinze jours, répondit la jeune personne, dont l'inflammable Bennezons dévorait du regard la figure élégante et régulière.

— Venez-vous prendre les eaux? demanda l'autre baigneuse, qui, au mot de tante, avait légèrement froncé le sourcil.

— Pas du tout, répondit le jeune homme avec empressement; je vais á Chamouny, et je ne resterai à Saint-Gervais qu'une heure au plus. Je suis désolé que l'arrangement de mon itinéraire me force de vous quitter si vite.

La dame dont l'automne commençait à fleurir regarda son neveu d'un air d'intelligence, que celui-ci ne parut pas disposé à comprendre.

— Il n'y a pas d'itinéraire qui tienne, dit-elle ensuite en insistant sur chaque syllabe; vous me sacrifierez bien un jour ou deux. J'ai à causer sérieusement avec vous.

— Je vous jure, ma tante, que cela nous est impossible. N'est-ce pas Bennezons?

— Tu oublies qu'en parlant à une dame le mot impossible n'est pas français, répondit le jeune homme, plus empressé de déployer sa galanterie en présence d'une jolie femme que de venir en aide à son ami.

La dame d'un âge discret répondit par un gracieux sourire au regard qui avait accompagné ces paroles, quoiqu'il eût été adressé à sa fille plutôt qu'à elle-même et se retournant vers Cortail:

— Félix, reprit-elle, vous voilà condamné sans appel; tâchez de vous soumettre de bonne grâce. Comme vient de le dire monsieur, aux yeux d'un gentilhomme le service des dames doit passer avant tout. Continuez votre chemin, et parlez de moi au directeur des bains; à ma considération, il vous logera convenablement. Nous nous reverrons à dîner.

— Mais, ma tante, quand je vous assure...

— Mais, mon cousin, je n'admèts point d'excuse, répondit la dame à la cravache en appuyant sur le mot cousin.

Sans attendre une réponse, elle salua Bennezons d'un léger mouvement de tête, et faisant signe à sa fille de la suivre, décida la lourde jument qui lui servait de palefroi à partir au petit trot, allure aussi insolite à la pauvre bête que le galop au cheval de don Quichotte. Un moment après, les deux amazones disparurent à travers le feuillage, en ne laissant d'autre trace de leur apparition que le bruit du pas des chevaux, qui, pendant quelques instants, retentit pesamment sur les cailloux du sentier, et finit par se confondre avec le murmure du torrent.

— Parbleu! dit Bennezons à son ami tandis que le char-à-banc se remettait en marche, tu peux de flatter d'être le mortel le plus heureux de France et de Navarre. Je te connais une demi-douzaine de cousines toutes plus jolies l'une que l'autre. Quelle est celle-ci, la plus charmante de toutes, et que je n'avais pas encore vue? Une cousine! C'est mon rêve à moi, et le sort veut que je n'aie que des cousins!

— Cela ne revient-il pas au même? répondit Félix d'un ton bourru.

— Tu te moques de moi; on aime sa cousine, on l'épouse quelquefois; tandis qu'un cousin est un ennemi donné par la nature.

(Suite.)

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich, die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch sämmtliche Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 28.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

L'Anneau d'Argent.

Par Charles de Bernard.

(Suite.)

Au lieu de répondre, Cortail mit la tête à la portière, et s'adressant au conducteur:

— Le chemin est-il assez large pour que vous puissiez tourner?

— Oui! si ça vous est égal de verser dans le Bonnant, répondit le flegmatique Génevois.

— Merci. — Continuez donc; mais à la première place favorable, faites demi-tour à gauche. Nous n'allons plus à Saint-Gervais.

Le cocher baissa la tête en signe d'acquiescement; mais l'autre voyageur prit moins complaisamment cette proposition inattendue.

— Comment, s'écria-t-il, nous n'allons plus à Saint-Gervais! Et pour quelle raison, s'il te plaît?

— Que t'importe Saint-Gervais? répondit Cortail. Je ne pense pas que tu tiennes beaucoup à visiter quelques méchantes baraques en sapin perdues au fond de ce maudit entonnoir. Quant aux naturels de l'endroit, tu viens d'en voir un échantillon qui doit te suffire.

— C'est précisément cet échantillon qui me donne envie de faire plus ample connaissance. Je te déclare que ta cousine a des yeux noirs auxquels je sacrifierais au besoin la Savoie et les vingt-deux cantons. Comment s'appelle-t-elle?

— Anastasie.

— Je le sais; mais son nom de famille?

— Chateauvieux, Pourtois de Chateauvieux. Son père, mort il y a six ans, était frère utérin de ma mère, et président de chambre à la cour royale de Lyon. Madame de Chateauvieux est donc bien incontestablement ma tante par alliance, quoiqu'elle veuille que je l'appelle ma cousine. Elle trouve sans doute que c'est assez d'une grande fille de vingt-trois ans, et ne se soucie pas d'avouer un neveu de trente-quatre.

— Cette rencontre n'a pas l'air de te plaire infiniment. Je crois qu'elle n'est pas étrangère à ton antipathie soudaine pour Saint-Gervais, dont tu me faisais ce matin encore le tableau le plus pittoresque?

— Tu n'as donc pas entendu que ma tante, car, elle a beau s'en défendre, elle est ma tante, me menaçait d'une confidence?

— Eh bien! qu'y a-t-il là de si terrible?

— Les confidences d'une femme de quarante-six ans!

— J'avoue qu'avec mademoiselle Anastasie la tâche serait plus agréable.

— D'ailleurs j'ai des raisons particulières pour être peu désireux de cet entretien.

En parlant de la sorte, les voyageurs arrivèrent au détour du sentier où mademoiselle de Chateauvieux leur avait apparu. Machinalement Bennezons leva les yeux vers le hêtre qui avait menacé la belle écuyère du sort d'Absalon. A

travers les rameaux d'une branche presque horizontale, il aperçut un lambeau de gaze verte.

— Je ne m'étonne plus, dit-il, de l'accroc que j'avais remarqué à son voile; mais ce qui a touché une si jolie tête ne doit pas servir d'épouvantail aux moineaux.

A ces mots le jeune homme ouvrit le tablier du char-à-banc et s'élança dehors. Au moment où ses pieds atteignaient la terre, il se trouva face à face avec un cavalier dont l'apparition fut si soudaine, qu'on eût pu croire qu'il sortait du fond du torrent, comme autrefois le spectre de l'Argail venant redemander son casque à Ferragus. Cet inconnu, âgé en apparence, d'une trentaine d'années, était doué d'une telle profusion de cheveux, de barbe et de moustaches, qu'au premier coup d'œil on ne distinguait de sa figure que deux gros yeux noirs couverts d'épais sourcils joutant l'un contre l'autre. Son vêtement consistait en une courte redingote de velours verdâtre, boutonnée jusqu'au menton. Pour coiffure, il portait une casquette rouge, dont la forme conique et contournée affectait une réminiscence du bonnet phrygien. Ce symbole républicain était complété par un ruban bleu à liseré amaranthe passé à la boutonnière, dans lequel il était facile de reconnaître la décoration de juillet, alors dans la fleur de sa nouveauté, et par conséquent de sa gloire.

Avant que Bennezons eût pu faire un mouvement pour exécuter son projet, l'étranger, dont les yeux s'étaient aussi fixés sur le feuillage du hêtre, se dressa sur les étriers, s'empara du morceau de gaze qu'il mit à sa boutonnière, à côté de son ruban; puis, laissant tomber sur les deux amis un regard sérieux, éperonna son cheval, et disparut en deux sauts du côté où s'éloignait la cavalcade des baigneurs.

A la vue de son compagnon ébahi et immobile au milieu du sentier, Cortail partit d'un éclat de rire.

— Il paraît, dit-il, que tu n'as pas seul le goût des reliques. Voici un pèlerin aussi dévot que toi et plus alerte. Si du moins il avait eu la générosité de partager!

— Alerte! grâce à son cheval, répondit Armand avec un peu d'humeur. Mais je reverrai cet homme des bois. S'il est leste, en revanche il n'est ma foi pas beau, avec sa face à tous crins! Il est impossible que mademoiselle de Chateauvieux soit très-flattée de voir figurer un échantillon de son voile à la boutonnière d'un pareil orang-outang.

— Propos de vaincu, reprit son ami. Allons, remonte en voiture, et retournons sur nos pas. En partant tout de suite, nous risquerons moins de rencontrer ma tante.

— Retourne si tu veux; quant à moi je continue ma route. Je suis trop curieux de voir ce qui adviendra de ce voile déchiré et métamorphosé en décoration. Que crains-tu, après tout? D'être contraint par la présence de ta tante à des frais de petits soins et d'attentions, apanage obligatoire des neveux! Eh bien! si la corvée te fait peur, nous la partagerons.

— Tu ne sais pas ce que c'est que ma tante.

— Une femme qui a dû être fort bien. Quand je te dis que je serai ton adjudant, ton remplaçant s'il le faut.

— En considération des beaux yeux d'Anastasie?

— Que t'importe, pourvu que je prenne pour moi les épines du rôle d'écuyer? Sois tranquille, je sais comment on captive une femme d'un âge respectable. Madame de Chateauvieux joue-t-elle le boston? je ferai sa partie; a-t-elle un petit chien; je serai l'ami d'Azor. Il y a des gimblettes partout.

— D'abord, sache qu'à une femme de quarante-six ans on ne doit jamais parler carlin, ni boston, ni lunettes, ni tabac, ni chapeaux jaunes, ni de rien, en un mot, qui sente la douairière.

— Je parlerais bals et spectacle, musique et poésie, amour et printemps; première communion, s'il le faut.

— A la bonne heure! puisque tu l'exiges, je me résigne; mais je te déclare qu'après dîner je fais une présentation solennelle de ton aimable personne, et qu'à partir de là, le bras de madame de Chateauvieux devient ta propriété exclusive. Je ne m'en mêle plus. Souviens-toi

qu'elle donne toujours le bras droit; offre-lui le gauche, par conséquent. Ma tante a des idées fort chevaleresques; elle prétend que, même en accompagnant une femme, un cavalier doit toujours conserver libre la main dont il tient son épée.

— Cette discussion terminée, les deux amis continuèrent leur route et arrivèrent bientôt aux bains de Saint-Gervais.

II.

Après avoir pourvu à leur installation et donné un coup d'œil aux curiosités fort peu curieuses de l'établissement, les voyageurs quittèrent leurs blouses, en entendant sonner la cloche du dîner, pour endosser un costume plus convenable. A la porte de la salle à manger, ils rencontrèrent madame et mademoiselle de Chateauvieux, qui avaient également échangé leurs redingotes d'amazone contre des robes de demi-toilette dont la fraîcheur rivale semblait annoncer deux sœurs plutôt qu'une mère accompagnée de sa fille.

— Ma chère tante, dit Cortail en les abordant, puisque je dois avoir le plaisir de passer quelques jours près de vous, permettez-moi de vous présenter mon ami, M. Armand de Bennezons, un de mes camarades de l'exgarde.

— Ce titre est, pour monsieur ainsi que pour vous, la meilleure des recommandations, répondit madame de Chateauvieux avec courtoisie; la garde royale est sûre d'être bien accueillie partout.

— Même devant les héros des glorieuses journées? demanda Bennezons en désignant d'un regard expressif le décoré de juillet qui s'avançait gravement, sa casquette rouge enfoncée sur l'oreille.

— Surtout en face de ces messieurs, repartit vivement la femme de quarante-six ans; car vous ne pouvez que gagner à la comparaison. Mais on se met à table, il nous faut entrer.

A ces mots, elle prit le bras d'Anastasie, et franchit le seuil d'un parallélogramme démesuré, plutôt semblable à un réfectoire qu'à une salle à manger, où une soixantaine de baigneurs avaient déjà pris place en observant pour unique loi de classement la date de leur arrivée respective. D'après ce règlement inviolable, en leur qualité de derniers venus, les deux amis s'assirent au bout de la table, tandis que madame de Chateauvieux et sa fille s'allèrent placer du même côté, mais à quelque distance, près d'un monsieur à cheveux gris, fashionable sexagénaire, portant la tête droite, regardant avec affabilité, quoique de haut en bas, souriant souvent, ne riant jamais; d'ailleurs parfaitement brossé, peigné, lustré, offrant en un mot, dans sa personne comme dans ses manières, une de ces physionomies à la fois patriarcales et aristocratiques qu'on ne rencontre guère, en France, que parmi les membres de l'ancienne noblesse. Au premier coup d'œil, on devinait en lui le gentilhomme; au second, on reconnaissait ce que les Anglais nomment, dans un sens exclusif, le gentleman.

— Vois-tu, entre ma tante et ma cousine, cette tête gracieusement respectable? demanda Félix à son voisin; c'est un représentant de la vieille France qui fera de notre rôle de cavaliers servants une véritable sinécure. Le connais-tu?

— Quelque chevalier de Coblentz? répondit Bennezons.

— Tu n'y es pas. C'est le marquis de Montespard.

— Le pair de France?

— C'est-à-dire l'ex-pair, car la révolution de juillet lui a enlevé son manteau fleurdelisé, ainsi qu'à nous deux nos modestes épaulettes. Il est un peu le parent et beaucoup l'ami de ma respectable tante. Du vivant de monsieur de Chateauvieux, les médisants se permettaient de gloser sur cette amitié plus intime, en effet, que ne le comporte d'ordinaire un arrière-cousinage; mais depuis que l'amie est veuve et que l'ami a soixante ans, les mauvaises langues ont fait silence: le monde finit toujours par consacrer ce qu'il a blâmé d'abord, et son approbation manque rarement à qui sait l'attendre. Qu'as-tu donc? tu ne m'écoutes pas!

— Tu parles fort bien cependant; mais c'est

ce héros de juillet qui me cause des distractions; il a trouvé moyen de s'asseoir précisément en face de ta cousine.

— Cela prouve seulement qu'il est arrivé en même temps qu'elle, car cette table a l'air d'un bureau d'omnibus; chacun s'y assied d'après son numéro d'ordre. Il me semble que le décoré a supprimé la gaze verte à sa boutonnière?

— Il aurait aussi bien fait de supprimer sa redingote râpée, répondit Armand avec la double ironie d'un homme du monde blessé d'un manque d'usage, et d'un amoureux naissant, toujours prêt à ridiculiser son rival. — Il est le seul qui ne se soit pas habillé pour dîner. Et puis, Dieu me pardonne! le voilà qui coupe son pain. Je suis sûr maintenant qu'il a mangé le potage à l'aide de sa fourchette. C'est un homme jugé.

Cet arrêt prononcé, l'ex-officier de la garde royale rentra dans un silence dédaigneux et peut-être jaloux, qu'interrompirent à peine de loin en loin les vulgaires incidents du repas. Après dîner, les baigneurs, profitant d'une belle soirée d'août, se disséminèrent par groupes sur une étroite esplanade, fermée, d'un côté, par le Bonnant, de l'autre, par plusieurs petits logis en pierre; luxe inouï, qui servaient d'aile au bâtiment principal. Laissant sa fille au milieu d'un groupe féminin qu'égayait l'amabilité sénile du marquis de Montespard, madame de Chateauvieux rejoignit Cortail, qui s'esquivait sur cette espèce de préau, dans l'espoir, promptement déçu, d'y fumer en liberté. A la vue de sa tante, qui lui prit le bras d'un air sérieux, celui-ci jeta, par un geste d'humeur, le cigare qu'il était près d'allumer, et attendit en silence la confidence à laquelle il ne pouvait se soustraire.

— Mon cher Félix, lui dit madame de Chateauvieux, ce n'est pas sans raison que j'ai insisté pour que vous vous arrêtiez à Saint-Gervais. Nous nous trouvons, Anastasie et moi, dans une position propre à nous faire désirer la présence, peut-être même l'appui d'un membre de notre famille. En un mot, j'ai un service à vous demander.

— J'espère, ma tante, que vous ne doutez pas de mon dévouement, répondit Cortail d'un ton assez froid.

— D'abord, interrompit la veuve du président avec un sourire forcé, quittez donc cette habitude de m'appeler votre tante à chaque propos; cela vous donne un air petit garçon, passablement ridicule pour un homme de votre âge.

— Qu'à cela ne tienne, ma tante, répondit l'incorrigible officier; je vous appellerai ma nièce, pour peu que cela puisse vous plaire.

— Il ne s'agit pas de cela. Parlons sérieusement. Avez-vous remarqué un individu, porteur d'une physionomie sinistre et de la croix de juillet, qui se trouvait assis à table en face de moi?

— Vous voulez dire en face d'Anastasie?

— Précisément. Je vois que vos observations ont précédé ma confidence; elles m'épargneront la moitié du chemin. Vous l'avez deviné, c'est au sujet de cet homme que je veux tenir avec vous un conseil de famille. Vous savez que depuis la révolution j'ai presque toujours habité la Suisse, où plusieurs de nos amis, chassés de Paris par les événements de 1830, ont cherché un asile. Nous avions passé fort tranquillement une partie de l'été à Genève avec M. de Montespard, les Castignon, les d'Hautecourt et plusieurs autres familles légitimistes, lorsque, un beau matin, ce personnage est tombé du ciel à l'*Écu de Genève*, où nous logions. Quand je dis du ciel, il est impie de supposer qu'un décoré de juillet puisse venir de là; mais c'est une manière de parler. Quoi qu'il en soit, depuis le jour de son arrivée, ce monsieur, sans en être prié le moins du monde, s'est constitué notre garde du corps. Au promenade, au spectacle, aux concerts, sur le lac, partout enfin, nous étions sûres de le trouver sur nos pas. Je n'ai pas besoin de vous dire ce qu'une pareille obsession, de la part d'un être à bonnet rouge, a d'impatientant et d'insupportable. Anastasie, qu'il se permettait de poursuivre de ses regards passionnés (il a de gros yeux farouches qu'il croit peut-être expressifs), Anastasie en avait les nerfs tellement agacés, que j'ai craint un instant qu'elle ne tombât malade. C'est en partie pour nous soustraire à

cette persécution que nous sommes venues à Saint-Gervais. Eh bien! savez-vous quelle est la première personne que nous avons aperçue à table, en face de nous, le lendemain de notre arrivée? Le héros de juillet, avec son immuable redingote vert-olive, sa barbe négligée et son regard impitoyable. Depuis quinze jours, il nous continue le supplice qu'il nous avait infligé à Genève. Anastasie ne peut pas faire un pas, seule ou accompagnée, sans voir sortir tout à coup de quelque buisson cette figure de sauvage qui lui fait une peur horrible. Heureusement vous voici. Jusqu'à présent, ce monsieur, voyant qu'il avait affaire à deux femmes sans défense, s'est cru en pleines barricades; mais votre présence lui imposera, je l'espère.

— Maintenant, ma belle tante, qu'attendez-vous de moi? demanda Félix qui avait écouté ce récit sans manifester la moindre émotion.

— De la part d'un militaire et d'un gentilhomme la question peut paraître singulière, répondit madame de Chateauvieux avec un sourire ambigu; ce que j'attends de vous, mon cousin, c'est que vous signifiez à cet individu d'avoir à cesser sur-le-champ une conduite dont je me trouve offensée, surtout à cause d'Anastasie.

— Il est possible, observa froidement l'officier, qu'à une injonction de cette nature il réponde en m'envoyant promener, et c'est ce que je ferais à sa place; dans ce cas, il en résultera probablement un duel.

— Eh bien! n'avez-vous pas votre épée? demanda d'un ton superbe la femme à sentiments chevaleresques.

— Sans doute, et tout à votre service, s'il m'est prouvé que vous en ayez réellement besoin. Veuillez donc, je vous prie, me citer quelque insulte, quelque impertinence, ou seulement quelque impolitesse dont ce monsieur se soit rendu coupable envers vous; la moindre chose qui me mette dans mon droit; par exemple, un propos déplacé, adressé par lui à ma cousine.

— Vous êtes fou. Jamais cet homme n'a parlé à ma fille ni à moi. Ici notre société est en majorité et fait la loi; malgré ses efforts pour y être admis, nous l'avons, en raison de sa croix et de ses manières, frappé d'un ostracisme sans pitié; la vie qu'il mène ici est celle d'un paria que nul ne fréquente et que chacun repousse.

— Alors je vois que ses crimes se réduisent à jouer le rôle du Solitaire, à se poster sur le passage d'Anastasie, à la contempler sentimentalement à travers le feuillage, et, pour méfait suprême, à dîner en face, mais séparé d'elle par une table large de six pieds. Cela est sans doute fort ridicule, mais ne me donne pas le droit d'intervenir raisonnablement à main armée.

— Puisqu'il vous faut des raisons *raisonnables*, suivez-moi, répondit madame de Chateauvieux avec une sorte d'aigreur mal déguisée.

Elle se dirigea, en parlant ainsi, vers un petit pavillon dont le rez-de-chaussée servait de salon de compagnie. Redoutant l'humidité du soir que rendaient plus âcre le voisinage du torrent et la position même de l'établissement qui, fermé de toutes parts par une montagne perpendiculaire, semble construit au fond d'un puits, plusieurs baigneurs s'étaient déjà réfugiés dans cet asile sans feu et presque sans lumière; sorte d'antre inhospitalier dont rougirait un cabaret de village. Madame de Chateauvieux traversa ce soi-disant salon sans parler à personne, et ne daigna pas accorder un regard au décoré de juillet, qui s'était levé avec empressement pour lui faire place. Le maintien roide, la physionomie sévère, elle s'approcha d'une table placée près de la cheminée, et sur laquelle se trouvait le registre où les voyageurs ont l'habitude d'écrire leurs noms; ouvrit ce livre, posa l'index dans le haut d'une page; puis, se retournant vers son neveu, lui jeta un regard qu'eût fidèlement traduit la célèbre interrogation de Manlius: — *Qu'en dis-tu?*

Cortail se pencha vers le registre et y lut, au-dessus du doigt de sa tante, plusieurs lignes dont la première, qui était imprimée, renfermait les indications suivantes, séparées par autant de filets:

NOMS. — PRÉNOMS. — QUALITÉS. — D'OÙ L'ON VIENT

Immédiatement au-dessous, une main évi-

demment féminine avait écrit avec un certain *grossoiement* à intention majestueuse:

Madame de Chateauvieux, — Jeanne, — noble, Genève.
Mademoiselle de Chateauvieux, — Anastasie, — id., — id.

Enfin, sous cette dernière ligne, une plume dont M. Prudhomme eût pu s'enorgueillir avait buriné les mots que voici:

Guibout, — Alexandre, — décoré de la croix de juillet, — France.

Puis venaient d'autres noms sans intérêt.

— Eh bien! vous ne dites rien? demanda la femme entre deux âges d'un ton vif et un peu sec.

— Je dis, répondit Félix, qu'il se nomme Alexandre Guibout et qu'il possède une magnifique écriture contre laquelle j'échangerais volontiers mes pattes de mouche; quant au délit, j'avoue que je ne le découvre pas.

— Vous ne voyez pas l'impertinence préméditée de ce paraphe par lequel votre héros s'est permis d'accoler son nom à celui de ma fille?

Hasard ou intention, l'E final du mot Alexandre terminait par une sorte de volute ascendante, admirable sous le rapport calligraphique, et dans laquelle se trouvait amoureusement enlacé le nom d'Anastasie, placé précisément au-dessus. En se posant de nouveau sur cet audacieux enroulement, le doigt de la veuve indignée semblait près de trouer le papier. L'officier de la garde avança la lèvre inférieure, et hochant la tète avec un sérieux affecté:

— Ceci devient grave, en effet, répondit-il; mais avant de décider si ce trait de plume mérite un coup d'épée, il me semble qu'une expertise d'écrivains jurés serait indispensable. L'affaire est du ressort de Brard et de Saint-Omer plus que du mien; car enfin, cette accolade peut être innocente; chacun signe à sa guise; les uns paraphent en-dessous, les autres en-dessus, et s'il était prouvé que ce M. Guibout a l'habitude d'embellir son écriture de serpentins, de tire-bouchons, ou autres arabesques, que pourrait-on lui dire?

Madame de Chateauvieux ferma brusquement le registre et s'assit près de la table, dont ses doigts, entraînés dans une sorte de galopade nerveuse, martelèrent le tapis comme s'il eût été le clavier d'un piano.

— Vous avez sans doute beaucoup d'esprit, et je sais que vous plaisantez à ravir, dit-elle enfin avec une colère concentrée; mais il est des questions de délicatesse, des choses de tact et de convenances au sujet desquelles votre esprit lui-même peut se montrer en défaut. Je n'ai pas besoin de votre avis sur un fait jugé dans mon opinion; ce que je vous demande, c'est un service sans phrases. Que votre sentiment diffère du mien, peu importe, ce me semble. Les hommes d'autrefois obéissaient aux femmes sans les contredire. Aujourd'hui, au lieu de servir, on argumente, et la discussion dispense du dévouement.

— Ma chère tante, répondit Félix avec l'impassibilité poliment ironique qui lui était habituelle, voulez-vous bien me permettre une question? J'admets que la conduite de ce M. Guibout soit aussi monstrueuse qu'elle vous paraît l'être; mais, dans ce cas, comment se fait-il que M. de Montespard, votre parent ainsi que moi, et votre ami depuis longtemps, ne se soit pas chargé d'une admonestation que légitimerait son âge en la rendant naturellement pacifique? Je ne pense pas qu'au fond vous veuillez la mort de personne; et si j'en crois ma connaissance du cœur masculin, la parole d'un vieillard aurait sur ce farouche républicain une autorité qu'obtiendrait plus difficilement l'intervention d'un homme de mon âge.

— D'abord M. de Montespard n'est pas un vieillard, répondit sèchement l'amie de l'ex-pair de France; ensuite des raisons particulières lui interdisent tout contact avec l'individu dont nous parlons. Ce M. Guibout est le neveu d'un personnage du même nom, paysan enrichi, libéral renforcé, acquéreur de biens nationaux, maître de forges, grand industriel, tout ce que vous voudrez, en un mot, et voisin de campagne du marquis, dans le Beaujolais. Après la révolution de juillet, M. de Montespard s'était retiré dans son château, sans que personne songeât

à l'inquiéter, lorsqu'un beau jour votre chevalier des barricades est arrivé de Paris chez son oncle, l'esprit enflammé par la victoire, et avec des idées de propagande révolutionnaire dont vous devinez le résultat. Deux jours après son arrivée, la position de ce pauvre marquis n'était plus tenable; c'était tous les jours quelque provocation nouvelle: l'arbre de la liberté planté devant le château, *la Marseillaise* et *la Parisienne* chantées sous les fenêtres, les ouvriers des forges en émeute perpétuelle, les charivaris, les vexations pour la garde nationale! enfin les choses sont venues à ce point que M. de Montespard a cru devoir s'absenter momentanément de sa terre. Vous comprenez alors que, se retrouvant en face du sieur Guibout, le sentiment de sa dignité, le respect qu'il se doit à lui-même, lui font un devoir du silence le plus dédaigneux.

— Oui, je comprends, répondit Félix en souriant :

> Louis, les animant du feu de son courage,
> Se plaint de sa grandeur qui l'attache au rivage.
> . . . .

Et vous pensez que les mêmes considérations de majesté à maintenir n'existent pas pour un petit gentillâtre comme moi. Je vous remercie de cette distinction. Maintenant, une seconde et dernière question, si vous voulez bien me la permettre. Vous rappelez-vous, mon aimable tante, une petite promenade que nous fîmes, il y a deux ans environ, le long des boulevards, depuis le passage des Panoramas jusqu'à la rue de la Paix?

Madame de Chateauvieux rougit légèrement, grâce devenue rare à son âge, et froissa le tapis de la table au lieu de répondre.

— Je vais réveiller vos souvenirs s'ils sont effacés, poursuivit Cortail sans s'émouvoir de ce symptôme orageux; vous alliez faire des emplettes dans différents magasins, et j'avais l'honneur de vous donner le bras. A l'angle des Bains-Chinois, nous rencontrâmes un jeune homme qui, selon vous, et je dus vous croire, se permit de nous regarder de travers de la manière la plus insolente. Sur votre observation j'allai lui demander raison de ce regard; car alors ainsi qu'Œdipe,

> J'étais jeune et superbe...

Au lieu de m'adresser des excuses, il s'emporta, et se prétendit insulté. De fait, le seul tort de ce pauvre diable était de loucher horriblement. Bref, nous nous disputâmes; le lendemain nous nous battîmes; et, comme la cause la plus juste ne triomphe pas toujours, d'un coup de pistolet je guéris mon adversaire de son mauvais œil; en sorte que maintenant, à cela près qu'il est borgne, il regarde comme tout le monde. Je l'ai rencontré trente fois depuis, et jamais sans éprouver un remords, jamais sans me faire le serment solennel d'apporter désormais moins de légèreté dans une affaire aussi sérieuse que l'est un duel; car enfin, au lieu de l'éborgner, j'aurais pu le tuer, et je ne me le serais pardonné de ma vie.

— Voilà des sentiments fort chrétiens, et qui vous assureront une vieillesse paisible, dit madame de Chateauvieux avec un ricanement dédaigneux.

Cortail lissa ses moustaches en souriant.

— La paix, répondit-il ensuite, convient à la vieillesse des femmes au moins autant qu'à celle des hommes. Si j'étais un élève de Saint-Cyr ou de l'école polytechnique, ou seulement un étourdi comme il y a deux ans, votre moquerie me pousserait sans doute à quelque nouvelle sottise; mais j'ai trente-quatre ans malheureusement; malheureusement aussi je me suis battu cinq fois, et mes preuves sont faites. Soyez-en sûre, je connais les devoirs que m'impose notre parenté, et pour les remplir je n'ai pas besoin de coups d'éperon. Le jour où une insulte réelle et non imaginaire sera faite à vous ou à ma cousine, vous me verrez prendre ma place entre vous et l'offenseur. Jusque-là souffrez que je garde mon épée dans le fourreau, car le donquichottisme n'est pas mon fait. Qu'y a-t-il de vrai dans tout ceci? M. Guibout a conçu pour ma cousine un amour qu'il manifeste d'une manière gauche et puérile. Je vois là un ridicule, peut-être, mais non un outrage. Anastasie est as-

sez bien pour causer une passion extravagante; et vous-même, ma belle tante, devez être habituée aux folies que le cœur inspire. N'ai-je pas entendu dire que, pour avoir le bonheur de faire de la musique avec vous, M. de Montespard avait appris à pincer de la guitare... autrefois?

Au lieu de répondre, madame de Chateauvieux foudroya son neveu d'un regard rajeuni par le courroux, et lui tournant brusquement le dos, adressa la parole à une vieille dame assise de l'autre côté de la table.

— Ma tante est encore bien quand elle se met en colère, se dit Cortail; l'indignation lui colore le teint et lui rend l'œil brillant comme une escarboucle; certes, il se rompt des lances pour des femmes qui ne la valent pas; mais en conscience ceci regarde M. de Montespard.

III.

La nuit étant venue pendant ce dialogue, le salon s'était rempli peu à peu. Plusieurs parties de jeu, plaisir unique des vétérans de la société, se formaient dans les angles réservés pour cet usage. Au milieu, autour d'une grande table ronde, un cercle de jeunes femmes, travaillant différents ouvrages, se livrait à une conversation futile, décousue, moqueuse d'ordinaire, quelquefois spirituelle, le plus souvent insignifiante et vide, propre, en un mot, à faire illusion aux auditeurs en leur persuadant que la scène se passait à Paris plutôt que dans un désert de la Savoie. Parmi les rares privilégiés admis près de ce groupe d'élite, Armand de Bennezons se faisait remarquer par un empressement particulier. Usant, avec l'aisance insinuante d'un homme bien élevé, des droits que lui donnait sa présentation à madame de Chateauvieux, il avait réussi à s'asseoir derrière Anastasie; la manière complaisante dont la jeune fille tournait la tête pour l'écouter ou lui répondre présageait une de ces intimités improvisées, pour ainsi dire, auxquelles ne se refusent pas les gens de la plus exclusive compagnie, tant elles semblent autorisées par les mœurs exceptionnelles des eaux. D'ailleurs, une éducation plus anglaise que parisienne, le sejour de Genève, l'habitude de voir des étrangers, l'exemple de sa mère, l'indépendance de son esprit, enfin l'assurance qu'inspire l'usage du monde joint à une instruction variée, donnaient à mademoiselle de Chateauvieux un aplomb facile et gracieux, cause d'une méprise journalière dont elle ne se trouvait flattée qu'à demi. En la voyant pour la première fois, tout le monde lui disait: Madame.

— Je parais donc bien vieille? demanda-t-elle un jour à sa mère, avec une inquiétude mêlée de dépit.

— Tu parais charmante, répondit celle-ci, qui professait un extrême dédain pour la timidité silencieuse et gauche, partie obligée de l'uniforme dans les pensionnats de Paris.

Ainsi encouragée, Anastasie était devenue, en effet, extrêmement aimable, trop aimable même selon quelques-uns; car il est des esprits chagrins toujours prêts à chercher la cantharide dans la rose. Pleine de déférence envers les femmes âgées, polie mais prudente avec celles de son âge, elle réservait de préférence pour la société des hommes dont le mérite lui semblait mériter cette faveur, les charmes d'un esprit que colorait un mélange d'enthousiasme artistique et d'exaltation chevaleresque. Ses succès la contraignirent promptement à se ranger à l'opinion générale qui la proclamait une personne accomplie. Contente d'elle-même, elle se fût trouvée avare en épargnant une amabilité dont elle voyait les miettes les plus chétives disputées à ses pieds par d'élégants affamés. Elle était donc généreuse, parfois jusqu'à la coquetterie; écoutait en souriant, répondait des yeux ainsi que de la voix; parlait bien, et beaucoup, et de tout. Au besoin, elle eût renouvelé la thèse de Pic de la Mirandole. L'intelligence d'une jolie femme n'équivaut-elle pas à l'omniscience?

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. Nro. 29.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Gallerie älterer französischer Dichter.

Gilles Durant.

Gilles Durant, Sieur de la Bergerie, wurde 1554 zu Clermont in der Auvergne geboren, lebte als Parlaments-Advokat zu Paris und starb um 1615. Dieser talentvolle Dichter verdankte der Natur mehr, als seinem Fleiße und zog sein Vergnügen der Arbeit vor. Er schildert sich selbst folgendermaßen auf eine naive Weise in einer Ode an seinen Freund Claude Binet:

Sans chagrin et sans rancune,
Binet, je suy la fortune,
Où mon sort m'a convié:
Je vy doucement ma vie,
A nul je ne porte envie,
Et ne suis point envié.

Je n'ai estats ny offices,
Je n'ai point de bénéfices,
Ny de biens plus qu'il me faut:
De mes desirs je suis maistre;
Et tel que Dieu m'a fait estre,
Je n'aspire point plus haut.

Aussi j'ai l'ame contente,
Sans me repaistre d'attente:
L'espoir ne me nourrit point;
L'ambition misérable
Ny l'avarice execrable
Dedans le cœur ne m'est point.

Et cependant je m'amuse
Aux doux mestiers de la muse
Qui me font passer le temps:
A ces gentils exercices,
J'ay mis toutes mes délices
Depuis mes plus jeunes ans.

Pourtant je ne suis poete,
Si beau nom je ne souhaite:
Aussi jamais je n'eus soin
D'aller dormir sur Parnasse;
Tant de vers que je brouillasse
Ne viennent pas de si loin.

Près du rivage de Seine,
Sur la colline prochaine
Du bois de Madrid nommé,
J'ay ma demeure choisie
Pour passer ma fantaisie
Et là je me suis aimé.

En mes vers nul je ne pince,
Je ne parle point du prince;
C'est un sujet dangereux:
Mais, sous un nom de Charlotte,
Je me flatte et me dorlotte,
Et me feins estre amoureux.

C'est un beau mestier de feindre,
C'est un plaisir de se plaindre,
Et ne point sentir de mal:
Si tous mes feux et mes playes
Estoient des passions vrayes,
Je serois un animal.

L'amour ne me passionne,
L'amour ne m'affectionne;
Je ne me fâche de rien,
A rien je ne porte envie:
Voilà, mon Binet, ma vie:
Par ta foi, fais-je pas bien?

Seine Werke erschienen 1594 in Duodez zu Paris und enthalten eine große Anzahl von Oden, Sonetten, Liedern, Madrigalen u. s. w., welche abgesehen von ihrem poetischen Werthe, nicht ohne Interesse für die Kenntniß der Sitten und der Geschichte jener Zeit sind. Gilles Durant besitzt große Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und Form, Liebenswürdigkeit der Gesinnungen, und mitunter eine reizende Naivität der Darstellungen, doch ist er keineswegs frei von den Fehlern seiner Zeitgenossen und seine Leistungen wimmeln von frostigen Wortspielen und gesuchten Diminutiven. Mehrere derselben verdienen jedoch mit Recht der Vergessenheit entrissen zu werden, namentlich die wirklich vortreffliche Klage auf den Tod eines Esels, welche wir ebenfalls hier mittheilen.

A Mademoiselle ma Commère, sur le Trépas de son Ane.

Par Gilles Durant.

Regret Funèbre. *)

Depuis que la guerre enragée,
Tient notre muraille assiégée
Par le dehors, et qu'au dedans
La faim nous allonge les dents,
La faim, meurtrière de la vie,
De tant de misères suivie;
Je jure que je n'ai point eu
Douleur qui m'ait tant abattu,
Et qui m'ait semblé plus amère,
Que pour votre asne, ma commère,
Votre asne, hélas! ô quel ennui!
Je meurs quand je repense à lui.
Votre asne, qui par adventure
Fut un chef-d'œuvre de nature,
Plus que l'asne Apuléien.
Mais quoi! la mort n'épargne rien;
Il n'y a chose si parfaite
Qui ne soit par elle défaite:
Aussi, son destin n'était pas
Qu'il dût vivre exempt du trépas:
Il est mort, et la Parque noire,
A l'eau de Styx l'a mené boire:
Styx, des morts l'éternel séjour,
Qui n'est plus passable au retour.
Je perds le sens et le courage,
Quand je repense à ce dommage;
Et toujours depuis en secret,
Mon cœur en gémit de regret:
Toujours, en quelque part que j'aille,
En esprit me revient la taille,
Le maintien et le poil poli
De cet animal tant joli.
J'ai toujours en la souvenance
Sa façon et sa contenance;
Car il sembloit, le regardant,
Un vrai mulet de président,
Lorsque d'une gravité douce,
Couvert de sa petite housse,
Qui jusqu'à bas lui dévaloit,
A Poulangis il s'en alloit
Parmi les sablons et les fanges,
Portant sa maîtresse en vendanges,
Sans jamais broncher d'un seul pas;
Car Martin, souffert ne l'eût pas:
Martin, qui toujours par derrière
Avoit la main sur sa croupière.

Au surplus, un asne bien fait,
Bien membra, bien gras, bien refait:
Un asne doux et débonnaire,
Et qui n'avoit rien d'ordinaire,
Mais qui sentoit, avec raison,
Son asne de bonne maison:
Un asne sans tache et sans vice,
Né pour faire aux dames service,

*) L'aventure d'un Ane qu'on fit mourir du temps de la Ligne, a fourni le sujet de cette plaisanterie.

Et non point pour être sommier
Comme ces porteurs de fumier,
Ces pauvres baudets de village,
Lourdauts sans cœur et sans courage,
Qui jamais ne prennent leur ton
Qu'à la mesure d'un bâton.

Votre asne fut d'autre nature,
Et couroit plus belle aventure;
Car, à ce que j'en ai appris,
Il étoit bourgeois de Paris:
Et de fait, par un long usage,
Il retenait du badaudage;
Il faisoit un peu le mutin
Quand on le sangloit trop matin.
Toutefois, je n'ai connaissance
S'il y avoit eu sa naissance:
Quoi qu'il en soit, certainement
Il y demeura longuement,
Et soutint la guerre civile
Pendant le siége de la ville,
Sans jamais en être sorti;
Car il était du bon parti.
Vraiment il le fit bien paroître,
Quand le pauvret aima mieux être
Pour les ligueurs en pieces mis,
Que vif se rendre aux ennemis.
Tel, qui de la ligue se vante,
Ne voudroit ainsi mettre en vente
Son corps par pieces étalé,
Et veut qu'on l'estime zélé.

Or bien, il est mort sans envie;
La ligue lui coûta la vie:
Pour le moins eut-il ce bonheur,
Que de mourir au lit d'honneur,
Et de verser son sang à terre,
Parmi les efforts de la guerre;
Non point de vieillesse accablé,
Rogneux, galeux, au coin d'un blé.
Plus belle fin lui étoit due.
Sa mort fut assez cher vendue:
Car au boucher qui l'acheta,
Trente écus d'or sol il coûta.
La chair, par membres dépecée,
Tout soudain en fut dispersée
Au légat, et la vendit-on
Pour veau peut-être, ou pour mouton.

De cette façon magnifique,
En la nécessité publique,
(O rigueur étrange du sort!)
Votre asne, ma commere, est mort:
Votre asne, qui par adventure
Fut un chef-d'œuvre de nature.

Depuis ce malheur advenu,
Martin malade est devenu,
Tant il portoit une amour forte
A cette pauvre bête morte!
Hélas! qui peut voir sans pitié
Un si grand effet d'amitié?
Pour moi, je le dis sans reproche,
Quoique je ne fusse si proche
Du défunt comme étoit Martin,
J'ai tel ennui de son destin,
Que depuis quatre nuits entieres
Je n'ai sçu clore les paupieres;
Le regret me suit, et l'esmoi
Ne déloge point de chez moi.
Depuis cette cruelle perte,
Mon ame aux douleurs est ouverte:
Si que, pour n'avoir plus d'ennui,
Il faut que je meure après lui.

L'Anneau d'Argent.

Par Charles de Bernard.

(Suite.)

En ce moment, Bennezons se trouvait sous le charme d'une conversation abondante, dont il avait fini par obtenir la jouissance à l'exclusion de tout autre concurrent. De son côté, pour plaire à une si diserte interlocutrice, il se ruinait en frais, selon l'usage des jeunes gens de Paris, qui mettent volontiers tout leur esprit à l'avantgarde et ne sont jamais si aimables que la premiere fois. Après avoir épuisé plusieurs questions littéraires, les controverses sentimen-

tales ne s'improvisant guère qu'avec une femme mariée, le jeune homme amena la discussion sur la peinture, car il peignait. Une fois qu'il eut laissé soupçonner son talent, il se vit obligé d'en donner une preuve, et fut chercher un album, dont ses œuvres personnelles ne faisaient que la moindre richesse, car plusieurs dessins signés par Déveria, Decamps et Roqueplan donnaient à ce recueil une valeur positive. Cette manœuvre, inspirée par une innocente vanité, fut une maladresse; l'espèce de tête-à-tête qu'Armand avait su se ménager jusqu'alors se trouva rompu, son album ayant attiré l'attention générale. Peut-être fut-il consolé de ce contre-temps par la louange; briller aux yeux d'une femme c'est lui parler encore, et l'éloquence du triomphe est presque toujours la plus pénétrante.

Parmi les témoins de cette scène, deux surtout contemplaient les succés de l'officier de la garde avec une mauvaise humeur à peine déguisée. D'abord M. de Montespard, qui, grâce à une disette absolue de jeunes gens, s'était trouvé jusqu'alors *la fleur des pois* du salon de Saint-Gervais! Fleur un peu fanée malgré son parfum d'exquise politesse, et que menaçait d'un détrônement imminent l'arrivée d'un homme élégant, aussi parfaitement élevé que le marquis lui-même, de plus joignant à ses autres avantages la jeunesse, le premier de tous. L'autre mécontent était Alexandre Guibout. Assis à l'écart, derrière une table de boston, tenant, par contenance, *la Quotidienne*, le seul journal français admis en Savoie, et qui devait brûler les doigts du décoré de juillet comme l'eau bénite brûle, dit-on, ceux du diable, il promenait un regard rancuneux sur le groupe aristocratique dont l'avait exclus l'intolérance de madame de Chateauvieux. Ses gros yeux, rendus plus saillants encore par la pâleur de ses joues, ainsi que par l'encadrement volumineux d'une chevelure bouclée et d'une barbe-touffue, prenaient, surtout en se fixant sur Anastasie ou sur le jeune officier, une expression voisine de la menace. En traversant le salon pour s'approcher de sa cousine, Cortail, qui possédait une rare promptitude d'observation, intercepta au passage un de ces regards farouches; en même temps, son oreille aussi exercée que son coup d'œil, entendit M. de Montespard, disant à un de ses voisins, personnage d'une haute taille et d'un aspect sévère:

— Castignon, dans notre jeunesse nous écoutions les vieillards; aujourd'hui la mode est changée; ce sont les vieillards qui doivent écouter les jeunes gens. Ce monsieur avec son album me rappelle Diderot, qui, selon Voltaire, était meilleur pour le monologue que pour le dialogue.

— Mon cher, dit Félix en s'asseyant derrière Bennezons, rien ne manque à tes succès; tu as déjà trouvé moyen de te faire deux ennemis.

— Ta cousine est la femme la plus ravissante que j'aie jamais vue, répondit Armand, livré, par anticipation, à la préoccupation habituelle aux amants.

Madame de Chateauvieux, dont le visage avait recouvré peu à peu sa sérénité, s'approcha de la table de travail, et avec l'aisance d'une femme supérieure, qui, dans tous les salons, se regarde comme chez elle, prit une paire de ciseaux dont elle frappa deux ou trois coups sur le tapis. A ce signal équivalent au bruit de la sonnette du président de la chambre, le silence s'établit et tous les yeux se fixèrent sur la reine des eaux.

— Mesdames, dit-elle, la soirée se passe, et nous oublions notre vente.

— En effet, c'est aujourd'hui qu'elle doit avoir lieu, répondit-on de toutes parts.

Sur un signe de madame de Chateauvieux, plusieurs hommes, de ceux-là qui dans le monde adoptent l'emploi de complaisants et aident au besoin les domestiques, sortirent mystérieusement du salon. Ils revinrent bientôt après chargés d'une foule de petits objets, broderie, cartonnage, tapisserie, bourses, porte-montres, inutilités de toute espèce qu'ils rangèrent triomphalement sur la table.

— Avant de commencer, reprit la dame patronesse, il est une autre œuvre de bienfaisance que nous ne devons pas oublier. Plusieurs per-

sonnes arrivées depuis peu à Saint-Gervais, n'ont pas encore pris part à notre souscription pour les détenus politiques de la Vendée. Nous espérons qu'elles voudront bien joindre leurs offrandes aux nôtres. Anastasie, vous vous êtes chargée du rôle de quêteuse.

— Que la peste t'étouffe! dit tout bas Félix à son ami; sans toi, en ce moment, nous fumerions tranquillement un cigare, au clair de lune, sur la route de Chamouny, au lieu de nous voir égorgés par la bienfaisance de ma tante.

A la voix de sa mère, mademoiselle de Chateauvieux s'était levée prestement. Improvisant une bourse au moyen d'une petite corbeille empruntée à la table de boston, elle commença aussitôt sa tournée avec une bonne grâce qu'eût enviée une quêteuse de Saint-Roch.

— As-tu de l'or? dit Bennezons à son voisin après avoir précipitamment bouleversé toutes ses poches.

Cortail haussa les épaules et lui glissa dans la main une pièce de vingt francs.

— Donne-moi un double louis, reprit le jeune homme qui trouvait toute offrande mesquine en songeant à la beauté de la quêteuse.

— Calme-toi; nous ne sommes pas au bout de nos actes de bienfaisance. Après les Vendéens tu vas voir venir les blessés de la garde, les pensionnaires de la liste civile, toutes les infortunes de notre parti, à la file: tu peux te reposer sur ma tante, elle te fournira l'occasion de déployer ta magnificence.

Anastasie récompensa Bennezons par un regard céleste et s'approcha de son cousin.

— Vous savez que je suis pauvre, lui dit celui-ci en couvrant d'un écu de cinq francs la pièce d'or offerte par son ami; d'ailleurs, poursuivit-il avec un sourire malicieux, je suis presque votre frère, et cette parenté me dispense de toute largesse chevaleresque.

Alexandre Guibout s'était levé pour se placer sur le passage de mademoiselle de Chateauvieux; en la voyant venir à lui, gracieuse et charmante, encore embellie par l'animation que causa un rôle quelconque joué en face du public, il prépara une offrande destinée à éclipser toutes les autres; mais comme l'œuvre de bienfaisance à laquelle il allait prendre part avait une couleur légitimiste, le décoré de juillet crut devoir concilier l'austérité de ses principes et la faiblesse de son cœur par une sorte de profession de foi qu'il débita d'un ton dogmatique, de manière à être entendu de ses voisins.

— Après le combat, dit-il, les ennemis sont frères, et le malheur n'a plus d'opinion.

Malgré l'antipathie que lui inspirait cet adorateur à bonnet rouge, Anastasie eût sans doute agréé son tribut, car en ce moment le petit amour-propre de quêteuse dominait en elle tout autre sentiment; mais un impérieux regard de sa mère lui interdit une condescendance jugée inconvenante. Avertie par ce coup d'œil, la jeune fille passa, rapide comme une gazelle, devant le décoré mis à l'index, et retira la petite corbeille vers laquelle il étendait la main. Une pluie de pièces de cinq francs s'éparpilla sur le parquet; à ce bruit tous les yeux se fixèrent sur le républicain, qui, sans songer à ramasser son argent, demeurait immobile, la face rouge jusqu'aux oreilles, les yeux écarquillés, et les cheveux hérissés en apparence plus encore que de coutume.

— Que penses-tu de la charité de ces dames? demanda Félix à son compagnon; elles aimeraient mieux, je crois, laisser mourir de faim un malheureux que de le secourir au moyen d'un écu mal pensant.

— Je pense, répondit Bennezons, que ce personnage à mine patibulaire a eu raison de voler à ta cousine un morceau de son voile; car, à coup sûr, jamais il ne l'aurait obtenu d'elle.

Cortail se contenta de sourire d'un air un peu moqueur, et s'approcha de la table où la vente allait commencer. Un monsieur de quarante ans, gros, frais, frisé et souriant, s'était créé commissaire priseur, emploi qu'il remplissait à la satisfaction générale, en proclamant chaque article d'une voix claire et grasseyante.

— A quelle infortune votre philanthropie destine-t-elle le produit de cette vente? de-

manda Félix à sa cousine en se plaçant derrière elle.

— Aux pensionnaires de la liste civile, répondit Anastasie; pour ma part, j'ai fait un cordon de montre; j'espère, Félix, que vous serez assez aimable pour l'acheter.

— J'ai perdu ma montre à Lausanne, répondit l'officier fort décidé à défendre son modeste budget contre la formidable bienfaisance de ses parentes.

Après la mise aux enchères de plusieurs articles insignifiants, le commissaire amateur sourit avec une sorte de béatitude, et de sa voix de fausset la plus insidieuse:

— Messieurs, dit-il, voici un objet qui s'adresse à vous; un joli cordon en soie, d'un travail exquis, pouvant servir pour une montre ou pour un lorgnon. Cet ouvrage a été offert par mademoiselle de Chateauvieux. Combien le charmant cordon? Nous disons pour commencer: cinq francs!

— Vingt francs! dit Bennezons, qui prononça ces mots d'une voix timide, tout officier de la garde qu'il avait été.

— Un cordon de vingt sous! grommela Félix en se renversant sur sa chaise de manière à ôter à sa cousine tout espoir de le voir surenchérir.

Malgré son intolérance aristocratique, mademoiselle de Chateauvieux était femme; l'enchère exagérée de son nouvel adorateur l'avait flattée d'abord, mais en voyant que personne ne s'empressait de la couvrir, elle éprouva un mouvement de dépit qui, soudainement, humanisa son orgueil. Par un mouvement imperceptible, elle tourna ses beaux yeux noirs du côté d'Alexandre Guibout, qu'elle n'avait pas voulu voir jusqu'alors, et lui jeta, plus prompt que l'éclair, un regard qui disait de la manière la plus expressive:

— Et vous! n'avez-vous pas envie de mon cordon?

En toute autre circonstance, le décoré se fût mis à genoux, mais la blessure faite à son amour-propre saignait encore. Au lieu d'obéir à un désir si clairement manifesté, il fronça le sourcil, sourit avec une sorte de dédain vindicatif, et ne dit mot. Confuse et courroucée de ce silence, Anastasie détourna la tête en rougissant.

— Vingt francs! clama le commissaire priseur; personne n'en veut plus? adjugé, pour vingt francs, à M. de Bennezons.

En voyant la rougeur qui couvrait les joues d'Anastasie, l'officier de la garde royale se passa la tresse de soie autour de la cravate, aussi triomphalement que si c'eût été le collier du Saint-Esprit ou le grand cordon de la Légion d'honneur. Ces manières de conquérant redoublèrent le dépit de mademoiselle de Chateauvieux, qui se dit involontairement:

— Si la vente avait eu lieu avant la quête ce M. de Bennezons n'aurait pas eu, pour vingt misérables francs, un objet qui m'a coûté un jour de travail.

— Tu es adorable! vint dire Cortail à son ami; comme je m'intéresse à tes succès, je te préviens qu'on va vendre des allumettes fabriquées par ma tante. Je suppose que dans cette occasion solennelle ta galanterie ne se démentira pas. Tu sais que pour plaire aux filles, il faut captiver les mères.

Plus frappé de l'axiome que sensible au persiflage, Armand ne laissa pas échapper l'occasion de faire sa cour à la mère d'Anastasie. Pour la modeste somme de quinze francs, il entra en jouissance de vingt-cinq allumettes en papier, fort agréablement découpées et charmant le regard par la variété de leurs couleurs. Ce beau trait obtint sa récompense.

— En vérité, monsieur, vous auriez dû naître au temps de la chevalerie, lui dit madame de Chateauvieux dont il s'était approché vers la fin de la vente; et, continua-t-elle en jetant à son neveu un regard dédaigneux, plus d'une personne ici pourrait vous choisir pour modèle. — Puis, changeant de ton et prenant un accent insinuant: — Malgré tous nos efforts, nous ne sommes pas bien riches. J'aurai moins d'argent à envoyer à nos pauvres Vendéens que je ne l'espérais. Tout le monde ne comprend pas aussi bien que vous le désintéressement chevaleresque.

Cependant il me semble que, pour une œuvre de cette nature, chacun devrait s'empresser d'apporter son offrande.

— Si j'étais arrivée plus tôt à Saint-Gervais, observa Cortail, peu disposé à laisser une attaque sans riposte, n'en déplaise à Bennezons, c'est vous, ma chère tante, que j'aurais choisie pour modèle; j'ai aussi un talent particulier pour la confection des allumettes; c'est un article qui se vend bien et ne ruine pas le fabricant.

Au lieu de répondre à ce sarcasme, madame de Chateauvieux prit sur la table l'album d'Armand et se mit à le feuilleter d'un air rêveur. Avec la promptitude d'esprit particulière à quelques femmes, Anastasie devina la pensée de sa mère et se chargea de l'exprimer, sachant bien, l'aimable jeune fille, tout ce qu'acquérait de pouvoir un désir dont elle se faisait l'interprète. Elle posa donc gentiment sa main blanche sur l'album, et regardant le peintre officier avec un timide sourire:

— C'est cela, dit-elle, qui ferait honneur à notre vente, et non de pauvres ouvrages de femme, dont la seule valeur est dans l'intention.

— Anastasie, répondit la femme bienfaisante, ravie au fond de l'intelligence de sa fille, vous qui parlez d'intention, songez que le sentiment le plus louable ne justifie pas toujours une indiscrétion. M. de Bennezons doit tenir à ce superbe recueil.

— Comment! madame, balbutia le jeune homme, un peu étourdi de cette attaque imprévue, pensez-vous que ces croquis sans prétention... Je serais trop heureux... certainement...

— Non, répondit madame de Chateauvieux, quelle que soit la sainteté du motif, nous nous ferions scrupule d'abuser de votre générosité. Tenez, cachez cet objet tentateur.

Elle ferma le livre et le lui offrit. Anastasie ne dit rien; mais elle regarda Bennezons. Vaincu par ce regard, aussi doux que celui d'un ange en prières, le jeune officier prit l'album, et le passant au commissaire priseur:

— Monsieur, lui dit-il, si cette bagatelle peut trouver quelque acquéreur, je serai heureux de contribuer...

Sans lui laisser le temps d'achever sa phrase, le gros monsieur prit le livre avec la prestesse d'un chat qui gobe une souris, et montant sa voix à son diapason le plus aigu:

— Mesdames et messieurs, cria-t-il, voici un nouvel article sur lequel nous ne comptions pas, et qui sera une bonne fortune pour l'acquéreur. Un superbe album, renfermant des vues de Suisse, de Savoie et autres lieux pittoresques, ainsi que plusieurs dessins originaux de MM. Roqueplan, Deveria, Decamps, et autres célèbres artistes. Combien, messieurs, le superbe album? 50 francs d'abord, c'est pour rien. Monsieur de Montespard, vous qui êtes connaisseur, ceci vous regarde.

Le nouvel objet mis en vente passa de main en main, et le donateur dut être satisfait des éloges donnés à son talent ainsi qu'à sa générosité; mais les amateurs de peinture étant rares, et les femmes achetant fort peu, personne ne disputa l'album à l'ex-pair de France, qui, sur une enchère unique, en devint propriétaire pour l'humble somme de 55 francs. Assez content de faire de la bienfaisance à 1,000 pour 100 de bénéfice, le marquis se pencha vers son voisin:

— Castignon, lui dit-il en souriant, ce M. de Bennezons est probablement quelque prince déguisé. Il y a dans son album un croquis de Roqueplan qui vaut à lui seul quatre fois mon argent. Bennezons! connaissez-vous ça?

— Il y avait des Bennezons en Normandie, répondit le vieux gentilhomme.

— Oui; mais ils sont éteints. Celui-ci est sans doute d'une famille entée; cela se devine à cette manière de jeter l'argent par les fenêtres pour se faire honneur. Il n'est telle chère que de vilain!

— Sortons de ce coupe-gorge de charité, dit de son côté Cortail en prenant son ami par le bras. Dans l'exaltation où je te vois, si l'on te demande ton habit pour la Vendée, tu es homme à le mettre en loterie. Pardieu! saint Martin, après tout, ne donna que la moitié de son manteau! Un album de prix livré pour 55 francs! et

à ce vieux juif encore, qui se moque de toi en te dépouillant!

— J'avoue que mes dessins auraient pu être mieux vendus, répondit Armand un peu froissé dans son amour-propre d'artiste; mais songe qu'il s'agit de gens de notre opinion, et que leur malheur est une dette sacrée.

— Oui, les infortunes de la Vendée d'une part et les beaux yeux de ma cousine de l'autre! Pour satisfaire ces deux créanciers, il te faudrait les appointements d'un maréchal de France, et non la solde d'un lieutenant en disponibilité. Attends du moins que tu aies repris du service; avec tes 1,800 francs au grand complet, tu pourras faire le magnifique tout à ton aise.

— Du service! je n'en reprendrai peut-être jamais! répondit Bennezons d'un air pensif.

— Et pourquoi ce nouveau caprice, après la démarche que tu m'as laissé faire pour toi comme pour moi? demanda Cortail en regardant fixement son camarade.

— Je ne sais! Je pense que la cocarde tricolore ferait mauvais effet à mon front, aux yeux de certaine personne.

— Passe pour les allumettes de ma tante; nous avons tous fait de ces niaiseries-là, dit Félix avec une certaine vivacité; mais, je t'en prie, pas de sentimentalités chevaleresques qui compromettent ton avenir; un homme doit chercher le guide de sa conduite en lui-même et non dans le sourire d'une femme.

Au lieu de répondre, Armand regarda mademoiselle de Chateauvieux.

IV.

Le lendemain, sur le refus que fit Bennezons de l'accompagner, Cortail partit seul pour le Mont-Blanc.

— Je te quitte pour trois jours, dit-il à son ami en montant en voiture; d'ici là, sois raisonnable, si c'est possible; songe qu'une passion pour ma cousine ne peut te mener à rien, car elle a peu de fortune et tu n'en as pas. Surtout point de discussion avec le décoré de juillet. Hier au soir déjà vous vous êtes regardés à plusieurs reprises comme pourraient le faire deux coqs de combat; vous m'avez rappelé les plaideurs de la fable se querellant pour une huître dont ils ne doivent avoir que les coquilles. — Si Anastasie savait à quelle comparaison saugrenue je la soumets en ce moment, elle ne me le pardonnerait jamais. — Ainsi donc, pour conclusion: la paix à tout prix! tu comprends combien me serait désagréable une affaire où le nom de ma cousine pourrait se trouver prononcé.

Le jeune homme amoureux promit de se conformer à cette sage recommandation, mais les événements contrarièrent sa bonne volonté. Devenu, par le départ de Cortail et l'absence de tout concurrent convenable, le chevalier d'honneur de madame de Chateauvieux ainsi que de sa fille, il fit subir, deux jours durant, au républicain le supplice des rivaux malheureux. Jusqu'alors Alexandre Guibout n'avait éprouvé que les humiliations d'une passion dédaignée, il connut dès ce moment les angoisses plus poignantes encore de la jalousie; exclu de la société légitimiste, ne pouvant par conséquent mettre le pied sur le terrain où se pavanait son adversaire, ce fut dans un état d'exaspération contenue qu'il attendit l'instant d'une revanche ou d'une vengeance. L'occasion qu'il cherchait ne tarda pas à se présenter.

Le troisième jour après le départ de Cortail, un bal eut lieu à Saint-Gervais, bal modeste, donné dans une partie de l'immense salle à manger qui se métamorphosait en salon au moyen d'une cloison mobile, comme cela se pratique chez certains restaurateurs de Paris. Trois musiciens dont une clarinette aveugle et une femme jouant de la basse, étaient venus de Salenches pour cette fête hebdomadaire, et composaient un orchestre que les danseuses de vingt ans pouvaient seules entendre sans frémir.

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N^ro^. 30.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,
tiré
DES MEILLEURS AUTEURS
TANT ANCIENS QUE MODERNES,
par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

L'Anneau d'Argent.

Par Charles de Bernard.

(Suite.)

Dans une réunion peu nombreuse, une contredanse est, pour un homme, un moyen d'intrusion que la femme la plus aristocratique ne peut pas toujours mettre en défaut. Au bal précédent, mademoiselle de Chateauvieux s'était abstenue de danser, afin de se soustraire à l'invitation inévitable de son importun adorateur; cette fois, les instances réitérées de Bennezons triomphèrent de la réserve qu'elle s'était imposée, et, vers le milieu de la soirée, elle accepta sa main. Alexandre Gulbout, qui jusqu'alors était resté immobile dans l'embrasure d'une fenêtre, s'approcha de la jeune fille, dès qu'elle fut revenue à sa place, et, après une profonde révérence, lui adressa, d'une voix étranglée par l'émotion, la requête banale:

— Mademoiselle, me ferez-vous l'honneur de m'accorder une contredanse?

En voyant venir son cauchemar, Anastasie avait regardé madame de Chateauvieux assise à quelques pas d'elle; un regard expressif accompagné d'un mouvement de tête horizontal lui manifesta la volonté maternelle. Soumise à une décision conforme d'ailleurs à son désir, elle répondit d'un air glacial par la phrase d'usage en pareille importunité:

— Je suis fatiguée, monsieur, et je ne danserai plus.

Le décoré s'inclina en se mordant les lèvres jusqu'au sang, puis il retourna dans l'embrasure de fenêtre ou il avait élu domicile, et s'appuya de nouveau contre la boiserie avec la physionomie refrognée du ligueur qui figure dans le tableau de Gérard.

Pendant quelque temps, mademoiselle de Chateauvieux fut fidèle à son excuse; mais, à la fin, les prières d'Armand, l'amour de la danse, et peut-être aussi un sentiment de bravade familier à plus d'une jolie femme, l'emportèrent sur sa résolution.

— Pourquoi ne danserais-je pas? se dit-elle? après tout, ce vilain monsieur n'a pas le droit de me faire faire tapisserie.

Sur cette réflexion, elle se leva et prit la main que Bennezons lui offrait dans l'attitude la plus gracieusement suppliante. Au moment ou ils se plaçaient au quadrille, Alexandre Gulbout se trouva inopinément devant eux, le visage pâle et le regard flamboyant.

— Vous ne danserez pas, monsieur, dit-il à l'officier avec l'accent calme d'une colère concentrée.

Bennezons rougit, et ses yeux étincelèrent; se penchant rapidement vers son rival:

— Tout à l'heure je serai à vos ordres, lui dit-il à voix basse; mais, en ce moment, pas de

scène, je vous en prie; songez qu'il s'agit d'une femme!

— *En ce moment* vous ne danserez pas, répéta le décoré en se croisant les bras sur la poitrine d'un air superbe.

Par un mouvement plus prompt que la pensée, mademoiselle de Chateauvieux saisit et retint avec une énergie nerveuse la main d'Armand qui l'avait effleurée en se levant sur le provocateur. Obéissant à un instinct tout féminin, la jeune fille, malgré son trouble, avait dès le commencement de cette scène observé son danseur. En contemplant sa fière attitude, l'éclat de son regard, et le fard de colère qui rehaussait l'expression de son visage, elle le trouva beau et brave; il lui plut. Dès lors elle eut peur pour lui.

— Je ne danserai plus, dit-elle avec émotion en se plaçant entre les deux adversaires; ainsi, messieurs, cette discussion est inutile; puis se penchant à l'oreille de Bennezons: Suivez-moi, reprit-elle tout bas d'une voix de syrène; je vous en conjure, —je le veux.

L'officier interpréta en sa faveur la gradation de cette phrase commençant par une prière et finissant par un ordre, car femme qui implore engage celui qui l'écoute, mais femme qui ordonne s'engage elle-même. Trop amoureux pour refuser le droit d'obéir, il scella ce pacte muet par une pression de main qui ne trouva point de résistance, offrit ensuite le bras à sa danseuse, et la conduisit près de madame de Chateauvieux après avoir jeté à l'oreille de son rival ces mots que ce dernier seul put entendre:

— A demain!

En rentrant dans sa chambre, Armand y fut surpris par Cortail, revenu du Mont-Blanc avec les trophées ordinaires de ce pélerinage: d'une main un long bâton ferré, surmonté d'une corne de chamois, de l'autre un bouquet de rhododendron cueilli pour Anastasie, mais déjà fané à demi.

— Tu arrives à propos, lui dit Bennezons; je me bats demain matin avec le sieur Guibout.

Cortail enfonça la pique dans le parquet, et par un simulacre de coup de poing adressé à je ne sais quel être imaginaire, écrasa sur la table la touffe de rhododendron dont les fleurs roses jaillirent aux quatre coins de la chambre.

— Je l'aurais parié, s'écria-t-il d'une voix tonnante; mais voyons, de quoi s'agit-il?

— L'homme propose et Dieu dispose, répondit Armand, et il raconta l'événement du bal avec l'impartialité d'un homme d'honneur prêt à en appeler à son épée, juste par conséquent, même pour son adversaire.

— Ma tante est une folle avec sa morgue insupportable, dit Félix, qui avait écouté très-attentivement ce récit; Anastasie est une étourdie, maître Guibout un brutal, et toi, tu es une espèce d'Amadis plus ridicule que tout le reste. Ce duel n'aura pas lieu.

— Mais je suis insulté, et ta cousine aussi, cria Bennezons.

— Je te dis que vous ne vous battrez pas. Une femme est toujours compromise par un duel dont elle est la cause, même involontaire. Si Anastasie a été insultée, comme tu le prétends, cela me regarde seul. Tu n'es ni son mari, ni son frère; tu n'as donc aucune qualité pour prendre sa défense. Tu ne peux te déclarer son chevalier sans nuire à sa réputation, cela est évident. Le monde ne pardonne pas ce qui blesse ses convenances. Ces dames, avec leurs idées héroïques, peuvent se croire au-dessus du ridicule, mais moi je le crains pour elles, et, tant que cela sera en mon pouvoir, je l'éloignerai d'Anastasie, qui est bonne, quoique gâtée par sa mère. C'est donc en son nom que je te demande de m'autoriser à terminer cette affaire à l'amiable avec le héros de juillet.

A cette proposition Bennezons se révolta et répondit par un refus; puis il discuta, puis enfin, cédant à la considération toute-puissante de la réputation d'Anastasie, intéressée à un dénoûment pacifique, il consentit à ce que lui demandait son ami, qui, de son côté, lui jura de se conduire dans cette affaire comme il l'eût fait pour lui-même.

Le lendemain matin, Cortail alla frapper à

la porte du décoré de juillet, qui, en le voyant entrer, prit un air solennel.

— Monsieur, lui dit l'officier de la garde en s'asseyant avec une aisance militaire, entre gens d'honneur les périphrases sont superflues. M. de Bennezons m'a raconté ce qui s'est passé hier au soir. Je viens donc ici en son nom, et au mien avant tout. Je suis le cousin de mademoiselle de Chateauvieux; c'est moi, par conséquent, qui aurai l'honneur de me battre avec vous d'abord, si nous ne nous accordons pas; moi tué ou blessé, vous vous arrangerez ensuite avec Bennezons comme il vous plaira. Or, je ne tiens pas du tout à votre sang; tenez-vous beaucoup au mien?

— Je vous ferai observer que ceci est une affaire personnelle entre M. de Bennezons et moi, dit Alexandre Guibout d'un ton grave.

— Permettez-moi de vous faire observer à mon tour, reprit Cortail, que ma cousine se trouve en tiers dans cette discussion. Comme elle n'a pas d'épée, c'est à moi de prendre sa place; et, puisqu'en France nous cédons toujours le pas aux femmes, c'est à moi, son représentant, de passer le premier; ceci me paraît sans réplique. Maintenant, je dois vous faire une autre observation. La prétention d'empêcher une femme de choisir ses danseurs n'a cours que dans la société vulgaire. Mademoiselle de Chateauvieux n'a donc blessé personne en ne se conformant pas à un usage inconnu dans le monde où elle a été élevée. Tout le reste vient de ce premier malentendu, et les choses n'ont pas été assez loin pour rendre un arrangement impraticable. J'ai assez d'expérience de ces sortes d'affaires pour penser qu'une conclusion pacifique est possible, en laissant sauf et intact l'honneur de chacun. Hier au soir, j'ai convaincu de cela Bennezons, qui a consenti à me donner plein pouvoir pour traiter avec vous. J'attends de vous une raison égale à la mienne. Ma parenté avec mademoiselle de Chateauvieux doit justifier suffisamment à vos yeux mon désir de maintenir la paix. C'est donc la paix que je vous offre. Bref, continua Félix avec cette bonhomie qui sied aux courages éprouvés, vous êtes Français, je suis Français, Bennezons aussi: ne pensez-vous pas que l'affaire peut s'arranger?

A cette ouverture inattendue, Alexandre Guibout répéta d'abord presque mot pour mot les objections faites la veille par Armand; mais subjugué peu à peu par la franchise du négociateur, voyant d'ailleurs que son amour-propre se trouvait à couvert, puisque la démarche conciliatrice venait de ses adversaires, réfléchissant enfin qu'un duel ne ferait que servir son rival, il finit par consentir à ce que l'affaire n'allât pas plus loin. En rentrant chez son ami, Cortail lui apprit que tout était terminé.

V.

La scène du bal était devenue l'entretien de toute la société réunie à Saint-Gervais, et chacun en attendait le résultat avec une impatience mêlée d'anxiété. Les deux adversaires n'ayant pas paru dans la matinée, le bruit courut qu'ils s'étaient allés battre dès le point du jour. Troublée par cette nouvelle, Anastasie ne voulait pas sortir de sa chambre; mais au son de la cloche du déjeuner, madame de Chateauvieux, craignant que cette retraite ne donnât lieu à de malveillantes interprétations, la força de paraître à table. L'héroïne du duel entra dans la salle à manger d'un pas mal assuré, le visage couvert d'une languissante pâleur, qui l'embellissait encore. En se mettant à sa place, la première personne qu'elle aperçut fut Alexandre Guibout, l'œil sombre et fixé sur elle comme de coutume. A cette vue elle se laissa tomber sur la chaise, car elle crut Bennezons tué, et le couteau que brandissait le décoré dans un but très-inoffensif lui parut une épée teinte de sang. Cependant, avant de s'évanouir, elle eut la présence d'esprit de jeter un regard vers le bas de la table; son cœur près de saigner se ferma soudainement à la vue de l'homme pour qui elle tremblait, assis tranquillement à sa place accoutumée, mangeant d'un appétit de chasseur, et jouissant en apparence de la meilleure santé

du monde. De son côté, madame de Chateauvieux avait éprouvé les mêmes appréhensions et fait les mêmes remarques. La mère et la fille échangèrent un de ces regards confidentiels dont elles avaient l'habitude, puis, par une sorte de sympathie mystérieuse, leurs physionomies prirent au même instant une expression froide et réservée. La présence simultanée des adversaires, tous deux bien portants et paraissant en intelligence pacifique, sinon cordiale, avait excité parmi les baigneurs et surtout parmi les baigneuses un tel désappointement, que plusieurs, par distraction, oublièrent de déjeuner. Des œillades entrecroisées d'un bout de la table à l'autre, des signes d'intelligence, des chuchoteries partielles, présagèrent un orage qui ne tarda pas à éclater. Après le repas, la société, jusqu'alors contenue par la présence des parties intéressées, se divisa en plusieurs coteries selon son usage; et dans chacune d'elles fut agitée incontinent la question suivante :

— M. de Bennezons doit-il se battre avec M. Guibout?

Sauf quelques malades à demi morts et par conséquent fort attachés à la vie, cette question fut résolue par une affirmation unanime; les femmes surtout, dont la vaillance éclate d'autant plus en paroles qu'elles sont moins exposées à en faire usage, trouvèrent la conduite du jeune officier inexplicable; quelques-unes même, plus exigeantes en fait d'héroïsme, l'expliquèrent par les suppositions les moins bienveillantes. Puis la politique survint, qui compliqua le débat en l'aggravant. Peu à peu ce tribunal impromptu de juges du point d'honneur ne vit plus dans les parties soumises à son enquête deux jeunes gens amoureux de la même femme, mais bien deux adversaires rangés sous des bannières ennemies: d'une part, un officier de la garde royale; de l'autre, un décoré de juillet; un gentilhomme en face d'un bourgeois; la légitimité, en un mot, aux prises avec le gouvernement des barricades. Arrivée à ce point, la discussion devint une tempête à peine comprimée par le savoir-vivre que la bonne compagnie ne viole jamais. La société royaliste se trouva blessée tout entière dans la personne d'un de ses membres et frappa d'une réprobation sans pitié le champion dont la main laissait vaciller son drapeau.

— Castignon, dit à son contemporain le marquis de Montespard en se prononçant un des premiers, dans notre temps nous ne savions pas manier le pinceau, mais nous tenions l'épée d'assez bonne grâce; nous ne possédions pas les talents des jeunes gens d'aujourd'hui, mais aussi nous n'avions pas leur longanimité. Vous rappelez-vous mon duel avec Cursy pour un œillet qu'avait laissé tomber madame de Grigneuse? L'œillet me resta.

— Et un coup d'épée avec l'œillet, répondit M. de Castignon. Je m'en souviens à merveille. Ce jeune Bennezons est vraiment d'une patience angélique; on devrait attacher à son épée le billet que nous collâmes au sabre de ce pauvre Laromière après l'attaque des lignes de Wissembourg, et sur lequel un de nous avait écrit: Homicide point ne seras!

— Je serai curieux de connaître celui qui se chargerait d'écrire un pareil billet, dit Cortail en passant brusquement sa tête entre celles des deux interlocuteurs.

Le vétéran de l'armée de Condé se redressa de toute la hauteur de sa taille, et fixant sur l'officier un regard sérieux.

— Celui-là, monsieur, lui dit-il froidement, ce sera moi s'il en est besoin. Lorsque les jeunes gens adoptent la prudence des vieillards, c'est aux vieillards de rajeunir.

Le marquis de Montespard prévint la réponse de Cortail.

— Mon cher Félix, lui dit-il d'une voix douce, ne vous faites pas le défenseur d'une mauvaise cause. Quelle que soit votre amitié pour M. de Bennezons, il est impossible que vous ne soyez pas de notre avis.

— J'en suis si peu, répondit le jeune homme avec vivacité, que c'est moi qui l'ai empêché de se battre!

— Alors, monsieur, tant pis pour lui et tant pis pour vous, reprit le vieux M. de Castignon d'un ton sévère; et lui tournant le dos, il alla s'asseoir à l'autre extrémité de la chambre.

En voyant Félix près de s'emporter, le marquis le retint par le bras.

— Castignon a raison, lui dit-il; à l'âge de votre ami, une démarche équivoque est irréparable; il faut qu'il se batte, et ce soir plutôt que demain.

Resté seul au milieu du salon, Cortail prit la pose du lion *quærens quem devoret*, et promena tout autour de lui un regard qui semblait chercher un adversaire à pourfendre. N'ayant aperçu que des vieillards ou des femmes, il haussa les épaules, et sortit lentement. Près de la porte, en passant devant un groupe de jeunes filles, il entendit une discussion fort animée; une d'elles, charmante enfant de quinze ans, froissait avec dépit sa ceinture verte, semée de fleurs de lis, et disait d'une petite voix vibrante qui rappelait à l'esprit une flûte jouant un solo de trompette:

— Oui, si j'étais un homme, cela ne se serait pas passé ainsi. Maman dit qu'autrefois on aurait envoyé une quenouille à ce M. de Bennezons. Combien je regrette d'avoir dansé avec lui!

Cortail n'en écouta pas davantage, et ne fit qu'un saut du salon à la chambre d'Armand. Il trouva son ami assis devant la fenêtre dans une attitude mélancolique.

— Peux-tu me dire ce que j'ai fait à ta tante et à ta cousine? dit le jeune amoureux en le voyant entrer; hier encore elles étaient si aimables pour moi! aujourd'hui, elles me traitent avec une froideur inexplicable.

— Je vais te l'expliquer, répondit Félix d'un ton brusque: on trouve que tu aurais dû te battre.

Bennezons se leva d'un bond, les joues couvertes d'une rougeur subite:

— N'est-ce pas toi qui m'en as empêché? s'écria-t-il d'une voix éclatante.

— C'est ce que j'ai dit, mais ils ont tous la tête à l'envers, depuis le vieux Castignon, qui prend des poses de capitan, jusqu'à la petite Lucile de Marillan, qui parle de t'envoyer une quenouille. Ne saute pas au plafond! tu te battras, je me battrai, nous nous battrons tous! Le premier individu valide qui me tombe sous la main est sûr de me payer les sottises que je viens de subir. Je vais trouver le décoré, qui me paraît un bon garçon; et demain, au point du jour nous en découdrons; aujourd'hui, il est trop tard.

En apprenant ce changement inattendu, Alexandre Guibout l'adopta sans observation et racola pour témoin un commis voyageur français, égaré à Saint-Gervais depuis deux jours, dont il conquit l'amitié en lui payant un bol de punch. Le lendemain matin, les quatre jeunes gens se rencontrèrent dans un sentier écarté. Sans autre discussion, les adversaires mirent l'habit bas et l'épée à la main. La veille, livrés à leur volonté personnelle, ils se seraient battus avec l'ardente animosité qu'éprouvent l'un pour l'autre deux rivaux. En ce moment, refroidis par l'obligation qui leur était imposée, et obéissant à un instinct de contradiction naturel à l'homme, ils s'attaquèrent mollement, d'une manière retenue, propre à éterniser le combat. A la fin, ces tâtonnements sans résultat impatientèrent Cortail, qui sur le terrain oubliait ses principes pacificateurs.

— Jetez-moi donc un cigare, cria-t-il au commis voyageur, placé en face de lui; j'aurai le temps de le fumer avant que ces messieurs en finissent.

A ces mots, les deux combattants prirent feu comme deux coursiers généreux piqués par le fouet du cocher. De languissante qu'elle était, la lutte devint vive et sérieuse. Un moment plus tard, après une parade tardive, Bennezons reçut dans le bras droit un coup qui laboura la chair au lieu d'y pénétrer profondément, et fit jaillir le sang en abondance. En se sentant blessé, l'officier serra son épée avec un redoublement d'énergie, et se précipita sur son antagoniste; mais son fer fut aussitôt rabattu par la canne de Cortail, qui, en même temps arrêta du geste l'autre combattant.

— Sufficit, dit le témoin du blessé. Maintenant, si l'armée de Condé n'est pas contente, c'est moi qui me charge de la satisfaire. Voilà une blessure qui se comporte à merveille: du sang et rien de dangereux.

Avec la dextérité d'un homme habitué à pareille affaire, il fendit de l'épaule au poignet la redingotte d'Armand, et lui banda le bras, qu'il ajusta dans une cravate noire nouée autour du col. Les deux couples se séparèrent ensuite avec une mutuelle politesse, et revinrent aux bains de Saint-Gervais par des sentiers différents. En approchant de la maison, Cortail aperçut plusieurs têtes de femmes aux fenêtres de la façade, et reconnut, entre autres, madame de Chateauvieux, assise près d'Anastasie sur le balcon de leur appartement.

— Donne-moi le bras, et marchons lentement, dit-il alors à son ami. Puisque tu as eu la sottise de te laisser blesser, il faut du moins en tirer parti et te rendre intéressant. C'est dommage que tu ne sois pas plus pâle.

Le retour de Bennezons fut un triomphe. En apercevant l'écharpe noire qui lui soutenait le bras, toutes les femmes se penchèrent aux fenêtres et sourirent au courage malheureux. La petite Marillan déclara qu'elle lui rendait son estime, et qu'elle danserait désormais avec lui six contredanses par bal, s'il l'exigeait. Du haut de son balcon, madame de Chateauvieux agita son mouchoir, geste à l'usage des femmes chevaleresques. Enfin, Anastasie détacha d'un bouquet qu'elle tenait à la main une rose qui vint tomber aux pieds de son champion. Seul, au milieu de cette ovation, le marquis de Montespard, dont la secrète jalousie ne pardonnait pas au jeune officier le succès de sa blessure, essaya le cri satirique que les insulteurs romains faisaient entendre aux triomphateurs du Capitole.

— Ce jeune guerrier, dit-il à madame de Chateauvieux, manie mieux le pinceau que l'épée.

Mais ce trait fut perdu, et la femme de quarante-six ans, entraînée par l'émotion du moment, envoya son domestique chercher Cortail.

— M. de Bennezons, dit-elle à son neveu, m'avait promis un Shakespeare, dont il a fait son compagnon de voyage; pensez-vous qu'il aurait la complaisance de me l'apporter?

— Félix sortit en souriant; un moment après il amena le héros du jour, qui s'avança d'un air modeste, en tenant, avec une gaucherie touchante, son chapeau et Shakespeare de la main gauche.

— J'avais envie de relire *les Deux Gentilshommes de Vérone*, lui dit madame de Chateauvieux de l'air le plus gracieux; mais, maintenant, je puis m'en dispenser, puisque j'ai sous les yeux un véritable gentilhomme.

En prononçant cette phrase prétentieuse, la femme chevaleresque tendit au jeune officier une main un peu sèche, qu'il baisa respectueusement, ainsi que c'était son devoir.

— Anastasie, reprit madame de Chateauvieux en se tournant vers sa fille qui se tenait à l'écart, ne devez-vous pas aussi une récompense à votre défenseur?

La jeune fille s'avança, les yeux baissés, la rougeur au front, et resta devant l'officier, dans l'attitude pudiquement attrayante d'une femme qui n'ose offrir le prix qu'on attend d'elle, mais qui semble prête à l'accorder; le ridicule est contagieux de sa nature; ce fut donc en ployant le genou que Bennezons pressa sur ses lèvres la main blanche et satinée qu'il n'avait baisée qu'en rêve jusqu'alors; tandis que dans l'embrasure de la fenêtre, son prosaïque ami protestait par un sourire moqueur contre cette scène imitée du siècle d'Amadis.

VI.

La blessure ou plutôt l'écorchure du romanesque Bennezons fit faire à sa passion une de ces gigantesques enjambées qui placent un jeune homme amoureux en dehors des règles ordinaires.

— Mon cher ami, dit-il à Cortail quelques jours après le duel, tu es mon confident naturel; ainsi, écoute-moi. J'aime ta cousine; ne souris pas, je te le répète, j'adore ta cousine, et, d'un autre côté, je crois que mademoiselle Anastasie n'a pas d'aversion pour moi. Tu connais ma fortune, ma naissance, et, avant tout, mon caractère; veux-tu parler en ma faveur à madame de Chateauvieux?

— Je demande l'ordre du jour, car j'ai à t'entretenir d'une autre affaire, répondit Félix; voici une lettre que je viens de recevoir et que m'adresse le général Amirauld. Elle m'annonce que je suis nommé chef de bataillon au 39e, et toi capitaine au 7e léger. Discutons la question militaire avant de nous occuper de la question matrimoniale.

— Ces deux questions doivent marcher de front, répondit Armand; cette nomination améliore sans doute ma position financière, mais mon désir d'entrer dans la famille de madame de Chateauvieux me fait un devoir d'obtenir son approbation avant tout. Depuis quelques jours, ta tante me témoigne beaucoup de confiance; elle m'a parlé de plusieurs choses propres à me faire croire que ma rentrée au service serait vue par elle de mauvais œil. Il est question d'une prise d'armes dans la Vendée. Notre place à nous autres royalistes est là, et non sous le drapeau tricolore; mademoiselle Anastasie me le disait hier encore avec une éloquence que je ne puis reproduire. Tu vois donc ma position, tu me connais d'ailleurs comme je me connais moi-même, et peut-être mieux; ainsi, sois mon ambassadeur.

Fidèle à son amitié pour Armand, Cortail accepta la mission dont il était chargé; mais à la première ouverture, madame de Chateauvieux, qui gardait rancune au plénipotentiaire, l'interrompit en lui disant d'un ton bref:

— M. de Bennezons peut s'adresser à moi sans intermédiaire.

Cette réplique ne repoussait que le négociateur; aussi, le soir même, l'amant se trouvant seul avec la mère d'Anastasie, lui adressa une demande formelle, à laquelle la femme chevaleresque répondit en ces termes:

— M. de Bennezons, ce que vous venez de me dire m'honore ainsi que ma fille; mais je vous dois une déclaration sans arrière-pensée. Votre fortune est médiocre, la nôtre aussi; votre naissance est bonne, la mienne aussi; et sans être illustre, celle de M. de Chateauvieux se peut avouer. Vous aimez Anastasie; je vous le dirai naïvement, Anastasie n'éprouve aucune répugnance à vous donner sa main. Mais, monsieur Armand, à l'époque où nous vivons, il est une chose qui doit dominer toutes les questions d'arrangement, d'intérêt ou de sentiment; cette chose, c'est l'honneur. Chacun, je le sais, explique ce mot à sa guise. Ma fille et moi l'interprétons par la constance dans les principes, par l'inviolabilité du serment, par une fidélité sans tache qui peut paraître un anachronisme à mon cousin, M. de Cortail, mais qui nous semble à nous la première qualité d'un gentilhomme, la vertu sans laquelle les autres ne sont rien. En un mot, nous avons la religion du malheur, et nous ne pouvons en tolérer une autre chez nos amis: jamais un homme au service du gouvernement actuel ne sera le mari d'Anastasie.

— Madame, répliqua Bennezons d'un ton chaleureux, Cortail a dû vous dire que j'étais prêt à déchirer mon brevet; ma rentrée au service était dictée par une raison en désaccord avec mes sentiments; du moment que votre désir m'est connu, mon indécision cesse. C'est l'officier de l'ex-garde qui est devant vous, et non le soldat du roi Louis-Philippe.

Madame de Chateauvieux secoua la tête en souriant.

— C'est déjà bien, dit-elle; mais il faudrait encore mieux. Nous autres femmes, nous sommes plus exigeantes ou plus raffinées que vous en fait de dévouement. S'abstenir ne nous suffit pas,

La foi qui n'agit pas, est-ce une foi sincère?

dit Joad dans *Athalie;* nous sommes de l'avis de Joad. Rejeter la cocarde ennemie n'est pas tout pour un homme; il faut qu'il sache arborer la sienne. Une prise d'armes dans la Vendée est imminente. Madame, qui est en ce moment à Massa, doit débarquer d'un moment à l'autre à Marseille, et le coup sera électrique; le temps des Clorinde est passé, et nous ne pouvons, ma fille et moi, prendre part à la lutte près de s'engager; mais il est juste que nous réservions, pour ceux qui combattront, les récompenses dont nous pouvons disposer. Anastasie partage

mes sentiments sur ce point. L'homme qui aspire à sa main doit s'en montrer digne; en un mot, monsieur de Bennezons, c'est par la Vendée qu'il faut passer pour conduire ma fille à l'autel.

A cette tirade de mélodrame héroïque, Armand répliqua d'une voix vibrante:

— Madame, je pars demain pour la Vendée; avez-vous des ordres à me donner?

— Bien, monsieur, répondit d'un air fort noble la mère d'Anastasie, je vois qu'en vous jugeant digne de vous associer à nos efforts, je ne m'étais pas trompée, et je suis heureuse de vous trouver tel que je le désirais. Quelques lettres que j'ai pris l'engagement de faire parvenir par une main sûre, et dont vous voudrez bien vous charger, vous assureront une réception fraternelle chez nos amis; ce sera d'ailleurs un premier service que vous rendrez à notre cause. Partez donc, monsieur, et soyez sûr que nos vœux bien sincères vous accompagneront dans ce voyage de dévouement. Vous reviendrez bientôt, je l'espère, à moins que des circonstances impossibles à prévoir ne vous retiennent; mais enfin vous reviendrez un jour, vous nous retrouverez à Genève, et vous verrez alors que nous ne sommes pas ingrates.

A cette promesse, qui lui laissait tout espérer, le jeune enthousiaste s'inclina, et baisa, pour la seconde fois, la main que lui tendait sa future belle-mère.

— On a je crois, arrangé pour aujourd'hui une promenade à cheval sur les bords de l'Arve, reprit madame de Chateauvieux, après un instant de réflexion et avec un demi-sourire; je suis un peu souffrante et je ne pourrai pas y prendre part, mais Anastasie ne voudra pas sans doute renoncer à ce petit plaisir. Si vous y allez je vous prie de veiller sur elle, car elle est parfois d'une témérité qui m'effraye, et j'ai toute confiance en vos talents d'écuyer.

C'était un tête-à-tête, sous la sauvegarde publique, il est vrai, qu'octroyait aux amants l'indulgence maternelle. La veille d'un départ a des priviléges devant lesquels fléchissent les rigueurs même de la pruderie. D'ailleurs, madame de Chateauvieux n'était pas prude; ainsi que toutes les femmes qui montent à cheval, elle se trouvait un peu au-dessus de cette vertu de ménage. L'austérité de ses principes annonçait moins de conviction personnelle que de soumission aux mœurs de la société où elle vivait. Plus sévère d'esprit que de cœur, elle eût blâmé dans une faute la forme avant le fond, le péché moins que l'inconvenance. L'entretien, devant témoins, de sa fille et d'Armand lui parut donc sans inconvénients; peut-être pensa-t-elle qu'à une aventure en si bon train de devenir chevaleresque, une scène indispensable manquerait si elle ne ménageait pas aux deux amants cette entrevue d'adieux!

(Suite.)

Sonnet.

Je cheminai long-temps, qu'il faisait nuit encore,
Sous la brune lueur de l'astre décroissant;
Mais, au sortir du bois, l'air devint blanchissant;
Et, me tournant tout court, je vis le beau phosphore.

Puis soudain devant moi, vers le rivage more,
J'aperçus la beauté qui me rend languissant,
Du haut de sa fenêtre, à l'envi paraissant,
Qui luisait pair à pair vis-à-vis de l'aurore.

Je demeurai confus, voyant de deux côtés
Reluire également deux égales clartés,
Deux aubes, ce semblait, qui se faisaient la guerre.

Ce duel incertain fit douter à mes yeux
Si ma Charlotte était l'aurore de la terre,
Ou si l'aurore était la Charlotte des cieux.

GILLES DURANT.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 31.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

L'Anneau d'Argent.

Par Charles de Bernard.

(Suite.)

Bennezons comprit ce qu'avaient de bienveillant pour lui les dernières paroles de son interlocutrice, mais il renferma dans son cœur une partie de sa reconnaissance. Il est des bienfaits qui ne veulent pas de remercîments.

L'heure de la promenade étant venue, le futur Vendéen se plaça près d'Anastasie. Tous deux cheminèrent quelque temps sans se rien dire, soit qu'une pensée commune les rendît muets, soit que l'épanchement de leur tristesse se trouvât gêné par les importuns dont ils étaient entourés. Mais bientôt, à l'endroit où se trouve le confluent du Bonnant et de l'Arve, le chemin, en s'élargissant, permit à la cavalcade de rompre le peloton qu'elle avait formé jusqu'alors. Les promeneurs se dispersèrent peu à peu sur la rive gauche du torrent, chacun adoptant l'allure qui lui convenait le mieux. Par un accord tacite, en voyant leurs compagnons presser le pas, mademoiselle de Chateauvieux et Bennezons restèrent en arrière, obéissant ainsi à l'instinct des amants qui, à la promenade, s'arrangent toujours de manière à être les derniers.

Contre son habitude, Anastasie semblait vouée au silence. Suivant avec une souplesse machinale les mouvements assez rudes de sa monture, elle regardait fixement devant elle et ne détachait pas ses yeux du ruban argenté que l'Arve déroulait au milieu de la vallée. Un faux pas du cheval la surprit dans sa rêverie et l'eût désarçonné si le bras d'Armand ne se fût trouvé là pour la soutenir.

— Je vous ai fait peur, lui dit-elle en le remerciant par un sourire; d'ordinaire je ne suis pas si maladroite, mais aujourd'hui je ne sais à quoi je pense.

— A la rivière, peut-être, répondit Bennezons qui, par une injustice commune aux amants, s'était senti blessé de la préoccupation de la jeune fille au lieu de l'interpréter en sa faveur.

— Vous avez deviné, reprit mademoiselle de Chateauvieux en le regardant d'un air doucement triste, mon imagination voyageait en effet sur cette eau rapide à donner le vertige...

— Rapide comme les jours de bonheur, dit Armand avec mélancolie.

— Puis-je vous dire ma pensée secrète? Je songeais que dans quelques heures cette eau que nous voyons ici se versera dans la mer, près de Marseille, et j'enviais son sort.

— Ah... vous aimez Marseille?

— N'est-ce pas là que Madame doit débarquer? répondit Anastasie avec un accent de reproche. Si monsieur de Montespard n'eût pas comprimé par ses conseils la généreuse résolution de ma mère, nous serions déjà parties. Ah!

les hommes sont heureux de pouvoir suivre les inspirations de leur conscience, sans que de misérables considérations viennent glacer leur élan et les enchaîner aux frivolités d'une vie inutile. Tous les devoirs glorieux nous sont interdits à nous autres femmes. Les mœurs sont d'accord avec les lois pour amoindrir l'existence; qu'une de nous voie dans ses rêves une épée, le ridicule ramasse l'aiguille qu'elle laisse échapper et l'en déchire sans pitié. Pourtant Jeanne d'Arc était femme!

Anastasie leva au ciel un regard inspiré qu'elle abaissa ensuite sur son amant avec une gracieuse résignation.

— On a pu nous interdire le combat, reprit-elle; mais ce qu'on ne nous ôtera jamais, c'est le droit de prier pour les soldats de notre cause.

— Vous prierez donc pour moi? s'écria le nouvel enrôlé d'un ton plein d'exaltation.

— Pour tous, dit gravement mademoiselle de Chateauvieux; puis, comme si la froideur de cette réponse lui eût fait éprouver un remords: la prière pour tous, reprit-elle, la pensée pour un seul.

Après cet aveu, la jeune fille essaya de mettre son cheval au galop; mais Armand, se penchant rapidement, le retint par la bride.

— Je vous en supplie, s'écria-t-il, soyez généreuse et ne vous reprochez pas le bonheur que j'éprouve. Je pars demain; j'ai besoin de courage; où en trouverai-je si vous détournez les yeux? Anastasie, déjà j'ai avoué à madame de Chateauvieux ce que j'oserais à peine vous répéter à vous-même. Votre mère m'a accueilli avec trop de bonté pour que je murmure contre les conditions qu'elle m'impose. Oui, sans doute, plus le prix auquel on aspire est précieux, plus il exige d'efforts de celui qui l'ambitionne; je me soumets à cette loi dont mon cœur reconnaît la justice quoiqu'il en souffre. Je pars demain pour la Vendée; peut être n'en reviendrai-je pas!

— Vous reviendrez, répondit Anastasie en fixant sur son amant un regard plein d'aveux et d'espérances.

— Peut-être! reprit Armand avec un pressentiment mélancolique; mais si je ne dois plus vous revoir, n'emporterai-je rien qui me rappelle mon bonheur d'aujourd'hui? En mourant, Bayard baisa la croix que formait le pommeau de son épée: il avait de la foi, je n'ai que de l'amour; si je suis tué, qui recevra mon dernier adieu?

— Tué! dit la jeune fille en pâlissant.

Elle resta quelque temps irrésolue; puis, cédant à un irrésistible entraînement du cœur, elle ôta de son doigt une bague d'argent d'une forme bizarre qu'elle avait achetée à Genève deux mois auparavant, et la glissa dans la main de Bennezons. Le jeune homme porta l'anneau à ses lèvres dans un ravissement muet qui, peut-être, lui troubla momentanément la vue; car sans que le cheval d'Anastasie eût renouvelé son faux pas, il avança le bras comme pour la préserver d'une chute et la retint ainsi, pressée contre son cœur, tout en marchant, tant que dura le feuillage d'un bouquet de saules qui dérobait les deux amants aux regards des autres promeneurs.

Le galop d'un cheval qui se fit soudainement entendre derrière eux termina cette mutuelle extase. Par un mouvement simultané, les amants s'éloignèrent l'un de l'autre; Armand se pencha pour rajuster un de ses étriers qui était en fort bon état, tandis que mademoiselle de Chateauvieux s'approchait d'un des saules dont elle cassa une branche quoiqu'elle eût déjà une cravache. Bien leur prit toutefois de s'être prudemment séparés. Un homme qui se ruait sur eux à fond de train passa outre emporté par son cheval qui trouva le chemin libre; mais cette furieuse galopade fit jaillir du terrain détrempé depuis plusieurs jours par la pluie, un flot de boue liquide dont quelques gouttes atteignirent la robe d'Anastasie: au même instant l'insolent cavalier se retourna sur sa selle et montra au couple stupéfait la figure mélodramatique d'Alexandre Guibout. Justement courroucé de cette provocation grossière, Bennezons piqua des deux pour se mettre à la poursuite de son rival. Plus prompt encore, sa jolie fiancée lui barra le chemin en étendant devant lui, comme un symbole de paix la branche de saule qu'elle venait de cueillir.

Je vous défends d'adresser un seul mot à cet

homme avant votre départ, lui dit-elle en usant de l'empire qu'une femme reçoit de l'Amour; c'est assez, c'est trop de vous être déjà compromis une fois avec lui. Songez que votre épée ne peut plus appartenir à une querelle particulière.

— Mais c'est vous que ce drôle a insultée, répondit Armand qui tourmentait son cheval pour épancher sa colère.

— Eh bien! je lui pardonne. Qu'est-ce d'ailleurs qu'une pareille offense? Dans les rues de Paris un cabriolet m'aurait plus mal arrangée. Deux coups de brosse et l'on n'y verra rien. Allons, laissez en paix cette pauvre bête qui n'est nullement coupable de l'impolitesse de ce monsieur, et répondez-moi: Ne me disiez-vous pas tout à l'heure que j'avais toutes vos pensées? Vous occuper d'un autre quand je vous parle, c'est m'avouer que vous me trompiez.

— Vous tromper, Anastasie!

— Il n'est qu'un moyen de vous faire croire.

— Lequel? Parlez, je vous en conjure. Que faut-il faire?

— M'obéir.

— Toujours! N'êtes-vous pas mon ange protecteur? ma reine adorée? Cet anneau, qui ne me quittera qu'à la mort, n'est que le premier d'une chaîne invisible, dont l'extrémité reste en votre main et me rend ainsi votre éternel esclave.

Ramenée à son premier sujet, la conversation ne l'abandonna plus, et, au milieu de lieux communs toujours nouveaux pour les amants quoique répétés mille fois, le décoré de juillet finit par être complétement oublié.

VII.

Pendant le reste de la journée la conduite d'Armand à l'égard de madame de Chateauvieux et de sa fille offrit autant de réserve qu'il lui avait été permis de mettre d'abandon dans l'entretien autorisé par sa future belle-mère. La surveillance, on pourrait dire l'espionnage de la société réunie à Saint-Gervais, exigeait de lui cette prudence, et si son cœur en souffrit, il dut se consoler en se rappelant la compensation qu'il venait d'obtenir. Assis à l'écart dans un coin du salon, tandis qu'Anastasie brodait le plus mélancoliquement du monde près de la table à ouvrage, un triste et doux regard échangé rapidement était le seul témoignage qu'osât risquer leur tendresse. Malgré cette mutuelle discrétion, leur intelligence secrète fut remarquée de Cortail, qui observait avec une sorte de sollicitude paternelle les progrès de la passion de son ami. L'officier quitta la table d'écarté où il s'était fait battre par monsieur de Montespard et vint s'asseoir à côté d'Armand.

— A qui en as-tu avec ta physionomie douloureuse? lui dit-il; tu as l'air de poser pour un martyre de Saint Sébastien. Et puis tu as contracté depuis ce matin un nouveau tic: que signifie cette manière de te baiser la main à chaque instant en regardant ma cousine? si c'était la sienne, je comprendrais.

Tout en parlant, Cortail continuait ses observations; un mouvement involontaire de son ami lui fit apercevoir l'anneau d'argent dont celui-ci avait sentimentalement orné son petit doigt, le seul où d'ordinaire un homme puisse placer la bague qu'a portée la main mignonne de sa maîtresse.

— Hum! fit le cousin d'Anastasie à cette découverte inattendue, en sommes-nous là? Je sais depuis longtemps que ma tante est folle; mais je ne la croyais pas aveugle. Si j'avais prévu cela, c'est moi qui aurais fait le métier de duègne, sacrebleu!

— Ne te fâche pas, mon cher Félix, répondit l'amant en rougissant malgré lui.

— Et tu lui as sans doute donné aussi quelque brimborion dans le même genre?

— Quand je me permettrai d'offrir une bague à ta cousine, c'est madame de Bennezons qui la recevra.

— A la bonne heure! Si cela arrange tout le monde, je ne demande pas mieux que de t'avoir pour cousin. Mais, en attendant, vous êtes deux enfants, trois enfants, dirais-je sans le respect que je dois à la maturité de ma tante. Allons, voilà que tu suces encore ton doigt?

Veux-tu bien me faire le plaisir de mettre tes gants. Toutes les femmes qui sont ici ont vu cette bague à la main d'Anastasie; si l'on savait que tu en es devenu propriétaire, ce serait demain un *tolle* universel, qui nous obligerait peut-être tous deux à mettre encore flamberge au vent, et tu sais qu'il n'est rien au monde que je déteste comme un duel à propos de jupes.

Armand reconnut la justesse de l'observation et s'y conforma malgré l'aimant qui attirait sans cesse son doigt à ses lèvres. Madame de Chateauvieux et sa fille s'étant retirées un moment après, il se leva, non pas pour leur parler, ses adieux étaient faits, mais pour obtenir un dernier regard. Cette faveur lui fut refusée, car ce moment était un de ceux où le monde fait sentir son despotisme aux cœurs sensibles. Règle générale: la femme la plus passionnée ne se retourne jamais en sortant d'un salon, et n'a plus d'yeux pour son amant, à dater de l'instant où elle a remis son châle ou son boa.

Sans prévenir son ami, dont il redoutait la raison désenchanteresse, Armand avait déjà demandé une voiture pour le lendemain matin. En rentrant dans sa chambre il acheva ses préparatifs de départ avec la consciencieuse ponctualité d'un homme pour qui tout engagement est sacré. Il était à genoux devant sa malle, lorsque la porte s'ouvrit; Cortail parut sur le seuil, en robe de chambre et un bougeoir à la main; à la vue des hardes éparses sur toutes les chaises, il resta un instant immobile.

— Où vas-tu? dit-il enfin sévèrement comme Guillaume Tell à Arnold.

Évidemment contrarié de cette visite, Bennezons se leva et referma la porte; puis s'arrêtant devant son ami et le regardant fixement à son tour:

— Je vais en Vendée, répondit-il d'un ton froid.

L'officier se mordit les lèvres et posa le bougeoir sur la cheminée, si rudement qu'il sembla vouloir l'y briser.

— Je sais ce que tu peux me dire sur un pareil sujet, reprit Armand avec vivacité pour couper court à toute remontrance; je te préviens que ma résolution est prise et que rien au monde ne m'en fera changer. Je pars au point du jour; si tu n'as pas plus envie de dormir que moi, je vais faire monter du punch, et nous passerons le reste de la nuit ensemble. Qui sait si nous retrouverons jamais l'occasion de boire à notre santé?

— Ainsi tu partais sans me dire adieu, reprit Félix, que laissait froid la gaieté factice de son compagnon.

— J'allais t'écrire; les adieux de vive voix sont une triste chose qu'il est raisonnable d'éviter.

— Les as-tu tous évités, aujourd'hui?

Armand ne répondit pas, mais ses yeux se portèrent machinalement sur sa bague et y restèrent fixés avec une expression mélancolique.

— Écoute, reprit Cortail d'un ton grave, mais affectueux; quoique tu agisses souvent comme un enfant, de fait tu es un homme. Personne n'a le droit de régenter tes actions ou de t'en demander compte. Je ne veux pas invoquer l'ascendant que devraient peut-être me donner sur toi mon âge et mon expérience. Je ne me reconnais d'autorité que celle de l'amitié, mais celle-là j'en userai, dussé-je te déplaire. Depuis que nous servons ensemble je me suis attaché à toi, et tu sais que moins j'éparpille mes affections, plus en revanche elles sont fermes et sincères. Je me regarde comme ton frère aîné; à ce titre j'ai droit à ta confiance, et je la veux. Que signifie ce mystère à mon égard? te défies-tu de moi? Si ce que tu médites est honorable, pourquoi me le cacher? depuis quand manqué-je d'intelligence pour comprendre ce qui est bien, et de cœur pour l'approuver? Armand, ne sommes-nous plus amis?

Bennezons serra la main que lui tendait son frère d'armes, et la laissa retomber aussitôt par un mouvement empreint de tristesse.

— Amis jusqu'à la mort, répondit-il; mais ne m'interroge plus. Que pourrais-je te répondre? Te prendre pour confident désormais serait un tort pour tous deux. Oublies-tu que tu entres au service du gouvernement, et que j'em-

porte en Vendée ma cocarde de la garde royale?

— Albe vous a nommé, je ne vous connais plus.

C'est là ce que tu veux dire, n'est-il pas vrai? Fais-moi grâce, je t'en prie, de l'héroïsme romain; il m'inspire plus de mépris que d'admiration. Le drapeau de ces gens-là était une louve, et ils ont toujours été dignes d'un pareil symbole. Crois-tu que si le sort nous mettait, un jour, en face l'un de l'autre, dans quelque champ clos du Morbihan, tu aurais l'héroïsme de faire feu sur moi, le crois-tu?

A son tour Armand prit la main de son ami et l'étreignit avec énergie.

— Pourquoi ne viens-tu pas avec moi, dit-il ensuite, au fond tu partages mes opinions? je le sais.

— Oui, mais non tes illusions. Il y a un an la Vendée était possible. Bien d'autres avec moi y avaient marqué leur place et s'y fussent rendus au premier appel. En ce moment, il est trop tard, et en politique l'occasion perdue ne se retrouve pas. La prise d'armes dont l'espoir vous berce tous n'aboutira qu'à quelque échauffourée dont le seul résultat sera de perdre les imprudents qui s'y seront compromis.

— Dis les braves.

— Les braves, soit; quoique la recherche d'un péril inutile annonce plus de folie que de vrai courage. Je suis soldat comme toi, et certes je n'estime pas ma vie plus précieuse que la tienne; mais dans un combat, je veux pour moi une chance, si faible qu'elle soit, ne fût-ce que la chance d'une balle contre un boulet. A moins d'avoir entièrement perdu la tête, ce que je crains, tu ne t'es pas engagé sans recevoir quelque garantie? A un homme comme toi on a dû montrer de la confiance? enfin tu es sans doute au fait de ce qui se prépare? Je ne t'interroge pas, je ne te demande aucune preuve, et je m'en rapporte à ta seule parole. As-tu, je ne dis pas l'espoir, mais la certitude que nous trouverons au rendez-vous des armes et des hommes? qu'une fois l'épée à la main, nous serons un contre deux, ou contre trois, n'importe: mais enfin que nous formerons un noyau d'armée suffisant, sinon pour vaincre, du moins pour lutter? Jure-moi que tu as cette certitude: j'envoie ma démission au général Amirauld, et je pars avec toi.

Bennezons garda un instant le silence.

— Tu m'en demandes plus que je n'en ai demandé moi-même, dit-il ensuite avec quelque embarras; je n'ai pas l'habitude de soumettre une question de dévouement à une démonstration mathématique.

— J'en étais sûr, s'écria Félix en modérant aussitôt un emportement involontaire; ainsi tu ne sais rien et tu agis de confiance. On te dit: Allez là. Cela te suffit, et tu y vas. Ce qu'il y a de plus bouffon, c'est qu'en faisant ce métier de commissionnaire tu te prends pour un héros.

— Cortail....

— Parbleu! fâche-toi si bon te semble; tu entendras la vérité. Tout à l'heure tu me parlais de dévouement: penses-tu m'éblouir par de grands mots? Qu'a de commun le dévouement politique avec le sentiment qui te fait agir en ce moment? Tu n'es pas un Larochejaquelein, mon pauvre Armand, tu es un amoureux, pas autre chose. Dieu me garde de médire de l'amour, cela me serait moins permis qu'à tout autre; mais je ne puis souffrir son intervention dans de sérieuses entreprises qui ne doivent relever que de la conscience.

— Ma conscience est d'accord avec mon cœur.

— Dis que tu veux plaire à ma tante; car c'est elle, j'en suis sûr, qui te pousse à cette extravagance. Si ton projet n'avait été concerté qu'entre ma cousine et toi, je pourrais t'absoudre. Anastasie a certainement d'aussi beaux yeux que la duchesse de Longueville, et l'on ne doit pas te demander plus de sagesse qu'à Larochefoucauld. Mais, ce qui me courrouce malgré moi, c'est que vous êtes tous deux des instruments dans la main d'une femme qui a passé l'âge de raison sans devenir raisonnable. Il y a longtemps que j'ai jugé madame de Chateauvieux, et tu peux m'en croire, quand je te

dis que si tu te laisses mener par elle tu es un homme perdu. Comme à toutes les personnes qui ont plutôt de l'activité dans l'esprit que de l'esprit même, il lui faut un dada qu'elle puisse enfourcher du matin au soir, sauf à s'en dégoûter et à le réformer pour en prendre un autre. Je l'ai connue successivement bel esprit, dévote, artiste, joueuse. Il lui est resté un peu de tout cela, mais dans ces derniers temps la philanthropie avait prévalu. Depuis la révolution, c'est sur la politique qu'elle chevauche de préférence; fidèle à son habitude d'imposer aux autres ses préoccupations, elle t'envoie aujourd'hui en Vendée, comme il y a deux ans elle voulait m'envoyer à Tunis.

— A Tunis?

— Oui, à Tunis. En ce temps-là, entre autres actes d'humanité, ma tante rachetait des captifs à raison de cinq francs par mois. C'était de la vertu à bon marché comme tu vois; mais c'est toujours celle-là que préfèrent ceux qui en font leur état. Un jour ne lui prit-il pas fantaisie de me faire faire le voyage d'Afrique pour m'assurer de la fidélité avec laquelle était employé l'argent de cette magnifique rançon? Elle ne m'a jamais pardonné mon refus. A ma place tu serais parti, n'est-ce pas?

— Eh bien, oui! j'aime Anastasie, et pour l'obtenir il n'est rien que je ne fasse; il n'est aucunes conditions que je n'accepte, fussent-elles, comme tu le dis, folles ou téméraires. D'ailleurs, j'aurais choisi par goût l'épreuve qui m'est imposée. Peu importe qui est le premier dans mon cœur, de l'amour ou du dévouement, pourvu que ces deux sentiments s'accordent et me poussent au même but. Je te le répète, ma résolution est inébranlable; ainsi, pas un mot de plus sur ce sujet, je t'en supplie, et ne troublons pas par une discussion inutile le peu d'instants qu'il nous reste à passer ensemble.

— Soit, répondit Cortail en lui tournant le dos.

Il fit plusieurs tours d'un air pensif, sortit ensuite de la chambre, et y rentra un moment après en portant une boîte d'acajou.

— Voici mes pistolets, dit-il à son inflexible compagnon, ils sont meilleurs que les tiens et tu en auras peut-être besoin.

— Merci, j'aime mieux cela que tes remontrances, répondit Bennezons en acceptant ce cadeau avec autant de cordialité que son ami en mettait à l'offrir.

— Il est une autre chose à laquelle tu n'as pas pensé, reprit Félix après un instant d'hésitation; la nécessité de tenir ton rang dans la garde t'a fait dépenser d'avance plusieurs années de ton revenu. Forcé maintenant de liquider cet arriéré, tu ne dois pas avoir d'argent disponible; je sais que tu n'en as pas.

— Qu'ai-je besoin d'argent? interrompit Armand; j'ai de quoi payer mon voyage, cela me suffit. Je ne vais pas en Vendée pour donner des bals ou tenir table ouverte; je vais *chouanner*. Un fusil de chasse sur le dos, à la ceinture tes pistolets et mon poignard; voilà tout ce qu'il me faut.

— Mais en cas de malheur, si tu es forcé de sortir de France, il te faudra de l'argent sous peine de mourir de faim, ou d'éprouver, comme Dante, l'amertume du pain de l'étranger. Tu sais qu'en commençant notre voyage, nous avions le projet de visiter toute la Suisse et même d'aller jusqu'à Milan. Notre caisse est encore assez bien garnie; pour moi, j'ai besoin de fort peu de chose, puisque je dois rejoindre dans la quinzaine mon nouveau régiment qui est en garnison à Lyon. Tu vas donc prendre le fonds social: capital, cent louis, à ce que je suppose, ajouta Cortail en riant, et il mit sur la cheminée une bourse pleine d'or.

— Mais ces deux mille francs sont à toi seul, et je suis déjà ton débiteur, s'écria Bennezons.

— Tu me devras cela de plus.

— Et si je suis tué!

— Est-ce qu'on est tué? tu m'as imposé silence tout à l'heure, à ton tour, pas d'observation. Et puis, ne vais-je pas devenir ton cousin? Nous réglerons nos comptes quant tu auras touché la dot de ta future.

Les deux amis passèrent ainsi le reste de la nuit, se rappelant l'un à l'autre mille circonstances de leur vie passée, auxquelles l'approche

d'une séparation peut-être éternelle donnait un intérêt nouveau; et causant de l'avenir avec un mélange d'espoir, de mélancolie et d'insouciance. Au point du jour, Cortail conduisit Armand à la voiture, qui attendait celui-ci devant la façade des bains.

— Adieu, lui dit-il alors, en cachant sous un calme affecté une émotion réelle; je te ne dis pas comme le fils de Procida, dans les Vêpres Siciliennes:

Va mourir pour ton prince, et moi pour mon pays.

J'espère bien, au contraire, que nous ne mourrons ni l'un ni l'autre; du reste, Dieu, est le maître. Mon pauvre Armand, quand nous servions tous deux dans notre beau cinquième de la garde, qui eût dit que nous nous quitterions ainsi! C'est cette maudite révolution... Allons ne pensons pas à cela. S'il y a un mouvement là-bas, et qu'on y envoie mon régiment... nous allons peut-être nous rencontrer... Dans ces infernales guerres civiles on a vu des frères se tuer avant de se reconnaître... Bah! sensiblerie femme... tu ne m'écoutes pas.

En effet, au lieu de répondre, Armand contemplait la fenêtre de la chambre où reposait en ce moment mademoiselle de Chateauvieux. Cortail suivit de l'œil ce regard qui restait fixé d'un air de désappointement sur les volets obstinément fermés.

— Je comprends, dit-il avec un mélange de compassion et d'ironie; mais tu espères en vain; le jour commence à peine, et Anastasie ne se lève jamais avant neuf heures.

— Elle dort, répondit Bennezons, en essayant un pénible sourire; tant mieux, je serais malheureux de troubler son repos. Tu as veillé, toi!... adieu!... elle dort!

Sans dire un mot de plus, Armand serra la main de son ami avec une énergie où se peignait la violente agitation de son âme, et s'élança dans la voiture, qui un moment plus tard l'entraina rapidement vers Genève.

(*Suite.*)

L'Homme de la Civilisation.

L'homme est évidemment né pour vivre avec ses semblables comme l'abeille, la fourmi, le castor et d'autres animaux. De quelle manière qu'il ait été placé dans la chaîne des êtres, ses besoins, sa faiblesse, le désir de se conserver, tout annonce qu'il a toujours vécu en société, d'abord avec sa femme; ensuite avec ses descendans. L'homme fut et sera toujours nécessaire à l'homme; ainsi la sociabilité est un sentiment qui lui est naturel. Néanmoins, en l'écartant de la nature et de la vie agreste, la civilisation a rendu l'homme dépravé, méchant et malheureux. Ce n'est point le ciel qu'il faut accuser de nos malheurs et de nos souffrances, ce sont les institutions humaines, les conventions sociales et cette fausse éducation qui fait de l'homme un être factice, composé des erreurs et des préjugés qu'on lui a inculqués dès sa plus tendre jeunesse.

Plus les rapports de l'homme avec ses semblables se multiplient, plus il devient méchant et malheureux. La dépravation de l'homme civilisé est si grande, que ses goûts et ses besoins les plus impérieux sont tout factices; elle est si générale, qu'une conduite conforme à la nature paraîtrait, dans une société policée, aussi étrange, qu'une figure régulière l'est aux yeux des peuples qui s'écrasent le visage.

En morale, comme en politique, presque tout est erreur ou préjugé. L'homme aime mieux agir, que penser; il aime mieux croire, qu'examiner. Le doute est un tourment pour lui; son esprit ne peut se tenir en suspens. Il n'estime la vérité que par raison, et il suit l'erreur par instinct. L'erreur entre dans son cerveau par tous les sens, par tous les pores, et la vérité n'y pénètre que de force et par violence. Toute idée admise sans examen, sans la ratification du jugement est un préjugé: or nous n'apprenons, dans notre enfance, que les idées d'autrui. Notre raison est corrompue avant même qu'elle soit formée.

La vérité est une. On n'y arrive que par un chemin, et on s'en écarte par mille. C'est

ainsi qu'on n'entre à la vie que par une porte, tandis qu'il en est une infinité par lesquelles on peut en sortir.

Pour connaître la vérité, il faudrait commencer par épurer l'esprit de toutes les idées qu'il a acquises par tradition, dans l'enfance, ou qu'il a reçues d'une étude peu approfondie, dans un âge plus avancé. Mais ce serait détruire la raison humaine, qu'on se donne tant de peine à former et à développer en nous, cette raison, qui n'est elle-même qu'une succession d'erreurs et de préjugés, au moyen desquels on nous soumet aux institutions existantes, on nous impose des lois qui ne sont point faites pour nous et le sacrifice d'une existence entière aux exigences de ce que l'arbitre se plait à appeler vertu ou bien public; tandis qu'au moral, comme au physique, tout est relatif, que les mots justice et injustice, bien et mal, bonté et méchanceté, n'expriment que des idées relatives aux lois et coutumes établies, et aux circonstances. Car ce qui est vertu dans un temps, peut être crime dans un autre ; ce qui est vertu et louable dans un pays, est défendu et puni de mort, quelques lieues plus loin; mais le cœur humain est partout le même et de tout temps fut le même; il a ses désirs, ses passions, ses besoins; et l'homme est né en ce monde pour jouir de son existence et non pour en faire abnégation.

L'homme policé semble si peu fait pour la vérité, qu'il n'ose ni la dire, ni la regarder. Manifestez à un sot ou à un fat ce qu'il vous fait éprouver: il est aussitôt votre ennemi; dites à un malade ce que vous pensez du danger de son état: vous l'assassinez. La vérité est, pour la plupart des hommes, la tête de Méduse.

L'esprit ne voit les objets qu'à travers le prisme des passions. Nous les apercevons d'une façon, et ils existent d'une autre; nous ne les définissons ni tels qu'ils sont, ni même tels qu'ils nous paraissent, faute d'expressions assez énergiques. L'homme qui a la jaunisse, voit jaune, et nous avons tous plus ou moins la jaunisse dans l'esprit. Les expressions sont impuissantes à rendre nos sentimens. Il n'y a qu'un goutteux et qu'une mère, à qui l'on puisse donner une juste idée des douleurs de la goutte et de l'enfantement. Nos idées sont de fausses images, nos définitions des signes équivoques des objets. Le moyen de parvenir à la connaissance de la vérité, lorsque tout concourt à courber la tête de l'homme sous le joug de l'erreur!

Pour peu que nos idées aient pris racine dans notre entendement, quelque fausses et absurdes qu'elles soient, non seulement nous les croyons vraies, mais nous leur donnons le nom de raison, de lumière naturelle, de principes incontestables. Le moyen de les rectifier? Nous l'avons dit autre part: Les préjugés sont les passions de l'esprit, comme les passions sont les préjugés du cœur: il est aussi difficile de reformer les uns, que de résister aux autres.

L'erreur fut et sera toujours le partage du très-grand nombre. Peu d'hommes agissent par leur volonté et pensent d'après eux-mêmes. Presque tous se conduisent par imitation; l'exemple est leur premier maître, et l'habitude, leur maison; ils regardent sans voir, entendent sans écouter, et ne suivent d'autre guide que la multitude qui les précède ou les environne. Quand tous marchent vers l'erreur, nul ne paraît y marcher; il n'y a que celui qui sort de la foule et qui s'arrête qui aperçoive le mouvement insensé des autres. On l'a dit: mais c'est ici le lieu de répéter: Voulez-vous voir la vérité? tournez le dos à la multitude.

Les Tyriens, étant convenus d'élire pour leur chef celui d'entre eux qui apercevrait, le premier, le lever du soleil, s'assemblèrent dans la campagne, les yeux tournés vers l'orient. Un seul regardait du côté opposé, et celui-là, que les autres traitaient de fou, vit pourtant les premiers rayons du soleil, qui doraient le faîte d'une tour fort élevée. Nous laissons au lecteur le soin de l'application.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 32.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Gallerie älterer französischer Dichter.

Mathurin Regnier.

Dieser für seine Zeit höchst ausgezeichnete Satyriker ward am 21. December 1573 zu Chartres geboren und widmete sich dem geistlichen Stande. Schon in früher Jugend reiste er zweimal nach Rom, zuerst 1593 mit dem Cardinal François de Joyeuse, Erzbischof von Toulouse, dann 1601 im Gefolge Philipps von Bethune, der als Gesandter an den päpstlichen Stuhl dorthin ging. Bald nach seiner Rückkehr in sein Vaterland erhielt Regnier ein Canonicat an der Kirche Notre-Dame de Chartres (am 30. Juli 1604), so wie ihm in der Folge noch andere Pfründen ertheilt wurden. Als sein Oncle des Portes, welcher Abt von Vaux de Cernay war, starb, wies ihm Heinrich IV. eine Pension von 2000 Livres auf diese Abtei an. Die Unregelmäßigkeiten, denen jedoch Regnier während des größten Theils seines Lebens gehuldigt hatte, ließen ihm dieses Einkommen nicht lange genießen, er starb zu Rouen am 22. October 1613, im vierzigsten Jahre seines Alters, und wurde nach seiner eigenen Anordnung in der Abtei Royaumont in einem bleiernen Sarge beigesetzt. Folgende Grabschrift soll er in seiner Jugend auf sich selbst verfertigt haben:

J'ai vescu sans nul pensement,
Me laissant aller doucement
A la bonne loy naturelle;
Et si m'estonne fort pourquoy
La mort oza songer à moy,
Qui ne songeay jamais en elle.

Regnier erwarb sich den meisten Ruhm durch seine Satyren. Wenn man nicht unbeachtet läßt, daß zu seiner Zeit noch eine große Geschmacklosigkeit vorherrschte und die Sprache eben erst anfing, sich zu bilden, so wird man leicht geneigt sein, seine Uncorrectheiten, Rohheiten und schlechten Späße zu entschuldigen und dagegen bereitwillig die Kraft seiner Schilderungen, seinen treffenden Witz und die glückliche Naivetät, mit welcher er das Laster und die Lasterhaften angriff, anerkennen. Viele äußerst gelungene Züge werden noch jetzt in seinen Satyren mit Vergnügen gelesen werden. Labarpe sagt sehr richtig von ihm: Boileau hat Regnier übertreffen, aber ihn nicht vergessen machen. Dieses erkennt auch Boileau selbst an, der stets mit der größten Bewunderung von ihm spricht. So sagt er unter Anderem in seiner zehnten Epistel:

J'allai d'un pas hardi, par moi-même guidé,
Et de mon seul génie en marchant secondé,

Studieux amateur et de Perse et d'Horace,
Assez près de Regnier m'asseoir sur le Parnasse.

So wie ferner (Art. poétique II. v. 168.)

De ces maîtres savans disciple ingénieux,
Regnier seul parmi nous formé sur leurs modèles
Dans son vieux style encore a des graces nouvelles;
Heureux si ses discours, craints du chaste lecteur,
Ne se sentaient des lieux où frequentait l'auteur;
Et si du son hardi de ses rimes cyniques
Il n'alarmait souvent les oreilles pudiques.

Und endlich (cinquième Réflexion critique sur Longin):

„Le célèbre Regnier, c'est-à-dire le poète français qui, du consentement de tout le „monde, a le mieux connu, avant Molière, les mœurs et le caractère des hommes."

Viele seiner Verse haben sich noch heutigen Tages als Sprüchwörter im Munde des Volks erhalten; es ist jedoch schwer, eine Auswahl aus seinen Werken zu treffen, da sich viel Anstößiges in ihnen findet. Mit gutem Gewissen können wir unseren Lesern nur die folgende treffende Schilderung eines Gecken mittheilen, deren Grundidee dem Horaz entlehnt ist.

A Mr. l'Abbé de Beaulieu, nommé par sa Majesté à l'Évêché du Mans.

SATIRE.

Charles, de mes péchés j'ai bien fait pénitence.
O toi, qui te connois aux cas de conscience,
Juge si j'ai raison de penser être absous.
J'oyois un de ces jours la messe à deux genoux,
Quand un jeune frisé, relevé de moustache,
De galoche, de botte, et d'un ample pennache,*)
Me vint prendre, et me dit, pensant dire un bon mot:
Pour un poète du temps vous êtes trop dévot.
Moi, civil, je me lève, et le bonjour lui donne;
Mais, maudissant tout bas l'indiscrète personne,
Je baisse un peu la tête, et tout modestement
Je lui fis à la mode un petit compliment.
Lui, comme bien appris, le même me sut rendre,
Et cette courtoisie à si haut prix me vendre,
Que j'aimerois bien mieux, chargé d'âge et d'ennuis,
Me voir à Rome pauvre entre les mains des Juifs.
Il me prit par la main, après mainte grimace,
Changeant sur l'un des pieds à toute heure de place;
Et, dansant tout ainsi qu'un barbe encartelé,*)
Me dit, en remâchant un propos avalé:
Que vous êtes heureux, vous autres belles ames,
Favoris d'Apollon, qui gouvernez les dames,
Et par mille beaux vers les charmez tellement,
Qu'il n'est point de beautés que pour vous seulement!
Mais vous les méritez; vos vertus non communes
Vous font dignes, monsieur, de ces bonnes fortunes.

Glorieux de me voir si hautement loué,
Je devins aussi fier qu'un chat amadoué;
Et, sentant au palais mon discours se confondre,
D'un ris de saint Médard il me fallut répondre.
Je poursuis. Mais, ami, laissons-le discourir;
Dire cent et cent fois, il en faudroit mourir;
Sa barbe pinçoter, cageoller la science,
Relever ses cheveux, dire en ma conscience;
Faire la belle main, mordre un bout de ses gants,
Rire hors de propos, montrer ses belles dents,
Se carrer sur un pied, faire arser son épée,

---

*) Boileau a dit:
Quand un des campagnards relevant sa moustache,
Et son feutre à grands poils ombragés d'un panache.

*) *Encartelé*, dont les talons pressent si fort le petit pied qu'ils font boiter le cheval, ou du moins l'empêchent de marcher à son aise.

Et s'adoucir les yeux, ainsi qu'une poupée:
Cependant qu'en trois mots je te ferai savoir,
Où premier à mon dam ce fâcheux me put voir.

J'étois chez une dame, en qui si la satire
Permettoit en ces vers que je le pusse dire,
Reluit, environné de la Divinité,
Un esprit aussi grand que grande est sa beauté.

Ce fanfaron, chez elle eut de moi connoissance;
Et ne fut de parler jamais en ma puissance,
Le voyant affublé d'un chapeau de velours,
Rire d'un fâcheux conte, et faire un sot discours,
Bien qu'il m'eût à l'abord doucement fait entendre
Qu'il étoit mon valet à vendre et à dépendre;
Et, détournant les yeux: Belle, à ce que j'entends,
Comment! vous gouvernez les beaux-esprits du temps!
Et, faisant le doucet de parole et de geste,
Il se met sur un lit, lui disant: Je proteste
Que je me meurs d'amour quand je suis près de vous;
Je vous aime si fort, que j'en suis tout jaloux.
Puis, rechangeant de note, il montre sa rotonde: *)
Cet ouvrage est-il beau? Que vous semble du monde?
L'homme que vous savez m'a dit qu'il n'aime rien.
Madame, à votre avis, ce jourd'hui suis-je bien?
Suis-je pas bien chaussé? Ma jambe est-elle belle?
Voyez ce taffetas, la mode en est nouvelle;
C'est œuvre de la Chine. A propos, on m'a dit
Que contre les clinquans le roi fait un édit.
Sur le coude il se met, trois boutons se delace:
Madame, baisez-moi; n'ai-je pas bonne grace?
Que vous êtes fâcheuse! A la fin on verra,
Rosette, le premier qui s'en repentira.

D'assez d'autres propos il me rompit la tête.
Voilà quand et comment je connus cette bête;
Te jurant, mon ami, que je quittai ce lieu
Sans demander son nom, et sans lui dire adieu.

Je n'eus, depuis ce jour, de lui nouvelle aucune,
Si ce n'est ce matin, que de male fortune,

*) *Rotonde*, c'étoit un collet monté sur un carton.

Je fus en cette église, où, comme j'ai conté,
Pour me persécuter Satan l'avoit porté.
Après tous ces propos qu'on se dit d'arrivée,
D'un fardeau si pesant ayant l'ame grevée,
Je chauvi de l'oreille; et, demeurant pensif,
L'échine j'alongeois comme un âne rétif:
Il me pousse en avant, me présente la porte,
Et, sans respect des saints, hors l'église il me porte,
Aussi froid qu'un jaloux qui voit son corrival.
Sortis, il me demande: êtes-vous à cheval?
Avez-vous point ici quelqu'un de votre troupe?
Je suis tout seul, à pied; lui de m'offrir la croupe.
Moi, pour m'en dépêtrer, lui dire tout exprès:
Je vous baise les mains, je m'en vais ici près,
Chez mon oncle dîner. O Dieu! le galant homme!
J'en suis; et moi pour lors, comme un boeuf qu'on assomme,
Je laisse cheoir la tête; et bien peu s'en fallut,
Remettant par dépit en la mort mon salut,
Que je n'allasse lors, la tête la première,
Me jeter du Pont-Neuf à bas en la riviere.

Insensible, il me traine en la cour du palais,
Où, trouvant par hasard quelqu'un de ses valets,
Il l'appelle, et lui dit: Hola hau, Ladreville,
Qu'on ne m'attende point, je vais dîner en ville.

Dieu sait si ce propos me traversa l'esprit!
Encor n'est-ce pas tout; il tire un long écrit
Que, voyant, je fremi. Lors, sans cageollerie:
Monsieur, je ne m'entends à la chicannerie,
Ce lui, dis-je, feignant l'avoir vu de travers.
Aussi n'en est-ce pas; ce sont de méchans vers
(Je connus qu'il étoit véritable en son dire),
Que pour tuer le temps je m'efforce d'écrire;
Et pour un courtisan, quand vient l'occasion,
Je montre que j'en sai pour ma provision.

Il lit, et, se tournant brusquement par la place,
Les banquiers étonnés admiroient sa grimace,
Et montroient en riant qu'ils ne lui eussent pas
Prêté sur son minois quatre doubles ducats
(Que j'eusse bien donnés pour sortir de sa patte.)
Je l'écoute; et, durant que l'oreille il me flatte,
(Le bon Dieu sait comment!) à chaque fin de vers,

Tout exprès je disois quelque mot de travers.
Il poursuit, nonobstant, d'une fureur plus grande,
Et ne cessa jamais qu'il n'eût fait sa légende.

Me voyant froidement ses œuvres avouer,
Il les serre, et se met lui-même à se louer.
Doncq, pour un cavalier, n'est-ce pas quelque chose?
Mais, monsieur, n'avez-vous jamais vu de ma prose?
Moi de dire que si, tant je craignois qu'il eût
Quelque procès-verbal qu'entendre il me fallût.
Encores, dites-moi, en votre conscience,
Pour un qui n'a du tout acquis nulle science,
Ceci n'est-il pas rare? Il est vrai, sur ma foi,
Lui dis-je, souriant. Lors, se tournant vers moi,
M'accolle à tour de bras; et, tout pétillant d'aise,
Doux comme une épousée, à la joue il me baise;
Puis, me flattant l'épaule, il me fit librement
L'honneur que d'approuver mon petit jugement.
Après cette caresse, il rentre de plus belle;
Tantôt il parle à l'un, tantôt l'autre il appelle;
Toujours nouveaux discours; et tant fut-il humain,
Que toujours de faveur il me tint par la main.
J'ai peur que sans cela, j'ai l'ame si fragile,
Que, le laissant d'aguet, j'eusse pu faire gile.
Il vint à reparler dessus le bruit qu'il court
De la reine, du roi, des princes, de la cour;
Que Paris est bien grand, que le Pont-Neuf s'achève;
Si plus en paix qu'en guerre un empire s'élève.
Il vint à définir que c'étoit qu'amitié,
Et tant d'autres vertus, que c'en étoit novice,
Que l'indiscrétion est un si fâcheux vice,
Qu'il vaut bien mieux mourir de rage ou de regret,
Que de vivre à la gêne avec un indiscret.
Tandis que ces discours me donnoient la torture,
Je sonde tous moyens, pour voir si d'aventure
Quelque bon accident eût pu m'en retirer,
Et m'empêcher enfin de me désespérer.

Voyant un président, je lui parle d'affaire:
S'il avoit des procès, qu'il étoit nécessaire
D'être toujours après ces messieurs bonneter:
Qu'il ne laissât pour moi de les solliciter;
Quant à lui, qu'il étoit homme d'intelligence,
Qui savoit comme on perd son bien par négligence;
Où marche l'intérêt, qu'il faut ouvrir les yeux.
Ah! non, monsieur, dit-il, j'aimerois beaucoup mieux
Perdre tout ce que j'ai que votre compagnie,
Et se mit aussitôt sur la cérémonie.

Moi, qui n'aime à débattre en ces fadaises-là,
Un temps sans lui parler ma langue vacilla.
Enfin je me remets sur les cageolleries,
Lui dis (comme le roi étoit aux Tuileries)
Ce qu'au Louvre on disoit qu'il feroit aujourd'hui;
Qu'il devoit se tenir toujours auprès de lui.
Dieu sait combien alors il me dit de sottises,
Parlant de ses hauts faits et de ses vaillantises;
Qu'il avoit tant servi, tant fait la faction,
Et n'avoit cependant aucune pension;
Mais qu'il se consoloit, en ce qu'au moins l'histoire,
Comme on fait son travail, ne déroboit sa gloire;
Et s'y met si avant, que je crus que mes jours
Devoient plutôt finir que non pas son discours.
Mais, comme Dieu voulut, après tant de demeures,
L'horloge du palais vint à frapper onze heures;
Et lui, qui pour la soupe avoit l'esprit subtil:
A quelle heure, monsieur, votre oncle dîne-t-il?
Lors bien peu s'en fallut, sans plus long-temps attendre,
Que de rage au gibet je ne m'allasse pendre:
Encor l'eussé-je fait, étant désespéré;
Mais je crois que le ciel, contre moi conjuré,
Voulut que s'accomplît cette aventure mienne,
Que me dit, jeune enfant, une bohémienne:
Ni la peste, la faim, et le rhume, et la toux,
La fièvre, les venins, les larrons ni les loups,
Ne tûront celui-ci, mais l'importun langage
D'un fâcheux: qu'il s'en garde étant grand, s'il est sage.

Comme il continuoit cette vieille chanson,
Voici venir quelqu'un d'assez pauvre façon:
Il se porte au-devant, lui parle, le cageolle;
Mais cet autre, à la fin, se monta de parole:
Monsieur, c'est trop long-temps... Tout ce que vous voudrez...
Voici l'arrêt signé.... Non, monsieur, vous viendrez....

Quand vous serez dedans, vous ferez à partie....
Et moi, qui cependant n'étois de la partie,
J'esquive doucement, et m'en vais à grands pas,
La queue en loup qui fuit, et les yeux contre bas,
Le cœur sautant de joie, et triste d'apparence.
Depuis, aux bons sergens j'ai porté révérence
Que je reçusse un jour le bien de mon salut.

Mais, craignant d'encourir vers toi le même vice
Que je blâme en autrui, je suis à ton service;
Et pri' Dieu qu'il nous garde, en ce bas monde ici,
De faim, d'un importun, de froid et de souci.

L'Anneau d'Argent.

Par Charles de Bernard.

(Suite.)

VIII.

Le jour même du départ de Bennezons, une lettre à large enveloppe et à cachet noir fut remise au décoré de juillet qui, depuis le duel où il avait été vainqueur, se trouvait condamné à un isolement de plus en plus pénible pour son cœur et humiliant pour sa vanité. Témoin des progrès de son rival, impitoyablement repoussé par l'espèce de cordon sanitaire dans lequel madame de Chateauvieux le tenait emprisonné, enfin ayant subi toutes les phases de la passion malheureuse, il était arrivé graduellement à cet état d'exaspération qui ne rêve plus l'amour, mais la vengeance, et auquel doit être attribuée la brutale équipée qu'il s'était permise à la promenade.

Après avoir lu la lettre à cachet noir, Alexandre Guibout sortit de sa chambre dans une agitation inexprimable, et se lança, comme un cerf qu'une meute poursuit, à travers les rudes sentiers de la montagne. Le soir, il revint haletant, harassé, les yeux brillant d'un feu sombre et la physionomie empreinte d'une expression machiavélique. Sans songer à dîner, sans reprendre haleine, il passa un crêpe à son chapeau, improvisa un deuil dont sa position de voyageur justifiait l'irrégularité, puis il se rendit chez M. de Montespard, qui, dans sa chambre unique, conservait l'habitude de l'étiquette. En entendant son valet de chambre qui lui annonçait la visite du décoré de juillet, le marquis éprouva une vive surprise, mais sans en rien manifester, car l'étonnement, quelle qu'en soit la cause, messied aux gens d'esprit. Il se leva donc, accueillit, dans une attitude aussi froide que polie, le visiteur inattendu, et resta debout pour éviter de lui offrir un siége.

— Monsieur le marquis, lui dit Alexandre Guibout en le saluant avec une déférence respectueuse, ma démarche vous étonne sans doute, et je le conçois. Permettez-moi une explication franche qui convient à mon caractère comme au vôtre. J'ai eu des torts envers vous; je le reconnais et je viens vous prier de les oublier. L'an dernier, lorsque je revins à Montespard, j'avais la tête échauffée par les événements de Paris, et cette exaltation que tant d'autres partageaient alors m'a entraîné à des folies que je regrette aujourd'hui.

Le décoré fit une pause comme pour attendre l'effet de son exorde; mais, au lieu de répondre, l'ex-pair de France inclina légèrement la tête et la releva aussitôt en regardant fixement son interlocuteur.

— Ma nouvelle position, reprit celui-ci avec une sorte de câlinerie diplomatique, m'impose comme un devoir la satisfaction que je désire vous offrir. M. Guibout, mon oncle, vient de mourir après m'avoir institué son héritier universel.

Le décoré prononça ces derniers mots d'une voix plus sonore et chercha de l'œil un fauteuil, persuadé sans doute que les quatre-vingt mille livres de rente, apportées par la lettre à cachet noir, lui donnaient le droit de s'asseoir même en présence d'un pair de France; mais le marquis était trop gentilhomme pour ployer le genou devant le veau d'or, loin de là, il porta la tête un cran plus haut et se contenta de dire d'un air indifférent

— Ah! M. Guibout est mort. Tant pis; c'était un honnête homme.

— Le modèle des gens de bien, et je le pleurerai toute ma vie, reprit Alexandre déjà familiarisé avec le langage d'héritier. Mais la mort est la destinée commune. La perte douloureuse que je viens d'éprouver me rend propriétaire des forges de Montespard; je deviens donc, monsieur le marquis, votre plus proche voisin, et c'est en cette qualité que je me présente devant vous. Je crois savoir, continua le décoré en hésitant un peu, que des considérations indépendantes de votre volonté, et auxquelles j'ai le tort de n'avoir pas été étranger, vous éloignent en ce moment de votre terre. Par sa position industrielle, mon oncle jouissait, dans notre pays, d'une influence dont j'hériterai, je l'espère. Veuillez donc me permettre, monsieur le marquis, de vous offrir mes services. Si vous pensez que mon intervention officieuse puisse avoir quelque poids auprès d'une population un peu effervescente, disposez-en, je vous en prie; je serai trop heureux de réparer, en cette occasion, mes extravagances de l'année dernière.

Le pair de France se redressa de nouveau.

— Le marquis de Montespard, dit-il avec une certaine hauteur, n'a besoin de la protection de personne pour habiter son château dès qu'il le jugera convenable. Vous vous trompez, monsieur; je suis ici pour des raisons de santé et non pour aucune de celles que vous supposez. — Sa dignité mise à couvert, le vieux gentilhomme reprit d'un air plus gracieux: — Du reste, monsieur, je vous sais gré de votre démarche. Un tort avoué d'une part doit être oublié de l'autre; ainsi ne parlons plus de ce qui s'est passé l'an dernier. A mon retour à Montespard je serai charmé de vous recevoir. Entre nous, continua le marquis en souriant finement, ce que la forge et le château ont de mieux à faire, c'est de vivre en bonne intelligence. Songez qu'après avoir pillé l'un, nos petits Mazaniello du Beaujolais pourraient bien se chauffer de l'autre. Mais, j'en suis sûr, je parle à un homme converti, et désormais convaincu comme moi que tout charivari peut finir par le tocsin.

— Un charivari! ah! monsieur le marquis, il y a de la rancune dans ce mot, observa le jeune homme d'un air doucereux.

— Cette petite vengeance ne pourrait plus vous atteindre, répondit M. de Montespard. Quand on a comme vous quatre-vingt mille livres de rente, on ne donne plus de charivari, on en reçoit.

Le décoré de juillet se prêta de bonne grâce à cette plaisanterie, et, profitant de la disposition favorable de son interlocuteur, reprit, non sans quelque embarras:

— Maintenant que vous avez bien voulu signer la paix, permettez-moi, monsieur le marquis, de vous entretenir d'une affaire à laquelle j'attache la plus haute importance, et qui, je le crois, ne sera pas sans intérêt pour vous-même.

Le pair de France offrit une chaise au jeune visiteur, prit pour lui-même l'unique fauteuil de la chambre et s'assit le premier, maintenant ainsi, malgré sa politesse parfaite, la prééminence de son âge et de son rang. Quoique sa susceptibilité bourgeoise fût en secret irritée de cet arrangement, Alexandre Guibout entra en matière avec un redoublement de déférence.

— Ma confession sera courte, dit-il, je ne veux pas vous importuner. Depuis que j'ai rencontré à Genève mademoiselle de Chateauvieux, j'ai conçu pour elle une passion dont la manifestation irréfléchie lui a déplu sans doute, car, à plusieurs reprises, j'en ai été cruellement puni. Cependant, peut-être me fais-je illusion, je n'ai pas perdu tout espoir; mais jusqu'ici j'avais dû m'interdire une démarche à laquelle m'enhardit aujourd'hui le changement de mon sort. Les différents avantages sociaux peuvent se compenser, du moins je le pense. Ma fortune me permet d'offrir à mademoiselle de Chateauvieux une position digne d'elle. Ma naissance n'est pas noble, il est vrai, mais elle est honorable. Ma mère était une demoiselle de Saint-Gorgon, famille ancienne et considérée. Enfin, monsieur le marquis, c'est à vous, ami de madame de Chateauvieux, que j'ose adresser une demande d'où dépend mon bonheur. Si vous me faisiez

l'honneur de l'accueillir et de devenir mon protecteur auprès de ces dames, j'en éprouverais une éternelle reconnaissance.

Cachant sous une indifférence affectée l'intérêt que lui inspirait une pareille démarche, le marquis garda quelque temps le silence.

— Vous comprenez, dit-il enfin, qu'avant de vous répondre j'ai besoin de réfléchir. Accepter la mission dont vous me chargez, c'est prendre l'engagement de vous servir de tout mon crédit; or, je ne m'engage jamais légèrement. Revenez demain; d'ici là j'aurai pris un parti.

Ce délai n'était qu'un acte de convenance, car la décision du marquis fut instantanée. Avec la promptitude de jugement particulière aux hommes spirituels, il traça de l'amoureux solliciteur une sorte de signalement matrimonial, formulé à peu près en ces termes:

— Age convenable, physique assez bien pour un mari, manières vulgaires, éducation bourgeoise, principes politiques détestables, nom absurde, fortune superbe.

Le nom peut se changer, pensa le marquis en concluant; Anastasie, qui est bien élevée, se chargera de réformer l'éducation, et la fortune de corriger les principes: le jeune homme est déjà dans le bon chemin; pour venir me voir il avait ôté son ruban.

Le vieillard se décida donc à protéger le postulant; l'antipathie qu'il avait conçue pour Bennezons le poussant d'ailleurs à cette résolution. Ce fut de l'air le plus affable et avec un sourire d'heureux présage, qu'il accueillit le lendemain le décoré de juillet.

— Mon cher monsieur Guibout, lui dit-il avec une familiarité de grand seigneur, je suis à vous, comptez sur moi. Il est quelques petits arrangements nécessaires et dont nous conviendrons plus tard. Vous êtes un homme intelligent et raisonnable; ainsi je suis sûr que nous nous entendrons à merveille. Madame de Chateauvieux retourne à Genève dans deux jours; il est inutile que j'entame la négociation avant son départ. Vos intérêts doivent vous appeler dans le Beaujolais; allez-y, mais soyez dans un mois à Genève. D'ici là j'aurai, je l'espère, mené l'affaire à bon port.

Alexandre se confondit en remerciments et en protestations de reconnaissance; mais, dès qu'il eut quitté son noble protecteur, l'expression obséquieuse de sa physionomie se changea soudain en un épanouissement ricaneur.

— Ah! vieux Polignac, se dit-il en employant une métaphore politique fort à la mode alors parmi le populaire de Paris, tu as mordu à l'hameçon parce qu'il est d'or! J'espère que ces deux princesses seront aussi avides que toi. Oui, dans un mois je serai à Genève. S'il faut manger la moitié de ma fortune pour éblouir cette orgueilleuse créature, je la mangerai; et quand j'aurai son consentement, quand elle m'aura dit: „Je serai votre femme,“ je lui répondrai: „Je ne veux pas de vous.“ Oui, sacrebleu! je lui dirai: „Je ne veux pas de vous!“ et cela le jour de la signature du contrat, en présence de l'impératrice sa mère et de toute son auguste famille. Ces deux femmes-là m'ont trop vexé; je serais un lâche si je n'en tirais pas une vengeance éclatante.

IX.

Ignorant le projet diabolique, inspiré peut-être au décoré par l'histoire du marquis de Brunoy, M. de Montespard tint fidèlement sa promesse. De retour à Genève avec ses deux compagnes, il laissa passer politiquement une quinzaine de jours, afin de donner à l'absence, ce vent destructeur, le temps de souffler sur le souvenir de Bennezons. Ce délai écoulé, un jour que madame de Chateauvieux lui parlait du mariage d'Anastasie en faisant l'éloge d'Armand, il trouva l'occasion opportune et entama la discussion.

— Sans vos engagements envers ce jeune homme, dit-il d'un air de regret, j'aurais eu un autre parti à vous proposer.

— Proposez toujours, répondit madame de Chateauvieux; vous savez qu'une femme aime assez à causer mariage.

— C'est tout simplement un parti de 80 mille livres de rente, reprit le négociateur, qui mit ce propos colossal en tête de son attaque, ainsi que, pour combattre les Romains, Pyrrhus, roi d'Épire, rangeait des éléphants devant son front de bandière.

La femme chevaleresque tressaillit sur son fauteuil, comme si cet éléphant d'or, qui a nom 80 mille livres de rente, l'eût touchée de sa trompe.

— Voilà un parti digne d'une duchesse, dit-elle, en se remettant de son émotion. De qui voulez-vous parler?

— D'un homme que vous connaissez déjà, quoique peut-être il ait été mal apprécié de vous; d'un homme dont le nom va vous surprendre.

— Quel préambule! Mais parlez donc.

— D'Alexandre Guibout, puisqu'il faut l'appeler par son nom, répondit le marquis en parodiant le vers de Lafontaine au sujet de la peste.

Madame de Chateauvieux fit un second soubresaut. Sans lui donner le temps de prendre la parole, le pair de France lui expliqua l'affaire dans tous ses détails, et conclut sa harangue en demandant formellement la main d'Anastasie pour son protégé. La promesse faite à Bennezons, les mots sonores d'honneur, de délicatesse, de loyauté, les répugnances inspirées par les opinions, la naissance et les manières du nouveau prétendant, furent opposés à l'orateur, comme il s'y attendait et sans qu'il s'en inquiétât beaucoup. Ayant prévu toutes les objections, sa réponse à chacune d'elles était prête.

— Ma chère amie, dit-il à son interlocutrice en usant du langage familier qu'autorisait de sa part une longue intimité, parlons raison. La richesse, je le sais, existe souvent sans le bonheur; mais lui, en revanche, ne se rencontre que bien rarement sans elle. Dans notre classe surtout, la fortune est une nécessité. Vous n'êtes pas riche, Bennezons l'est moins encore; en unissant ces deux médiocrités, vous arrivez tout droit à la gêne pour Anastasie. Je dis la gêne; si elle a plusieurs enfants, je dirai: la pauvreté. Ce projet de mariage a été conçu sans me consulter, et dans un de vos moments d'engouement romanesque. Mais aujourd'hui que j'en appelle à votre bon sens et à votre sollicitude pour votre fille, vous avouerez qu'il ne peut pas supporter une discussion sérieuse.

— M. de Bennezons n'est pas riche, j'en conviens; mais sa naissance est excellente, et, à mes yeux, c'est une considération capitale.

— D'abord les Bennezons sont éteints, et celui-ci est d'une famille greffée sur l'ancienne on ne sait comment.

— Il est Bennezons véritable, j'en suis certaine. Savez-vous que les Bennezons sont la fleur de la noblesse normande, et qu'ils datent de Charles le Chauve?

— Et quand ils dateraient de Charles le Chauve! ce n'est, après tout, que de la seconde race, répondit le vieux gentilhomme avec le superbe sourire qu'eût pu se permettre un Mérovingien ressuscité.

— C'est quelque chose, dit en riant à son tour madame de Chateauvieux.

—Quelque chose, mais peu de chose. Voyez-vous, ma chère amie, en France il y a une trentaine de familles historiques dont le nom possède une importance réelle. Tout le reste, petite noblesse ou bourgeoisie, doit être placé au même rang. Pour moi, entre Bennezons et Guibout je ne fais aucune différence; et vous-même, vous vous êtes montrée un jour de mon avis. Entre nous, votre mari s'appelait M. Pourtois.

— Il ne s'agit pas de cela; je me nomme madame de Chateauvieux. Comment pensez-vous que ma fille puisse s'appeler Guibout?

(Suite.)

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich, die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 33.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

L'Anneau d'Argent.

Par Charles de Bernard.

(Suite.)

— Cela serait d'autant plus déplorable, dit le marquis avec un sérieux affecté, que de Guibout on fait très-facilement Gibou.

— Et alors, chaque fois qu'Anastasie recevrait du monde, on dirait: Nous allons prendre le thé de madame Gibou. Vous le premier.

— J'en suis capable. Mais, comme vous le disiez tout à l'heure, il ne s'agit pas de cela. Un nom ridicule se quitte; je ne pense pas que le jeune homme tienne au sien le moins du monde. C'est l'affaire d'un pourvoi devant le garde des sceaux; pas autre chose.

— S'il avait une terre? observa madame de Chateauvieux d'un air pensif.

— Une terre! Je ne crois pas. Mais il possède près de Montespard des étangs magnifiques.

— Où cela mène-t-il?

— Droit à votre but. Jetez dans un étang dix bourgeois, je me charge de repêcher dix nobles. Monsieur de l'Étang d'abord; à tout suzerain tout honneur; ensuite, monsieur de Lamare, monsieur de Leau, monsieur du Jonc, monsieur de Labonde, monsieur de Lile...

— Monsieur du Brochet, dit à son tour madame de Chateauvieux; faites-moi grâce du reste de la pêche. Mais tout cela n'est qu'une plaisanterie.

— Voici qui n'est pas une plaisanterie. La mère de monsieur Guibout était une demoiselle de Saint-Gorgon, d'une bonne famille du Beaujolais; qui empêche notre jeune homme d'en relever le nom et les armes? Madame de Saint-Gorgon! Trouvez-vous que ce nom ferait un trop mauvais effet à la porte d'un salon?

— Je ne dis pas cela; au contraire, il a quelque chose de chevaleresque qui ne me déplait pas; Saint-Gorgon! je crois que cela irait assez bien à Anastasie, qui est grande et brune.

Madame de Chateauvieux se laissa vaincre de la sorte, article par article; mais à la fin de la discussion, elle réitéra le refus par où elle avait débuté, et déclara que, tout en reconnaissant les avantages de l'alliance qu'on lui proposait, elle était décidée à tenir la parole donnée à monsieur de Bennezons. Le marquis n'insista pas, comptant sur les réflexions de son ancienne amie plus encore que sur sa propre éloquence. Il ne fut pas déçu dans ce calcul. La femme à principes héroïques et religieux, qui, en face du vieux pair de France, avait pris la défense d'Armand, passa à l'ennemi, c'est-à-dire au Guibout, avant d'avoir rejoint sa fille.

La soudaineté d'un pareil changement n'a pas besoin de commentaire. Les sentiments ordinaires s'insinuent dans le cœur graduellement, comme naissent les rayons de l'aube; les fortes passions,

au contraire, s'en emparent de force et d'un seul coup, ainsi que le soleil inonde de sa lumière une chambre dont les volets s'ouvrent à midi. L'or, ce sóleil monnayé, possède, autant que l'astre souverain lui-même, cette puissance d'irruption et d'éblouissement à laquelle les caractères les plus stoïquement trempés ne résistent pas toujours et qui devait trouver sans défense une femme dont la vanité surpassait la fortune. Dans les rêves les plus ambitieux dont sa fille était l'objet, madame de Chateauvieux n'avait jamais rien espéré d'aussi splendide que l'établissement proposé par son vieux conseiller. A ses yeux, les fermes, les forges, les maisons de ville et de campagne d'Alexandre Guibout se dressèrent subitement en s'empilant les unes sur les autres dans un ordre imposant et grandiose. Pendant quelque temps, il est vrai, une crevasse de cette Babel dorée laissa voir l'image irritée de Bennezons; mais le ferme esprit de la femme entre deux âges chassa bientôt cette vision importune comme on effraye du pied un lézard mal appris qui s'aventure dans un monument consacré.

Les conversions récentes inspirent toujours à ceux qui les subissent une rare ferveur de prosélytisme. Convaincue de la divinité de la Fortune, madame de Chateauvieux ne perdit pas de temps pour prêcher sa croyance à la personne la plus intéressée à ce débat et dont le consentement était indispensable à sa solution. A son retour d'une promenade sur le lac, Anastasie fut assaillie par une de ces attaques maternellement impitoyables qui vont droit et roide comme une charge de cavalerie, en sabrant au profit de l'intérêt tous les liens, tous les serments, tous les droits de l'amour. La jeune fille se révolta d'abord contre l'idée de rompre l'alliance dont son anneau d'argent était devenu le gage.

— Il est impossible que vous parliez sérieusement, dit-elle en regardant sa mère avec un sourire d'incrédulité; sans doute vous voulez m'éprouver, et ceci est une plaisanterie concertée entre vous et monsieur de Montespard?

— Ai-je l'habitude de plaisanter lorsqu'il s'agit de ton avenir? répondit madame de Chateauvieux d'un ton grave; je ne t'ai pas dit un seul mot qui ne soit sérieux et vrai. La plus importante action de ta vie, de la mienne par conséquent, doit se décider en ce moment. Un parti, tel que mon amour pour toi n'aurait jamais osé en espérer un semblable, se présente aujourd'hui; toutes mes sympathies lui sont acquises, je ne te le cache pas; car je veux être franche avec toi. Mon consentement est donc prêt, mais c'est le tien qu'il faut avant tout. Voyons: quelles objections peux-tu faire contre ce projet qui me rendrait si heureuse?

— Mais, maman... et Armand? dit Anastasie.

— Tu veux dire monsieur de Bennezons, reprit la femme de quarante-six ans; eh bien!

Cette inintelligence affectée blessa la jeune fille et lui inspira un accès d'énergie.

— Il m'aime! s'écria-t-elle.

— Cela ne m'étonne pas; tu es assez bien pour inspirer une passion.

— Mais je l'aime aussi, moi, et vous ne l'ignorez pas. L'attachement que j'ai conçu pour lui est né sous vos yeux; vous l'avez vu se développer jour par jour sans y mettre obstacle; vous connaissez aussi bien que moi-même l'engagement qui nous lie, et quand je prononce son nom, il semble que je parle d'un étranger. Je vous le répète, je l'aime! Prétendrez-vous maintenant que ce soit sans votre aveu?

— Accuse-moi, tu en as le droit, répondit madame de Chateuvieux avec une douceur hypocrite. Les reproches que tu me fais, je me les suis adressés déjà plus d'une fois; mais, dans ta bouche, ils me semblent bien durs. J'ai eu tort, sans doute, de ne pas rompre dès son origine une liaison qui ne pouvait aboutir à rien de sensé. Mais pouvais-je prévoir ce qui arrive aujourd'hui? Toutefois, j'ai manqué de prudence, et voilà ce que je ne me pardonne pas. Allons, chère enfant, tu vois que je reconnais mes torts; à ton tour, avoue que tu n'es pas raisonnable.

— Je le serais, sans doute, si je manquais à ma parole?

— Toujours de l'exagération. S'il fallait don-

ner une interprétation aussi rigoureuse à toutes les promesses qu'il est impossible de tenir, la vie tout entière ne serait qu'un parjure. Tu m'aimes trop, n'est-il pas vrai, pour te marier sans mon consentement? Comment donc peux-tu te regarder comme engagée quand je ne le suis pas?

— Mais vous-même, n'avez-vous pas promis...

— Rien. J'ai toléré des assiduités auxquelles je ne voyais aucun inconvénient, n'y attachant pas d'importance. Que s'est-il passé? une chose qui arrive tous les jours dans le monde, aux eaux surtout. Au milieu d'une société assez ennuyeuse, un jeune homme inoccupé t'a remarquée parce que tu étais en effet la plus remarquable; comme il faut au bal des danseurs et dans un concert des musiciens, tu as dansé, tu as chanté avec lui; mais ne l'aurais-tu pas fait avec tout autre homme de bonne compagnie qui eût eu des jambes ou de la voix? L'intérêt plus ou moins vif que tu as pu prendre à une connaissance de quelques jours n'a donc qu'une gravité éphémère. Les liaisons contractées aux eaux sont d'une nature tellement exceptionnelle, qu'elles ne sauraient engager pour l'avenir. On se rencontre à Spa ou à Baréges, on se voit tous les jours comme si l'on était amis intimes; la saison finie, chacun part de son côté et l'on ne se connaît plus. Nous voici en Suisse, monsieur de Bennezons est en Vendée; qui peut dire seulement si vous vous reverrez jamais?

— S'il est en Vendée, qui l'y a envoyé? dit Anastasie d'un ton de reproche et d'amertume.

— Moi, répondit la femme chevaleresque en levant orgueilleusement la tête, et s'il fallait recommencer, je lui tiendrais encore le même langage. Je rends justice à monsieur de Bennezons; il a des idées d'honneur et de loyauté, mais son caractère est faible, irrésolu: en l'arrachant à l'influence de Félix, en réchauffant ses sentiments attiédis, en lui montrant enfin le chemin du dévouement, j'ai accompli un devoir, tout en lui rendant un inappréciable service. La place de monsieur de Bennezons est en Vendée; si nous le revoyons jamais, ce sont des remercîments que j'attends de lui et non des reproches. Mais ceci est une question toute politique, reprit madame de Chateauvieux d'une voix insinuante, et nous devons, avant tout, nous occuper de toi. Ma bonne Anastasie, il m'en coûte, sois-en bien sûre, de contrarier le moindre de tes caprices; mais mon amour de mère ne me permet pas une faiblesse qui compromettrait ton sort et dont toi-même, un jour, serais la première à gémir. Puis-je avoir d'autre désir que celui de ton bonheur? Sois donc raisonnable, je t'en supplie. Au fond, tu dois comprendre que monsieur de Bennezons n'est pas un parti pour toi. Nous ne sommes pas riches, il l'est moins encore; en unissant ces deux médiocrités, nous arrivons tout droit à la gêne, et, en admettant la possibilité d'un pareil mariage, si vous aviez plusieurs enfants, il faudrait dire: La pauvreté. Quand tu seras mère, Anastasie, tu verras que dans notre cœur de femme le bonheur de nos enfants absorbe tout autre sentiment. Mais songes-y donc: quatre-vingt mille livres de rente!

— Si Armand n'est pas riche, du moins son nom est beau, et l'on peut se passer de fortune lorsqu'on s'appelle Bennezons, répondit la jeune fille avec un accent de fierté.

— D'abord, est-il réellement de l'ancienne famille des Bennezons? Rien n'est plus douteux, à ce qu'assure monsieur de Montespard, à qui tu accorderas bien quelques connaissances en fait de généalogies. Et puis, vois-tu, mon enfant, en France il n'y a qu'une trentaine de familles historiques dont le nom possède une importance réelle. Si tu devais t'appeler madame de Rohan ou de Montmorency, je passerais sur tout le reste; on ne s'enquiert jamais de la bourse d'un prince. Mais entre Bennezons, Chateauvieux ou Saint-Gorgon, je ne vois, moi, aucune différence, et alors il est tout simple que la fortune fasse pencher la balance. Quatre-vingt mille livres de rente!

— Mais mon cœur..

— Quatre-vingt mille livres de rente! c'est-à-dire une fortune suffisante pour vous mettre

de pair avec ce qu'il y a de plus aristocratique à Paris.

— Surtout quand on s'appelle Guibout.

— Saint-Gorgon! de Saint-Gorgon! c'est une affaire arrangée. Les Saint-Gorgon étaient une des premières familles du Beaujolais et ce nom a fort grand air.

Ainsi que l'avait fait sa mère avec monsieur de Montespard, Anastasie attaqua dans tous ses articles le projet soumis à son approbation; elle discuta, raisonna, argumenta, puis parlementa; mais auparavant versa ces larmes qui tranquillisent la conscience, car toute femme s'absout lorsqu'elle a pleuré. Enfin, après avoir épuisé ses arguments et ses sanglots, elle se soumit, et reconnut peu à peu dans ses méditations particulières qu'elle avait raison de se soumettre. Cortail, qui, seul, eût pu plaider la cause de son ami, était rentré en France, où l'appelait son service dans son nouveau régiment. Aucune lettre venue de la Vendée n'apporta à mademoiselle de Chateauvieux un de ces remords qui réveillent les nobles instincts du cœur, ou peut-être la prudence maternelle supprima-t-elle une correspondance qui eût contrarié ses projets. Dès lors Bennezons fut perdu, quoiqu'il ne fût pas encore oublié.

X.

Quelques jours après, une lettre du marquis de Montespard apprit à son protégé que le champ clos matrimonial lui était ouvert. De son côté, le nouvel héritier n'avait pas perdu de temps pour endosser le Saint-Gorgon, par-dessus le Guibout, afin de lever d'avance les obstacles qu'aurait pu lui opposer la morgue aristocratique de sa future belle-mère.

Par une belle matinée d'octobre, M. Alexandre Guibout de Saint-Gorgon, ex-décoré de juillet, car il n'était plus question du ruban bleu à liseré amaranthe, fit son entrée à Genève dans un coupé magnifique dont le cabriolet d'arrière-train contenait deux laquais en grand deuil, et qui offrait sur chaque panneau l'écusson des Saint-Gorgon: d'azur, à trois têtes de gorgones d'argent, arrachées de gueules; armes parlantes et terribles que madame de Chateauvieux proclama souverainement chevaleresques. Présenté officiellement par le marquis, le prétendu reçut un accueil gracieux qui déconcerta ses projets de vengeance. Peu à peu les scènes de Saint-Gervais furent adroitement rappelées par les deux femmes, et reçurent une explication dont la douce moquerie devenait flatteuse, loin de blesser.

— Avouez que vous me détestiez, lui dit d'un air de bonhomie madame de Chateauvieux, et moi-même, je dois en convenir, je ne vous aimais guère. Je suis un peu intolérante en politique, c'est là mon défaut; et puis, pourquoi vous y être pris si mal? puisque vous connaissiez monsieur de Montespard, pourquoi ne pas vous faire présenter par lui?

— Mademoiselle me détestait sans doute aussi? demanda le jeune homme en se tournant assez gauchement du côté d'Anastasie.

— Moi,... j'avais peur de vous, répondit-elle en levant sur lui un regard qu'elle baissa aussitôt.

Il est des hommes qui sont extrêmement flattés d'être trouvés terribles par les femmes. Alexandre Guibout était du nombre. Cet aveu lui fut donc très-agréable et acheva de le désarmer.

— Au fait, se dit-il, je crois bien que j'ai dû lui faire peur. Avec ma vieille redingote de velours et ma casquette rouge, j'avais l'air d'un Robert-Macaire.

En faisant cette réflexion, le jeune homme glissa un regard complaisant le long de son individu, dont, selon lui, un costume de deuil entièrement neuf rehaussait singulièrement la bonne grâce.

— De quoi puis-je me plaindre? reprit-il en lui-même; si je n'ai pas réussi à Saint-Gervais, c'est que, il faut l'avouer, je n'avais rien de fort séduisant. M'aimer tel que j'étais alors eût été de sa part la preuve d'un assez mauvais goût. Madame de Chateauvieux a raison; je m'y étais mal pris.

— Je vous ai paru bien maussade, n'est-ce

pas? lui dit Anastasie un autre soir; mais vous-même n'étiez pas toujours fort aimable pour moi. Vous rappelez-vous le jour où vous m'avez si bien éclaboussée au bord de l'Arve?

La jeune fille n'eut pas plutôt prononcé ces paroles qu'elle rougit et baissa les yeux, car l'image d'Armand s'offrit à elle, et sembla lui graver au front avec un fer brûlant le baiser qu'elle avait reçu le jour même dont elle venait d'évoquer le souvenir.

Guibout ne remarqua pas cette émotion ou s'en crut la cause.

— J'avais perdu la tête, répondit-il d'un ton passionné, et l'on doit être indulgent pour la folie. Puisque vous vous rappelez si bien mes torts, aviez-vous remarqué celui-ci?

A ces mots, il montra le lambeau de gaze verte auquel, depuis deux mois, il avait donné pour reliquaire la poche de son gilet.

— Peut-être n'avais-je pas voulu le voir, répondit mademoiselle de Chateauvieux entraînée à cette petite fausseté par le besoin de s'étourdir en imposant silence à des souvenirs importuns.

(*Fin.*)

Sœur Bathilde.

PAR EUGÉNIE FOA.

I.

Une modeste chaise à porteur sans armoiries, sans dorures, et seulement portée par deux valets dont les habits gris et usés ne témoignaient d'aucun vestige de livrée, essayait de se frayer un passage à travers la foule de carrosses armoiriés, de chevaux somptueusement empanachés, et de chaises richement sculptées qui encombraient les approches du Palais-Royal. Ce n'était pas chose facile; on était au commencement du mois de février 1718, et la pluie qui depuis le matin tombait par torrens, avait depuis une heure redoublé d'intensité; la grêle et la neige s'y joignaient, et le vent qui soufflait avec violence, complétait le temps le plus affreux qui se puisse voir.

Cette chaise atteignit le vestibule du palais, où elle s'arrêta. Il en sortit un très jeune homme, dont le premier regard fut de s'assurer, si dans le ballottement du transport, sa toilette n'avait pas souffert; puis rassuré, il se sourit à lui-même et s'avança vers le double escalier, qui monte en spirale jusqu'au premier étage du palais; alors seulement il songea à regarder autour de lui.

L'affluence des grands seigneurs à grands cordons et à brochettes de croix, dont il se vit entouré, l'émut profondément; à l'air de satisfaction qui se montrait sur son visage, succéda une expression d'embarras et de contrainte. Au lieu d'avancer, il se mit à reculer, saluant à droite et à gauche; ses beaux yeux noirs qui laissaient échapper un regard timide et indécis, semblaient dans cette foule brillante et aristocratique chercher un appui, solliciter une main protectrice qui le guidât sur ce théâtre où l'on devinait bien, qu'il paraissait pour la première fois.

Il fut abordé par un jeune et beau seigneur d'environ vingt-quatre ans, d'une mise, d'un luxe et d'un goût merveilleux.

— Je veux être damné si ce n'est là le seigneur Cadmus, dit-il en toisant, d'un ton de politesse insolente, le jeune homme venu en chaise. Et par la sembleu, mon cher, que viens-tu faire ici?

— Son altesse royale le regent m'a fait dire de me rendre au palais, monsieur le duc de Richelieu, répondit le jeune homme en s'inclinant jusqu'à terre.

— Pas mal, d'honneur, pas mal, dit le duc de Richelieu sans écouter la réponse de son timide voisin, mais occupé à lorgner minutieusement chaque détail de son costume.... Sais-tu que tu as du goût, Cadmus; je veux être damné si avec cette mise de bon goût, cette élégance et cette jolie figure,... et surtout en cachant ton nom et ton rang, tu n'enlèves d'assaut les cœurs les plus récalcitrans, et les plus sévères... Mais tu ne lèves pas les yeux si haut, tu t'intéresses peu aux enchanteresses qui ornent la cour de notre régent.

— Pardonnez-moi, monsieur le duc, et il y en a une,... répondit Cadmus avec un soupir.

— Laquelle, s'il te plaît?

Celui que le duc de Richelieu appelait Cadmus continua d'un ris de confidence pleine de bonhomie :

— Monsieur le duc de Richelieu doit les connaître toutes, „lui!" Celle dont je veux parler est très belle.

— Elles le sont toutes, mon cher.

— Très jeune.

— Elles le sont encore toutes, par la sembleu.

— Mais elles ne sont pas toutes muettes, monsieur le duc, et la mienne l'est.

— Muettes! il n'y en a pas une ici, mon cher, je puis te l'affirmer, de reste, quel est son nom?

— Batilde.

— Batilde, répéta le duc tristement surpris, je ne la connais pas. Batilde, répéta-t-il encore préoccupé, mais elle doit avoir un autre nom que celui de Batilde?

— Je l'ignore, monsieur le duc.

— Où lui as-tu parlé?

— Je ne lui ai jamais parlé, monsieur le duc.

— Par la sambleu, où l'as-tu donc vue?

— Il y a trois jours, de grand matin, passant sur le Pont-Neuf à pied, un carrosse qui venait très vite, renversa près de moi une petite fille qui vendait des pommes; aux cris de l'enfant, le carrosse s'arrêta, deux dames en descendirent, mais je n'en vis qu'une, je n'en regardais qu'une, elle était jeune, belle et pâle. Elle fendit la foule, courut à l'enfant, le releva, ses beaux yeux exprimaient la plus vive inquiétude, la plus tendre sollicitude, mais ce fut la dame âgée qui parla, qui s'informa du mal que ressentait la petite, de sa demeure, et qui donna ordre à ses gens de la porter dans le carrosse; je m'empressai, je la plaçai moi-même sur la banquette de devant, alors la dame âgée me remercia; quant à la jeune, elle remua les lèvres comme si elle eût voulu m'adresser la parole, mais aucun son n'en sortit, elle en resta comme confuse; puis me saluant, elle fit un signe et le carrosse partit en emportant cette charmante personne.

— C'est très bien, mais tout cela ne m'indique pas que ta beauté muette habite la cour, plutôt que la ville ou le faubourg.

— Son carrosse portait la livrée et les armes de la maison d'Orléans.

— Diable! dit le duc réfléchissant en se caressant le menton d'une main. Mais d'abord, es-tu bien sûr, Cadmus, qu'elle s'appelle Batilde, et qu'elle soit muette.

— A l'endroit du pont où elle s'était baissée pour relever la petite fille, j'ai trouvé ce médaillon où ce nom est gravé; du reste, si elle n'avait pas été muette, monsieur le duc, elle aurait adressé la parole à la petite ou à moi.

— Bah! dit Richelieu en pirouettant sur les talons. Puis il fit quelques pas dans l'antichambre où il se vit aussitôt entouré.

— Bon jour Canillac, Cheverni, Camaches, dit le duc en leur tendant la main l'un après l'autre; quel temps affreux ajouta-t-il en jetant un regard à travers les vitres que fouettait la pluie avec violence.

- *Quand ce serait un régent qui gouvernerait là-haut, les affaires n'en iraient pas plus mal*, dit une voix railleuse derrière les jeunes seigneurs.

On se retourna avec étonnement; celui qui venait de parler était un homme jeune et maigre; une espèce de moquerie amère était répandue sur toute cette sèche physionomie, et soit qu'il parlât ou ne parlât pas, une perpétuelle épigramme semblait jaillir de ses yeux et de ses lèvres. Il s'appelait Arouet de Voltaire.

Au même instant, et comme un violent coup de vent avait rendu tout le monde muet, la porte de l'appartement de la duchesse d'Orléans s'ouvrit, et un huissier fit signe à la foule des courtisans d'entrer; ce qu'ils firent en silence, et par rang de titres et de dignités.

Lorsque chacun eut salué, d'abord une grande femme habillée en façon d'amazone, et qui était la mère du régent, puis sa femme, assez belle, bien qu'avec des joues pendantes, et enfin un groupe de jeunes et jolies princesses, le duc de Richelieu frappa sur l'épaule de Cadmus.

— Y est-elle? demanda-t-il en lui montrant les dames de la cour.

— Oui, monsieur le duc, là-bas, contre la princesse Palatine, cette jeune et belle fille vêtue de satin blanc...

— Ah! c'est là ta Batilde muette.... Délicieux sur mon âme! délicieux couple que vous feriez ensemble.... une future religieuse et un...., mais je veux être damné si je ne te présente pas moi-même à elle; suis-moi! ce sera piquant.

Richelieu suivi de son acolyte, atteignit bientôt la place où se trouvait la soi-disant muette.

— Mademoiselle veut-elle me permettre de lui présenter un pauvre jeune homme, qui ne sait comment faire pour mettre aux pieds de votre beauté, et un médaillon perdu l'autre jour en accomplissant une œuvre de bienveillance... et son cœur...

Puis il fit une pirouette et s'éloigna, laissant Cadmus en présence de l'inconnue. Celui-ci tira timidement de son sein un petit médaillon d'or émaillé de bleu, et le présenta en tremblant à l'inconnue.

— Merci! dit-elle, et avec un gracieux mouvement d'hésitation, elle ajouta: c'est... le portrait d'une amie.

— Vous n'êtes donc pas muette, dit vivement Cadmus, comme malgré lui.

La jeune fille leva ses grands yeux bleus surpris sur son interlocuteur, et répondit, mais en hésitant encore.

— Non . . . monsieur.

— Et moi qui le croyais... Oh! pardon, pardon, mademoiselle.

La soi-disant Batilde répondit à voix basse:

— J'ai une infirmité... qui me fait paraître souvent hautaine... orgueilleuse... On croit que c'est le dédain qui m'empêche... de répondre.. c'est que je ne le puis... pas... je bégaie en parlant... et j'en ai honte... voilà la cause de mon silence.

— Et vous avez la bonté de vous excuser, dit l'amoureux jeune homme, vous qui paraissez être si fort au-dessus de moi!

— Est-ce que vous ne savez pas que je suis mademoiselle de Chartres?.... demanda naïvement la jeune fille.

— Mademoiselle de Chartres! interrompit Cadmus en pâlissant, mademoiselle de Chartres! .... la fille du régent.. Malheureux!

Richelieu qui l'observait de loin, lui jeta un regard moqueur.

En ce moment le régent fit signe à ce mystérieux personnage d'approcher. Celui-ci s'inclina avec un trouble visible, il sortit avec le duc d'Orléans, qui revint un moment après, mais seul.

— Je viens de donner mes ordres pour l'opéra de demain, dit-il en s'approchant de sa famille, on représentera Cadmus.

— Nous irons, nous irons, s'écrièrent les princesses d'Orléans avec joie.

— Et ma petite religieuse viendra-t-elle? dit le duc en frappant un petit coup sur la main de mademoiselle de Chartres.

— Moi, et pourquoi pas? répondit la princesse comme réveillée en sursaut.

— Vraiment, tu compromettrais ainsi ton salut en venant avec nous dans ce lieu de perdition, dit le régent en riant.

— Oui.. j'irai... dit la princesse, si sérieusement qu'on aurait pu croire qu'elle pensait à toute autre chose.

II.

La salle de l'Opéra était éblouissante de parures et de lumières; la loge du duc d'Orléans surtout offrait un assemblage gracieux de femmes jeunes et parées. On venait de lever la toile, mais mademoiselle de Chartres sans s'occuper de ce qui se passait sur la scène, sans même y jeter un regard, laissait errer ses yeux de loge en loge; l'impatience, l'espoir et le dépit se peignaient tour à-tour sur son charmant visage; enfin elle se pencha vers sa sœur.

— Aglaé, lui dit-elle, vous souvenez-vous du personnage que le duc de Richelieu m'a présenté hier soir.

— Certainement, répondit mademoiselle de

Valois le plus simplement du monde, et si vous voulez le voir il est là.

Puis, au grand étonnement de mademoiselle de Chartres dont les yeux se portaient déjà vers les loges les plus somptueuses, l'éventail de mademoiselle de Valois se dirigea sur la scène.

— Où donc? demanda mademoiselle de Chartres ne comprenant rien au signe de l'éventail.

— Quoi, vous ne voyez pas le personnage qui représente Cadmus, le chanteur Caucherau.

— Caucherau! répéta la princesse apercevant enfin l'acteur et ne pouvant en croire ses yeux, Caucherau!

Et les yeux fixés sur la scène, elle resta comme frappée de la foudre, puis, elle ne dit plus une parole; mais quand la toile se baissa, chacun put remarquer que les joues de la princesse étaient baignées de larmes.

— Quel chagrin pour une fiction, lui dit sa sœur en riant, l'auteur de Cadmus doit en être bien glorieux, ma chère Adélaïde.

— Hélas! répondit naïvement mademoiselle de Chartres, ce n'est pas l'opéra de Cadmus qui m'arrache des larmes, c'est le sort de ce pauvre Caucherau qui doit être damné?

— Je vous conseille de le convertir, lui répartit en plaisantant mademoiselle de Valois.

Ces paroles prononcées avec légèreté, furent prises au sérieux par la simple et naïve enfant. Le lendemain Caucherau reçut la lettre suivante:

„Monsieur,

„Pour le salut de votre âme, il faut que je vous parle; trouvez-vous ce soir à huit heures à la porte de mon appartement, suivez la personne que vous y trouverez, et qui vous introduira chez moi.

„Louise-Adelaide de Chartres.“

(Fin.)

Anecdotes.

M. Secousse, curé de Saint-Eustache, à Paris, avait une très jolie nièce qui portait son nom. Un jour qu'un père capucin et un frère lai dînaient chez lui, le hasard ayant placé le frère près de mademoiselle Secousse, il la regardait, la contemplait, l'admirait, lorsqu'un malin de l'assemblée s'en aperçut, et dit: „Il me semble qu'une des règles de l'ordre de Saint-François oblige ses enfans de dire franchement et sans hésiter ce qu'ils ont dans l'ame quand on les interroge.“ Le père capucin, qui était un homme d'esprit, répondit en souriant: „Vous avez raison; et il demanda au jeune frère: que pensiez-vous à l'instant? — „Je pensais, dit celui-ci, que j'étais au bord d'un précipice, et qu'il ne fallait qu'une *secousse* pour m'y faire tomber.“

Madame la comtesse Dumas-Ruffey fesait la quête pour les pauvres de son église paroissiale: chacun s'empressait d'être généreux, et les sollicitations d'une femme jeune et jolie rendaient charitables les pécheurs les plus endurcis. Cependant après avoir touché les plus indifférens, elle arriva auprès de la chaise de M. Toinard, fermier-général, homme fort riche, mais extrêmement avare. Elle lui tend la bourse. M. Toinard, surpris et fâché, s'écrie douloureusement: „Pardon, madame, je voudrais vous donner quelque chose; mais je n'ai rien, absolument rien. — Ah! monsieur, lui dit-elle, que je suis heureuse! je tiens la bourse des pauvres: prenez, ce qui est dedans vous appartient.“

Un particulier qui s'était blessé en fesant une chute grave, racontait dans un café les détails de cet accident. „Monsieur, dit un chirurgien qui était présent, est-ce près des vertèbres que vous vous êtes fait mal? — „Non, monsieur, c'est près de l'Observatoire.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 34.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

L'Anneau d'Argent.

Par Charles de Bernard.

(Fin.)

— Comment garder rancune à tant d'esprit et de grâce? pensa maitre Guibout, qui, pour s'excuser à ses propres yeux en voyant sa vengeance s'en aller par morceaux à chaque nouveau sourire d'Anastasie, finit par se dire:

— Bah! après tout, elle est charmante; j'en suis amoureux, elle commence à m'aimer et je serais un niais de songer à autre chose qu'à être heureux: et puis enfin ce n'est pas au roi de France de venger les injures du duc d'Orléans.

Les arrangements du mariage suivirent donc le cours ordinaire.

Deux mois après, lorsque le contrat fut signé en présence d'une brillante réunion, l'ex-décoré de juillet, loin d'imiter le marquis de Brunoy, moula sur le papier, dans le ravissement de son cœur, le nom de Guibout emmanché de Saint-Gorgon et illustré d'un prodigieux paraphe auquel, cette fois, madame de Chateauvieux ne trouva rien à reprendre; puis, le lendemain, devant l'église catholique de Genève, il prononça le oui sacramentel avec l'énergie qu'il déployait quelque temps auparavant en chantant *la Marseillaise*.

Quinze jours environ après ce mariage, M. de Montespard fut accosté dans la rue des Allemands, naguère la plus pittoresque de Genève, par un jeune homme qui vint à lui avec empressement. C'était Bennezons, pâle et amaigri, l'air fatigué, la barbe longue, les vêtements en désordre. Malgré son usage du monde, le marquis resta un moment interdit.

— Comment se porte madame de Chateauvieux? lui dit pour première parole le jeune homme sans remarquer son embarras; il me tarde tant de la voir, que, si j'écoutais mon désir, j'irais chez elle tout de suite en costume de voyageur.

Le pair de France avait recouvré son sang-froid habituel; n'ayant aucune raison de ménager l'amant abandonné, il lui jeta sans préparation, ces foudroyantes paroles:

— Vous aurez un compliment à faire à Anastasie. Vous savez sans doute qu'elle est mariée?

— Mariée! s'écria Bennezons devenu pâle comme un mourant.

— Depuis quinze jours, à M. de Saint-Gorgon: vous le connaissez, vous vous êtes battu avec lui à Saint-Gervais; et tenez, si vous voulez les voir tous deux, tournez la tête, les voilà qui passent.

En ce moment en effet, la voiture des nouveaux époux traversait la rue. Ils saluèrent le marquis; mais, en reconnaissant Armand, Anastasie retira précipitamment la tête.

Bennezons s'était appuyé contre la porte d'une

maison; peu à peu il dompta son émotion, et levant sur le vieillard un regard plein d'amertume :

— Si cette femme vous parle de moi, lui dit-il, répondez-lui que je suis condamné à mort en Vendée, et que j'y retourne.

Et, sans ajouter un mot, il s'éloigna.

XI.

Le 6 juni de l'année suivante, dans une triste clairière de la Vendée, une maison dont le nom ne périra pas brûlait au bruit d'une fusillade qui couvrait de ses détonations acharnées les sifflements de l'incendie: c'était le château de la Pénissière! Plusieurs compagnies de pantalons rouges, pour employer l'expression du pays, attaquaient ce logis héroïque défendu par une poignée de Vendéens; le feu sur la tête, le feu sous les pieds, criblés d'une grêle de balles, les assiégés se battaient sans crainte comme sans espoir, tandis que deux clairons, placés à chaque étage, sonnaient leur fanfare de mort et rappelaient les templiers chantant sur le bûcher. A la fin les clairons se turent comme s'étaient tus les chevaliers; le feu triomphait. Le toit enflammé termina le combat en s'effondrant sur les Vendéens, ainsi que s'abat le couvercle d'une bière. Une partie de la garnison se fit jour, toutefois par une trouée victorieuse; le reste demeura, non pas vaincu ni prisonnier, mais mort et déjà enseveli.

Parmi les assiégeants, un officier se tenait immobile devant le château; la tête tristement baissée, appuyé sur son sabre dont il trouait la terre par un mouvement convulsif, il contemplait d'un œil morne plusieurs corps, reconnus à la blancheur de leurs mains pour corps de gentilshommes, ainsi que s'exprimèrent les journaux du temps, et que des soldats tiraient un à un de dessous les décombres. Tout à coup, il se pencha en pâlissant vers un de ces cadavres à demi-consumés, lui souleva la main gauche, et à la vue d'un anneau d'argent dont il reconnut la forme étrange, jeta un cri qui se perdit dans les autres clameurs de cette scène de carnage:

— Armand!

Cortail, car c'était lui que l'impitoyable loi de la guerre avait amené en présence de son ancien frère d'armes, se mit à genoux et pleura. Il fit creuser ensuite une fosse qu'il ouvrit lui-même, et après avoir pris l'anneau, seul signe auquel il eût pu reconnaître un corps défiguré par les flammes, coucha son ami dans cette tombe de soldat, pensant qu'il ne saurait lui en trouver une plus glorieuse.

Plusieurs mois après, le régiment de Cortail vint à Paris. La première visite de l'ami d'Armand fut pour madame de Saint-Gorgon, rentrée en France depuis quelque temps avec sa mère et son mari. A la vue de son parent, Anastasie rougit un peu, mais l'usage du monde lui fit promptement dompter cet embarras causé par les souvenirs de Saint-Gervais. S'approchant de la cheminée, la jeune femme prit dans une coupe une bague ornée de brillants, qu'elle choisit parmi plusieurs autres, et l'offrant à son cousin avec un geste gracieux:

— Félix, lui dit-elle, vous n'étiez pas à mon mariage, et depuis je ne vous ai pas vu; mais ne croyez pas que je vous aie oublié. Voici qui vous attend depuis longtemps, c'est mon présent de noce.

— J'ai aussi une bague à vous offrir, répondit Cortail d'un ton sévère; et il lui présenta l'anneau d'argent.

Madame de Saint-Gorgon rougit et pâlit presque en même temps.

— Qui vous a remis cet anneau? dit-elle ensuite d'une voix faible.

— La mort, répondit gravement l'officier; je l'ai pris au doigt d'Armand de Bennezons, tué, il y a trois mois, au château de la Pénissière.

Anastasie tomba sur un fauteuil en se bouchant les yeux; sa douleur, réelle en ce moment, s'épancha par des larmes abondantes autant qu'amères; selon l'usage des jeunes filles qui se laissent marier, elle justifia sa conduite aux dépens de sa mère qu'elle accusa de despotisme; et, de plus en plus abandonnée à son chagrin, elle finit par confesser à son cousin l'antipathie que lui inspirait son mari.

— Je n'ai jamais aimé qu'Armand, dit-elle en

sanglotant; au nom du ciel, donnez-moi sa bague! elle ne me quittera qu'à la mort.

A la vue d'un désespoir si profond, Cortail, ému et presque repentant, passa au doigt d'Anastasie l'anneau d'argent, ainsi devenu le symbole de fiançailles étranges entre une florissante jeune femme du faubourg Saint-Germain et un cadavre couché bien loin, au fond d'un bois de la Vendée. Jusqu'à présent madame de Saint-Gorgon a tenu son serment. L'anneau d'argent brille toujours à sa main gauche, à l'exclusion de tout autre, car, par un raffinement de femme, elle a exilé à la main droite tous les autres joyaux de son baguier, même l'alliance de son mariage. Cette conduite est motivée, selon l'usage, aux yeux d'Alexandre Guibout, par une imaginaire fidélité au souvenir d'une amie; mais le monde, moins crédule que les maris à l'égard des bagues données par les compagnes de pensionnat, a déjà calomnié plus d'une fois la main gauche de madame de Saint-Gorgon. De leur côté, plusieurs jeunes gens des plus beaux, des plus élégants, ou des plus spirituels de l'aristocratie parisienne, ont juré guerre à mort à l'anneau d'argent. L'un veut le conquérir, l'autre le remplacer; l'un ou l'autre réussira-t-il? qui peut le dire? Anastasie portera-t-elle jusqu'à la mort, ainsi qu'elle l'a juré, la bague du romanesque et malheureux Bennezons? Arioste et Boccace en eussent douté; pour moi, je le crois. Sans doute je ne voudrais pas assurer l'anneau d'argent contre une rivalité que l'avenir lui réserve peut-être, il est exposé à rencontrer un jour un voisin, mais un remplaçant je ne veux pas le supposer; car enfin une main a cinq doigts: les défunts et les vivants ne se gênent guère mutuellement; et d'ailleurs quelle femme douée d'une âme chevaleresque pourrait, même pour obéir aux exigences d'une nouvelle passion, répudier le souvenir d'un amant de vingt-cinq ans, mort au combat de la Pénissière?

Sœur Bathilde.

Par Eugénie Foa.

(*Fin.*)

A la réception de cette lettre, Caucherau devint ivre de joie; sa folle imagination ouvrant un champ immense à des pensées plus folles encore, ce fut la tête haute, en conquérant sûr de sa victoire que cet homme, si humble et si timide la veille, se présenta aux portes du palais. Une dame le conduisit à l'oratoire de la princesse. Mademoiselle de Chartres était agenouillée sur un prie-dieu, vis-à-vis d'un crucifix d'argent et semblait absorbée par ses prières.

Quand Caucherau entra, elle se releva soudain, et se tournant vers lui, elle prononça avec son accent hésitant et plein de charmes.

— Je... vous... attendais, monsieur.

Ces paroles bienveillantes achevèrent d'égarer le peu de raison du jeune fat, il se jeta aux genoux de la princesse en prononçant des paroles d'amour.

Mademoiselle de Chartres pâle, mais superbe de dignité, s'appuyant d'une main sur le dossier de son prie-dieu, ordonna au jeune homme de se lever. Il obéit en cachant sa confusion sous un air tendrement respectueux.

— Pardonnez mes transports... mademoiselle, répliqua-t-il, mais je suis si heureux!.. si heureux!..

— Si heureux!.. et de quoi, monsieur? demanda la princesse dont l'étonnement ne pouvait égaler que la candeur.

— De l'ordre qui me conduit à vos pieds, madame.

Ces dernières paroles éclairèrent alors Adelaïde sur sa légèreté. Fondant en larmes elle cacha son visage dans ses mains.

— Vous pleurez... et vous vous taisez, madame, demanda Caucherau, la voix si harmonieusement pénétrante que la pauvre jeune fille se sentit tout émue.

— Hélas! monsieur, répondit-elle, froide mais sans colère... je devrais me fâcher de votre audace, mais en pensant que c'est mon un-

prudence, mon inexpérience des choses de cette vie, qui la causent... je n'en trouve pas le courage.

— Alors, madame, pourquoi donc, m'avez vous fait appeler? demanda l'acteur stupéfait à son tour.

La princesse lui indiqua de la main un tabouret en se laissant tomber, comme abattue, sur son prie-dieu. Elle lui dit:

— En vérité, monsieur, après les idées coupables qui vous ont conduit vers moi, je ne sais comment appeler votre attention sur un sujet plus grave, si grave qu'il m'a fait oublier pour le salut de votre âme, ce que je devais, non à mes titres de princesse et de fille du régent, mais à ma dignité de femme.

Profitant de la confusion dans laquelle toutes ses espérances éteintes avait plongé le pauvre Caucherau mademoiselle de Chartres continua.

— Ne pensez-vous donc qu'à vivre, monsieur, sans songer à mourir?

— Hélas! mademoiselle, si je vous ai déplu je voudrais que le moment en fût arrivé.

— Et vous ne seriez pas effrayé de le voir approcher de vous en état de péché mortel que vous êtes.

— Je ne vous comprends pas, mademoiselle, dit l'acteur d'un air candide qui n'était pas feint.

— En voyant la profession abominable que vous exercez?...

— Ah! sublime, madame, sublime! interrompit l'acteur avec un chaleureux emportement, car à mon jeu plein d'âme et de vérité, avouez-le, ne vous ai-je pas vu verser des larmes d'attendrissement?

— Dites de pitié, monsieur... je pleurais sur vous... sur votre sort... ah, monsieur, écoutez moi,... quittez le théâtre.

— Ce lieu de ma gloire, madame?

— De votre perdition, monsieur!

— Où tous les soirs les applaudissemens des spectateurs me récompensent de mes peines?

— Applaudissemens du démon qui se changeront plus tard en cris de damnés.

— En vérité, madame, je ne puis croire que vous me parliez sérieusement.

D'un mouvement charmant plein d'abandon et d'amour, la princesse leva sur Caucherau ses yeux pleins de larmes.

— Voyez, si je plaisante, dit-elle.

Hors de lui à cette vue le jeune homme ploya le genou devant la princesse.

— Ordonnez de mon sort, madame, lui dit-il.

— Vous quitterez le théâtre, dit Adélaïde avec un petit cri d'enfant plein de joie.

— Si vous l'exigez, madame.

— Vous vous repentirez?

— Oui madame, lui dit-il sans trop savoir ce qu'il répondait.

La princesse ajouta vivement et sans presque bégayer.

— Vous vous amenderez, vous prendrez pour confesseur le père Denis, un bien digne homme et bien saint, et s'il l'exige, car vous avez vécu jusqu'à ce jour d'une vie abominable, s'il l'exige en expiation de vos péchés, vous entrerez dans un séminaire...

Caucherau se releva vivement.

— Dans un séminaire, s'écria-t-il, moi, Caucherau, devenir prêtre! mais songez donc, madame, que je n'ai aucune vocation pour cet état.

— Quoi, monsieur, ne m'avez-vous pas promis....

— Ah! tout ce que vous voudrez, hors cela, madame; mais à votre tour, daignez me prêter un moment d'attention, car il me semble que nous parlons tous deux ici un langage qui nous est à chacun inconnu; vous, mademoiselle, pure et sainte comme les anges du ciel, comme eux aussi vous n'aimez que Dieu; moi, brutal et grossier comme les fils des hommes, je me suis laissé entraîner à adorer, non Dieu, mais son œuvre la plus parfaite. — Pardon, mille fois pardon, vos chastes regards m'ont fait rentrer en moi-même; je pleure mon malheur, mais celui seulement de vous avoir déplu, et si je me repens d'une chose, c'est d'avoir osé troubler le calme de votre heureuse vie par l'aveu téméraire de mon imprudent amour... Vous voyez bien que nous ne nous entendions pas, mademoiselle.

— Ainsi, monsieur, vous persistez dans votre erreur? dit tristement Adélaïde.

— Et que vous importe, un damné de plus ou de moins, madame, dit Caucherau, dans l'accent duquel perçait le dépit d'une espérance déçue.

— Eh! monsieur, si cela ne me faisait rien, seriez-vous ici? dit étourdiment la naïve enfant.

— Oh! cette fois-ci, vous ne vous retracterez pas, dit le jeune homme tremblant de joie, et serrant fortement ses deux mains l'une contre l'autre, — vous vous intéressez à mon sort, je ne vous suis donc pas indifférent! et faisant un pas en avant, comme pour saisir la main de la princesse, il en fit aussitôt deux autres en arrière, en s'écriant: Mon Dieu, je m'en vais, car je suis fou; mais en m'en allant, oh! merci, merci madame, j'emporte du bonheur pour toute une éternité.

Caucherau se trouvant alors près de la draperie, qui cachait la porte de l'oratoire, la souleva brusquement et disparut.

La princesse resta muette à la même place, écoutant les pas de celui qui s'éloignait et dont chaque bruit répondait à son cœur; puis, quand tout fut redevenu tranquille, sans changer de position, sans essuyer les larmes qui coulaient une à une sur ses belles joues satinées, elle éleva lentement ses beaux yeux vers le ciel, et d'un accent plein d'âme, que rien ne saurait rendre elle murmura:

— Oh! je l'aime! je l'aime, mon Dieu!

Le lendemain elle était au couvent de Chelles où elle s'était rendue, sous pretexte de faire ses dévotions. Elle n'en sortit jamais. Au moment où la porte du couvent se refermait sur elle, Caucherau recevait ce billet:

„Mademoiselle de Chartres n'existe plus, mais „sœur Batilde priera le reste de ses jours pour „le salut de Caucherau.“

. . . .

A quelque temps de là, le 20 juillet de la même année, plusieurs seigneurs se rencontrant dans la salle des gardes du Palais-Royal, l'un d'eux s'écria:

— Salut, messieurs..... Eh bien, Richelieu, savez-vous la grande nouvelle? Il n'y aura pas d'opéra cette semaine, Caucherau est au fort l'Evêque, il a refusé hier soir de jouer Cadmus.

— Bast! dit Richelieu, en se caressant le menton d'une main, et jouant de l'autre avec le nœud de son épée... A propos, Canillac, n'etait-ce pas hier que notre belle et charmante mademoiselle de Chartres a prononcé ses vœux?

— Hélas! oui! mais qu'a cela de commun, je vous le demande, avec le caprice de Caucherau? répondit Canillac.

— C'est juste, dit Richelieu, si ce n'est que ce sont deux caprices bien inconcevables, et je veux être damné si je devine l'un plus que l'autre.

Les Prisonniers du Caucase.

Par le Comte Xavier de Maistre.

Les montagnes du Caucase sont, depuis longtemps enclavées dans l'empire de Russie sans lui appartenir. Leurs féroces habitants, séparés par le langage et par des intérêts divers, forment un grand nombre de petites peuplades, qui ont peu de relations politiques entre elles, mais qui sont toutes animées par le même amour de l'indépendance et du pillage.

Une des plus nombreuses et des plus redoutables est celle des Tchetchenges, qui habitent la grande et la petite Kabarda, provinces dont les hautes vallées s'étendent jusqu'aux sommités du Caucase. Les hommes en sont beaux, courageux, intelligens, mais voleurs et cruels, et dans un état de guerre presque continuel avec les troupes *de la ligne.* *)

C'est au milieu de ces hordes dangereuses et au centre même de cette immense chaîne de montagnes que la Russie a établi un chemin de communication avec ses possessions d'Asie. Des redoutes, placées de distance en distance, assurent la route jusqu'en Géorgie; mais aucun voyageur

*) On désigne par ce mot la suite des postes gardés par les troupes russes entre la mer Caspienne et la mer Noire, depuis l'embouchure du Tereck jusqu'à celle du Cuban.

n'oserait se hasarder à parcourir seul l'espace qui les sépare. Deux fois par semaine, un convoi d'infanterie, avec du canon et un parti considérable de cosaques, escorte les voyageurs et les dépêches du gouvernement. Une de ces redoutes, située au débouché des montagnes, est devenue une petite bourgade assez peuplée. Sa situation lui a fait donner le nom de *Wladi-Caucase*: *) elle sert de résidence au commandant des troupes qui font le pénible service dont il vient d'être parlé.

Le major Kascambo, du régiment de Wologda, gentilhomme russe, d'une famille originaire de la Grèce, devait aller prendre le commandement du poste de Lars dans les gorges du Caucase. Impatient de se rendre à son poste et brave jusqu'à la témérité, il eut l'imprudence d'entreprendre ce voyage avec l'escorte d'une cinquantaine de cosaques dont il disposait, et l'imprudence, plus grande encore, de parler de son projet et de s'en vanter avant de l'exécuter.

Les Tchetchenges qui sont près des frontières, et qu'on appelle Tchetchenges pacifiques, sont soumis à la Russie, et ont, en conséquence, un libre accès à Mosdok; mais la plupart conservent des relations avec les montagnards et sont bien souvent de moitié dans leurs brigandages. Ces derniers, informés du voyage de Kascambo et du jour même de son départ, se portèrent en grand nombre sur son passage et lui dressèrent une embuscade. A vingt verstes environ de Mosdok, au détour d'une petite colline couverte de broussailles, il fut attaqué par sept cents hommes à cheval. La retraite était impossible: les cosaques mirent pied à terre et soutinrent l'attaque avec beaucoup de fermeté, espérant être secourus par les troupes d'une redoute qui n'était pas très-éloignée.

Les habitans du Caucase, quoique individuellement très-courageux, sont incapables d'attaquer en masse, et sont par conséquent peu dangereux pour une troupe qui fait bonne contenance; mais ils ont de bonnes armes et tirent fort juste. Leur grand nombre, dans cette occasion, rendait le combat trop inégal. Après une assez longue fusillade, plus de la moitié des cosaques furent tués ou mis hors de combat; le reste s'était fait, avec les chevaux morts, un rempart circulaire derrière lequel ils tirèrent leurs dernières cartouches. Les Tchetchenges, qui ont toujours avec eux, dans leurs expéditions, des déserteurs russes, dont ils se servent au besoin comme d'interprètes, faisaient crier aux cosaques: „Livrez-nous le major, ou vous serez tués jusqu'au dernier.“ Kascambo, voyant la perte certaine de sa troupe, résolut de se livrer lui-même pour sauver la vie à ceux qui restaient: il remit son épée à ses cosaques et s'avança seul vers les Tchetchenges, dont le feu cessa aussitôt, leur but n'étant que de le prendre vivant pour obtenir une rançon. A peine se fut-il livré aux ennemis, qu'il vit paraître de loin le secours qu'on lui envoyait: il n'était plus temps; les brigands s'éloignèrent avec rapidité.

Son denchik*) était resté en arrière avec le mulet qui portait l'équipage du major. Caché dans un ravin, il attendait l'issue du combat, lorsque les cosaques le rencontrèrent et lui apprirent le malheur de son maître. Le brave domestique résolut aussitôt de partager son sort, et s'achemina du côté par où les Tchetchenges s'étaient retirés, conduisant son mulet avec lui, et se dirigeant sur la trace des chevaux. Lorsqu'il commençait à la perdre dans l'obscurité, il rencontra un traîneur ennemi qui le conduisit au rendez-vous des Tchetchenges.

On peut se faire une idée du sentiment qu'éprouva le prisonnier en voyant son denchik venir volontairement partager son mauvais sort. Les Tchetchenges se distribuèrent aussitôt le butin qu'on leur amenait: ils ne laissèrent au major qu'une guitare qui se trouvait dans son équipage, et qu'on lui rendit par dérision. Ivan (c'était le nom du denchik) s'en empara et refusa de la jeter, comme son maître le lui conseillait.

*) *Wladi-Caucase* vient du verbe russe *vladeti*, qui signifie *commander*, *dominer*.

*) Domestique soldat.

„Pourquoi nous décourager? lui disait-il; *le dieu des Russes est grand:* *) l'intérêt des brigands est de vous conserver, ils ne vous feront aucun mal."

Après une halte de quelques heures, la horde allait se remettre en marche, lorsqu'un de leurs gens, qui venait de les rejoindre, annonça que les Russes continuaient à s'avancer, et que probablement les troupes des autres redoutes se réuniraient pour les poursuivre. Les chefs tinrent conseil: il s'agissait de cacher leur retraite, non seulement pour garder leur prisonnier, mais encore pour détourner l'ennemi de leurs villages, et éviter ainsi ses représailles. La horde se dispersa par divers chemins. Dix hommes à pied furent destinés à conduire les prisonniers, tandis qu'une centaine de chevaux restèrent réunis et marchèrent dans une direction différente de celle que devait tenir Kascambo. On enleva à celui-ci ses bottes ferrées, qui auraient pu laisser une empreinte reconnaissable sur le terrain, et on l'obligea, ainsi qu'Ivan, à marcher pieds nus, une partie de la matinée.

Arrivée près d'un torrent, la petite escorte le remonta, le long du bord, sur le gazon, l'espace d'un demi-verste, et descendit dans l'endroit où les bords étaient le plus escarpés, au milieu des broussailles épineuses, évitant soigneusement de laisser la trace de son passage. Le major était si fatigué, que, pour l'amener jusqu'au ruisseau, il fallut le soutenir avec des ceintures. Ses pieds étaient ensanglantés; on se décida à lui rendre sa chaussure pour qu'il pût achever la traite qui restait à faire.

Lorsqu'ils parvinrent au premier village, Kascambo, plus malade encore de chagrin que de fatigue, parut à ses gardiens si faible et si défait, qu'ils eurent des craintes pour sa vie, et le traitèrent plus humainement. On lui donna quelque repos et un cheval pour la marche; mais, afin de détourner les Russes des recherches qu'ils pourraient faire, et de mettre le prisonnier lui-même hors d'état d'apprendre à ses amis le lieu de sa retraite, on le transporta de village en village, et d'une vallée à l'autre, en prenant la précaution de lui bander les yeux à plusieurs reprises. Il passa ainsi une rivière considérable, qu'il jugea être la Sonja. On le ménagea beaucoup pendant ces courses, en lui accordant une nourriture suffisante et le repos nécessaire. Mais lorsqu'il eut atteint le village éloigné dans lequel il devait être définitivement gardé, les Tchetchenges changèrent tout-à-coup de conduite à son égard, et lui firent souffrir toutes sortes de mauvais traitemens. On lui mit des fers aux pieds et aux mains, et une chaîne au cou, au bout de laquelle était attaché un billot de chêne. Le denchik était traité moins durement; ses fers étaient plus légers et lui permettaient de rendre quelques services à son maître.

Dans cette situation, et à chaque nouvelle avanie qu'il recevait, un homme qui parlait russe venait le voir et lui conseillait d'écrire à ses amis pour obtenir sa rançon, qu'on avait fixée à dix mille roubles. Le malheureux prisonnier était hors d'état de payer une somme si forte et ne conservait d'autre espoir que la protection du gouvernement, qui avait racheté, quelques années auparavant, un colonel tombé, comme lui, entre les mains des brigands. L'interprète promettait de lui fournir du papier et de faire parvenir sa lettre; mais, après avoir obtenu son consentement, il ne reparut plus de quelques jours, et ce temps fut employé à faire endurer au major un surcroît de maux. On le priva de nourriture, on lui enleva la natte sur laquelle il couchait et un coussin de selle de cosaque qui lui servait d'oreiller; et lorsque enfin l'entremetteur revint, il lui annonça, par manière de confidence, que, si l'on refusait à la ligne la somme demandée, ou qu'on en retardât le paiement, les Tchetchenges étaient décidés à se défaire de lui, pour s'épargner la dépense et les inquiétudes qu'il leur causait. Le but de leur conduite cruelle était de l'engager à écrire d'une manière plus pressante. On lui remit enfin du papier avec un roseau taillé suivant l'usage tatare; on lui ôta les fers qui liaient ses mains et

*) Proverbe familier des soldats russes au moment du danger.

son cou, afin qu'il pût écrire librement, et lorsque la lettre fut écrite, on la traduisit aux chefs, qui se chargèrent de la faire parvenir au commandant de la ligne.

Depuis lors, il fut traité moins durement et ne fut plus chargé que d'une seule chaîne, qui lui liait le pied et la main droite.

Son hôte, ou plutôt son geôlier, était un vieillard de soixante ans, d'une taille gigantesque et d'un aspect féroce, que son caractère ne démentait pas. Deux de ses fils avaient été tués dans une rencontre avec les Russes, circonstance qui l'avait fait choisir, entre tous les habitans du village, pour être le gardien du prisonnier.

La famille de cet homme, appelé Ibrahim, était composée de la veuve d'un de ses fils, agée de trente-cinq ans, et d'un jeune enfant de sept à huit ans appelé Mamet. Sa mère était aussi méchante et plus capricieuse encore que le vieux gardien. Kascambo eut beaucoup à en souffrir; mais les caresses et la familiarité du jeune Mamet lui furent, dans la suite, une distraction, et même un soutien réel dans ses malheurs. Cet enfant le prit en si grande affection, que les menaces et les mauvais traitemens de son grand-père ne pouvaient l'empêcher de venir jouer avec le prisonnier dès qu'il en trouvait l'occasion. Il avait donné à ce dernier le nom de *Koniak*, qui, dans la langue du pays, signifie un hôte et un ami. Il partageait secrètement avec lui les fruits qu'il pouvait se procurer, et, pendant l'abstinence forcée qu'on avait fait souffrir au major, le jeune Mamet, touché de compassion, profitait adroitement de l'absence momentanée de ses parens pour lui apporter du pain ou des pommes de terre cuites sous la cendre.

Quelques mois s'étaient écoulés, depuis l'envoi de la lettre, sans événement remarquable. Pendant cet intervalle, Ivan avait su gagner la bienveillance de la femme et du vieillard, ou du moins était parvenu à se rendre nécessaire. Il savait tout l'art qui peut entrer dans la cuisine d'un officier de détachement. Il faisait à merveille le kislitchi, *) préparait les concombres salés, et avait accoutumé ses hôtes aux petites douceurs qu'il introduisait dans leur ménage.

Pour obtenir plus de confiance, il s'était mis avec eux sur le pied d'un bouffon, imaginant chaque jour quelque nouvelle plaisanterie pour les amuser: Ibrahim aimait surtout à lui voir danser la cosaque. Lorsque quelque habitant du village venait les visiter, on ôtait à Ivan ses fers, et on le faisait danser: ce qu'il exécutait toujours de bonne grâce, en ajoutant à chaque fois quelque gambade ridicule de plus. Il s'était procuré, par cette conduite constante, la liberté de parcourir le village, le long duquel il était ordinairement suivi par une troupe d'enfans, attirée par ses bouffonneries, et, comme il comprenait la langue tatare, il eut bientôt appris celle du pays, qui en est un dialecte très-rapproché.

Le major lui-même était souvent forcé de chanter avec son denchik des chansons russes et de jouer de la guitare pour amuser cette féroce société. Dans les commencemens, on lui ôtait les fers qui liaient sa main droite lorsqu'on exigeait de lui cette complaisance; mais la femme s'étant aperçue qu'il jouait quelquefois malgré ses fers, pour se désennuyer, on ne lui accorda plus la même faveur, et le malheureux musicien se repentit plus d'une fois d'avoir laissé paraître son talent. Il ignorait alors que sa guitare contribuerait un jour à lui rendre la liberté.

Pour obtenir cette liberté désirée, les deux prisonniers formaient mille projets, tous bien difficiles à exécuter. Lors de leur arrivée dans le village, les habitans envoyaient chaque nuit, et à tour de rôle, un homme pour augmenter la garde.

---

*) Boisson russe: c'est une espèce de bière faite avec de la farine.

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. N[ro]. 35.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Les Prisonniers du Caucase.

Par le Comte Xavier de Maistre.

(Suite.)

Insensiblement on se relâcha de cette précaution. Souvent la sentinelle ne venait pas: la femme et l'enfant couchaient dans une chambre voisine, et le vieux Ibrahim restait seul avec eux; mais il gardait soigneusement sur lui la clef des fers, et se reveillait au moindre bruit. De jour en jour, le prisonnier était traité avec plus de rigueur. Comme la réponse à ses lettres n'arrivait point, les Tchetchenges venaient souvent dans sa prison pour l'insulter et le menacer des plus cruels traitemens. On le privait de ses repas, et il eut un jour le chagrin de voir battre sans pitié le petit Mamet, pour quelques nèfles que cet enfant lui avait apportées.

Une circonstance bien remarquable dans la situation pénible où se trouvait Kascambo, c'est la confiance qu'avaient en lui ses persécuteurs, et l'estime qu'il leur avait inspirée. Tandis que ces barbares lui faisaient souffrir des avanies continuelles, ils venaient souvent le consulter et le prendre pour arbitre dans leurs affaires et dans les démêlés qu'ils avaient ensemble. Entre autres contestations dont on le fit juge, la suivante mérite d'être citée par sa singularité.

Un de ces hommes avait confié une assignation russe de cinq roubles à son camarade, qui partait pour une vallée voisine, en le chargeant de la remettre à quelqu'un. Le commissionnaire perdit son cheval, qui mourut en chemin, et se persuada qu'il avait le droit de garder les cinq roubles en indemnité de la perte qu'il avait faite. Ce raisonnement, digne du Caucase, ne fut point goûté par le propriétaire de l'argent. Au retour du voyageur, il y eut grand bruit au village. Ces deux hommes avaient réuni autour d'eux leurs parens et leurs amis, et la rixe aurait pu devenir sanglante, si les anciens de la horde, après avoir vainement tenté de les apaiser, ne les eussent engagés à soumettre leur cause à la décision du prisonnier. Toute la population du village se porta tumultueusement chez lui pour apprendre plus tôt l'issue de ce ridicule procès. Kascambo fut tiré de sa prison et conduit sur la plate-forme qui servait de toit à la maison.

La plupart des habitations, dans les vallées du Caucase, sont en partie creusées dans la terre, et ne s'élèvent au-dessus du sol que de trois ou quatre pieds; le toit est horizontal et formé d'une couche de terre glaise battue. Les habitans, et surtout les femmes, viennent se reposer sur ces terrasses après le coucher du soleil, et souvent y passent la nuit dans la belle saison.

Lorsque Kascambo parut sur le toit, il se fit

un profond silence. On aurait vu sans doute avec étonnement, à ce singulier tribunal, des plaideurs furieux, armés de pistolets et de poignards, soumettre leur cause à un juge enchaîné, à demi mort de faim et de misère, qui cependant jugeait en dernier ressort, et dont les décisions étaient toujours respectées.

Désespérant de faire entendre raison à l'accusé, le major le fit approcher, et, pour mettre au moins les rieurs du côté de la justice, il lui fit les interrogations suivantes: „Si, au lieu de te donner cinq roubles à porter à son créancier, ton camarade t'avait seulement chargé de lui porter le *bonjour*, ton cheval ne serait-il pas mort tout de même?"

„— Peut-être, répondit le renitent."

„— Et dans ce cas, ajouta le juge, qu'aurais-tu fait du bonjour? N'aurais-tu pas été forcé de le garder en paiement et de t'en contenter? J'ordonne en conséquence que tu rendes l'assignation et que ton camarade te donne le bonjour."

Lorsque cette sentence fut traduite aux spectateurs, des éclats de rire annoncèrent au loin la sagesse du nouveau Salomon. Le condamné lui-même, après avoir disputé quelque temps, fut obligé de céder, et dit, et rendant l'assignation: „Je savais d'avance que je perdrais, si ce chien de chrétien s'en mêlait." Cette singulière confiance dénote l'idée qu'ont ces peuples de la supériorité européenne et le sentiment inné de justice qui existe parmi les hommes les plus féroces.

Kascambo avait écrit trois lettres depuis sa détention, sans recevoir aucune réponse: une année s'était écoulée. Le malheureux prisonnier, manquant de linge et de toutes les commodités de la vie, voyait sa santé dépérir et s'abandonnait au désespoir. Ivan lui-même avait été malade pendant quelque temps. Le sévère Ibrahim, à la grande surprise du major, avait cependant délivré ce jeune homme de ses fers pendant son indisposition, et le laissait encore en liberté. Le major l'interrogeant un jour à ce sujet: „Maître, lui dit Ivan, depuis longtemps je veux vous consulter sur un projet qui m'est venu en tête. Je crois que je ferais bien de me faire mahométan."

„— Tu deviens fou, sans doute?"

„— Non, je ne suis pas fou: il n'y a pour moi que ce moyen de vous être utile. Le prêtre turc m'a dit que, lorsque je serais circoncis, on ne pourra plus me retenir dans les fers: alors je pourrai vous rendre service, vous procurer au moins de la bonne nourriture et du linge; enfin, qui sait? quand je serai libre, le dieu des Russes est grand! nous verrons..."

„— Mais Dieu lui-même t'abandonnera, malheureux, si tu le trahis."

Kascambo, tout en grondant son domestique, avait de la peine à ne pas rire de son bizarre projet; mais lorsqu'il vint à le lui défendre formellement: „Maître, lui répondit Ivan, je ne puis plus vous obéir, et je voudrais en vain vous le cacher: c'est déjà fait; je suis mahométan depuis le jour où vous m'avez cru malade, et où l'on m'a ôté mes fers. Je m'appelle Houssein maintenant. Quel mal y a-t-il? ne puis-je pas me refaire chrétien quand je voudrai et quand vous serez libre? Voyez! déjà je n'ai plus de fers, je puis rompre les vôtres à la première occasion favorable, et j'ai bon espoir qu'elle se présentera." On lui tint en effet parole: il ne fut plus enchaîné et jouit dès lors d'une plus grande liberté; mais cette liberté même faillit à lui être funeste. Les principaux auteurs de l'expédition contre Kascambo craignirent bientôt que le nouveau musulman ne désertât. Le long séjour qu'il avait fait parmi eux et l'habitude qu'il avait de leur langue, le mettaient dans le cas de les connaître tous par leurs noms, et de donner leur signalement à la ligne, s'il y retournait; ce qui les aurait exposés personnellement à la vengeance des Russes: ils désapprouvaient hautement le zèle déplacé du prêtre. D'une autre part, les bons musulmans, qui l'avaient favorisé au moment de sa conversion, remarquèrent que lorsqu'il faisait sa prière sur le toit de la maison, selon l'usage, et comme le mollah le lui avait expressément recommandé, pour se concilier la bienveillance publique, il mêlait souvent par habitude et par inadvertance

des signes de croix aux prosternemens qu'il faisait dans la direction de la Mecque, à laquelle il lui arrivait parfois de tourner le dos; ce qui leur rendait suspecte la sincérité de sa conversion.

Quelques mois après sa feinte apostasie, il s'aperçut d'un grand changement dans les rapports qu'il avait avec les habitans, et ne put se méprendre aux signes manifestes de leur malveillance. Il en cherchait vainement la cause, lorsque des jeunes gens avec lesquels il était particulièrement lié vinrent lui proposer de les accompagner dans une expédition qu'ils allaient entreprendre. Leur projet était de passer le Tereck, pour dépouiller des marchands qui devaient se rendre à Mosdok. Ivan accepta sans hésiter leur proposition. Depuis long-temps il désirait se procurer des armes; on lui promettait une part du butin. Il pensa qu'en le voyant revenir auprès de son maître les personnes qui le soupçonnaient de vouloir déserter n'auraient plus les mêmes raisons de se défier de lui. Cependant, le major s'étant fortement opposé à ce projet, il avait l'air de n'y plus penser, lorsqu'un matin Kascambo vit, en se réveillant, la natte sur laquelle dormait Ivan roulée contre le mur; il était parti pendant la nuit. Ses compagnons devaient passer le Tereck la nuit suivante, et attaquer les marchands dont ils connaissaient la marche par leurs espions.

La confiance des Tchetchenges aurait dû faire naître quelque soupçon dans l'esprit d'Ivan; il n'était pas naturel que des hommes si rusés et si défians admissent un Russe, leur prisonnier, dans une expédition dirigée contre ses compatriotes. On apprit en effet dans la suite qu'ils ne lui avaient proposé de les accompagner que dans l'intention de l'assassiner. Comme sa qualité de nouveau converti les obligeait à quelques ménagemens, ils s'étaient proposé de le garder à vue pendant la route, et de se défaire ensuite de lui au moment de l'attaque, en laissant croire qu'il avait été tué dans le combat. Quelques hommes seulement de l'expédition étaient dans le secret, mais l'événement dérangea leurs dispositions. Au moment où leur bande s'était mise en embuscade pour attaquer les marchands, un régiment de cosaques les surprit eux-mêmes, et les chargea si vivement qu'ils eurent bien de la peine à repasser la rivière. La grandeur du péril leur fit oublier le complot formé contre Ivan, qui les suivit dans leur retraite.

Comme leur troupe en désordre traversait le Tereck dont les eaux sont très-rapides, le cheval d'un jeune Tchetchenge s'abattit au milieu du fleuve et fut aussitôt entraîné par les flots. Ivan qui le suivait poussa son cheval dans le courant au risque d'être entraîné lui-même, et, saisissant le jeune homme au moment où il allait disparaître sous les eaux, parvint à le ramener à l'autre bord. Les cosaques, à la faveur du jour qui commençait à paraître, le reconnaissant à son uniforme et à sa fourragère, visaient sur lui en criant: „Déserteur! attrapez le déserteur!“ Ses habits furent criblés de balles. Enfin, après s'être battu en désespéré et avoir brûlé toutes ses cartouches, il revint au village avec la gloire d'avoir sauvé la vie à l'un de ses compagnons et de s'être rendu utile à toute la troupe.

Si la conduite qu'il avait tenue dans cette occasion ne lui ramena pas tous les esprits, elle lui gagna du moins un ami; le jeune homme qu'il avait sauvé l'adopta pour son *kaniak* (titre sacré que les montagnards du Caucase ne violent jamais), et jura de le défendre envers et contre tous. Mais cette liaison ne suffisait pas pour le mettre à l'abri de la haine des principaux habitans. Le courage qu'il venait de montrer, son attachement à son maître augmentèrent les craintes qu'il leur avait inspirées. On ne pouvait plus le regarder comme un bouffon incapable d'aucune entreprise, ainsi qu'on l'avait fait jusque alors; et, lorsqu'on réfléchissait à l'expédition manquée, à laquelle il avait pris part, on s'étonnait que des troupes russes se fussent trouvées à point nommé dans un lieu si éloigné de leur résidence ordinaire, et l'on soupçonna qu'il avait eu les moyens de les prévenir. Quoique cette conjecture fût sans fondement réel, on le surveilla de plus près. Le vieux Ibrahim lui-même, craignant quelque complot

pour l'évasion de ses prisonniers, ne lui permettait plus d'avoir entre eux d'entretien suivi, et le brave denchik était menacé, quelquefois même battu, lorsqu'il voulait converser avec son maître.

Dans cette situation, les deux prisonniers imaginèrent un moyen de s'entretenir sans donner de soupçon à leur gardien. Comme ils étaient dans l'habitude de chanter ensemble des chansons russes, le major prenait sa guitare lorsqu'il avait quelque chose d'important à communiquer à Ivan en présence d'Ibrahim, et chantait en l'interrogeant: celui-ci répondait sur le même ton, et son maître l'accompagnait avec sa guitare. Cet arrangement n'étant point une nouveauté, on ne s'aperçut jamais d'une ruse qu'ils eurent d'ailleurs la précaution de n'employer que rarement.

Plus de trois mois s'étaient écoulés depuis l'expédition malheureuse dont il a été question, lorsque Ivan crut s'apercevoir d'une agitation extraordinaire dans le village. Quelques mulets chargés de poudre étaient arrivés de la plaine. Les hommes nettoyaient leurs armes et préparaient des cartouches. Il apprit bientôt qu'une grande expédition se préparait. Toute la nation devait se réunir pour attaquer une peuplade voisine qui s'était mise sous la protection des Russes, et qui leur avait permis de construire une redoute sur son territoire. Il ne s'agissait pas moins que d'exterminer toute la peuplade, ainsi que le bataillon russe qui protégeait la construction du fort.

Quelques jours après, Ivan, en sortant de la cabane le matin, trouva le village désert. Tous les hommes en état de porter les armes étaient sortis pendant la nuit. Dans la tournée qu'il fit au village pour prendre des informations, il acquit de nouvelles preuves des mauvaises intentions que l'on avait contre lui. Les vieillards évitaient de lui parler. Un petit garçon lui dit ouvertement que son père voulait le tuer. Enfin, comme il retournait tout pensif vers son maître, il vit sur le toit d'une maison une jeune femme qui souleva son voile, et qui, avec les marques du plus grand effroi, lui fit signe de la main de s'éloigner, en lui montrant le chemin de la Russie: c'était la sœur du Tchetchenge qu'il avait sauvé au passage du Tereck.

Lorsqu'il rentra dans la maison, il trouva le vieillard occupé à visiter les fers de Kascambo. Un nouveau venu était assis dans la chambre: c'était un homme qu'une fièvre intermittente avait empêché de suivre ses camarades, et qu'on avait envoyé chez Ibrahim pour augmenter la garde des prisonniers jusqu'au retour des habitans. Ivan remarqua cette précaution sans témoigner la moindre surprise. L'absence des hommes du village présentait une occasion favorable pour l'exécution de ses projets; mais la vigilance plus active de leur gardien, et surtout la présence du fiévreux, en rendaient le succès très-incertain. Cependant sa mort devenait inévitable s'il attendait le retour des habitans: il prévoyait que leur expédition serait malheureuse, et que leur rage ne l'épargnerait pas. Il ne lui restait plus d'autre ressource que celle d'abandonner son maître ou de le délivrer incessamment. Le fidèle serviteur aurait souffert mille morts, plutôt que de choisir le premier parti.

Kascambo, qui commençait à perdre tout espoir, était tombé depuis quelque temps dans une espèce de stupeur, et gardait un profond silence. Ivan, plus tranquille et plus gai que de coutume, se surpassa dans les apprêts du repas, qu'il faisait en chantant des chansons russes, auxquelles il mêlait des paroles d'encouragement pour son maître.

„Le temps est venu, disait-il, en ajoutant à chaque phrase le refrain insignifiant d'une chanson populaire russe, hai luli, hai luli, le temps est venu de finir notre misère ou de périr. Demain, hai luli, nous serons sur le chemin d'une ville, d'une jolie ville, hai luli, que je ne veux pas nommer; courage, maître! ne vous laissez pas décourager. Le dieu des Russes est grand.“

Kascambo, indifférent à la vie et à la mort, ne connaissant pas les projets de son denchick, se contenta de lui dire: „Fais ce que tu voudras, et tais-toi.“ Vers le soir, le fiévreux, qu'on avait traité généreusement pour le retenir, et qui, outre le bon repas qu'il avait fait, s'était

encore amusé le reste de la journée à manger du chislik*), fut saisi d'un si violent accès de fièvre, qu'il abandonna la partie et se retira chez lui. On le laissa aller sans beaucoup de difficulté, Ivan ayant complètement rassuré le vieillard par sa gaité. Pour éloigner encore toute espèce de méfiance, il se retira de bonne heure au fond de la chambre, et se coucha sur un banc contre la muraille, en attendant qu'Ibrahim s'endormît; mais ce dernier avait résolu de veiller toute la nuit. Au lieu de se coucher sur une natte auprès du feu, comme il faisait ordinairement, il s'assit sur un billot vis-à-vis de son prisonnier, et renvoya sa belle-fille, qui se retira dans la chambre voisine où était son enfant, et ferma la porte sur elle.

De l'angle obscur où il s'était placé, Ivan regardait attentivement le spectacle qu'il avait devant lui. A la lueur du feu qui flambait de temps en temps, une hache brillait dans un enfoncement de la muraille. Le vieillard, vaincu par le sommeil, laissait tomber parfois sa tête sur sa poitrine. Ivan vit qu'il était temps et se leva debout. Le geôlier soupçonneux s'en aperçut aussitôt. „Que fais-tu là, toi?“ lui dit-il durement. Ivan, au lieu de répondre, se rapprocha du feu en bâillant, comme un homme qui sort d'un profond sommeil. Ibrahim, qui sentait lui-même ses paupières s'appesantir, obligea Kascambo de jouer de la guitare pour le tenir éveillé. Ce dernier s'y refusait; mais Ivan lui présenta l'instrument en faisant le signe convenu. „Jouez, maître, dit-il, j'ai à vous parler.“ Kascambo accorda l'instrument, et se mettant à chanter, ils commencèrent ensemble le terrible duo suivant.

KASCAMBO.

Hai luli, hai luli, que veux-tu me dire? prends garde à toi. (A chaque demande et à chaque réponse, ils chantaient ensemble les couplets de la chanson russe suivante:)

Je suis triste, je m'inquiète,
Je ne sais plus que devenir.
Mon bon ami devait venir,
Et je l'attends ici seulette.
Hai luli, hai luli,
Qu'il fait triste sans son ami!

IVAN.

Voyez cette hache, mais ne la regardez pas. Hai luli, hai luli, je fendrai la tête à ce coquin.

Je m'assieds pour filer ma laine,
Le fil se casse dans ma main:
Allons! je filerai demain,
Aujourd'hui je suis trop en peine.
Hai luli, hai luli,
Où peut donc être mon ami?

KASCAMBO.

Meurtre inutile! hai luli, comment fuirai-je avec mes fers?

Comme un petit veau suit sa mère,
Comme un berger suit ses moutons,
Comme un chevreau, dans les vallons
Va chercher l'herbe printanière,
Hai luli, hai luli,
Je cherche partout mon ami.

IVAN.

La clef des fers se trouvera dans les poches du brigand.

Lorsque je vais à la fontaine
Le matin pour puiser de l'eau,
Sans y songer, avec mon seau,
J'entre dans le sentier qui mène
Hai luli, hai luli
A la porte de mon ami.

KASCAMBO.

La femme donnera l'alarme, hai luli.

Hélas! je languis dans l'attente,
Et l'ingrat se plaît loin de moi,
Peut être il me manque de foi
Auprès d'une nouvelle amante!
Hai luli, hai luli,
Aurais je perdu mon ami?

IVAN.

Il en arrivera ce qu'il pourra: ne mourrez-vous pas tout de même, hai luli, de misère et d'inanition?

Ah! s'il est vrai qu'il soit volage!
S'il doit un jour m'abandonner,
Le village n'a qu'à brûler,
Et moi-même avec le village!
Hai luli, hai luli,
A quoi bon vivre sans ami?

Le vieillard devenant attentif, ils redoublèrent les *hai luli* accompagnés d'un arpeggio bru-

*) Viande de mouton que l'on fait rôtir en petits morceaux au bout d'une baguette.

yant: „Jouez, maître poursuivit le denchik, jouez la cosaque, je vais danser autour de la chambre pour m'approcher de la hache; jouez hardiment.“

KASCAMBO.

Eh bien, soit; cet enfer sera fini.

Il détourna la tête et se mit à jouer de tout son pouvoir la danse demandée.

Ivan commença les pas et les attitudes grotesques de la cosaque, qui plaisaient particulièrement au vieillard, en faisant des sauts et des gambades, et en jetant des cris pour détourner son attention. Lorsque Kascambo sentait que le danseur était près de la hache, son cœur palpitait d'inquiétude: cet instrument de leur délivrance était dans une petite armoire sans porte, pratiquée dans la muraille, mais à une hauteur à laquelle Ivan atteignait à peine. Pour l'avoir à sa portée, il profita d'un moment favorable, la saisit tout-à-coup, et la mit aussitôt à terre, dans l'ombre que formait le corps d'Ibrahim. Lorsque celui-ci jeta les yeux sur lui, il était loin de là et continuait la danse. Cette scène dangereuse durait depuis assez longtemps, et Kascambo, las de jouer, commençait à croire que son denchik manquait de courage, ou ne jugeait pas l'occasion favorable. Il jeta les yeux sur lui au moment où, s'étant saisi de la hache, l'intrépide danseur s'avançait d'un pas ferme pour en frapper le vieux brigand. L'émotion qu'éprouva le major fut si forte, qu'il cessa de jouer, et laissa tomber sa guitare sur ses genoux. Au même instant, le vieillard s'était baissé et avait fait un pas en avant pour avancer des broussailles dans le feu: des feuilles sèches s'enflammèrent et jetèrent une grande lueur dans la chambre: Ibrahim se retourna pour s'asseoir.

Si, dans cette occasion, Ivan avait poursuivi son entreprise, un combat corps à corps devenait inévitable: l'alarme aurait été donnée, ce qu'il fallait surtout éviter; mais sa présence d'esprit le sauva. Lorsqu'il s'aperçut du trouble du major, et qu'il vit Ibrahim se lever, il posa la hache derrière le billot même qui servait de siége à ce dernier, et recommença la danse. „Jouez, morbleu! dit-il à son maître; à quoi songez-vous?“ Le major, reconnaissant l'imprudence qu'il avait faite, se remit doucement à jouer. Le vieux geôlier n'eut aucun soupçon, et s'assit de nouveau; mais il leur ordonna de finir la musique et de se coucher. Ivan alla tranquillement prendre l'étui de la guitare et vint le poser sur le foyer; mais, au lieu de recevoir l'instrument que son maître lui présentait, il saisit tout-à-coup la hache derrière Ibrahim, et lui en asséna un si terrible coup sur la tête, que le malheureux ne poussa pas même un soupir, et tomba raide mort le visage dans le feu: sa longue barbe grise s'enflamma; Ivan le retira par les pieds et le couvrit d'une natte.

Ils écoutaient pour savoir si la femme avait été réveillée, lorsque, étonnée sans doute du silence qui régnait après tant de bruit, elle ouvrit la porte de sa chambre: „Que faites-vous donc ici? dit-elle en s'avançant vers les prisonniers; d'où vient qu'il sent la plume brûlée?“

Le feu venait d'être dispersé et ne donnait presque plus de lueur. Ivan leva la hache pour la frapper; elle eut le temps de détourner la tête, et reçut le coup dans la poitrine en jetant un affreux soupir: un autre coup plus rapide que l'éclair l'atteignit dans sa chute, et l'étendit morte aux pieds de Kascambo. Effrayé de ce second meurtre, auquel il ne s'attendait pas, le major, voyant Ivan s'avancer vers la chambre de l'enfant, se plaça devant lui pour l'arrêter. „Où vas-tu, malheureux? lui dit-il; aurais-tu la barbarie de sacrifier aussi cet enfant, qui m'a témoigné tant d'amitié? Si tu me délivrais à ce prix, ni ton attachement, ni tes services, ne pourraient te sauver à notre arrivée à la ligne.

„— A la ligne, répondit Ivan vous ferez ce que vous voudrez; mais ici il faut en finir.“

Kascambo, rassemblant toutes ses forces, le saisit au collet, comme il voulait forcer le passage: „Misérable, lui dit-il, si tu oses attenter à sa vie, si tu lui ôtes un seul cheveu, je jure ici devant Dieu que je me livre moi-même entre les mains des Tchetchenges, et ta barbarie sera inutile.“

„— Entre les mains des Tchetchenges! répeta le denchik en élevant sa hache sanglante sur la tête de son maître; ils ne vous reprendront jamais vivant: je les égorgerai, eux, vous et moi, avant que cela arrive. Cet enfant peut nous perdre en donnant l'alarme; dans l'état ou vous êtes, des femmes suffisent pour vous ramener en prison.“

„— Arrête! arrête! s'écria Kascambo, des mains duquel Ivan cherchait à se dégager. Arrête, monstre, tu m'égorgeras moi-même avant de commettre ce crime!“ Mais, embarrassé par ses fers et faible comme il était, il ne put retenir le féroce jeune homme, qui le repoussait, et tomba rudement par terre, prêt à défaillir de surprise et d'horreur. Tandis que, tout souillé du sang des premières victimes, il faisait des efforts pour se relever: „Ivan, s'écriait-il, je t'en conjure, ne le tue pas; au nom de Dieu, ne verse pas le sang de cette innocente créature!“ Il courut au secours de l'enfant dès qu'il en eut la force; mais, en arrivant à la porte de la chambre, il heurta dans l'obscurité Ivan qui revenait. „Maître, tout est fini; ne perdons pas de temps et ne faites pas de bruit. Ne faites pas de bruit, vous dis-je, répondait-il aux reproches désespérés que lui faisait son maître: ce qui est fait est fait; maintenant il n'y a plus à reculer. Jusqu'à ce que nous soyons libres, tout homme que je rencontre est mort, ou bien il me tuera; et si quelqu'un entre ici avant notre départ, je ne regarde pas si c'est un homme, une femme ou un enfant, si c'est un ami ou un ennemi, je l'étends là avec les autres.“ Il alluma une esquille de mélèse et se mit à fouiller dans la giberne et dans les poches du brigand; la clef des fers ne s'y trouva pas: il la chercha vainement dans les habits de la femme, dans un coffre, et partout où il s'imagina qu'elle pouvait être cachée. Tandis qu'il faisait ces recherches, le major s'abandonnait sans prudence à sa douleur; Ivan le consolait à sa manière. „Vous feriez mieux, lui disait-il, de pleurer la clef des fers qui est perdue. Qu'avez-vous à regretter de cette race de brigands qui vous ont tourmenté pendant plus de quinze mois? Ils voulaient nous faire mourir, eh bien! leur tour est venu avant le nôtre. Est-ce ma faute à moi? Que l'enfer puisse les engloutir tous!“

Cependant, la clef des fers ne se trouvant pas, tant de meurtres devenaient inutiles si l'on ne parvenait à les rompre. Ivan, avec le coin de la hache, parvint à détacher l'anneau de la main, mais celui qui liait la chaîne aux pieds résistait à tous ses efforts; il craignait de blesser son maître et n'osait employer toute sa force. D'autre part, la nuit s'avançait, le danger devenait pressant: ils se décidèrent à partir. Ivan attacha fortement la chaîne à la ceinture du major, de manière qu'elle le gênât le moins possible et qu'elle ne fît pas de bruit. Il mit dans un bissac un quartier de mouton, reste du repas de la veille, y ajouta quelques autres provisions, et s'arma du pistolet et du poignard du mort. Kascambo s'empara de sa bourka; *) ils sortirent en silence, et, faisant le tour de la maison pour éviter toute rencontre, ils prirent le chemin de la montagne, au lieu de suivre la direction de Mosdok et la route ordinaire, prévoyant bien qu'on les poursuivrait de ce côté. Ils longèrent pendant le reste de la nuit les hauteurs de leur droite, et, lorsque le jour commençait à paraître, ils entrèrent dans un bois de hêtres qui couronnait toute la montagne, et qui les mit à couvert du danger d'être vus de loin. C'était dans le mois de février: le terrain, dans ces hauteurs, et surtout dans la forêt, était encore couvert d'une neige durcie qui soutint les pas des voyageurs pendant la nuit et une partie de la matinée; mais vers midi, lorsqu'elle eut été ramollie par le soleil, ils enfonçaient à chaque instant, ce qui rendit leur marche très-lente. Ils arrivèrent ainsi péniblement sur le côté d'une vallée profonde qu'ils devaient traverser et dans le fond de laquelle la neige avait disparu: un chemin battu suivait les sinuosités du ruisseau et annonçait que l'endroit était fréquenté. Cette

*) Manteau de feutre imperméable, à longs poils, qui ressemble assez à une peau d'ours. La bourka, manteau ordinaire des cosaques, se fabrique aussi dans leur pays; ils bravent impunément avec elle la pluie et les [illegible] du bivouac.

considération, jointe à la fatigue dont le major était accablé, décida les voyageurs à rester dans cet endroit pour attendre la nuit: ils s'établirent entre quelques rochers isolés qui sortaient de la neige. Ivan coupa des branches de sapin pour en faire, sur la neige, un lit épais sur lequel le major se coucha. Tandis qu'il se reposait, Ivan cherchait à s'orienter. La vallée, au sommet de laquelle il se trouvait, était entourée de hautes montagnes entre lesquelles on n'apercevait aucune issue: il vit qu'il était impossible d'éviter le chemin battu, et qu'il fallait nécessairement suivre le cours du ruisseau pour sortir de ce labyrinthe. Il était environ onze heures du soir, et la neige commençait à se raffermir lorsqu'ils descendirent dans la vallée. Mais, avant de s'acheminer, ils mirent le feu à leur établissement, autant pour se réchauffer que pour faire un petit repas de chislik, dont ils avaient grand besoin. Une poignée de neige fit leur boisson, et une gorgée d'eau-de-vie acheva le festin. Ils traversèrent heureusement la vallée sans voir personne, et entrèrent dans le défilé, où le chemin et le ruisseau étaient resserrés entre de hautes montagnes à pic. Ils marchèrent avec toute la vitesse qui leur était possible, sentant bien le danger qu'ils couraient d'être rencontrés dans cet étroit passage, dont ils ne sortirent que vers les neuf heures du matin. Ce fut alors seulement que ce sombre défilé s'ouvrit tout-à-coup, et qu'ils découvrirent, au-delà des montagnes plus basses qui se croisaient devant eux, l'immense horizon de la Russie, semblable à une mer éloignée. On se formerait difficilement une idée du plaisir qu'éprouva le major à ce spectacle inattendu: la Russie! la Russie! était le seul mot qu'il pût prononcer. Les voyageurs s'assirent pour se reposer et pour jouir d'avance de leur prochaine liberté. Ce pressentiment de bonheur se mêlait dans l'esprit du major au souvenir de l'horrible catastrophe dont il venait d'être témoin, et que ses fers et ses habits souillés de sang lui retraçaient vivement. Les yeux fixés sur le terme éloigné de ses travaux, il calculait les difficultés du voyage. L'aspect de la longue et dangereuse route qui lui restait à faire avec des fers aux pieds et des jambes enflées de fatigue effaça bientôt jusqu'à la trace du plaisir momentané que lui avait causé l'aspect de sa terre natale. Aux tourmens de son imagination se joignait une soif ardente. Ivan descendit vers le ruisseau qui coulait à quelque distance pour apporter de l'eau à son maître: il y trouva un pont formé de deux arbres et vit de loin une habitation. C'était une espèce de *chalet*, une habitation d'été de Tchetchenges qui se trouvait déserte. Dans la situation des fugitifs, cette maison isolée était une découverte précieuse. Ivan vint arracher son maître à ses réflexions pour le conduire dans le refuge qu'il venait de découvrir, et, après l'y avoir établi, il se mit aussitôt à la recherche du magasin.

Les habitans du Caucase, qui, pour la plupart, sont à demi nomades et souvent exposés aux incursions de leurs voisins, ont toujours, auprès de leurs maisons, des souterrains dans lesquels ils cachent leurs provisions et leurs effets. Ces magasins, de la forme d'un puits étroit, sont fermés avec une planche ou une large pierre recouverte soigneusement de terre, et sont toujours placés dans des endroits où le gazon manque, de peur que la couleur de l'herbe ne trahisse le dépôt. Malgré ces précautions, les soldats russes les découvrent souvent; ils frappent la terre avec la baguette de leur fusil dans les sentiers battus qui sont près des habitations, et le son leur indique les cavités qu'ils recherchent. Ivan en découvrit une sous un hangar attenant à la maison, dans laquelle il trouva des pots de terre, quelques épis de maïs, un morceau de sel gemme et plusieurs ustensiles de ménage.

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 36.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par **O. L. B. WOLFF**, PROF. ET DR., et **C. SCHÜTZ**, DR.

Madame Riccoboni.

Maria Johanne Laboras de Mezières ward 1714 zu Paris geboren. Ihre früher wohlhabenden Eltern sahen sich wenige Jahre, nachdem ihnen diese Tochter geschenkt worden, ihres Vermögens beraubt, und fühlten dadurch das Bedürfniß, ihrem geliebten Kinde eine gute Erziehung zu Theil werden zu lassen, nur um desto lebhafter. Die Natur hatte Johanne Laboras mit den schönsten Gaben des Körpers wie des Geistes ausgestattet und ihre zärtlichen Verwandten sahen daher ihre eifrigen Bemühungen auf das Schönste belohnt. Zwanzig Jahre alt, vermählte sie sich mit dem Schauspieler Franz Riccoboni, dem Sohn des bekannten komischen Schriftstellers, der sie anfangs innig liebte, bald aber von den Zerstreuungen, welche Paris ihm darbot, fortgerissen, ihr vielen Gram bereitete. Sie spielte auf derselben Bühne mit ihrem Gatten, zog sich aber, theils durch ihre unglückliche Ehe und die Intriguen ihrer Collegen, theils durch den wenigen Beifall, dessen sie sich erfreute, veranlaßt, in den Privatstand zurück, und faßte nun den Entschluß ihre beschränkten ökonomischen Verhältnisse durch schriftstellerische Arbeiten zu verbessern. Ihr erster Roman Lettres de Mistress Fanny Butler erschien 1756 anonym, und fand eine so schmeichelhafte Aufnahme, daß eine Freundin der Verfasserin sich nicht enthalten konnte, den Namen derselben bekannt zu machen. Einige scharfe Kritiken waren die Folge davon, schreckten jedoch Madame Riccoboni, welche sich vielmehr angelegen sein ließ die gerügten Fehler zu vermeiden, nicht zurück, und ihr zweites Werk erndtete allgemeines Lob. Eine kleine Pension des Hofes und der Betrag ihrer literarischen Arbeiten bildete ihr ganzes Vermögen; heiter und zufrieden, in traulichstem, nie unterbrochenem Zusammenleben mit einer gleichgesinnten Freundin, Mademoiselle Biancolelli, die früher gleich ihr Schauspielerin gewesen war, erreichte sie das hohe Alter von 78 Jahren und starb gerade als die ersten Ereignisse der Revolution sie mit dem Verlust ihres kleinen Einkommens bedrohten, am 6. December 1792 zu Paris.

Sie hat sich selbst mit folgenden Worten geschildert: Ma taille est assez haute; j'ai les yeux noirs et le teint assez blanc, ma physionomie annonce de la candeur, mes procédés ne l'ont point encore démentie. En parlant à une personne que j'aime, j'ai l'air vif et gai: très froide avec les étrangers; je traite durement ceux que je méprise; je n'ai rien à dire à ceux que je ne connais pas, et je deviens tout à fait imbécille quand on m'ennuie. Une vie simple, même uniforme, me procure une santé parfaite; des chagrins réels, un long et triste assujettissement n'ont jamais pu l'altérer; mon humeur est inégale, elle dépend de la situation de mon âme; tous mes sentimens se peignent sur mon front, je n'ai point l'art de me contraindre: en m'abordant on lit dans mes yeux si le sérieux ou l'enjouement présidera à ma conversation.

Leichtigkeit, Zartheit, Wärme und tiefes Gefühl, gute Erfindung, richtige Characterzeichnung und feiner Tact sind sämmtlichen Romanen der Madame Riccoboni eigen und weisen denselben keinen geringen Rang an. Ihr erstes Werk leidet etwas an Affectation im Styl, dieser Fehler verschwindet jedoch

in ihren späteren Leistungen gänzlich. Außer den oben erwähnten Lettres de Mistress Fanny Butler, welche zum Theil ihre eigene Geschichte enthalten sollen und zuerst 1756 erschienen, schrieb sie noch Histoire de Mr. le Marquis de Cresay (angeblich aus dem Englischen übersetzt) 1758; Histoire de Miss Jenny Revel, 1762; Histoire d'Adélaïde de Dammartin, 1766; Lettres d'Elisabeth Sophie de Vallière, 1772; Lettres de Milord Rivers 1776; Histoire d'Ernestine, erst 1798 erschienen, (unstreitig die Perle aller ihrer Leistungen) u. A. m. Eine sehr hübsche und correcte Ausgabe ihrer sämmtlichen Werke kam 1818 zu Paris (8 Bde. in 8. mit Kupfern) heraus.

Ernestine.

Par Madame Riccoboni.

Une étrangère, arrivée depuis trois mois à Paris; jeune, bien faite, mais pauvre, inconnue, habitait deux chambres basses au faubourg Saint-Antoine; elle s'occupait à broder, et vivait de son travail. Revenant, un soir, de vendre son ouvrage, elle se trouva mal en entrant dans sa maison; on s'efforça vainement de la secourir, de la ranimer; elle expira sans avoir repris ses sens, ni laissé apercevoir aucune marque de connaissance.

Ses voisines, effrayées de ce terrible accident, remplirent sa triste demeure de cris et d'exclamations; elles s'appelaient les unes les autres, répétaient, Christine, hélas! la pauvre Christine!

Une bourgeoise, dont le jardin se terminait au mur de la maison d'où s'élevait ce bruit, attirée par le desir d'être utile à celles qui gémissaient si haut, fut elle-même s'informer de la cause de leurs clameurs; on l'en instruisit: pendant qu'on parlait, ses yeux se fixèrent sur une petite fille âgée de trois ou quatre ans; cette innocente créature pleurait près de la morte, l'appelait, la tirait par sa robe, et lui criait, ma mère, éveillez-vous donc!

Le cœur de la sensible voisine s'émut à ce spectacle, elle s'avança, prit la petite dans ses bras, la caressa, essuya ses larmes. La beauté de l'enfant redoubla son attendrissement: elle envoya chercher un homme de justice, donna de l'argent pour faire inhumer l'étrangère. Ayant rempli toutes les formalités nécessaires au dessein de se charger de la jeune orpheline, elle la prit par la main et la conduisit chez elle.

Celle dont le bon cœur éclatait par cet acte d'humanité se nommait madame Dufresnoi. Veuve d'un marchand peu riche, elle s'était arrangée avec la famille de son mari: contente de trois mille livres de rentes viagères, elle venait d'abandonner à des enfants d'un premier lit des droits assez considérables sur leur succession. Ce procédé généreux lui procura la satisfaction de voir établir convenablement les filles d'un honnête homme dont elle chérissait la mémoire.

La petite étrangère s'appelait Ernestine; elle était Allemande; et ne paraissait pas née dans la bassesse; elle s'exprimait difficilement en français: à force de l'interroger, on comprit par ses discours qu'un méchant mari avait contraint l'infortunée Christine à quitter sa maison et sa patrie, et jamais on n'en apprit davantage.

Ernestine pleura sa mère, la demanda souvent dans les premiers jours qui suivirent sa mort; elle l'oublia, grandit, se forma, devint belle; sa taille svelte et légère, des yeux noirs pleins de feu, de beaux cheveux cendrés, des dents blanches et bien rangées, un souris doux et tendre, des graces, un esprit naturel, la rendaient à douze ans une fille charmante. Elle reçut une éducation simple, apprit à chérir la sagesse, à regarder l'honneur comme sa loi suprême; mais vivant très retirée, ses idées ne purent s'étendre; elle n'acquit aucune connaissance du monde, et conserva long-temps cette tranquille et dangereuse ignorance des vices, qui, éloignant de notre esprit la crainte et la triste défiance, nous porte à juger des autres d'après nous-mêmes, et nous fait regarder tous les humains comme des créatures disposées à nous chérir et à nous obliger.

Madame Dufresnoi, tendrement attachée à cette jeune personne, songeait avec douleur à

l'état où elle se trouverait peut-être un jour. Que ferait Ernestine, si la mort de son amie la laissait sans secours? Ne pouvant assurer son sort, elle voulut au moins lui donner un talent capable de lui procurer les besoins de la vie, et même avec un peu d'aisance: elle choisit la miniature, et fit venir chez elle un peintre pour lui apprendre le dessin. Attentive, intelligente et docile, Ernestine s'appliqua, montra de grandes dispositions, les cultiva, fit des progrès et promettait de devenir habile, quand madame Dufresnoi, attaquée d'une fièvre maligne, fut en peu de moments réduite à la dernière extrémité; elle mourut le cinquième jour de sa maladie.

Henriette Duménil, sœur du peintre qui montrait à Ernestine, était liée d'amitié avec madame Dufresnoi; elles logeaient près l'une de l'autre, et se voyaient assez souvent. Henriette avait environ trente ans; élevée par une de ses parentes, femme riche et répandue dans le monde, elle joignait à un naturel fort aimable cet agrément que donne l'habitude de vivre au milieu d'un cercle poli: point de bien, peu de beauté, beaucoup d'esprit, l'éloignaient du mariage: la bonté de son caractère, l'honnêteté de ses mœurs et sa probité connue, lui attachaient de sincères et de constants amis.

Henriette ne quitta pas madame Dufresnoi pendant sa maladie; et quand il en fut temps, elle arracha la désolée Ernestine d'auprès de son lit, la conduisit chez sa parente, et s'enferma avec elle dans son appartement: elle laissa couler ses larmes, en répandit aussi, et lui accorda cette douceur nécessaire à un cœur affligé, cette liberté de se plaindre, de gémir, que des consolateurs insensibles ou mal adroits croient devoir gêner, restreindre, nous ôter même. Ce zèle approche de la dureté: une tranquille raison, de vains discours, de froides considérations, blessent une ame accablée du poids de sa douleur. Eh d'où vient, eh pourquoi vouloir persuader à un malheureux que le trait dont il se sent déchirer doit à peine laisser des traces de son passage?

Henriette, nommée exécutrice testamentaire par madame Dufresnoi, s'acquitta fidèlement de cet office: on vendit les meubles et les effets au profit d'Ernestine, et l'on plaça sur sa tête une somme de huit mille livres qu'ils rapportèrent. Il fallait lui chercher un asile décent et convenable, Henriette ne pouvait la garder; M. Duménil, attaché à son élève, engagea sa femme à la prendre chez elle. Cet honnête homme se contenta d'une très petite pension, promit de cultiver ses dispositions, et de la rendre capable de se soutenir par son talent. Ernestine accepta ses offres avec reconnaissance; et deux mois après la mort de sa bienfaitrice, Henriette la conduisit dans la maison de son frère.

La douleur d'Ernestine était plus profonde qu'on ne devait l'attendre d'une personne de son âge; elle pleurait madame Dufresnoi, elle la pleurait amèrement, sans pourtant envisager toutes les conséquences de la perte qu'elle faisait en elle: ses larmes avaient pour objet le regret d'être à jamais séparée d'une femme douce, bonne, attentive, d'une tendre, d'une indulgente compagne. Madame Duménil n'était pas d'un caractère à la dédommager de sa première amie: légère, étourdie, folle même, elle riait de tout, ne s'intéressait à rien, confondait la tristesse avec l'humeur, et ne voyait dans une personne affligée qu'une personne ennuyeuse.

Cette femme, âgée de vingt-six ans, avait un goût décidé pour la dissipation et l'amusement: très bornée dans sa dépense, elle ne pouvait se procurer les plaisirs dont elle était avide ni consentir à s'en priver. Elle chercha les moyens de satisfaire ses desirs malgré son peu de fortune, et devint l'amie complaisante de plusieurs femmes d'une conduite peu exacte. M. Duménil, bon, simple, occupé de son talent, du soin de ménager une poitrine délicate, une santé faible et souvent languissante, laissait vivre sa femme à sa propre fantaisie; une gouvernante âgée et raisonnable conduisait la maison, avait de grandes attentions pour son maître. madame Duménil allait au spectacle, à la promenade, soupait dehors, rentrait tard, dormait une partie du jour; et comme son mari ne le trouvait point mauvais, rien ne l'engageait à se contraindre. L'élève de M. Duménil, appliquée

à son étude, la rencontrait à peine deux fois en un mois, et quand elles se parlaient, c'était avec politesse, mais avec une mutuelle indifférence.

Ernestine passa trois années chez son maître, sans que rien troublât la paisible uniformité de sa vie. Parvenue au degré de perfection où M. Duménil pouvait la conduire, un goût naturel lui fit passer de bien loin ses leçons: il s'en aperçut avec plaisir. Comme il était souvent malade, incapable de travailler lui-même, il pensa à faire connaître le talent de son écolière: il engagea plusieurs de ses amis à se laisser peindre par elle, et ces essais commencèrent à lui donner de la réputation.

Un jour que, seule dans le cabinet de M. Duménil, elle achevait les ornements d'une miniature qu'il devait livrer incessamment, elle entendit ouvrir la porte, se tourna, vit un homme dont la parure et l'air distingué pouvaient attirer l'attention: par une suite de l'application d'Ernestine à son ouvrage, elle fut seulement frappée de trouver en lui l'original du portrait où elle travaillait. Elle le salua sans lui parler; une simple inclination, un signe de sa main l'invitèrent à s'asseoir; il obéit en silence. Ernestine fixa ses regards sur lui, les baissa ensuite sur la miniature, et pendant assez long-temps ses yeux se promenèrent alternativement sur l'aimable cavalier et sur son image.

Cette singularité causa autant de plaisir que de surprise au marquis de Clémengis; il venait presser M. Duménil de lui donner ce portrait, une dame l'attendait avec impatience; il avait cru trouver le peintre dans ce cabinet, où il travaillait ordinairement; y voir à sa place une fille charmante, occupée à considérer ses traits, si parfaitement attachée à contempler son image, qu'elle semblait se plaire à la regarder, c'était une espèce d'aventure simple, mais agréable: elle l'amusa, l'intéressa, et lui fit une impression très vive.

Pendant qu'Ernestine continuait à comparer l'original et la copie, le marquis admirait les graces répandues sur toute sa personne: impatient de l'entendre parler, il souhaitait que son éducation et son esprit répondissent à une figure si séduisante; et il allait commencer l'entretien, quand M. Duménil arriva, et lui fit de longues excuses sur ce qu'il ne pouvait encore lui livrer le portrait. Le marquis, déja moins pressé de le donner, interrompit le peintre, et, voulant se procurer encore la douceur de voir les yeux d'Ernestine se fixer sur les siens, il feignit de n'être pas content, trouva des défauts de ressemblance, de dessin, de coloris. Comme il blâmait au hasard, la jeune élève de M. Duménil ne put s'empêcher de rire de ses observations.

Le marquis la pria d'examiner avec attention s'il se trompait. Elle le voulut bien: il se plaça vis-à-vis d'elle; et après y avoir mis toute son application, Ernestine jugea la copie parfaite. M. de Clémengis s'obstina, elle ne céda point; le son de sa voix, la justesse de ses expressions, un peu de vivacité excitée par les fausses remarques du marquis, achevèrent de l'enchanter: il demanda une copie de son portrait, exigea qu'elle fût entièrement de la main d'Ernestine. Le peintre le promit. M. de Clémengis, manquant enfin de prétexte pour prolonger le plaisir de rester avec Ernestine, sortit à regret du cabinet; et M. Duménil, l'accompagnant jusqu'à son carrosse, satisfit sa curiosité en l'instruisant du sort de son élève.

Celui que le hasard venait d'offrir aux yeux d'Ernestine joignait à mille agréments extérieurs un caractère rare, et peut-être un peu singulier. M. de Clémengis, descendu d'une maison ancienne et distinguée, n'était pas né riche, ses espérances de fortune dépendaient de la révision d'un procès, sollicitée depuis près d'un siècle par ses pères. Son bonheur avait placé dans le ministère un de ses proches parents: chéri de cet homme puissant, le marquis jouissait de tous les avantages attachés à la faveur, mais il n'en abusait pas: plus sensible que vain, plus libéral que fastueux, son ame noble et délicate appréciait la grandeur et les richesses par le pouvoir qu'elles donnent de faire des heureux: un naturel doux et tendre le portait à desirer des amis; il trouvait des flatteurs, les servait, et

les dédaignait: il découvrait un sentiment intéressé dans tous ceux dont il se voyait caressé; l'amour même ne lui donnait pas de plaisirs sans mélange; s'il goûtait un instant la satisfaction de se croire choisi, préféré, d'importunes demandes, des sollicitations pressantes et réitérées lui laissaient bientôt apercevoir que son crédit attirait autant que sa personne: depuis long-temps il cherchait en vain un cœur capable de l'aimer pour lui-même, et s'affligeait de ne pouvoir le trouver.

Pendant qu'Ernestine s'occupait à copier le portrait du marquis, elle recevait sa visite tous les matins, et n'attribuait son assiduité qu'au motif dont il la couvrait. Rien n'avait préparé son esprit à la défiance; elle ignorait le danger où la vue d'un homme aimable pouvait l'exposer, et la simplicité de ses idees la laissait dans une parfaite sécurité. Quand on n'a jamais senti le desir de plaire, on plait long-temps sans s'en apercevoir: et l'amour qui se cache ressemble tant à l'amitié, qu'il est facile de s'y méprendre.

M. de Clémengis, chaque jour plus charmé d'Ernestine, voyait avec chagrin que l'ouvrage avançait. Pour conserver le plaisir d'aller souvent chez le peintre, il résolut d'apprendre un art qu'il commençait à aimer. M. Duménil, faible alors, condamné à périr bientôt d'un mal incurable, se trouvait rarement en état de diriger les essais du marquis: sa charmante élève fut chargée de ce soin. Elle apprenait à cet écolier docile à tenir, à guider ses crayons; lui enseignait à imiter les traits qu'elle-même formait: souvent elle riait de sa maladresse; quelquefois elle le grondait, l'accusait de peu d'intelligence, se plaignait de ses distractions; et lui montrant des petites filles qui dessinaient dans la même chambre, elle lui reprochait de profiter moins de ses leçons que ces enfants.

Jamais le marquis n'avait passé des moments si agréables. La douceur de s'entretenir familièrement avec une fille de seize ans, belle sans le savoir, modeste sans affectation, amusante, vive, enjouée, à qui son rang, sa fortune ou son crédit n'imposaient aucun égard, qui laissait paraitre une joie naturelle à son aspect, dont l'innocence et l'ingénuité rendaient tous les sentiments libres et vrais; être assis tout près d'elle, la nommer sa maitresse, lui voir prendre une espèce d'autorité sur lui, s'empresser à la contenter, à lui plaire, sans avouer le dessein, se flatter d'y réussir; c'était pour le marquis de Clémengis une occupation si intéressante, qu'insensiblement il devint incapable de goûter tous ces vains amusements dont l'oisiveté cherche à se faire des plaisirs.

Madame Duménil, que l'état fâcheux de son mari forçait à rester chez elle, s'aperçut de l'amour du marquis; elle lui montra une humeur complaisante, eut de longs entretiens avec lui, gagna sa confiance, entra dans ses vues, et contente de sa générosité, elle commença à traiter Ernestine comme une personne dont elle se reprochait d'avoir long-temps négligé la société. Elle lui fit de tendres caresses, voulut connaitre ses besoins, ses desirs, s'empressa de les satisfaire. Chaque jour rendait la situation d'Ernestine plus douce et plus agréable; sa reconnaissance lui fit oublier la longue froideur de cette femme; ses bontés la touchèrent; elle lui pardonna une légèreté d'esprit, dont après tout elle n'avait jamais souffert. Quand les défauts des autres ne nous nuisent pas, il est rare qu'ils nous choquent beaucoup. Comme madame Duménil était gaie, complaisante, et qu'un secret intérêt l'engageait à se faire aimer d'Ernestine, elle inspira aisément de l'amitie à une fille sensible, qui croyait tenir d'elle l'aisance dont elle commençait à jouir.

M. Duménil touchait à ses derniers moments: la certitude de sa mort faisait couler les larmes de sa tendre élève, et souvent le marquis la trouvait tout en pleurs. Une vive inquietude se mêlait à son chagrin; Henriette, partie depuis deux mois pour la Bretagne, cessa tout-à-coup de lui donner de ses nouvelles; elle lui manquait dans un temps où ses conseils lui devenaient nécessaires. Ernestine lui écrivit plusieurs fois, et ne reçut aucune réponse. Ce silence l'affligea: son amie était-elle malade? négligeait-elle de l'instruire du parti qu'elle devait prendre après la mort de son maitre? Elle en parla à

madame Duménil, qui la rassura sur la santé d'Henriette, et la gronda doucement de lui demander des avis dont elle n'avait pas besoin. Me croyez-vous capable de vous abandonner? lui dit-elle d'un ton affectueux. Songez-vous à me quitter? Non, ma chère Ernestine, nous ne nous séparerons point; vous partagerez ma fortune, elle est peut-être assez étendue pour vous rendre heureuse; j'ai des ressources qui vous sont inconnues: gardez le silence sur ce secret; cessez de vous alarmer, et ne regrettez plus les avis d'Henriette; ils ne pourraient que déranger le plan tracé pour votre bonheur.

Ces discours souvent répétés dissipèrent l'inquiétude d'Ernestine; mais son cœur fut blessé de l'oubli d'Henriette. En partant, elle lui avait promis de s'intéresser toujours à son sort, de lui procurer un asile, si son frère mourait. Elle ne pouvait accorder un procédé si froid avec le caractère d'Henriette; mais l'attachement qu'elle prenait pour madame Duménil affaiblit peu à peu ce chagrin, et, sans le vouloir, le marquis aida lui-même à l'en distraire.

Le temps approchait où M. de Clémengis allait s'éloigner; le régiment qu'il commandait venait de passer en Italie, il fallait bientôt partir pour s'y rendre. Malgré ses efforts, Ernestine s'aperçut de sa tristesse: rêveur, inquiet, il gardait un morne silence; le changement de son humeur la surprit, et ses distractions la fâchèrent. Il passait le temps de sa leçon à soupirer, à se plaindre d'une douleur intérieure, d'une peine secrète et violente. Ernestine se sentit touchée de l'état où elle le voyait; elle lui en demanda la cause avec intérêt, le pressa de la lui confier; mais voyant que ses questions le rendaient plus triste encore, elle cessa de l'interroger, sans cesser de s'occuper de son chagrin. Elle y pensait à tous moments, attendait impatiemment l'heure où le marquis devait venir, portait sur lui des regards curieux et attentifs; et, le trouvant toujours sombre, baissait les yeux, craignait de rencontrer les siens, n'osait lui parler, et se demandait tout bas, qu'a-t-il donc? je le croyais si heureux! Hélas, aurait-il cessé de l'être!

Pendant qu'elle partageait la douleur du marquis, sans en connaître le principe, il s'occupait du soin généreux de fixer pour jamais son sort, de le rendre heureux et indépendant. Madame Duménil, engagée par une grande récompense à paraître répandre sur son amie les biens dont M. de Clémengis allait la faire jouir, ne pouvait comprendre l'étrange conduite d'un amant si libéral et si discret. *(Suite.)*

Les Prisonniers du Caucase.

Par le Comte Xavier de Maistre.

(Suite.)

Il courut chercher de l'eau pour établir la cuisine: le quartier de mouton et quelques pommes de terre qu'il avait apportées furent placés sur le feu. Pendant que le potage se préparait, Kascambo faisait rôtir les épis de maïs; enfin, quelques noisettes trouvées encore dans le magasin complétèrent le repas. Lorsqu'il fut achevé, Ivan, avec, plus de loisir et de moyens, parvint à délivrer son maître de ses fers, et celui-ci, plus tranquille et restauré par un repas excellent pour la circonstance, s'endormit d'un profond sommeil, et il était nuit close lorsqu'il se réveilla. Malgré ce repos favorable, lorsqu'il voulut reprendre sa route, ses jambes enflées s'étaient raidies au point qu'il ne pouvait faire le moindre mouvement sans éprouver des douleurs insupportables. Il fallut cependant partir. Appuyé sur son domestique, il s'achemina tristement, persuadé qu'il n'arriverait point jusqu'au terme désiré. Le mouvement et la chaleur de la marche apaisèrent peu à peu les douleurs qu'il ressentait. Il marcha toute la nuit, s'arrêtant souvent et reprenant aussitôt sa route. Quelquefois aussi, se laissant aller au découragement, il se jetait sur la terre et pressait Ivan de l'abandonner à son mauvais sort. Son intrépide compagnon, non seulement l'encourageait par ses discours et son exemple, mais employait presque la violence pour le relever et l'entraîner

avec lui. Ils trouvèrent dans leur route un passage difficile et dangereux qu'ils ne pouvaient éviter; attendre le jour leur eût causé une perte de temps irréparable: ils se décidèrent à franchir ce passage au risque d'être précipités; mais, avant d'y engager son maître, Ivan voulut le reconnaître et le parcourir seul. Pendant qu'il descendait, Kascambo resta sur le bord du rocher dans un état d'anxiété difficile à décrire. La nuit était sombre: il entendait sous ses pieds le murmure sourd d'une rivière rapide qui coulait dans la vallée; le bruit des pierres qui se détachaient de la montagne sous les pas de son compagnon, et qui tombaient dans l'eau, lui faisait connaître l'immense profondeur du précipice sur lequel il était arrêté. Dans ce moment d'angoisse, qui pouvait être le dernier de sa vie, le souvenir de sa mère lui revint à l'esprit; elle l'avait béni tendrement à son départ de la ligne: cette pensée lui rendit le courage. Un secret pressentiment lui donnait l'espérance de la revoir encore: „Mon Dieu! s'écria-t-il, faites que sa bénédiction ne soit pas inutile!“ Comme il finissait cette courte mais fervente prière, Ivan reparut. Le passage reconnu n'était pas aussi difficile qu'ils l'avaient cru d'abord. Après être descendus quelques toises entre les rochers, il fallait, pour gagner la côte praticable, longer un banc de rocher étroit et incliné, recouvert d'une neige glissante, sous lequel la montagne était taillée à pic. Ivan ouvrit dans la neige avec sa hache des trouées qui facilitaient le passage; ils firent le signe de la croix. „Allons, disait Kascambo, si je péris, que ce ne soit pas du moins faute de courage; la maladie seule a pu me l'ôter. J'irai maintenant tant que Dieu me donnera des forces.“ Ils sortirent heureusement de ce pas dangereux et continuèrent leur route. Les sentiers commençaient à être plus suivis et bien battus; ils ne trouvaient plus de neige que dans les endroits situés au nord et dans les bas-fonds où elle s'était accumulée. Ils eurent le bonheur de ne rencontrer personne jusqu'à la pointe du jour, où la vue de deux hommes qui parurent de loin les obligea de se coucher à terre pour n'en être pas aperçus.

Au sortir des montagnes, dans ces provinces, on ne rencontre plus de bois: le terrain y est absolument nu, et l'on y chercherait vainement un seul arbre, excepté sur le bord des grandes rivières, où ils sont encore très-rares; ce qui est fort extraordinaire, vu la fertilité du terroir. Ils suivaient, depuis quelque temps, le cours de la Sonja, qu'ils devaient traverser pour se rendre à Mosdok, cherchant un endroit où l'eau moins rapide pût leur offrir un passage moins dangereux, lorsqu'ils découvrirent un homme à cheval qui venait droit à eux. Le pays, totalement découvert, ne présentait ni arbres ni buissons pour se cacher. Ils se blottirent sous le rivage de la Sonja au bord de l'eau. Le voyageur passait à quelques toises de leur gîte. Leur intention n'était que de se défendre s'ils étaient attaqués. Ivan tira son poignard et remit le pistolet au major. S'apercevant alors que le cavalier n'était qu'un enfant de douze à treize ans, il s'élança brusquement sur lui, le saisit au collet et le renversa sur le gazon. Le jeune homme voulait résister; mais, voyant le major paraître sur le bord de la rivière le pistolet à la main, il s'enfuit à toutes jambes. Le cheval était sans selle avec un licou passé dans la bouche en guise de bride. Les deux fugitifs se servirent aussitôt de leur capture pour passer la rivière. Cette rencontre fut un grand bonheur pour eux, car ils virent bientôt qu'il leur eût été impossible de la traverser à pied, comme ils l'avaient projeté. Leur monture, quoique chargée du poids de deux hommes, faillit à être entraînée par la rapidité de l'eau. Ils arrivèrent cependant sains et saufs à l'autre rivage, qui se trouva malheureusement trop escarpé pour que le cheval pût prendre terre. Ils descendirent pour le soulager. Comme Ivan le tirait de toute sa force pour le faire monter sur le bord, le licou se détacha et lui resta entre les mains. L'animal, entraîné par le courant, après de nombreux efforts pour aborder, fut englouti dans la rivière et se noya.

Privés de cette ressource, mais plus tranquilles désormais sur le danger d'être poursuivis, ils se dirigèrent sur un monticule couvert de

roches détachées qu'ils virent de loin, dans l'intention de s'y cacher et de se reposer jusqu'à la nuit. Par le calcul du chemin qu'ils avaient déjà fait, ils jugèrent que les habitations des Tchetchenges pacifiques ne devaient pas être très-éloignées; mais rien n'était moins sûr que de se livrer à ces hommes, dont la trahison probable pouvait les perdre. Cependant, vu l'état de faiblesse dans lequel se trouvait Kascambo, il était bien difficile qu'il pût gagner le Tereck sans secours. Leurs provisions étaient épuisées; ils passèrent le reste de la journée dans un morne silence, n'osant se communiquer mutuellement leurs inquiétudes. Vers le soir, le major vit son denchik se frapper le front de la main en poussant un profond soupir. Étonné de ce désespoir subit, que son intrépide compagnon n'avait point encore montré jusque alors, il lui en demanda la cause. „Maître, dit Ivan, j'ai fait une grande faute! — Dieu veuille nous la pardonner! répondit Kascambo en se signant. — Oui, reprit Ivan; j'ai oublié d'emporter cette belle carabine qui était dans la chambre de l'enfant. Que voulez-vous? cela ne m'est point venu dans la pensée: vous n'avez tant gémi là-haut, tant fait de bruit, que je l'ai oubliée. Vous riez? c'était la plus belle carabine qu'il y eût dans tout le village. J'en aurais fait présent au premier homme que nous rencontrerons pour le mettre dans nos intérêts; car je ne sais trop comment, dans l'état où je vous vois, nous pourrons achever notre marche.“

Le temps, qui les avait favorisés jusque alors, changea dans la journée. Le vent froid de Russie soufflait avec violence, et leur jetait du grésil au visage. Ils partirent à la tombée de la nuit, incertains s'ils devaient chercher à atteindre quelque village ou les éviter. Mais la longue traite qui restait à faire, dans cette dernière supposition, leur devint absolument impossible par un nouveau malheur qui leur arriva vers la fin de la nuit. Comme ils traversaient un petit ravin, sur un reste de neige qui en couvrait le fond, la glace se rompit sous leurs pieds, et ils entrèrent dans l'eau jusqu'aux genoux. Les efforts que fit Kascambo pour se dégager achevèrent de mouiller ses habits. Depuis le moment de leur départ, le froid n'avait jamais été si perçant; toute la campagne était blanche de grésil. Après un quart d'heure de marche, saisi par le froid, il tomba de lassitude et de douleur, et refusa décidément d'aller plus loin. Voyant l'impossibilité d'arriver au terme de son voyage, il regardait comme une barbarie inutile de retenir son compagnon, qui pouvait aisément s'évader seul. „Écoute, Ivan, lui dit-il, Dieu m'est témoin que j'ai fait tout ce que j'ai pu, jusqu'à ce moment, pour profiter des secours que tu m'as donnés; mais tu vois à présent qu'ils ne peuvent plus me sauver, et que mon sort est décidé. Va-t'en à la ligne, mon cher Ivan, retourne à notre régiment; je te l'ordonne. Dis à mes anciens amis et à mes supérieurs que tu m'as laissé ici en pâture aux corbeaux, et que je leur souhaite un meilleur sort. Mais, avant de partir, ressouviens-toi du serment que tu as fait là-haut dans le sang de nos gardiens. Tu as juré que les Tchetchenges ne me reprendraient pas vivant: tiens parole.“ En disant ces mots, il s'étendit par terre et se couvrit tout entier avec sa bourka. „Il reste encore une ressource, lui répondit Ivan, c'est de chercher une habitation de Tchetchenges, et d'en gagner le maître avec des promesses. S'il nous trahit, nous n'aurons du moins rien à nous reprocher. Tâchez encore de vous traîner jusque là; ou bien, ajouta-t-il en voyant que son maître gardait le silence, j'irai seul, je tâcherai de gagner un Tchetchenge; et, si l'affaire tourne bien, je reviendrai avec lui pour vous prendre; si elle tourne mal, si je péris et que je ne revienne plus, prenez, voilà le pistolet.“ Kascambo sortit la main de dessous la bourka et prit le pistolet. *(Fin.)*

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich, die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 37.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Ernestine.

Par Madame Riccoboni.

(*Suite.*)

Comment espérez-vous toucher le cœur d'Ernestine, lui disait-elle, si vous lui cachez la passion qu'elle vous inspire? Vous l'enrichissez, et vous voulez lui laisser ignorer votre amour et vos bienfaits. Ah! puisse-t-elle les ignorer toujours ces bienfaits! répondit-il. Je veux lui plaire, et non pas la séduire; la rendre libre, et jamais la contraindre ou l'asservir. J'aime à la voir me montrer une innocente affection, s'attacher à moi sans dessein, sans projet, sans crainte, sans espérance. Un tendre intérêt se peint dans ses yeux depuis qu'elle s'aperçoit de ma tristesse: elle m'aime peut-être. Imposerais-je des lois à cette fille charmante? En excitant sa reconnaissance, je gênerais son inclination, je m'ôterais la douceur de penser que je possède un cœur qui ne prise en moi que moi-même.

M. de Clémengis répéta alors à madame Duménil toutes les instructions qu'il lui avait déjà données sur la façon dont elle se conduirait après la mort de son mari. Elle promit de se conformer à ses intentions, de garder fidèlement son secret, et de lui apprendre par ses lettres ce qu'Ernestine penserait du changement de sa situation. Peu de jours après cet entretien, M. de Clémengis fut contraint de s'éloigner. Le lendemain de son départ, à l'heure où il se rendait ordinairement chez Ernestine, elle reçut de sa part une boite fort riche; elle renfermait le portrait que M. Duménil avait fait du marquis, et ce billet:

Le Marquis de Clémengis à Ernestine.

„Je vous quitte, ma charmante maitresse; un devoir indispensable m'arrache à la douceur de vous voir, de profiter de vos soins, de vos bontés; mais je n'oublierai point vos leçons. Pendant une longue et triste absence, ma seule consolation sera de me les rappeler. Dans vos moments de loisir, daignez vous occuper à regarder ce portrait, à le copier; multipliez l'image d'un ami dont le cœur vous est tendrement attaché: conservez son souvenir, et souhaitez quelquefois de le revoir.“

Ernestine sentit de l'émotion et de la douleur en lisant ce billet. Pourquoi M. de Clémengis s'éloignait-il sans prendre congé d'elle, sans lui dire qu'il partait? Elle lut plusieurs fois sa lettre, toujours revoltée du mystère de sa conduite: insensiblement elle s'attendrit, le regret succéda au dépit. Elle s'était fait une douce habitude de voir le marquis, de lui parler, de passer des heures entières avec lui. Quelle privation! Elle perdait jusqu'au plaisir de l'attendre.

Ses yeux, mouillés de quelques larmes, s'attachèrent sur le portrait: elle le considéra longtemps; mais, ne l'examinant plus en artiste, elle trouva que M. de Clémengis avait eu raison de

se plaindre de cet ouvrage. Voilà ses traits, disait-elle, sa physionomie; mais où est l'ame, la vivacité de cette physionomie? où sont ces regards si doux où l'amitié se peint? Combien d'agréments négligés! Est-ce là se souris fin et tendre, cet air de bonté, de grandeur? Où sont tant de graces dont j'aperçois à peine une faible esquisse? En parlant, Ernestine repoussait tous les dessins qui étaient sur sa table, cherchait ses crayons, et, remplie de l'idée du marquis, elle se flattait d'en tracer de mémoire une image plus exacte.

Ce travail intéressant fut interrompu peu de jours après par la mort du pauvre Duménil. Ernestine, tendrement attachée à cet homme, le regretta sincèrement. Sa veuve, pressée d'abandonner un lieu propre à exciter la tristesse, sentiment qu'elle craignait, se hâta de charger un de ses parents du soin de ses affaires; et dès que la bienséance le lui permit, elle se rendit avec Ernestine à trois lieues de Paris, dans une maison charmante. Plusieurs valets, prévenus de leur arrivée, se présentèrent pour les recevoir, et s'empressèrent à les servir.

Ernestine pleurait encore; elle se rappelait sans cesse la douceur et l'amitié que son maître lui avait toujours montrées. Cependant l'aspect riant et magnifique de ce beau séjour suspendit son chagrin; les appartements, les jardins, la vue, l'émail et le parfum des fleurs, tout surprit ses sens, tout charma ses regards. Eh! qui vous a donc prêté cette agréable demeure, dit-elle à son amie? Ceux qui l'habitent doivent se trouver bien heureux!

Si la liberté d'y vivre vous paraît un bonheur, répondit madame Duménil, jouissez-en, ma chère amie, et ne craignez pas de le perdre. Je dispose actuellement d'une fortune assez considérable; cette jolie terre en fait partie, et vous en êtes la maîtresse. Alors elle lui conta une petite histoire adroitement préparée, pour lui persuader que son mariage, contracté malgré ses parents, l'avait privée de ses biens pendant la vie de son mari.

Rien ne portait Ernestine à douter de la sincérité de cette femme; elle ne connaissait ni les lois ni les usages; elle la crut sans hésiter, la félicita de l'heureux changement de sa situation, et se sentit vivement touchée des assurances que madame Duménil lui donnait de partager avec elle toutes les douceurs de son nouvel état.

Pour contenter son amie, Ernestine fut obligée d'occuper le plus bel appartement, d'accepter de riches présents, de se prêter aux soins d'une femme de chambre destinée à la servir seule: il fallut se laisser parer. Madame Duménil dirigea l'emploi de son temps, et voulut obstinément que sa toilette en remplît une partie. On lui apprit à relever ses charmes par tout ce qui pouvait en augmenter l'éclat; insensiblement cet art lui devint facile et agréable; elle se plut, elle s'aima même; mais ce fut avec une modération dont son heureux naturel la rendait capable en tout. Un maître à danser vint lui enseigner à développer les graces de sa personne; on lui donna des leçons de musique; ses mains adroites s'accoutumèrent bientôt à parcourir les touches d'un clavecin; une oreille parfaite la conduisit en peu de temps à unir les sons de sa voix légère à leur harmonie. Le desir de plaire à madame Duménil aidait beaucoup à ses progrès; souvent aussi elle était animée par le plaisir de penser qu'à son retour le marquis de Clémengis la trouverait plus instruite, plus aimable, plus digne de son amitié.

En s'éloignant d'Ernestine, cet amant délicat s'était proposé de lui écrire souvent; mais éprouvant une extrême difficulté à le faire sans se livrer à toute la tendresse de son cœur, il se contentait de recevoir des lettres de madame Duménil: elles l'instruisaient chaque semaine de la santé d'Ernestine et de ses occupations; il apprit avec ravissement qu'elle employait tous les moments dont elle disposait à commencer des copies de son portrait, ou à retoucher celui qu'elle s'obstinait à faire sans modèle.

Deux personnes qui pensent différemment ne se trouvent pas également heureuses en jouissant des mêmes avantages. Madame Duménil, gênée par ses promesses, regrettait souvent ses anciennes amies, et la vie bruyante de la ville;

ses amusements se bornaient à de longues promenades; une jolie voiture, un très bel attelage, lui servaient à parcourir toutes les campagnes des environs. Quelquefois elle se repentait de s'être engagée à tenir une conduite si peu conforme à son goût: mais les avantages qu'elle retirait de sa complaisance, et l'espoir de retourner à Paris au commencement de l'hiver, lui aidaient à supporter l'ennui de sa solitude.

Ernestine, accoutumée à la retraite, vivait parfaitement contente; tout dans la nature présentait à ses yeux un spectacle agréable et intéressant: le lever de l'aurore, le soir d'un beau jour, les bois, les prés, le chant des oiseaux, les productions variées de la terre, offraient à son esprit paisible, ou des objets de plaisirs, ou le sujet d'une tendre rêverie: son penchant pour M. de Clémengis animait son cœur sans le troubler, lui faisait goûter une partie des douceurs que donne le sentiment, sans y mêler l'agitation violente qui s'élève des passions; elle souhaitait de revoir le marquis, mais une impatiente ardeur ne rendait pas ce desir un mouvement pénible.

Dans cette position tranquille, qui pouvait engager Ernestine à porter ses vues au-delà des apparences? Une situation heureuse ne conduit pas à réfléchir; pourquoi voudrait-on approfondir la cause du bonheur dont on jouit? le bien-être nous paraît un état naturel; son interruption nous trouble, nous agite; le malheur nous instruit, étend nos idées, rend notre ame inquiète et notre esprit actif, parceque la douleur nous fait chercher en nous-mêmes des forces pour la supporter, ou des ressources pour nous en affranchir.

Dès l'ouverture de la campagne, les préliminaires de la paix étaient avancés, les armées n'avaient ordre que de s'observer; vers le milieu de l'été, elles reçurent celui de se séparer, et nos troupes repassèrent les monts. Le marquis de Clemengis, resté malade à Turin, n'arriva à Paris qu'au commencement de l'automne. Après s'être acquitté de ses devoirs les plus pressants, il céda au desir de revoir l'objet de sa tendresse, et partit pour la riante habitation que sa générosité avait rendue le domaine d'Ernestine.

Elle était seule quand on lui annonça le marquis. A son nom elle poussa un cri de joie, se leva, courut à sa rencontre, lui fit mille questions, et laissa paraître ingénument tout le plaisir qu'elle sentait de le revoir.

Emu, pénétré de cet accueil, M. de Clémengis resta un peu de temps sans parler; il considérait Ernestine avec autant d'etonnement que de satisfaction; elle s'était toujours offerte à ses regards dans un négligé propre, mais simple, devant son éclat à sa fraicheur, à la régularité de ses traits, à ses agréments naturels; ses charmes relevés par mille graces nouvelles, l'aisance de ses mouvements, la noblesse de sa figure, cette dignité imposante, dont l'innocence décore la beauté, inspirèrent autant de respect que de surprise à M. de Clémengis; il crut voir cette fille charmante pour la premiere fois; elle lui parut née dans l'état où sa générosité l'avait placée. Parée de ses dons, environnée de ses bienfaits, elle ne lui devait point de reconnaissance, elle ignorait ses obligations; rien ne l'asservissait, rien ne l'humiliait aux yeux d'un homme qui, loin d'oser lui vanter ses soins, craignait de les laisser paraître, et s'interrogeait souvent pour s'assurer s'il ne se trompait pas lui-même au motif qui le portait à les prendre.

Pendant plusieurs jours, le marquis conserva un air timide et embarrassé auprès d'Ernestine; il hésitait en la nommant sa maîtresse, il avait peine à reprendre avec elle ce ton familier et gai de leurs premiers entretiens; peu à peu sa position devint gênante. Avant son départ, occupé seulement du desir de plaire, incertain des sentiments qu'il inspirait, le doute lui laissait la force de cacher les siens. Mais voir Ernestine sensible, et n'oser le paraître lui-même; lire dans ses yeux attendris les plus douces expressions de l'amour, et se taire; quelle contrainte, quel supplice pour un amant passionné, qui goûtait enfin un bien si long-temps souhaité, celui d'être aimé, véritablement aimé!

Sa fortune dépendant encore d'une contes-

tation difficile à terminer, la nécessité de ménager la faveur d'un parent dont l'amitié méritait sa reconnaissance, le monde, les préjugés reçus, tout élevait une barrière insurmontable entre Ernestine et lui. Il ne songeait point à la franchir: l'honnêteté de son cœur, la noblesse de ses principes, ne lui permettaient pas non plus d'avilir une fille estimable, de mettre un prix honteux à des dons qu'elle n'avait point exigés : s'arracher au plaisir de la voir, c'était un moyen de recouvrer sa tranquillité; mais la dureté de ce moyen le révoltait: si quelquefois il consentait à s'affliger lui-même, à s'éloigner, la certitude d'être aimé l'arrêtait. Comment se résoudre à chagriner l'aimable, la sensible Ernestine! L'éviter, la fuir, elle qui dans la simplicité de son cœur s'attachait tous les jours plus fortement à lui! Que penserait-elle d'un ami bizarre et cruel! quelles seraient ses idées? mépriserait-elle son inconstance? en serait-elle touchée? Oui, sans doute: il ne pouvait se dissimuler que sa présence n'excitât la joie d'Ernestine. Ah! comment l'en priver, quand elle était peut-être devenue nécessaire au bonheur de sa vie!

Cette dernière considération fut si puissante sur l'esprit de M. de Clémengis, qu'elle fixa ses résolutions. Il ne changea point de conduite avec Ernestine; elle n'aperçut en lui qu'un ami sincère, assidu, complaisant, empressé à lui préparer des amusements, et content d'être admis à les partager.

Les moments qu'ils passaient ensemble s'échappaient avec rapidité. Amants secrets, amis avoués, le desir de se plaire, de tendres soins, de délicates attentions, entretenaient le charme inexprimable de ce commerce intime et délicieux. Ernestine en goûtait les douceurs sans crainte et sans inquiétude; mais un bonheur si grand devait être cruellement troublé, et le temps approchait où la perte de l'heureuse ignorance qui le lui procurait allait le détruire.

Madame Duménil, peu capable de distinguer les caractères, ne connaissait ni les sentiments ni les véritables intentions de M. de Clémengis. En s'engageant à seconder ses desseins, elle espérait jouir des plaisirs qu'un amant prodigue rassemblerait autour de sa maîtresse; une maison ouverte, un cercle nombreux, d'amusants soupers, des fêtes continuelles, offraient à son idée la plus riante perspective. Trompée dans son attente, elle prit de l'humeur; elle se plaignit au marquis de l'ennuyeuse retraite où elle vivait, l'avertit qu'elle ne pouvait la supporter plus longtemps, et menaça de quitter Ernestine, si elle passait l'hiver à la campagne.

Le dessein de M. de Clémengis n'était pas de l'y laisser; il avait fait meubler une maison à Paris pour elle; mais ne voulant point répandre sa jeune amie dans le monde, il se repentait de s'être confié à une femme si peu raisonnable; il fallait, ou la contenter, ou la séparer d'Ernestine. De nouvelles libéralités et beaucoup de condescendance apaisèrent madame Duménil; elle revint à Paris, et conduisit Ernestine au faubourg Saint-Germain, dans une maison peu spacieuse, mais fort ornée. Deux jours après leur arrivée, elle lui porta à sa toilette plusieurs bijoux à son usage et un écrin rempli de pierreries.

Ce présent toucha Ernestine comme une nouvelle preuve de l'attentive amitié de madame Duménil; mais sa magnificence ne l'éblouit point: elle commençait à s'accoutumer à la richesse, à l'éclat; et comme elle ne souhaitait pas d'exciter l'envie, elle était bien éloignée de mettre à la possession de ces brillantes bagatelles le prix que le commun des femmes y attache.

Madame Duménil la pressa de s'en parer; et se rappelant que le marquis était à Versailles, elle se hâta de profiter de son absence pour mener Ernestine à l'opéra. Son projet était de lui inspirer le goût des plaisirs qu'elle-même préférait, et de contraindre M. de Clémengis à lui laisser la liberté d'en jouir.

La nouveauté des objets attira toute l'attention d'Ernestine; elle ne s'aperçut point qu'elle fixait les regards d'une foule de spectateurs charmés de la voir, et surpris de ne pas la connaître. Une riche parure, peu de rouge, beaucoup de modestie, la figure décente de madame Duménil, l'air noble de sa jeune compagne, les firent passer pour des femmes nouvellement arrivées

de province. Tous les yeux s'attachèrent sur Ernestine; en sortant de sa loge, elle se vit entourée et presque pressée, par l'indiscrète curiosité d'un essaim de ces importuns enfants, abandonnés trop tôt à leur propre conduite, souvent embarrassés d'eux-mêmes, et toujours incommodes aux autres. Parvenue au pied de l'escalier, où plusieurs femmes attendaient leurs voitures, Ernestine reconnut parmi elles mademoiselle Duménil, qu'elle croyait encore en Bretagne: la voir, s'écrier, percer la foule, courir à elle, l'embrasser, répéter Henriette, ma chère Henriette, ce fut l'effet d'un mouvement si rapide, que sa compagne ne put ni le prévenir ni l'arrêter.

Henriette, embarrassée, loin de répondre aux caresses d'Ernestine, paraissait vouloir s'en défendre, la repoussait doucement. Y songez-vous, mademoiselle? est-ce le temps, le lieu? lui disait-elle. Eh! pourquoi ce feint empressement après un si long oubli? Retirez-vous, je vous en prie: tout nous sépare à présent, et vous ne devez pas regretter la perte d'une inutile amie.

La perte d'une amie! répéta Ernestine. Eh, d'où vient? comment l'ai-je perdue? Quoi, ma chère Henriette, vous ne m'aimez plus! vous avouez que vous ne m'aimez plus! Je vous plains, mademoiselle, dit Henriette; c'est vous aimer encore, c'est vous aimer autant que la différence actuelle de nos sentiments peut me le permettre. Et la regardant d'un air attendri: aimable et malheureuse fille, ajouta-t-elle fort bas, est-ce bien vous? Quel éclat! mais quel faible dédommagement de celui dont brillait la simple, l'innocente élève de mon frère! Une dame qui l'accompagnait l'appelant alors pour sortir, elle la suivit, et laissa Ernestine étonnée, confuse et presque immobile.

Madame Duménil n'avait osé s'approcher de sa belle-sœur; en retournant chez elle, un peu d'inquiétude lui faisait garder le silence; elle attendait qu'Ernestine parlât, et voulait juger par ses discours de ceux d'Henriette. Il lui paraissait impossible qu'un entretien si court eût produit de grands éclaircissements: mais son amie se taisait, soupirait; et la consternation où elle la voyait lui causait un véritable embarras.

Occupée à se répéter les expressions d'Henriette, à en pénétrer le sens, Ernestine s'abîmait dans cette rêverie pénible où la foule des idées ne permet pas d'en apercevoir une distincte et de s'y arrêter. Henriette me plaint, dit-elle, *tout nous sépare!* Les bienfaits dont vous m'avez comblée ont blessé ses regards; *leur éclat ne convient point à l'élève de son frère; malheureuse fille!* s'est-elle écriée. Eh! d'où naît cette compassion si différente de celle que je lui inspirais autrefois? Hélas! j'ai toujours excité la pitié; pourquoi ce sentiment m'humilie-t-il aujourd'hui? Dès mes plus jeunes ans, abandonnée au soin de la Providence, recueillie par des mains bienfaisantes, j'ai dû ma subsistance et mon éducation à la généreuse amitié de madame Dufresnoi. Henriette, dépositaire de ses dernières bontés, n'a pas cessé de m'estimer en me les assurant; pourquoi vos dons m'abaissent-ils à ses yeux? En les recevant, ai-je mal fait? Oui, sans doute: le faste et la richesse ne me conviennent point; cet éclat emprunté peut fixer les regards sur moi, rappeler ma première situation, porter l'envie à me le reprocher; que sais-je? peut-être n'est-il pas permis au pauvre de s'élever; l'obscurité, la vie simple et active est peut-être son unique partage: en subsistant des bienfaits d'un ami, tout ce qu'on accepte au-delà de ses besoins rend peut-être ridicule et méprisable.

Eh! que vous importent les idées d'Henriette? répondit madame Duménil. Dépendez-vous d'elle? Cette fille hautaine et sévère a-t-elle des droits sur vous? Comment oserait-elle vous blâmer d'accepter mes dons, quand elle-même doit tout à l'affection d'une parente éloignée? Vous m'avez extrêmement désobligée en courant à sa rencontre: elle m'a toujours haïe; mais depuis la mort de son frère, j'ai eu le plaisir de la chagriner. Elle voulait se mêler de ma conduite, régler la vôtre; mais en lui fermant ma porte, j'ai su m'affranchir de sa tyrannie. Elle est irritée contre moi, je le sais: comment me pardonnerait-elle de vous avoir rendue heureuse, sans la consulter sur les moyens d'assurer votre

sort, sans lui confier des arrangements que l'austérité de ses principes lui aurait fait rejeter?

Vous avez fermé votre porte à Henriette! s'écria Ernestine surprise; eh, bon Dieu, que m'apprenez-vous! D'où vient vous montrer si fâchée? reprit madame Duménil. Qu'avez-vous donc à regretter? Si je vous prive d'une amie, ne la retrouvez-vous pas en moi? Après ce que j'ai fait pour vous, je m'étonne de vous voir si attachée à une autre: jouissez sans inquiétude de cette aisance *qui blesse les regards* de mademoiselle Duménil; et si le hasard offre encore à vos yeux une personne si désagréable aux miens, évitez de lui parler; vous me devez cette légère condescendance, et je l'exige de votre amitié.

Ernestine n'osa insister sur des explications qu'elle desirait; elle fut triste, agitée tout le soir; la nuit augmenta son inquiétude; mille réflexions s'élevaient dans son esprit: pourquoi madame Duménil l'avait-elle toujours assurée que sa belle-sœur était absente? D'où naissait une haine si décidée, si forte? Pendant la vie de M. Duménil elles ne se cherchaient pas, mais elles se voyaient assez souvent: comment Henriette se serait-elle opposée à des arrangements avantageux pour son amie, elle qui avait tant de fois souhaité d'être riche, et de partager sa fortune avec sa chère pupille? On la traitait de sévère, de hautaine. Ces épithètes convenaient-elles au naturel indulgent, à l'humeur douce de mademoiselle Duménil? Ernestine entrevit du mystère dans la conduite de sa compagne; un soupçon vague éleva sa défiance et lui inspira une sorte de crainte: cependant elle essaya de se calmer, de perdre le souvenir de cette rencontre, de donner à madame Duménil une preuve de son attachement et de sa reconnaissance, en se conformant à sa volonté. Mais comment supporter le doute où elle resterait? Elle avait cru voir du mépris, de l'indignation, dans les yeux de mademoiselle Duménil; trompée par un faux rapport, son amie l'accusait peut-être d'entretenir la mésintelligence entre sa sœur et elle: cette dernière pensée ranima le desir de faire expliquer Henriette; et comme Ernestine ne s'était point accoutumée à résister aux mouvements de son ame; elle s'y abandonna, attendit le jour avec impatience, se leva dès qu'il parut, s'habilla simplement; et déjà prête quand on entra chez elle, après s'être encore consultée, avoir hésité un peu de temps, elle demanda des porteurs, sortit seule, et se rendit chez Henriette.

Mademoiselle Duménil venait de s'éveiller, quand on lui annonça une visite qu'elle était fort éloignée d'attendre. Eh! bon Dieu! cria-t-elle à Ernestine d'un air surpris, vous voir ici, vous, mademoiselle! Quelle affaire si pressante peut donc vous y attirer?

La plus intéressante de ma vie, répondit-elle; je viens savoir si vous êtes encore cette amie autrefois sensible à mon malheur, dont le cœur s'ouvrait à mes peines, dont la main essuyait mes larmes. Si vous n'êtes point changée, pourquoi m'avez-vous affligée et presque offensée hier? Si vous cessez de m'aimer, apprenez-moi comment j'ai perdu votre affection. Je me plaignais d'une longue négligence, d'un oubli surprenant; me plaindrai-je à présent de votre injustice? Et passant les bras autour de son amie, la pressant tendrement, parlez, ma chère Henriette, dites-moi *ce qui nous sépare*, et pourquoi mon heureuse situation semble vous inspirer de la pitié.

Votre *heureuse situation!* répéta mademoiselle Duménil. Si elle vous paraît *heureuse*, un léger reproche peut-il en troubler la douceur? Mais quel dessein vous engage à me chercher? pourquoi me presser de parler? ne m'avez-vous pas entendue?

Non, dit Ernestine; que me reprochez-vous? qu'ai-je fait? en quoi *nos sentiments diffèrent-ils?* ma conduite vous paraît-elle blâmable? Cette question m'étonne, reprit mademoiselle Duménil; et la regardant fixement: osez-vous m'interroger avec cet air paisible sur un sujet si révoltant? lui dit-elle. En vous écartant de vos devoirs, avez-vous perdu le souvenir des obligations qu'ils vous imposaient? ne vous en reste-il aucune idée? Vous rougissez, ajouta-t-elle, vous baissez les yeux: la pudeur brille encore sur le front noble et modeste d'Ernestine; ah!

comment a-t-elle pu la bannir de son cœur?

Je rougis de vos expressions, et non pas de mes fautes, dit Ernestine; exacte à remplir les devoirs qu'on m'apprit à suivre, je ne me reproche rien; cependant vous m'accusez: je me suis *écartée* de ces devoirs, j'en ai *perdu l'idée*! Qui vous l'a dit? Sur quoi le jugez-vous? (*Suite.*)

Les Prisonniers du Caucase.

Par le Comte Xavier de Maistre.

(*Fin.*)

Ivan le couvrit avec des herbes et des broussailles desséchées, de peur qu'il ne fût découvert par quelqu'un pendant la course qu'il allait faire. Comme il se disposait à partir, son maître le rappela. „Ivan, lui dit-il, écoute encore ma dernière demande. Si tu repasses le Tereck et si tu revois ma mère sans moi...

„— Maître interrompit Ivan, au revoir dans la journée. Si vous périssez, ni votre mère ni la mienne ne me reverront jamais.“

Après une heure de marche, il aperçut, d'une petite élévation, deux villages à trois ou quatre verstes de distance; ce n'était pas ce qu'il cherchait: il voulait trouver une maison isolée, dans laquelle il pût s'introduire sans être vu, pour en gagner secrètement le maître. La fumée lointaine d'une cheminée lui en fit découvrir une telle qu'il la désirait. Il s'y rendit aussitôt, et y entra sans hésiter. Le maître de la maison était assis à terre, occupé à rapiécer une de ses bottines. „Je viens, lui dit Ivan, te proposer deux cents roubles à gagner et te demander un service. Tu as sans doute ouï parler du major Kascambo, prisonnier chez les montagnards. Eh bien! je l'ai enlevé; il est ici, à deux pas, malade et en ton pouvoir. Si tu veux le livrer de nouveau à ses ennemis, ils te loueront sans doute; mais, tu le sais, ils ne te récompenseront pas. Si tu consens, au contraire, à le sauver en le gardant chez toi seulement pendant trois jours, j'irai à Mosdok, et je t'apporterai deux cents roubles en argent sonnant pour sa rançon; que si tu oses bouger de ta place (ajouta-t-il en tirant son poignard) et donner l'alarme pour me faire arrêter, je t'égorge sur l'heure. Ta parole à l'instant, ou tu es mort.“

Le ton assuré d'Ivan persuada le Tchetchenge sans l'intimider. „Jeune homme, lui dit-il en remettant tranquillement sa botte, j'ai aussi un poignard à ma ceinture, et le tien ne m'épouvante pas. Si tu étais entré chez moi en ami, je n'aurais jamais trahi un homme qui a passé le seuil de ma porte; maintenant je ne promets rien. Assieds-toi là, et dis ce que tu veux.“ Ivan, voyant à qui il avait affaire, rengaina son poignard, s'assit et répéta sa proposition. „Quelle assurance me donneras-tu, demanda le Tchetchenge, de l'exécution de ta promesse? — Je te laisserai le major lui-même, repondit Ivan; crois-tu que j'aurais amené mon maître chez toi pour l'y abandonner? — C'est bon, je te crois; mais deux cents roubles c'est trop peu, j'en veux quatre cents. — Pourquoi n'en pas demander quatre mille; cela ne coûte rien; mais moi, qui veux tenir parole, je t'en offre deux cents parce que je sais où les prendre, et pas un kopek de plus. Veux-tu me mettre dans le cas de te tromper?“

„— Eh bien! soit, va pour deux cents roubles; et tu reviendras seul et dans trois jours?“

„— Oui, seul et dans trois jours, je t'en donne ma parole; mais toi, m'as-tu donné la tienne? le major est-il ton hôte?“

„— Il est mon hôte, ainsi que toi, dès ce moment, et tu en as ma parole.“

Ils se donnèrent la main, et coururent chercher le major, qu'ils rapportèrent à moitié mort de froid et de faim.

Au lieu d'aller à Mosdok, Ivan, apprenant qu'il était plus près de Tchervelianskaya-Staniza, où se trouvait un poste considérable de cosaques, s'y rendit aussitôt. Il n'eut pas de peine à rassembler la somme qui lui était nécessaire. Les braves cosaques, dont quelques-uns s'étaient trouvés à la malheureuse affaire qui avait coûté la liberté à Kascambo, se cotisèrent avec empressement pour compléter la

rançon. Au jour fixé, Ivan partit pour aller enfin délivrer son maître; mais le colonel qui commandait le poste, craignant quelque nouvelle trahison, ne lui permit pas de retourner seul; et, malgré la convention faite avec le Tchetchenge, il le fit accompagner par quelques cosaques.

Cette précaution faillit encore devenir funeste à Kascambo. Du plus loin que son hôte aperçut les lances des cosaques, il se crut trahi, et, déployant aussitôt la courageuse férocité de sa nation, il conduisit le major encore malade sur le toit de la maison, l'attacha à un poteau, se plaça vis-à-vis de lui, sa carabine à la main. „Si vous avancez, s'écria-t-il lorsque Ivan fut à portée de l'entendre, et couchant en joue son prisonnier, si vous faites un pas de plus, je brûle la cervelle au major, et j'ai cinquante cartouches pour mes ennemis et pour le traître qui les amène.“

„— Tu n'es point trahi, lui cria le denchik tremblant pour la vie de son maître: on m'a forcé de revenir accompagné; mais j'apporte les deux cents roubles et je tiens ma parole.“

„— Que les cosaques s'éloignent, ajouta le Tchetchenge, ou je fais feu.“ Kascambo pria lui-même l'officier de se retirer. Ivan suivit quelque temps le détachement et revint seul; mais le soupçonneux brigand ne lui permit pas de s'approcher. Il lui fit compter les roubles à cent pas de la maison sur le sentier, et lui ordonna de s'éloigner.

Dès qu'il s'en fut emparé, il retourna sur le toit, et se jeta aux genoux du major, lui demandant pardon et le priant d'oublier les mauvais traitemens qu'il avait été, disait-il, contraint de lui faire éprouver pour sa sûreté. „Je me souviendrai seulement, répondit Kascambo, que j'ai été ton hôte et que tu m'as tenu parole; mais, avant de me demander pardon, commence donc par m'ôter mes liens.“ Au lieu de lui répondre, le Tchetchenge, voyant Ivan revenir, s'élança du toit et disparut comme l'éclair.

Dans la même journée, le brave Ivan eut le plaisir et la gloire de ramener son maître au sein de ses amis, qui avaient désespéré de le revoir.

La personne qui a recueilli cette anecdote, passant quelques mois après à Jegorievsky, pendant la nuit, devant une petite maison de bonne apparence et fort éclairée, descendit de son kibick, et s'approcha d'une fenêtre pour jouir du spectacle d'un bal très-animé qui se donnait au rez-de-chaussée. Un jeune sous-officier regardait aussi très-attentivement ce qui se passait dans l'intérieur de l'appartement. „Qui donne le bal? lui demanda le voyageur.“

„— C'est monsieur le major qui se marie.“

„— Et comment s'appelle monsieur le major? Il s'appelle Kascambo.“ Le voyageur, qui connaissait l'histoire singulière de cet officier, se félicita d'avoir cédé à sa curiosité, et se fit montrer le nouveau marié, qui, rayonnant de plaisir, oubliait dans ce moment les Tchetchenges et leur cruauté. „Montrez-moi, de grâce, ajouta-t-il encore, le brave denchik qui l'a délivré.“ Le sous-officier, après avoir hésité quelque temps, lui répondit: „C'est moi.“ Doublement surpris de la rencontre, et plus encore de le trouver si jeune, le voyageur lui demanda son âge. Il n'avait pas encore achevé sa vingtième année, et venait de recevoir une gratification avec le grade de sous-officier, en récompense de son courage et de sa fidélité. Ce brave jeune homme, après avoir partagé volontairement les infortunes de son maître, et lui avoir rendu la vie et la liberté, jouissait maintenant de son bonheur en regardant sa noce à travers les vitres. Mais, comme l'étranger lui témoignait son étonnement de ce qu'il n'était pas de la fête, en taxant à ce sujet son ancien maître d'ingratitude, Ivan lui lança un regard de travers et rentra dans la maison en sifflant l'air: *Hai luli, hai luli.* Il parut bientôt après dans la salle du bal, et le curieux remonta dans son kibick, enchanté de n'avoir pas reçu un coup de hache sur la tête.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 38.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Ernestine.

Par Madame Riccoboni.

(*Suite.*)

Je ne vous aurais jamais soupçonnée de cette surprenante assurance, dit Henriette: mais cessons cet entretien; ne me forcez point à m'expliquer sur les sentiments qu'il peut m'inspirer. Ah! mademoiselle, vous avez fait à la richesse un sacrifice bien volontaire, bien entier, s'il ne vous reste pas même assez de décence pour rougir de l'état méprisable que vous avez choisi!

Eh! mon dieu! s'écria Ernestine tout en pleurs, est-ce une amie, est-ce Henriette qui me traite avec tant de dureté? Un état *méprisable!* j'ai choisi *cet état!* j'ai renoncé *à la décence!* je l'ai *sacrifiée à la richesse!* moi! comment? dans quel temps? en quelle occasion? Quoi! mademoiselle, vous osez m'insulter si cruellement! vous osez m'imputer des crimes!

Mademoiselle Duménil, émue des larmes d'une jeune personne si long-temps chère à son cœur, ne put exciter sa douleur sans la partager: son indulgence naturelle la portait à excuser Ernestine, à rejeter sur sa belle-sœur l'égarement d'une fille simple et facile à séduire. Elle rêva un moment; et prenant la main de son amie: soyez vraie, lui dit-elle; répondez sans hésiter à mes demandes: quand je vous écrivis de Bretagne, pourquoi ne me donnâtes-vous point de vos nouvelles? Comment négligeâtes-vous mes avis pendant la maladie de mon frère. Je vous offrais après sa mort un asile décent et agréable, pourquoi le refusâtes-vous? Enfin pourquoi m'écrivit-on de votre part de ne plus m'inquiéter de votre conduite?

En satisfaisant à ces questions, Ernestine découvrit à mademoiselle Duménil qu'elle-même se croyait en droit de l'accuser de négligence. Henriette vit qu'on avait tendu des pièges à son amie: elle ne douta point que, d'intelligence avec le marquis de Clemengis, madame Duménil n'eût soustrait à la connaissance d'Ernestine des lettres capables de l'éclairer sur les dangers de sa situation. Elle soupira, s'attendrit. On nous a trompées l'une et l'autre, dit-elle; deux perfides ont rendu ma prévoyance inutile: ils ont bassement profité des circonstances, de mon éloignement, de votre crédulité. Mais où nous conduit cette triste certitude? Vous vous trouvez heureuse! Quelle apparence de vous ramener à vos premiers principes? Après avoir goûté les douceurs de l'opulence, est-il facile de s'en priver? Pourriez-vous renoncer au marquis de Clemengis, à ses bienfaits intéressés, fuir, mépriser cet homme vil?.. Renoncer à lui! le fuir! le mépriser! s'écria Ernestine. Quels noms osez-vous lui donner? Eh! pourquoi le fuir? qu'a-t-il fait? par où mérite-t-il d'exciter l'horreur qu'il vous inspire?

Vous m'embarrassez, reprit Henriette; comment mes discours vous causent-ils tant de sur-

prise? ne recevez-vous pas les visites de cet homme? ne passe-t-il pas une partie du jour dans votre appartement? d'autres personnes y sont-elles admises? êtes-vous déterminée à continuer ce commerce déshonorant? Si vous aimez le marquis de Clémengis, si la seule idée de vous séparer de lui vous révolte, vous arrache un cri de douleur, que venez-vous donc faire ici? Apprenez-moi le sujet de cette étrange démarche: prétendez-vous excuser votre conduite, me contraindre à l'approuver? Que voulez-vous? que me demandez-vous? pourquoi me cherchez-vous?

Un commerce déshonorant! répéta Ernestine. Eh! depuis quand l'amitié déshonore-t-elle l'objet qui la fait naître, l'excite et la partage? Personne n'est admis dans mon appartement: eh! qui chercherait à me voir? Le marquis de Clémengis est ma seule connaissance, mon unique ami. Élevée loin du monde, accoutumée à m'occuper, je n'ai point encore senti le besoin de me distraire, de me fuir moi-même, ni le desir de former des liaisons. Madame Duménil, autrefois si répandue, depuis l'instant où elle est rentrée dans ses biens, s'est éloignée de ses amis, n'a plus songé... Rentrée dans ses biens, elle! interrompit Henriette: de quels biens me parlez-vous?

Ernestine conta alors l'histoire que madame Duménil lui avait faite à la campagne; et sans s'apercevoir de la surprise d'Henriette: Vous me reprochez mon affection pour le marquis de Clémengis, ajouta-t-elle; s'il vous était connu, vous l'approuveriez: oui, l'idée de ne plus le voir me révolte; elle blesse mon cœur; une douce intimité s'est établie entre nous; elle fait mon bonheur, et sans doute le sien. La présence de cet homme aimable inspire je ne sais quel sentiment délicieux, dont le charme est inexprimable: dès qu'il est près de moi, je me trouve heureuse; je lis dans ses yeux qu'il est content aussi, et j'aime à penser qu'un même mouvement cause ses plaisirs et les miens.

Henriette joignit les mains, leva les yeux au ciel: mon Dieu, s'écria-t-elle, ai-je bien entendu? Quelle espérance s'élève dans mon cœur! Cet aveu, son ingénuité.... O ma chère Ernestine, es-tu encore innocente? Dans le transport vif et tendre de sa joie, elle pressait sa charmante amie contre son sein. Non, disait-elle, non Ernestine n'avouerait point un coupable attachement avec cette liberté; elle est trompée, elle n'est pas séduite, il est temps, il est encore temps de la sauver du danger où sa crédulité l'expose.

Des questions suivies, des réponses positives amenèrent enfin l'éclaircissement que toutes deux desiraient. La conduite du marquis étonnait mademoiselle Duménil; elle lui paraissait singulière, mais elle connaissait trop le monde pour la juger favorablement. Que devint Ernestine, en apprenant d'elle où cette conduite pouvait la guider! Eh quoi, des soins si tendres, des bienfaits si grands, répandus sur elle avec tant de profusion et de secret, tendaient à lui ravir un bien dont la richesse et la grandeur ne pourraient jamais réparer la perte!

Mademoiselle Duménil, entrant alors dans des détails nécessaires à ses desseins, s'étendit sur la façon de penser libre et inconséquente des hommes, sur la contrariété sensible de leurs principes et de leurs mœurs. O ma chère amie! vous ne les connaissez pas, lui dit-elle; ils se prétendent formés pour guider, soutenir, protéger un sexe *timide* et *faible*: cependant eux seuls l'attaquent, entretiennent sa timidité, et profitent de sa faiblesse: ils ont fait entre eux d'injustes conventions pour asservir les femmes, les soumettre à un dur empire; ils leur ont imposé des devoirs, ils leur donnent des lois; par une bizarrerie révoltante, née de l'amour d'eux-mêmes, ils les pressent de les enfreindre, et tendent continuellement des piéges à ce sexe *faible, timide*, dont ils osent se dire le conseil et l'appui.

Ah! ne comparez pas le marquis de Clémengis à ces hommes insensés, s'écria Ernestine; ne lui supposez point de cruelles intentions; jamais il n'a formé l'horrible projet de me séduire, de me rendre méprisable et malheureuse: non, son affection est aussi pure que la mienne. Ah! si vous le voyiez, si vous lui parliez... Eh bien, interrompit mademoiselle Duménil, je le verrai, je lui parlerai. Je souhaite que son amitié soit innocente et désintéressée: mais en le supposant,

comment excuser l'imprudence de sa conduite? En vous engageant à vivre dans une terre dont il venait de faire l'acquisition, ne vous a-t-il pas exposée à paraître dépendante de lui? En vous dérobant à tous les regards, ne laissait-il pas croire que vous existiez pour lui seul? Il vous cachait ses bienfaits; mais pouvait-il les cacher aux autres? Madame Duménil est-elle inconnue? ignore-t-on ses facultés? Ses anciennes amies, surprises de ne plus la voir, ont voulu pénétrer le mystère de sa retraite; elles l'ont découvert, elles ont parlé depuis le retour du marquis. Quelles idées se seront élevées dans l'esprit de vos valets, des siens! idées grossières, mais malignes, étendues, et dont la communication est prompte. Moi-même ne vous ai-je pas crue coupable? M. de Clémengis est votre ami, dites-vous? Non, Ernestine, non, il ne l'est pas: l'homme qui sacrifie notre réputation à son amusement, à ses plaisirs, est-il donc un ami? a-t-il donc une *affection pure*? Mais vous pleurez, continua-t-elle, vous gémissez, vous ne m'écoutez point.

Je ne vous ai que trop entendue, dit Ernestine; vous venez de détruire la paix de mon ame, tout le bonheur de ma vie! Ah! pourquoi dissipez-vous une si flatteuse illusion? Et cachant son visage inondé de pleurs dans le sein de son amie: ô ma chère Henriette, pardonnez-moi, lui criait-elle, pardonnez ma douleur, souffrez qu'elle éclate: je ne puis applaudir à votre raison, je ne puis être reconnaissante de vos bontés. Ah! fallait-il m'éclairer! Mon erreur me rendait si heureuse! Que je hais le monde, ses usages, ses préjugés, ses malignes observations! Que dois-je à ce monde où je ne vis point? Quoi, faudra-t-il immoler mon bonheur à ses fausses téméraires jugements, quand je suis innocente, quand mon cœur ne se reproche rien?

Vous me troublez, vous m'affligez, reprit mademoiselle Duménil. Que vous êtes attachée à M. de Clémengis! Ne puis-je essayer de vous rendre à vous-même qu'en perçant votre cœur de mille traits douloureux? Mais cessez de pénétrer le mien par ces cris, ces gémissements dont je suis trop touchée. Pourquoi ces larmes? Vous êtes libre, Ernestine. Eh! bon Dieu! ai-je le droit de vous contraindre, de vous arracher avec violence ce bonheur dont vous regrettez si vivement la perte? Vous pouvez le goûter encore, rien ne s'oppose à vos desirs: oubliez que vous m'avez vue; perdez le souvenir de mon amitié, de mes vains efforts; allez, retournez avec la vile complaisante qui s'est bassement prêtée à vous faire connaître cette félicité passagère; ce n'est pas de moi, c'est d'elle que vous devez vous plaindre; cette femme inconsidérée est la véritable cause de vos peines. Puisse-t-elle ne l'être pas un jour de votre honte et de vos remords!

Que je suis malheureuse! s'écria Ernestine: qu'un instant a répandu de trouble et d'amertume dans mon cœur! On craint pour moi la honte et les remords! O ma chère Henriette; ne méprisez pas votre amie; ne vous offensez pas de mes plaintes: je suis faible, et peut-être injuste; la douleur oppresse mon ame, abat mes esprits, je ne me connais plus. Ne me dites pas de retourner chez celle qui m'a trompée; je me livre à vous, à vos conseils, à vos lumières, à votre amitié. Ah! je ne regrette point l'aisance où je vivais, la fortune que j'abandonne. Mais cet aimable ami, si tendre, si sincère, imprudent à vos yeux, mais respectable aux miens; cet ami dont la main généreuse me comblait de biens sans se laisser apercevoir, sans rien exiger de ma reconnaissance; cet ami si cher, si digne de mon estime, de mon attachement, qui s'est fait une douce habitude de me voir, de me parler, d'être avec moi, l'affliger, le fuir, le quitter durement, l'inquiéter, lui causer les mêmes peines que je sens!

Non, ma chère Ernestine, il ne le faut pas, reprit mademoiselle Duménil, il faut au contraire le voir, lui parler, lui faire agréer la résolution que vous prenez de quitter madame Duménil. Eh! qui vous dit de renoncer aux douceurs d'un commerce innocent, de vous priver avec effort du plaisir de recevoir les visites de M. de Clémengis? Ne vivant plus de ses bienfaits, retirée dans un asile décent, il vous sera facile et permis de cultiver cette amitié si chère à votre

cœur. Écrivez au marquis, priez-le de se rendre à l'instant ici: vous préviendrez l'inquiétude où vous craignez qu'il ne se livre: un moment d'entretien me fera connaître sa façon de penser; il ne désapprouvera pas mes conseils, je l'espère; mais s'il les rejette, ne serez vous pas maîtresse de suivre les siens?

Ernestine prit une plume, et d'une main tremblante elle traça ces mots:

„On vient de m'apprendre que je ne dois à madame Duménil ni égards, ni reconnaissance: ne me cherchez plus chez cette femme; je la quitte pour jamais. Vous, qui depuis un an jouissez de mon amitié, de mon estime, de ma plus tendre affection, êtes-vous un homme perfide? Si vous pouvez justifier vos intentions aux yeux d'une fille respectable, venez chez mademoiselle Duménil; je vous y attends avec crainte, avec impatience; je desire, j'espère, je crois que vous êtes digne de mes sentiments: ah! venez le prouver à mon amie, à ma seule amie.“

M. de Clémengis arrivait de Versailles et se proposait d'aller chez Ernestine, quand le laquais de mademoiselle Duménil lui remit ce billet. Il obéit sans hésiter et parut bientôt devant Henriette, avec cette noble assurance que donne la certitude de n'avoir jamais enfreint les lois de l'honneur.

En entrant, il parut surpris de la voir seule. Ernestine venait de passer dans un cabinet d'où elle pouvait l'entendre. Pour la première fois, éprouvant, à l'approche du marquis, une émotion où le plaisir ne se mêlait pas, elle craignit sa présence, et sentit le desir de lui cacher les mouvements de son cœur.

En jetant les yeux sur M. de Clémengis, mademoiselle Duménil devint plus indulgente encore pour la tendre faiblesse de son amie. Comment une figure si charmante n'aurait-elle pas fait la plus vive impression sur une personne si jeune, si peu en garde contre les passions, accoutumée à suivre les seules inspirations de son cœur! Henriette admira le marquis, et souhaita qu'un heureux naturel répondit à cet aimable extérieur. Me pardonnerez-vous, monsieur, lui dit-elle, d'entrer malgré vous dans votre confidence, de chercher à pénétrer vos secrets, d'oser vous demander compte d'une conduite dont l'apparente irrégularité est sans doute autorisée par le motif caché de vos desseins sur Ernestine?

En vérité, mademoiselle, je n'en ai point, dit le marquis, et vous ne sauriez croire combien vous m'embarrassez par une question que je me suis faite mille fois, sans pouvoir me donner à moi-même une réponse satisfaisante. Je desire la tranquillité, le bonheur d'Ernestine; je me suis occupé des moyens de la rendre heureuse; mon cœur s'est avoué ces intentions, je ne m'en connais point d'autres. Oserais-je à mon tour vous demander, mademoiselle, ce qui vous paraît irrégulier dans mes démarches, et pourquoi vous semblez blâmer ma conduite?

Je suis fâchée, monsieur, vraiment fâchée, reprit Henriette, que vous puissiez vous croire à l'abri du reproche, en exposant la réputation d'une jeune personne dont la sagesse est l'unique bien. Aviez-vous le droit de la soustraire à ma vue, de la priver de mes conseils, de l'engager à quitter un état simple, mais paisible, pour lui faire goûter les douceurs d'une opulence passagère, l'accoutumer à en jouir, et peut-être la conduire à se les assurer par le sacrifice de l'honnêteté de ses mœurs? Eh quoi, monsieur, vous ne vous reprochez rien, quand vous vous êtes plu à lui inspirer une passion qui la met dans la cruelle nécessité d'être coupable ou malheureuse?

Ce dernier reproche me touche, reprit le marquis, je le mérite, je me le fais souvent à moi-même. Dans la position d'Ernestine, dans la mienne, je ne devais ni nourrir mon penchant, ni exciter en elle une passion qui ne pouvait devenir heureuse sans qu'un de nous ne fît à l'autre un trop grand sacrifice. Mais ai-je tenté de la séduire? L'ai-je trompée par d'éblouissantes promesses? Lui ai-je donné de fausses espérances? Ai-je abusé de sa crédulité? Enfin, ai-je échauffé son cœur par des discours passionnés? Me suis-je seulement permis l'aveu de mes sentiments? Content du plaisir d'aimer, charmé de la douceur de plaire, je jouissais d'un bonheur inconnu peut-être au commun des hommes. Er-

nestine le partageait. Ah, mademoiselle, de quel bien vous nous privez tous deux par le fatal éclaircissement que vous venez de lui donner!

Mademoiselle Duménil, un peu embarrassée de cette espèce de reproche, ne voulut pas laisser penser à M. de Clémengis qu'un zèle officieux ou indiscret l'eût engagée à pénétrer le fond d'une intrigue où il était intéressé. Elle lui apprit la rencontre qu'elle avait faite la veille, et ne lui cacha rien de ce qui venait de se passer entre Ernestine et elle.

Je consens à vous laisser connaître tous mes secrets, mademoiselle, reprit le marquis; je ne conteste point vos droits sur une jeune personne dont vous avez pris soin pendant plusieurs années. En la retirant d'un état au-dessous de la médiocrité, j'ai voulu faire pour la beauté modeste et sans appui ce que mes pareils font tous les jours en faveur de la bassesse, du vice et de l'impudence. Votre amie ne jouit point *d'une opulence passagère:* elle est riche, libre et indépendante. Ayant joué tout l'hiver d'un bonheur constant, tenté la fortune sans pouvoir la lasser, avant de partir pour l'Italie, je me trouvais une somme considérable, dont rien ne m'empêchait de disposer; je la destinai à changer le sort de l'aimable élève de votre frère: mon dessein était de vous la remettre: mais votre départ me força à prendre d'autres mesures. Dirigé par madame Duménil, je déposai une partie de la fortune d'Ernestine chez l'homme public où vous-même, mademoiselle, aviez placé ses premiers fonds; la terre qu'elle habitait lui appartient; elle est acquise sous son nom et par les soins de cet honnête homme: si j'ai caché les miens à votre jeune amie, c'est par un sentiment dont vous ne pouvez me blâmer. Vous savez tout à présent: jugez-moi, mademoiselle, et daignez me dire si le mystère de ma conduite vous paraît criminel, si j'ai mérité qu'Ernestine me demande: *êtes-vous un homme perfide?*

Henriette rêva un moment; la noble franchise de M. de Clémengis, sa générosité, un amour si tendre, si désintéressé, lui paraissait un sentiment nouveau: le grand monde, où elle vivait depuis son enfance, ne lui en avait jamais donné d'idée. Elle commençait à regarder l'ami d'Ernestine avec une sorte de vénération; mais cherchant encore à s'assurer si elle ne se trompait point: consentiriez-vous, monsieur, lui dit-elle, à laisser jouir Ernestine de vos bienfaits dans le couvent où j'ai dessein de la conduire ce soir?

Ah! qu'elle en jouisse par-tout où ils la rendront heureuse! s'écria M. de Clémengis. L'ai-je obligée pour la contraindre? Non, mademoiselle, non; je vous le répète, elle est libre, elle est indépendante, et je me mépriserais, si j'osais me croire des droits sur elle.

Mademoiselle Duménil se leva avec vivacité, courut dans son cabinet, prit Ernestine par la main, et la conduisant auprès de M. de Clémengis: remerciez votre aimable, votre généreux protecteur, lui dit-elle; vous ne devez pas rougir de ses bienfaits, vous n'en avez rien à craindre: peut-être n'étiez-vous pas née pour en accepter; mais les dons de l'amitié n'avilissent jamais. Par une reconnaissance vive et constante, méritez l'ami que votre heureux sort vous donne.

Ernestine avait tout entendu; pénétrée d'un tendre sentiment qu'elle n'osait faire éclater, ses larmes furent assez long-temps la seule expression de son cœur. Mademoiselle Duménil prévient de peu de jours, lui dit le marquis, une proposition que je m'apprêtais à vous faire: les plaintes continuelles de madame Duménil, son obstination à vouloir vous répandre dans le monde, allaient me forcer de vous prier de la quitter; votre amie m'épargne une explication dont je me sentais embarrassé; je redoutais l'instant où je vous parlerais, et plus encore les suites d'un éclaircissement que je balançais à vous donner. Mais pourquoi pleurez-vous? lui demanda-t-il d'un ton tendre, auriez-vous de la répugnance pour l'asile qu'on vous propose?

Eh, monsieur, dit Ernestine, pourrais-je ne pas aimer l'asile que vous me choisissez? Je suivrai les conseils de mademoiselle, je me soumettrai aux lois que vous daignerez m'imposer; elles feront à jamais la règle de ma vie. Vous imposer des lois, moi, ma chère Ernestine! s'écria le marquis. Quel langage! Puis-je l'en-

tendre sans douleur! Et s'adressant à Henriette: eh, je vous en prie, mademoiselle, lui dit-il d'un air touché, triste même; eh, je vous en prie, engagez votre amie à me traiter avec plus de bonté.

Ernestine lui tendit la main, voulut parler; mais la crainte de voir le marquis pour la dernière fois serrait son cœur et liait sa langue. Quelques mots, coupés par ses soupirs, découvrirent sa pensée à M. de Clémengis. Il en fut ému, attendri; il prit sa main, la pressa doucement, la baisa: nous ne nous séparerons point, lui disait-il, je vous visiterai souvent, vous me serez toujours chère, vous m'occuperez sans cesse; séchez vos pleurs, levez ces yeux charmants sur deux personnes dont vous êtes si véritablement aimée; accordez-moi la douceur de m'applaudir, à ceux de votre amie, de n'avoir rien permis à mes desirs qui vous oblige à les baisser devant elle.

Mademoiselle Duménil se joignit au marquis pour consoler Ernestine: ils prirent de concert toutes les mesures capables de rendre la nouvelle situation de cette aimable fille aussi agréable que paisible. Elle-même choisit l'abbaye de Montmartre, et demanda à s'y retirer. Le marquis se chargea de lui envoyer à l'instant sa femme-de-chambre, le seul domestique qu'elle voulait garder, et la débarrassa du soin d'avertir madame Duménil d'une si brusque séparation. A sa prière, Henriette consentit à recevoir chez elle les effets les plus précieux d'Ernestine, d'où on les transporterait ensuite à l'abbaye. Elle accepta la régie des biens de son amie, et l'offre que lui fit le marquis d'en remettre les titres entre ses mains.

En se prêtant à ces arrangements qui allaient lui ravir la liberté de voir Ernestine à tous les moments du jour, M. de Clémengis s'efforçait de paraître tranquille; mais peu accoutumé à déguiser les mouvements de son ame, ses regards découvraient le trouble et l'agitation d'une passion inquiète. Il prit les mains d'Ernestine, et la regardant avec une tendresse inexprimable: ô ma charmante amie, lui dit-il, n'oubliez jamais un homme qui a pu passer tant d'heures auprès de vous, et réprimer une ardeur dont l'objet et la vivacité lui offraient une excuse si naturelle. Je vous aime, vous l'ignoriez; il m'est doux de vous le dire, de vous le répéter. Oui, je vous aime, je vous adore. Combien il m'en a coûté pour vous le taire si long-temps! Je m'applaudis de vous avoir respectée. Plus mes desirs étaient grands, plus l'innocence et la sensibilité de votre cœur me présentaient l'idée flatteuse d'un triomphe assuré, plus la victoire que j'ai remportée sur moi-même est satisfaisante. Si vous croyez devoir quelque retour à ma tendre, à ma solide amitié, accordez-moi la récompense d'un effort si difficile, d'une retenue si constante: cessez de vous affliger, dissipez cette tristesse cruelle où vous vous livrez; que je n'en aperçoive plus de traces dans ces yeux chéris. Ah! vous le savez, tout mon bonheur dépend d'être sûr de celui d'Ernestine.

Sans attendre sa réponse, le marquis prit alors congé de mademoiselle Duménil: il sortait, quand revenant à elle il lui demanda d'un ton timide s'il lui serait permis de la revoir. Henriette, douce, sensible, vertueuse sans rudesse, dédaignait une sévérité souvent affectée, toujours rebutante, propre à rendre la sagesse plus incommode que respectable; elle ne croyait pas devoir priver le marquis de la vue d'Ernestine: elle lui répondit d'un air riant qu'elle recevrait ses visites avec plaisir.

Obligée de descendre à l'heure du dîner, Henriette ne contraignit point Ernestine à paraître chez sa cousine. Quand elle remonta, on lui dit que son amie n'avait pu se forcer à rien prendre: elle la vit abattue, baignée de larmes, la tête baissée sur son sein, son visage à demi caché sous un mouchoir inondé de ses pleurs. Eh! d'où naît ce redoublement de douleur? s'écria Henriette, quel sujet, quelles réflexions vous arrachent ces larmes amères?

Je ne sais, répondit-elle; j'ignore pourquoi mon ame est si cruellement oppressée; je ne sentais point de desirs, je ne concevais pas des espérances, ma félicité me paraissait le bonheur suprême, elle remplissait tout mon cœur; elle ne permettait pas de former des vœux; jamais je

n'entrevis dans l'avenir un bien au-dessus de celui dont je jouissais; et cependant, ma chere Henriette, il me semble que j'ai fait une perte immense; on vient de me ravir, de m'enlever.... quoi? Pas même des souhaits! Ah, quelle triste lumière les paroles du marquis ont portée dans mon esprit! *La position d'Ernestine, la mienne, ne nous permettant point d'être heureux, si l'un de nous ne fait à l'autre un trop grand sacrifice!* Elle s'arrêta, soupira, détourna les yeux, dans la crainte de rencontrer ceux d'Henriette. Cher Clémengis, dit-elle, tu ne feras point un *trop grand sacrifice* pour rendre Ernestine heureuse! Elle ne l'exige pas; elle ne desire point un bonheur qui porterait atteinte à ta gloire; mes yeux sont ouverts, je vois tout ce qui nous sépare; mais comment, mais d'où vient cette émotion? Éprouve-t-on une douleur si vive en renonçant à un espoir qu'on n'avait pas?

Les caresses de mademoiselle Duménil, les visites du marquis, le temps, la raison dissipèrent un peu le chagrin d'Ernestine: mais une douce mélancolie devint son humeur habituelle. Après un mois de séjour chez Henriette, elle entra dans le couvent: on lui avait préparé un appartement commode et agréable, elle y découvrit par-tout les soins de son amant; une petite bibliothèque, composée de livres choisis par le marquis, lui offrit un amusement utile et la facilité d'acquérir des connaissances. Elle continua de prendre des leçons de musique, s'occupa de la lecture, et ne negligea point un talent devenu précieux pour elle, par le plaisir qu'il lui donnait de multiplier l'image de M. de Clemengis. Des traits si chéris se trouvaient retracés dans tous les sujets qui se présentaient à son imagination, et son cabinet se remplissait des portraits de son amant.

Mademoiselle Duménil la visitait souvent, le marquis l'accompagnait quelquefois; mais il se permettait rarement d'aller seul à l'abbaye. Depuis l'instant ou il s'était determiné à remettre Ernestine sous la conduite d'Henriette, il s'attachait à combattre sa passion; dans ses principes, il ne pouvait la rendre heureuse, sans risquer le renversement de sa fortune, manquer aux egards dus à son oncle, même à une grande famille, dont il lui ménageait l'alliance. On examinait alors l'affaire ancienne et importante d'ou ses espérances dépendaient; le jugement en etait encore incertain. Si M. de Clémengis perdait à-la-fois son proces et la faveur de son oncle, réduit à un revenu médiocre, forcé de quitter le service, d'abandonner la cour, de vivre loin du monde, savait-il si ses desirs, affaiblis par la possession, ne s'éteindraient pas? si la constance de ses sentiments rendrait ses plaisirs durables? si les douceurs de son mariage effaceraient le souvenir amer de tant de sacrifices faits à l'amour? Qui l'assurait de penser long-temps comme il pensait alors? Peut-être un jour, injuste dans ses regrets, cesserait-il d'aimer l'innocente cause de sa ruine; peut-être oserait-il l'accuser de sa propre imprudence, rejeter sur elle l'amertume de ses chagrins, la rendre malheureuse, et lui ravir à jamais cette paix, ce bonheur que lui-même s'était plu à lui assurer.

Ces réflexions l'affermissaient dans la résolution de résister à son amour, de ne plus se permettre des soins qui l'entretenaient: il essayait ses forces, se faisait une violence extrême pour laisser passer plusieurs jours sans voir Ernestine, sans lui écrire; mais se reprochant bientôt cette apparente negligence, il courait la chercher, s'enivrait du plaisir de la regarder; et lui trouvant un air triste, abattu, il s'accusait de cruauté, se demandait comment il avait pu l'affliger, élever un mouvement de douleur dans cette ame sensible.

La tendre fille n'osait se plaindre de lui; devenue timide, elle rougissait de son trouble et s'efforçait de le cacher; mais ses regards languissants, ses soupirs, ses questions inquiètes, découvraient la crainte de n'être plus aimée. Perdant de vue tous ses projets, le marquis s'occupait uniquement du soin de la rassurer; il s'abandonnait à la douceur de lui parler de ses sentiments; et lui rappelant ces temps où, libres de s'entretenir, ils passaient ensemble des heures si délicieuses, il semblait lui reprocher d'avoir cherché des lumieres inutiles à son bonheur! ah! pourquoi, lui disait-il, avez-vous appris à me craindre, à vous défier de vous-même?

Touchée de ces discours, attendrie par ses propres idées, Ernestine se taisait, pleurait, et regrettait peut-être sa première simplicité. Trois mois s'écoulèrent sans apporter aucun changement dans sa situation : au retour du printemps, le marquis se disposa à la quitter, pour se rendre à son régiment. L'un et l'autre sentirent vivement l'approche de cette séparation; leurs adieux furent longs et tendres; ils pleurèrent tous deux; et loin de s'exhorter mutuellement à s'aimer moins, ils se répétèrent mille fois qu'ils s'aimeraient toujours.

Peu de temps après le départ de M. de Clémengis, Ernestine éprouva de l'ennui dans sa retraite: elle desira d'aller à la campagne, de revoir, d'habiter cette agréable demeure, présent de son amant, préparée, embellie par ses soins. Henriette lui représentait qu'elle ne devait pas y vivre seule. Cette difficulté chagrinait Ernestine; le hasard la leva; un événement où son bon cœur l'intéressa lui fit trouver une compagne.

Madame de Ranci, agée de trente-six ans, belle encore, aimable et malheureuse, retirée depuis trois ans à l'abbaye, s'était attachée à montrer de la complaisance et de l'amitié à la jeune Ernestine: veuve et réduite à la plus grande médiocrité par des accidents fâcheux, il lui restait seulement une petite rente sur un particulier. Cet homme, manquant de bonheur ou de conduite, dérangea ses affaires: pressé par ses créanciers, il prit la fuite, passa en Hollande, et livra madame de Ranci à toutes les horreurs de l'extrême pauvreté.

Ernestine, élevée, soutenue, enrichie par la tendre compassion de ses amis, se plaisait à répandre sa libéralité sur tous ceux qui lui offraient l'image de son premier état; son cœur, toujours ouvert aux cris de l'indigent, cherchait à rendre à l'humanité les secours qu'elle-même en avait reçus.

Pénétrée du malheur de madame de Ranci, elle prit des mesures avec mademoiselle Duménil, pour faire passer sur la tête de cette femme désolée le petit héritage de madame Dufresnoi; et ce qu'elle y ajouta remplaça sa perte, et même étendit un peu son revenu. La reconnaissance se joignant à l'amitié dans le cœur d'une femme honnête et sensible, elle sentit bientôt pour Ernestine les sentiments d'une tendre mère, reçut avec joie la proposition de s'attacher à son sort, de vivre toujours avec elle, et de l'accompagner dans sa terre, où elles se rendirent un mois après le départ de M. de Clémengis.

Ernestine revit avec transport ces lieux chers à son cœur; elle ne cachait point à madame de Ranci la cause du plaisir qu'elle sentait de les habiter; elle lui montrait les lettres du marquis, ses réponses, l'entretenait de ses sentiments pour cet homme aimable, lui parlait de ses obligations, de sa reconnaissance, de sa tendresse, de la douceur qu'elle éprouvait en pensant à lui; et quand son amie lui demandait où devait la conduire un amour si vif, quand elle l'interrogeait sur ses espérances, des soupirs et des larmes interrompaient les effusions de son cœur; elle avouait qu'elle n'en avait point. Sans rejeter les conseils prudents de madame de Ranci, sans se révolter contre ses réflexions, elle l'écoutait, convenait de la justesse de ses observations, et lui laissait voir qu'elles ne la persuadaient point; rien ne pouvait l'engager à oublier le marquis, à renoncer au plaisir de l'aimer, à la certitude de lui plaire.

Vers la fin de l'été, mademoiselle Duménil, prête à retourner en Bretagne, voulut, avant de partir, passer quelques jours chez Ernestine. En la quittant, elle lui recommanda de ne pas attendre M. de Clémengis dans cette belle solitude, et ne l'y laissa qu'après avoir obtenu d'elle une promesse de rentrer bientôt au couvent.

Cette parole donnée à mademoiselle Duménil embarrassa bientôt l'aimable et tendre Ernestine. Le marquis allait revenir; il la conjurait de rester chez elle, de passer l'automne à la campagne, de lui permettre de la revoir encore avec une liberté dont elle ne devait pas craindre qu'il abusât.

(Fin.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 39.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Ernestine.

Par Madame Riccoboni.

(*Fin.*)

La présence de madame de Ranci suffisait, disait-il, pour la rassurer contre de malignes observations; la même prière se renouvelait dans toutes ses lettres; il la pressait avec ardeur, il semblait que tout son bonheur dépendit d'obtenir d'elle cette grace.

La faible Ernestine ne put se défendre de lui accorder une faveur si vivement demandée. Je lui dois tout, disait-elle à madame de Ranci, ne ferai-je rien pour lui? En résistant à ses desirs, je m'accuse d'ingratitude. Est-ce à moi de l'affliger? Ah! dans tout ce que l'honneur ne me défend pas, pourquoi ne céderais-je point à ses volontés? Pourquoi sacrifierais-je, à la crainte d'être injustement soupçonnée, la douceur véritable de lui causer de la joie? Vous me soutiendrez contre moi-même, vous daignerez remplir à mon égard les devoirs d'une mère tendre et vigilante, vous ne me quitterez point; témoin de ma conduite, vous me justifierez auprès d'Henriette. Eh! que m'importe le reste du monde? L'estime de mes amis, la mienne, suffisent à ma tranquillité. Madame de Ranci combattit en vain une résolution determinée, et M. de Clémengis eut le plaisir de retrouver Ernestine à la campagne et de s'assurer qu'il devait sa complaisance à l'amour.

Il en jouit pendant plusieurs jours, sans paraître porter ses idées au-delà du bonheur qu'il s'était promis; mais un amour avoué peut-il se contenir dans les bornes étroites que l'amitié prescrit? Un desir satisfait élève un desir plus ardent encore; les souhaits se multiplient, les vœux s'étendent; une grace reçue ouvre le cœur à l'espérance d'une grace plus grande: l'espace immense qui semblait éloigner un point à peine aperçu disparait insensiblement, et la pensée se fixe sur l'objet qu'on n'osait même entrevoir.

Libre de prolonger ses visites, de passer une partie du jour auprès d'Ernestine, le marquis de Clémengis montra de l'humeur. La présence continuelle de madame de Ranci le gênait, et son attention à ne pas quitter sa jeune amie la rendait insupportable à ses yeux. Fallait-il accoutumer cette femme à vous suivre avec tant d'affectation? disait-il à Ernestine; à ne jamais vous perdre de vue? Exigez-vous d'elle cette importune assiduité? me craignez-vous? avez-vous cessé de m'estimer? Quoi, des précautions contre moi! Est-ce vous? est-ce Ernestine qui me laisse voir une défiance injurieuse? Que de froideur, de réserve! Non, votre amitié n'est plus aussi tendre. Ah! qu'est devenu ce temps, cet heureux temps où, dans ces mêmes lieux, vous accouriez au-devant de mes pas avec une joie si vive! où votre bras s'appuyait sur le mien! où nous parcourions ensemble toutes les routes de ce bois où vous vous plaisiez tant! O ma

chère amie, il est donc vrai que vous êtes changée!

Ces reproches touchaient Ernestine, pénétraient son cœur, lui arrachaient des larmes, et jamais la plus légère plainte: elle supportait la triste uniformité de ces entretiens avec une patience indulgente. Les chagrins du marquis, sa pâleur, son abattement, élevaient des craintes dans son ame; elle tremblait pour des jours si précieux. Je ne vous importunerai bientôt plus, lui disait-il les yeux baignés de pleurs. Elle commença à se repentir d'une complaisance dont elle n'avait point prévu les suites. Mon imprudence vient d'irriter une passion si long-temps réprimée, répétait-elle à madame de Ranci; je n'en connaissais encore que les douceurs, j'en éprouve à présent toutes les amertumes. Cette femme, alarmée du danger de sa jeune amie, la pressait de retourner à Montmartre. Ernestine y consentit; mais avant de partir elle écrivit à M. de Clémengis, et lui envoya sa lettre par un exprès, à l'instant même où elle rentrait au couvent. Il l'ouvrit avec empressement, et sa surprise fut extrême d'y trouver ces paroles:

Lettre d'Ernestine.

„Quelle douleur pour moi, monsieur, d'exciter vos plaintes, de m'accuser de toutes vos peines, de me reprocher l'état affreux où vous êtes! Eh quoi, c'est donc moi qui vous afflige! Puis-je le croire, puis-je m'en assurer, quand votre bonheur est l'objet, l'unique objet de tous les vœux de mon cœur? Hélas, par quelle fatalité ce bonheur semble-t-il dépendre aujourd'hui de l'égarement d'une fille que vous respectiez autrefois! Soyez juge dans votre propre cause, dans la sienne, et prononcez entre votre cœur et le mien.“

„Ma réserve vous blesse? Eh, monsieur, m'est-il permis de vous traiter encore avec une familiarité dont mon ignorance était l'excuse? Pendant long-temps j'osai vous regarder comme un frère chéri: l'extrême différence de nos fortunes ne me frappait point; dans ces temps heureux, rien n'arrêtait les témoignages de mon innocente affection. Je ne suis point changée: ah! pourquoi vous obstinez-vous à penser que je le suis? Ce n'est pas vous, monsieur, c'est moi-même que je crains. Je suis jeune, je vous dois tout; je vous aime; oui, monsieur, je vous aime, je le dis, je le répète avec plaisir; je ne rougis pas de vous aimer. Le premier instant où vous parûtes à mes yeux fit naître cette tendresse que le temps à rendue si vive: sentiment cher à mon cœur, le seul qui m'attache à la vie. Tant de bienfaits si généreusement répandus sur moi m'assuraient un sort paisible; mais l'amour que vous m'inspiriez faisait mon bonheur! Penser sans cesse à vous, m'occuper du soin de conserver votre amitié, de mériter l'estime de mon respectable ami, vous voir quelquefois, lire dans vos yeux que ma présence excitait votre joie, c'était pour moi le bien suprême! Une félicité si grande est-elle à jamais détruite? Ne me la rendez-vous point? Non, il n'est plus en votre pouvoir de me la rendre!“

„*Vous ne m'importunerez pas long-temps!* Quelle cruelle expression! Je ne puis supporter la certitude de faire votre malheur; elle pénètre mon ame, elle déchire mon cœur. En me retirant, en abandonnant les lieux où je vous voyais sans crainte, j'ai suivi des conseils prudents: mais je ne prétends pas élever une barrière entre vous et moi. Prête à quitter cet asile, si vous le voulez, je soumets ma conduite à votre décision.“

„Si, pour sauver vos jours, il faut me rendre méprisable, renoncer à mes principes, à ma propre estime, peut-être à la vôtre, je ne balance point entre un intérêt si cher et mon seul intérêt. Ordonnez, monsieur, du destin d'une fille disposée, déterminée à tout immoler à votre bonheur; mais avant d'accepter un si grand sacrifice, permettez-moi de remettre dans vos mains tous les dons que vous m'avez faits. Les garder, en jouir, ce serait laisser croire que vous m'aviez enrichie pour me perdre; sauvons au moins votre honneur, une légère partie du mien; qu'on ne m'impute jamais la bassesse d'avoir reçu le prix de mon innocence. A ces conditions, monsieur, la tendre, la malheureuse Ernestine tiendra la conduite que votre réponse lui prescrira.“

Ah! grand Dieu! s'écria le marquis en finissant de lire, ai-je pu porter cette fille charmante à m'écrire ainsi? Quelle étrange proposition! Mais que de bonté, de tendresse, de générosité dans cet abandon de ses principes, d'elle-même! Aimable Ernestine, qui? moi, je t'avilirais, j'abuserais de ton amour, de ta noble confiance?... Ah! tu n'as rien à craindre de ton amant, de ton ami, de ton reconnaissant ami. Périsse l'homme injuste et cruel qui ose fonder son bonheur sur la condescendance d'une douce, d'une sensible créature, capable de s'oublier elle-même pour le rendre heureux!

M. de Clémengis se hâta de répondre à l'inquiète Ernestine. L'agitation de ses esprits, l'attendrissement de son cœur, ne lui permirent pas de mettre beaucoup d'ordre dans sa lettre. Il la remerciait d'une preuve si extraordinaire de ses sentiments; il s'en plaignait aussi, lui reprochait doucement de l'avoir soupçonné d'un dessein qu'il ne formait pas. Ah! comment avez-vous pu croire, lui disait-il, que votre ami voulût être votre tyran?

Il terminait sa lettre par des expressions tristes et vagues; elles semblaient annoncer sa visite pour le soir: il promettait une confidence, elle expliquerait ce qu'il n'osait lui dire en ce moment, ce qu'il se trouvait malheureux, bien malheureux de devoir lui apprendre.

Ernestine était avec madame de Ranci quand on lui apporta la lettre de M. de Clémengis; elle la prit en tremblant, la tint long-temps sans oser l'ouvrir; une pâleur mortelle se répandit sur son visage. Voilà l'arrêt de mon destin, dit-elle; à madame de Ranci! si vous saviez... Qu'ai-je fait! Que me dit-il! Je suis perdue!

Cette femme, ignorant le sujet de sa terreur, s'étonnait de la consternation où elle la voyait. Ernestine rompit enfin le cachet; et, portant des regards timides sur ces caractères chéris, des larmes de joie inondèrent bientôt cette lettre consolante; elle la pressa contre son cœur, la baisa mille fois. O mon respectable ami! pardonne-moi, répétait-elle. Non, je ne devais pas te soupçonner. Découvrant alors à madame de Ranci la cause de son effroi, elle fit passer dans l'ame de son amie une partie des mouvements qui affectaient la sienne.

En relisant la lettre du marquis, Ernestine recommença à s'inquiéter. Eh! que doit-il donc m'apprendre? demandait-elle à madame de Ranci. Il veut me quitter peut-être, renoncer à me voir; tout m'annonce une triste séparation. Que signifient ces expressions? „Quand je vous disais, *je ne vous importunerai plus*, j'étais bien éloigné de vouloir élever dans votre esprit ces idées funestes où je vois trop qu'il s'abandonnait. J'ai cherché, j'ai fui l'occasion de vous dévoiler le sens de ces paroles. Hélas! ma chère Ernestine, quelle triste confidence ai-je à vous faire! quel sacrifice mon devoir exige! il ne m'est plus permis d'espérer d'être heureux.“ Ah! je vais le perdre! s'écriait-elle, mon cœur me le dit. Eh! d'où vient ne peut-il vivre heureux, et me voir, m'aimer? Comment un même sentiment produit-il des effets si différents? mon amour est un bonheur si grand pour moi! Faut-il que le sien trouble la douceur de sa vie!

Elle attendit impatiemment l'heure où elle croyait recevoir la visite de M. de Clémengis. Le temps s'écoulait lentement au gré de ses desirs: le jour finit, et son inquiétude augmenta. Le lendemain à son réveil, on lui présenta une lettre du marquis: elle déchira l'enveloppe avec précipitation; et, cherchant avidement la confirmation de ses craintes, elle la trouva dans ces paroles:

Lettre de M. de Clémengis.

„O ma chère Ernestine! après la preuve touchante que vous venez de me donner de vos sentiments, puis-je, sans expirer de douleur, vous annoncer mon départ, et l'événement qui doit le suivre. Faut-il vous quitter, vous dire un éternel adieu? Faut-il percer votre cœur du même trait dont le mien se sent déchiré?“

„Fille aimable, née pour le bonheur de ma vie, digne du sort le plus brillant, ah! que le mien ne dépend-il de moi! Le devoir, la reconnaissance, des engagements pris depuis long-temps, renversent toutes mes espérances. Mais en avais-je? Comment me suis-je flatté...? Ah! fallait-il vous conduire à partager une passion inutile

Que d'amertume, que de regrets se mêlent à des peines si vives! Me pardonnerez-vous? ne me mépriserez-vous point? ne me haïrez-vous jamais? Ma chère, ma tendre amie, daignez me rassurer sur mes craintes; dites-moi que vous me pardonnez; ne me refusez pas une consolation si nécessaire à mon cœur, à mon cœur affligé!“

„Le malheur de ma vie est enfin déterminé. Mon oncle a levé tous les obstacles qui éloignaient encore mon mariage; il me contraint, il me force d'aller rendre des soins à mademoiselle de Saint-André. Dans une heure je pars avec son père; il me mène à une terre où la maréchale de Saint-André nous attend. Sa fille sort demain du couvent; on va nous présenter l'un à l'autre; on nous unira bientôt, sans nous consulter, sans s'embarrasser si nos cœurs sont disposés à se donner. Quoi, ma chère Ernestine, je vais me lier, me lier à jamais, et ce n'est point à vous!..“

„Je croyais jouir plus long-temps de ma liberté. On devait attendre la décision du parlement. L'incertitude de mes droits sur une riche succession, sur d'immenses arrérages, retardait le consentement du maréchal de Saint-André. La libéralité de mon oncle me désole en ce moment; une donation m'assure tous ses biens; je n'ai plus d'espoir.“

„Vous prierai-je de m'oublier? Non, oh, non, je ne puis souhaiter d'être oublié de vous, je ne puis desirer de vous oublier; vous serez toujours présente à mon idée, toujours chère à mon cœur; je penserai sans cesse à vous; je vous écrirai; je vous entretiendrai de mon estime, de mon amitié, et, malgré moi peut-être, de ma tendresse. Je ne vous la rappellerai point pour vous presser de la partager encore, mais pour vous prouver que le temps ne peut ni l'affaiblir, ni l'éteindre.“

„Vivez paisible, vivez heureuse; que le souvenir d'un sincère, d'un véritable, d'un constant ami vous arrache quelquefois un soupir; mais que ce soupir soit tendre et non pas douloureux... Je ne puis retenir mes larmes; elles s'échappent de mes yeux, elles effacent ce que j'écris: ô ma généreuse amie! vous en répandrez sans doute. Puissent-elles n'être pas aussi amères que les miennes! Je vous aime, je vous adore; je vous fuis, je vous perds; je suis le plus infortuné de tous les hommes.“

De quels mouvements cette lecture agita le cœur de la sensible Ernestine! Elle l'interrompit cent fois, pour laisser un libre cours à ses pleurs, à ses soupirs, à ses gémissements. Il part, disait-elle, il me fuit; je ne le verrai plus! Il va s'unir à l'heureuse épouse qu'on lui destine. Il me dit de vivre *paisible, heureuse*. Ah! comment serais-je paisible loin de lui, heureuse sans lui! Elle passa tout le jour à s'affliger, à se plaindre du marquis. Quelle dureté, s'écriait-elle! a-t-il pu partir sans me voir, sans me parler, sans mêler ses larmes avec les miennes! Elle pleurait, elle écrivait, déchirait ses lettres commencées, s'abîmait dans sa douleur, reprenait sa plume et la quittait encore. Son agitation, la violence de ses transports l'accablèrent enfin; elle fut malade, abattue, languissante pendant plusieurs jours: mais les lettres du marquis, les représentations de madame de Ranci, le retour de mademoiselle Duménil, ses soins, son amitié, ramenèrent un peu le calme dans son ame. Elle s'accoutuma à se dire, à se répéter que jamais elle n'avait rien espéré; elle cessa de se plaindre de son sort; elle voulut s'y soumettre, chercha dans sa raison la force de supporter ses peines avec résignation.

Deux mois s'écoulèrent, pendant lesquels le marquis de Clémengis écrivait régulièrement à son aimable amie. Il ne lui disait point si ses nœuds étaient serrés; elle n'osait le demander, elle craignait de l'apprendre; mais elle devait bientôt être éclaircie du destin de M. de Clémengis, et sentir, par une triste expérience, combien on éprouve de douleurs pendant le cours de ces attachements trop tendres, où le cœur se livre avec tant de plaisirs, qui lui paraissent la source d'un bonheur si vif et si constant.

Une parente de mademoiselle Duménil se mariait à la campagne, environ à dix lieues de Paris. Elle épousait un homme fort riche: comme il avait long-temps desiré l'heureux moment d'être à elle, cet amant comblé de joie voulait rendre ses noces brillantes, et préparait des fêtes pour

les célébrer. Henriette, invitée à partager les plaisirs qu'on se promettait de goûter dans les lieux consacrés à l'amusement, exigea, de la complaisance d'Ernestine, qu'elle l'accompagnât dans ce court et agréable voyage. Elle s'en défendit; mais elle céda enfin aux instances de son amie. Avant de partir, elle chargea madame de Ranci de lui envoyer ses lettres par un exprès mais plusieurs jours s'écoulèrent sans qu'Ernestine reçût aucune nouvelle, ni d'elle, ni du marquis.

En menant son amie à la campagne, mademoiselle Duménil n'avait pas songé que, de toutes les dissipations, la moins capable de la distraire était le spectacle dont elle la rendait témoin. On donne peut-être les mêmes fêtes chez le maréchal de Saint-André, disait Ernestine en soupirant; mais une joie si douce ne remplit pas le cœur du marquis: il n'aime point, il ne jouit pas des plaisirs où se livrent ces heureux amants. Cependant il ne m'écrit plus! Croyez-vous, demandait-elle à Henriette, qu'il cesse de m'écrire? Me privera-t-il de la seule consolation qui me reste? Ah! sans doute il m'en privera; il ne pensera plus à moi, il ne s'informera seulement pas si j'existe encore. N'importe: il me sera toujours cher; mes sentiments pour lui m'occuperont sans cesse; jamais, jamais je ne perdrai l'idée du marquis de Clémengis; et si le temps peut faire que je songe à lui sans douleur, je suis bien sûre de n'y songer jamais sans intérêt. Henriette s'efforçait d'adoucir ses chagrins, de calmer ses inquiétudes; mais la situation d'Ernestine allait devenir si fâcheuse, que les soins de l'amitié ne pourraient plus rien sur son cœur.

M. de Maugis, ami des maîtres de la maison, arriva le matin du jour où tout le monde se disposait à revenir à Paris. On lui reprocha de ne s'être point rendu à des invitations pressantes, on lui rappela sa promesse. Il répondit que l'événement dont on devait être instruit l'excusait assez. Tout le monde l'environnant alors, dix personnes l'interrogèrent à-la-fois. Quoi! dit-il d'un air surpris, vous ignorez le malheur du comte de Saint-Servains, celui de mon frère, et l'exil du marquis de Clemengis?

Ernestine entrait dans le salon; ces paroles la glacèrent, elle resta debout près de la porte, s'appuya contre un lambris, et recueillit toutes les forces que lui laissait le saisissement de son cœur, pour écouter M. de Maugis.

Oui, poursuivit-il, le comte de Saint-Servains est étroitement gardé, ses papiers sont enlevés, ses effets saisis. Mon frere avait sa confiance, on s'est assuré de lui: un secret impénétrable dérobe la connaissance du crime qu'on leur suppose. Un homme, dont le génie et l'application rendaient l'administration si heureuse, dont le désintéressement est connu, dont l'affabilité gagnait tous les cœurs, est noirci par l'envie: puisse-t-il confondre la calomnie, et revoir à ses pieds ses vils accusateurs!

Que je plains votre frère, dit alors le chevalier d'Elmont, que je plains l'aimable marquis de Clémengis! Il allait épouser mademoiselle de Saint-André; ce mariage ne se fera plus. Non, assurément, reprit M. de Maugis; il a reçu cette accablante nouvelle et l'ordre d'aller à Clemengis, deux heures avant la signature des articles, et s'est hâté de prévenir le maréchal, en rompant lui-même leurs mutuels engagements.

Eh mon dieu! dit encore le chevalier d'Elmont, une circonstance bien cruelle fait que la disgrace de son oncle devient un double malheur pour lui! Son procès ne se juge-t-il pas incessamment? Oui, répondit M. de Maugis, et tout Paris croit qu'il le perdra.

Pendant ces discours, Henriette s'approcha insensiblement d'Ernestine; et passant un bras autour d'elle, l'entraînant hors du salon, elle l'aida à marcher, et la conduisit dans sa chambre.

Pâle, froide, inanimée, Ernestine semblait insensible à cette nouvelle terrible et imprévue; elle promenait autour d'elle des regards stupides: elle ne pouvait parler, elle ne pouvait respirer. Mademoiselle Duménil l'invitait en vain à répandre des larmes, en la baignant des siennes: le serrement de son cœur ne lui permettait pas d'en verser. Fixant enfin les yeux sur son amie, elle la regarda long-temps; et levant au ciel ses mains faibles et tremblantes: que ne suis-je morte, dit-elle, ah, que ne suis-je morte, avant d'avoir appris que M. de Clemengis est malheureux!

Ses pleurs, coulant alors avec abondance, soulagèrent un peu l'oppression de son ame, rappelèrent ses esprits: mais quelle agitation, quels cris de douleur succédèrent à son accablement! Exilé, ruiné, perdu! répétait-elle, lui! le marquis de Clémengis!

Paraissant tout-à-coup se calmer, elle essuya ses pleurs, prit les mains d'Henriette; et la considérant un moment, baissant les yeux, les relevant sur elle, poussant de profonds soupirs, elle semblait hésiter à lui découvrir sa pensée.

Je vous afflige, dit-elle; hélas! je vais peut-être vous révolter; mais, au nom de notre amitié, ne vous opposez point à mes desseins: j'ai un projet, ne le combattez par aucune raison, par aucun discours. O ma chère Henriette! je n'abandonnerai point M. de Clémengis; il est exilé, son mariage est rompu, sa fortune détruite, il va perdre le reste de ses espérances! Il est affligé, malheureux: je veux partir, aller le trouver; ma vue sera peut-être un adoucissement à ses peines. Si je ne puis le consoler, je partagerai ses maux: je veux gémir, souffrir, mourir avec lui! Ne me dites rien; non, ne me dites rien; ne me parlez ni du monde ni de ses cruelles bienséances; je les rejette, si la dureté les accompagne: est-il des lois plus saintes que celles de l'amitié, des devoirs plus sacrés que ceux de la reconnaissance? A qui dois-je des égards? Je ne tiens à personne. Si ma démarche est une faute, j'en rougirai seule. Je veux dénaturer tout ce que je possède, je veux rendre en secret à M. de Clémengis tous les biens que j'ai reçus de lui. Ah, pourrais-je en jouir à présent! Heureuse aux yeux des autres, ingrate aux miens, comment supporterais-je la vie!

Mademoiselle Duménil pensait trop noblement pour ne pas approuver une partie du dessein de son amie; et dans celle qui paraissait mériter plus de considération, elle la voyait si attachée à ses propres idées, qu'entreprendre de la détourner d'aller à Clémengis, c'était l'affliger beaucoup, sans pouvoir s'assurer de changer sa résolution. Elle ne lui dit donc rien, la laissa maîtresse d'interpréter son silence, et toutes deux se hâtèrent de revenir à Paris.

Pendant la route, Ernestine se souvint d'un honnête vieillard qui prenait soin des affaires de M. de Clémengis et lui était extrêmement attaché; il s'appelait Lefranc. Pendant son séjour chez M. Duménil, elle le voyait souvent avec lui. Le marquis avait employé le peintre sur la parole de M. Lefranc, qui vantait sans cesse son talent. Elle se rappela qu'il logeait dans le voisinage, et son premier soin en arrivant à Montmartre, où elle voulut descendre, fut d'inviter cet homme, par un billet pressant, à venir lui parler le lendemain de grand matin; une affaire importante, où il pouvait l'obliger, l'engageait, lui disait-elle, à l'entretenir et à le consulter. Il se rendit à l'abbaye à l'heure indiquée.

La présence d'un homme qui aimait M. de Clémengis, qui tenait à lui, excita la plus vive émotion dans le cœur d'Ernestine. Elle voulut s'expliquer, commença à parler; mais ses pleurs la forcèrent de s'arrêter.

Le bon vieillard, charmé de revoir la belle élève de son ancien ami, l'assurait de son empressement à la servir, et lui faisait mille protestations de suivre exactement les ordres qu'elle allait lui donner. Il n'ignorait pas combien elle était chère au marquis, et pensait lui devoir les mêmes égards qu'il aurait eus pour la sœur de M. de Clémengis.

Ernestine accepta ses offres de service, elle lui ouvrit son cœur, s'étendit sur les bontés du marquis, sur la reconnaissance qu'elle en conserverait toujours; et remettant entre les mains de M. Lefranc ses bijoux, ses pierreries, et plusieurs effets commerçables, elle le chargea de les vendre et d'en faire toucher l'argent à M. de Clémengis, sans jamais lui découvrir d'où il venait. Ensuite elle le pria de s'arranger avec mademoiselle Duménil, pour emprunter sur sa terre, afin de grossir la somme, et lui recommanda la diligence et le secret.

M. Lefranc savait qu'Ernestine devait sa fortune à M. de Clémengis; mais il ne savait pas de quels moyens il s'était servi en l'obligeant. Son billet lui persuadait que cette fortune dépendait du marquis; et son premier mouvement, en la voyant si affligée, avait été de penser

que, dans la circonstance présente, elle voulait prendre des mesures avec lui sur ses intérêts.

Une surprise mêlée d'admiration le rendit muet pendant quelques instants; il regardait Ernestine, portait les yeux sur le dépôt qu'elle lui confiait, la regardait encore, semblait douter s'il ne se trompait point. Hésitez-vous à me servir? lui demanda-t-elle d'un air inquiet. Non, mademoiselle, non, lui dit-il, je remplirai vos desirs, je les surpasserai peut-être; soyez tranquille, je m'acquitterai fidèlement de l'emploi dont vous daignez me charger. M. le marquis a bien placé les affections de son cœur; je souhaite que le ciel lui rende le comte de Saint-Servains, sa fortune, sa santé, et lui conserve une amie aussi tendre, aussi respectable que vous.

Sa santé! interrompit vivement Ernestine, ah, mon dieu! serait-il malade? Ne vous effrayez pas, mademoiselle reprit M. Lefranc; il l'a beaucoup été, mais il se trouve mieux. J'espère le voir avant peu. Si le succès ne trompe point mon attente, je serai à Clémengis avant la fin de la semaine. Calmez-vous, mademoiselle; je ne partirai pas sans envoyer prendre vos ordres; je vous écrirai peut-être ce que la crainte d'élever de fausses espérances dans votre cœur m'oblige de vous taire à présent. En achevant ces mots, il la salua respectueusement, et prit congé d'elle.

Quelle nouvelle amertume pénétra l'ame d'Ernestine! Le marquis de Clémengis malheureux, le marquis de Clémengis malade, en danger peut-être, comment soutenir cette cruelle idée! Si le silence d'Henriette montrait qu'elle condamnait sa démarche, si la crainte de déplaire à cette véritable amie mêlait un peu d'indécision à ses desseins, l'état du marquis l'emporta sur toutes les considérations qui pouvaient l'arrêter encore. Elle écrivit à mademoiselle Duménil. Sa lettre détermina Henriette à lui prêter une chaise, un de ses gens pour courir devant elle, et à lui envoyer des chevaux de poste, comme elle l'en pressait. A midi madame de Ranci et elle partirent.

Que d'impatience pendant la route, que de soupirs et de larmes! Ah, si je ne le voyais plus, disait-elle à madame de Ranci, si le ciel me privait de lui, si j'étais condamnée à pleurer sa mort! Ah, pourrais-je vivre, et me dire, et me répéter, il n'est plus!

Une nuit passée à gémir, tant de trouble, d'agitation, et la fatigue du voyage, épuisèrent ses forces. Dès le second jour de sa marche, elle fut obligée de s'arrêter dans un petit village: elle ne pouvait supporter le mouvement de la chaise, elle s'évanouissait à tous moments. Madame de Ranci obtint enfin de sa raison, de sa complaisance, de son amitié, qu'elle prendrait de la nourriture et du repos. Un sommeil long et paisible la rafraîchit, la mit en état de continuer sa route le lendemain, et d'arriver à Clémengis le soir du second jour.

Plusieurs des gens du marquis connaissaient Ernestine; les premiers qui l'aperçoivent courent l'annoncer à leur maître, il ne peut les croire. Elle entre. Il la voit, doute encore si c'est elle. Elle avance en tremblant, tombe à genoux devant son lit, reçoit la main qu'il lui tend, la serre faiblement dans les siennes, la baise, l'inonde de ses pleurs.

Est-ce elle, est-ce Ernestine, répétait le marquis, en l'obligeant à se lever, à s'asseoir près de lui? Quoi, ma charmante amie daigne me chercher! Chère Ernestine, quelle douce, quelle agréable surprise! Ah! je n'attendais point cette faveur précieuse!

Eh, pourquoi, monsieur, pourquoi ne l'attendiez-vous pas? lui demande-t-elle du ton le plus touchant. Me mettriez-vous au rang de ces amis que la disgrace éloigne? Me croyiez-vous insensible, ingrate? Avez-vous oublié que vous êtes tout pour moi dans l'univers? Ah! si ma présence, si mes soins, si les plus fortes preuves de ma tendresse peuvent adoucir vos peines, parlez, monsieur, parlez, je ne vous quitte plus; tous les instants de ma vie seront heureux, s'il en est un seul dans le jour où ma vue, où mon empressement à vous plaire dissipe le souvenir de vos pertes, porte un rayon de joie dans votre ame.

Le visage de M. de Clémengis se couvrit de rougeur; il prit les mains d'Ernestine, il les ar-

rosa de larmes brûlantes. Ah! comment, s'écria-t-il, ai-je immolé le plus grand bonheur à de vains égards, mes plus ardents desirs à de bizarres préjugés! Est-ce Ernestine, est-ce l'aimable fille que je sacrifiais à l'avide ambition, au sot orgueil, qui conserve pour moi des sentiments si tendres? Elle cherche un malheureux, un proscrit peut-être! Sa généreuse compassion l'attire dans ce désert, elle vient me consoler. Ah! je sens déjà moins des peines qu'elle daigne partager; tout cède à présent dans mon cœur au regret de ne pouvoir reconnaître ses bontés.

Ernestine allait parler, quand des voix confuses se firent entendre; on ouvrit brusquement. M. Lefranc, plutôt porté qu'introduit par les gens du marquis, entra en criant: votre procès est gagné tout d'une voix, monsieur; on a reconnu l'innocence du comte de Saint-Servains, ses accusateurs sont arrêtés. Je n'ai pas voulu qu'un autre vous apportât ces heureuses nouvelles.

Mon oncle justifié, mon procès gagné, s'écria le marquis! Ah, je pourrai donc suivre les inspirations de mon cœur, payer tant d'amour, de noblesse, de vertus! Viens, ma chère Ernestine, viens, répéta-t-il transporté de plaisir; viens dans les bras de ton époux. Mes enfants, dit-il à ses gens qui versaient des larmes de joie, mes chers enfants, voilà votre maîtresse. Et tendant la main à M. Lefranc: et vous, mon zélé, mon honnête ami, soyez le premier à féliciter la marquise de Clémengis.

Des cris d'alégresse s'élevèrent alors dans la chambre. Ernestine était aimée, elle était respectée; elle méritait le bonheur dont elle allait jouir. Madame de Ranci levait les mains au ciel, lui rendait graces, embrassait Ernestine, prononçait de tendres bénédictions sur le marquis et sur elle. M. Lefranc, trahissant le secret qu'on lui avait confié, racontait à M. de Clémengis l'action généreuse d'Ernestine. Elle seule, craignant encore pour des jours si chers, n'osait se livrer à la joie. On la rassura: le marquis était faible; mais il était convalescent, et le plaisir allait lui rendre la santé...

Mais épargnons au lecteur fatigué, peut-être, des détails plus longs qu'intéressants. Il peut aisément se peindre le bonheur de deux amants si tendres. Le comte de Saint-Servains, vengé de ses ennemis, rentra dans les fonctions de son ministère; il pardonna à son neveu un mariage qui le rendait heureux. Henriette partagea la félicité de son amie. Madame de Ranci retourna dans sa retraite, où les soins attentifs de madame de Clémengis prévinrent ses desirs: et moi, qui n'ai plus rien à dire de cette douce et sensible Ernestine, je vais peut-être m'occuper des inquiétudes et des embarras d'une autre.

S'il l'avait su!

S'il avait su quelle âme il a blessée,
Larmes du cœur, s'il avait pu vous voir,
Ah! si ce cœur, trop plein de sa pensée,
De l'exprimer eût gardé le pouvoir,
Changer ainsi n'eût pas été possible;
Fier de nourrir l'espoir qu'il a déçu,
A tant d'amour il eût été sensible,
S'il l'avait su.

S'il avait su tout ce qu'on peut attendre
D'une âme simple, ardente et sans détour,
Il eût voulu la mienne pour l'entendre;
Comme il l'inspire, il eût connu l'amour.
Mes yeux baissés recélaient cette flamme,
Dans leur pudeur n'a-t-il rien aperçu?
Un tel secret valait toute son âme,
S'il l'avait su.

Si j'avais su, moi-même, à quel empire
On s'abandonne en regardant ses yeux,
Sans le chercher comme l'air qu'on respire,
J'aurais porté mes jours sous d'autres cieux.
Il est trop tard pour renouer ma vie,
Ma vie était un doux espoir déçu:
Diras-tu pas, toi que me l'as ravie,
Si j'avais su!

MAD. DESBORDES-VALMORE.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 40.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Florian.

Dieser geistreiche und eben so witzige als gefühlvolle Schriftsteller dessen trefflichen Fabeln die Franzosen den ersten Platz nach denen des Lafontaine anweisen, ward am 6. März 1755 auf dem väterlichen Stammschlosse in den östlichen Sevennen, nicht weit von Beau-Rivage geboren. Sein ganzer Name war Jean Pierre Claris de Florian. Er hatte das Unglück seine Mutter, die er zärtlich liebte, schon früh zu verlieren und der Schmerz den er dadurch empfand blieb während seines ganzen Lebens vorherrschend in ihm. Nach dem Tode seines Großvaters brachte ihn sein Vater in eine Pension, wo er jedoch nur geringe Fortschritte machte. Dies bewog seinen Oheim, den Marquis von Florian, der eine Nichte Voltaire's geheirathet hatte, sehr vortheilhaft zu dem großen Dichter von seinem Neffen zu sprechen. Voltaire interessirte sich lebhaft für den talentvollen Knaben, ließ ihn zu sich kommen und behielt ihn bei sich bis ihn der Herzog von Penthièvre als Pagen in seine Dienste nahm. Er blieb nun auf dem Schlosse Anet, dem Wohnsitze seines Gönners, allgemein beliebt und geachtet, und versuchte sich mit Erfolg in kleinen literärischen Arbeiten. Nachdem er eine Zeitlang im Corps Royal d'Artillerie zu Bapaume die nöthigen militairischen Vorstudien gemacht, schenkte ihm der Herzog eine Compagnie Dragoner. Florian ließ während des heitern Garnisonlebens nicht von seinen wissenschaftlichen Arbeiten ab und kehrte später zu seinem herzoglichen Freunde als dessen Kammerherr zurück. Bald nachher gab er den Schäferroman Galatée, eine Nachbildung der gleichnamigen Dichtung Cervantes heraus, und hatte sich großen Beifalls zu erfreuen. Von nun an widmete er alle seine Mußestunden literärischen Leistungen, theils aus innerem Antriebe, theils in der löblichen Absicht, durch deren Ertrag die von seinem Vater auf ihn vererbten Schulden zu tilgen, was ihm auch gelang. So entstanden binnen neun Jahren: Estelle, fünf kleine Komödien, die mit Erfolg auf dem italienischen Theater zu Paris aufgeführt wurden, Numa Pompilius und Gonsalve de Cordove und ihr Verfasser gewann zweimal den Preis bei der französischen Akademie. 1788 ward er selbst ein Mitglied derselben. Seinen früheren Werken folgten nun in kurzer Zeit seine Bearbeitung des Don Quijote und seine Sammlung von Fabeln, welche ihm großen Ruhm erwarb. Aus den Träumen wachsenden Glückes und Ruhmes störte ihn jedoch gewaltsam die französische Revolution auf. Er ward während der Herrschaft des Terrorismus in den Kerker geworfen, wo er den größten Theil seines Guillaume Tell schrieb, und erst nach Robespierre's Sturz wieder aus demselben befreit; aber der Verlust so vieler theurer Freunde und das Unglück von dem sein geliebtes Vaterland war heimgesucht worden, stürzten ihn in tiefe Schwermuth. Er starb kurz nach der Vollendung seines Gedichtes Eliézer et Nephthali am 13. Sept. 1794 zu Sceaux im vierzigsten Jahre seines Alters.

Liebenswürdigkeit ist der Grundcharacter aller seiner Schriften; er fühlte sich nicht zu großen Werken berufen und bewegte sich daher nur in kleinem Kreise, aber hier leistete er Treffliches, durch die ihm eigenthümliche Naivetät, glückliche und anmuthige Phantasie, Zartheit und Grazie. Seine besten Arbeiten sind daher seine Pastoralen, seine kleinen Komödien, seine Novellen und seine wirklich klassischen Fabeln.

So wie er indessen einen höhern Schwung nehmen will, fehlt es ihm an Kraft und Kern und er geräth leicht in eine süßliche Sentimentalität, welche bald ermüdet. — Sein Styl ist dagegen stets correct und elegant.

Außer den bereits genannten Büchern schrieb Florian noch eine Reihe Novellen, einige treffliche Eklogen und mehrere kleine Gedichte, sowie eine historische Abhandlung über die Mauren. — Die vollständigste und beste Ausgabe seiner Werke ist die von 1812, Paris, 16 Bände in 18. von der ein eleganter und wohlfeiler Abdruck in Deutschland (Leipzig 1826, 8 Bde. 8.) erschien.

Claudine,

NOUVELLE SAVOYARDE.

Par M. DE FLORIAN.

Au mois de juillet 1788 me retrouvant dans ce Ferney qui, depuis la mort de Voltaire, ressemble à ces châteaux déserts qu'ont habités jadis les génies, je résolus d'aller visiter les fameux glaciers de Savoie. Un Genevois de mes amis eut la bonté de m'accompagner. Je ne décrirai point ce voyage; il faudrait, pour le rendre intéressant, imiter ce style exalté, sublime, inintelligible aux profanes, dont un voyageur ne peut guère se passer à présent, pour peu qu'il ait fait deux lieues et qu'il ait une ame sensible; il faudrait ne parler que d'extases, d'étreintes, de tressaillements, et j'avoue que ces mots, devenus si simples, ne me sont pas encore assez familiers: j'ai vu *le Mont-Blanc et la mer de glace, et la source de l'Aveyron.* J'ai contemplé long-temps en silence ces rochers terribles, couverts de frimas, ces pointes de glace qui percent les nues, ce large fleuve qu'on appelle *une mer,* suspendu tout-à-coup dans son cours, et dont les flots immobiles paraissaient encore en fureur; cette voûte immense, formée par la neige de tant de siècles, d'où s'élance un torrent blanchâtre qui roule des blocs de glaçons à travers des débris de rocs; tout cela m'a frappé de terreur et pénétré de tristesse: j'ai cru voir l'effrayante image de la nature sans soleil, abandonnée au dieu des tempêtes. En regardant ces belles horreurs, j'ai remercié l'Être tout-puissant de les avoir rendues si rares; j'ai desiré mon départ pour repasser dans la vallée, la délicieuse vallée de Maglan. C'est là que je me promettais de consoler mes yeux attristés en voyageant lentement dans ce riant paysage, en contemplant sur les rives de l'Arve ces riches tapis de verdure, ces bois tranquilles, ces près émaillés, ces chaumières, ces maisons éparses, où mon imagination m'offrait un vieillard entouré de sa famille, une mère allaitant son fils, deux jeunes amants venant de l'autel. Voilà le spectacle qui plaît à mes yeux; voilà les aspects qui touchent mon cœur, qui lui donnent des souvenirs doux ou des desirs agréables.

O mon bon ami Gesner! vous pensiez bien comme moi, vous qui, né dans le pays le plus varié, le plus pittoresque de la terre, le plus propre à vous fournir des descriptions toujours différentes, n'avez jamais, comme tant d'autres, abusé de l'art de décrire, n'avez jamais cru qu'un tableau, quelque brillant que fût son coloris, pût se passer de personnages! Vous chantez les bocages sombres, les près verdoyants, les ruisseaux limpides; mais des bergères, des pasteurs y donnent des leçons d'amour, de piété, de bienfaisance. En vous lisant, les yeux satisfaits parcourent le site que vous avez peint; l'ame, plus satisfaite encore, se nourrit d'utiles préceptes, et jouit d'une émotion douce.

Telles étaient les idées qui m'occupaient à Chamouny lorsque je descendais le Montanverd, en revenant de la mer de glace. Après deux heures d'une marche pénible, j'arrivai près de la fontaine où je m'étais reposé le matin. Je voulus m'y reposer encore; car, en aimant peu les torrents, je fais grand cas des fontaines: d'ailleurs j'étais excédé, quoique bien satisfait de mes fatigues. Je priai mon brave et honnête guide, qui s'appelait François Paccard, de s'asseoir à côté de moi: et nous commençâmes alors

une fort bonne conversation sur les mœurs, sur le caractère, sur la manière de vivre des habitants de Chamouny. Le bon Paccard m'intéressait par le récit de ces mœurs si simples dont on aime à s'entretenir, quand ce ne serait que pour les regretter, lorsqu'une jolie petite fille vint m'offrir un panier de cerises : je le pris et le lui payai. Dès qu'elle fut éloignée, Paccard me dit en riant : Il y a dix ans qu'à la place où nous sommes il en coûta cher à l'une de nos jeunes paysannes pour être ainsi venue présenter des fruits à un voyageur. Aussitôt je priai Paccard de me raconter cette histoire. Elle est un peu longue, me répondit-il ; j'en ai su jusqu'aux moindres détails par M. le curé de Salenches, qui joua lui-même un grand rôle dans cette aventure. Je pressai Paccard de me répéter ce qu'il avait appris du curé de Salenches ; et, tous deux assis contre deux sapins, mangeant ensemble nos cerises, Paccard commença son récit :

Il faut que vous sachiez, monsieur, que notre vallée de Chamouny n'était pas, il y a dix ans, aussi célèbre qu'elle l'est aujourd'hui. Les voyageurs ne venaient point nous apporter leurs louis d'or pour voir notre neige glacée et pour ramasser nos petits cailloux. Nous étions pauvres, ignorants du mal, et nos femmes, comme nos filles, occupées des soins du ménage, étaient encore plus ignorantes que nous. Je vous dis ceci d'avance pour que vous excusiez un peu la faute que fit Claudine : la pauvre enfant était si simple qu'il était bien facile de la tromper.

Claudine était fille du vieux Simon, laboureur au Prieuré. Ce Simon, que j'ai bien connu, puisqu'il n'est mort que depuis deux ans, était le syndic de notre paroisse. Tout le pays le respectait à cause de sa probité ; mais son caractère était naturellement sévère ; il ne se passait rien à lui-même, et ne passait pas grand'chose aux autres : on le craignait autant qu'on l'estimait. Celui de nos habitants qui aurait eu disputé avec sa femme, ou bu quelques coups de trop le dimanche, n'aurait pas osé parler à Simon de toute la semaine. Nos petits enfants ne faisaient plus de bruit quand il passait : ils lui ôtaient bien vite leurs chapeaux, et ne recommençaient leurs jeux que lorsque M. Simon était loin.

Simon était demeuré veuf de Madeleine sa femme qui lui avait laissé deux filles. Nanette, l'aînée, était assez bien de figure ; mais Claudine, la cadette, était un ange pour la beauté.

Son joli visage rond, ses beaux yeux noirs remplis d'esprit, ses grands sourcils, sa petite bouche qui ressemblait à cette cerise, son air d'innocence et de gaieté, lui faisaient des amoureux de tous les jeunes garçons de notre village ; et, quand elle venait danser le dimanche avec son juste de drap bleu, serré sur sa taille fine, son chapeau de paille garni de rubans, et son petit bonnet rond, qui pouvait à peine contenir ses longs cheveux, c'était à qui retiendrait son tour pour danser avec Claudine.

Claudine n'avait que quatorze ans ; sa sœur Nanette en avait dix-neuf, et demeurait toujours à la maison pour prendre soin du ménage. Claudine, comme la plus jeune, allait garder le troupeau sur le Montanverd ; elle portait son dîner, sa quenouille, et passait sa journée à filer, à chanter, ou à jaser avec les autres bergères ; le soir elle revenait chez Simon, qui, après le souper, lisait à ses filles quelque histoire de la Bible, leur donnait sa bénédiction ; et tout le monde allait dormir.

Dans ce temps-là les étrangers commencèrent à venir voir nos glacières. Un jeune Anglais, nommé M. Belton, fils d'un riche négociant de Londres, en passant à Genève pour aller en Italie, eut la curiosité de faire le voyage de Chamouny. Il vint descendre chez madame Couteran ; et le lendemain, à quatre heures du matin, il monta le Montanverd pour aller voir la mer de glace, conduit par mon frère Michel, qui maintenant est le doyen des guides. Il en revenait vers les onze heures, et se reposait comme nous à cette fontaine, quand Claudine, qui gardait par-là ses moutons, le voyant fort échauffé, vint lui offrir des fruits et du lait qu'elle avait pour son dîner. L'Anglais la remercia, la regarda beaucoup, causa quelque temps avec elle, et voulut lui donner cinq ou six guinées, que

Claudine refusa; mais la pauvre Claudine ne refusa point de mener M. Belton voir son troupeau, qu'elle avait laissé parmi ces grands arbres. L'Anglais pria son guide de l'attendre, et s'en fut avec Claudine: il y demeura deux bonnes heures. Vous dire la suite de leur conversation, c'est ce que je ne pourrais pas, puisque personne ne les entendit. Il suffit que vous sachiez que M. Belton partit le même soir, et que Claudine, en revenant chez son père, était pensive, rêveuse, assez triste, et portait au doigt un beau diamant vert, que l'Anglais lui avait donné. Sa sœur lui demanda d'où venait ce diamant. Claudine répondit qu'elle l'avait trouvé. Simon, d'un air mécontent, prit aussitôt la bague, et la porta lui-même chez madame Couteran, afin que l'on découvrît la personne qui l'avait perdue. Aucun voyageur ne la réclama. M. Belton était déjà bien loin; et Claudine, à qui l'on rendit le diamant, devint chaque jour plus triste.

Cinq ou six mois se passèrent. Claudine, qui tous les soirs rentrait avec les yeux rouges, prit enfin le parti de se confier à sa sœur Nanette. Elle lui avoua que, le jour où elle avait rencontré M. Belton sur le Montanverd, M. Belton lui avait dit qu'il était amoureux d'elle, qu'il voulait s'établir à Chamouny pour ne plus la quitter et pour l'épouser. Moi je l'ai cru, ajouta Claudine; il me l'a juré plus de cent fois. Il m'a dit que ses affaires le forçaient de retourner à Genève; mais qu'avant quinze jours il serait ici, qu'il y achèterait une maison, que notre mariage se ferait tout de suite. Il s'est assis près de moi, ma embrassée en m'appelant sa femme, et ma donné cette belle bague, comme l'anneau des mariés. Je n'ose pas vous en raconter davantage, ma sœur; mais j'ai de grandes inquiétudes, je suis malade, je pleure toute la journée; et j'ai beau regarder le chemin de Genève, M. Belton ne revient point.

Nanette, qui venait de se marier, pressa de questions la pauvre Claudine. Elle apprit enfin, après bien des larmes, que l'Anglais avait indignement trompé cette simple et malheureuse fille, et que Claudine était grosse.

Comment faire? Comment annoncer ce malheur au terrible M. Simon? Le lui cacher était impossible. La bonne Nanette n'augmenta point le désespoir de sa sœur par des reproches inutiles; elle chercha même à la consoler, en lui faisant espérer un pardon qu'elle savait bien qu'on n'obtiendrait pas. Après avoir réfléchi long-temps avec elle, Nanette, d'après son consentement, alla trouver notre bon curé, lui confia tout sous le secret, et le supplia d'instruire son père, de l'adoucir, de lui faire voir que la faute de Claudine était le crime du méchant Anglais, de prendre enfin tous les moyens de sauver l'honneur, ou du moins la vie à la pauvre malheureuse. Notre curé, fort triste de cette nouvelle, se chargea pourtant de l'annoncer, et se rendit chez Simon à l'heure où il était sûr que Claudine était sur le Montanverd.

Simon, selon sa coutume, lisait l'ancien Testament. Notre bon curé s'assit près de lui, parla des belles histoires qui se trouvent dans ce divin livre, admira sur-tout celle de Joseph lorsqu'il pardonne à ses frères, celle du grand roi David lorsqu'il pardonne à son fils Absalon, et d'autres que je ne sais point, mais que M. le curé sait. Simon était de son avis. M. le curé lui disait que Dieu nous a voulu donner ces exemples de miséricorde, afin qu'en étant doux et miséricordieux envers nos frères, comme Joseph; envers nos enfants, comme David, nous méritions de trouver aussi la même compassion dans notre père commun. Tout cela était arrangé bien mieux que je ne l'arrange; mais vous comprenez que notre curé préparait petit à petit le vieillard à la mauvaise nouvelle. Simon fut long-temps à l'entendre: il l'entendit à la fin, et, se levant aussitôt, pâle, tremblant de colère, il sauta sur le fusil avec lequel il tuait des chamois, pour aller tuer sa fille. Le curé se jeta sur lui, le désarma, le retint; et tantôt lui parlant avec force de ses devoirs de chrétien, tantôt l'embrassant, le plaignant, le serrant contre sa poitrine, il fit tant que le vieux Simon, qui jusque alors avait eu les yeux secs, les lèvres blanches, tout le corps tremblant, retomba dans son fauteuil avec ses deux mains sur son front, et se mit à fondre en larmes.

Le curé le laissa pleurer quelque temps sans lui rien dire; ensuite il voulut raisonner avec lui des mesures que l'on pouvait prendre pour sauver l'honneur de Claudine; mais Simon l'interrompit: M. le curé, lui dit-il, on ne sauve point ce qui est perdu; chaque moyen que nous prendrions nous rendrait coupables nous-mêmes par les mensonges qu'il faudrait faire. Cette malheureuse ne doit plus rester ici; elle y serait le scandale de tous, et le supplice de son père: qu'elle s'en aille, M. le curé; qu'elle vive, puisque l'infâme peut vivre; mais que moi je meure loin d'elle; qu'elle parte aujourd'hui même; qu'elle sorte de notre pays, et que jamais elle ne se présente devant mes cheveux blancs qu'elle a déshonorés.

M. le curé voulut essayer de fléchir Simon; ses efforts furent inutiles. Simon répéta l'ordre positif de faire partir Claudine. Notre bon curé s'en allait tristement, lorsque le vieillard courut après lui, le ramena dans sa chambre, ferma la porte, et, lui remettant une vieille bourse de peau remplie d'une cinquantaine d'écus: M. le curé, dit-il, cette malheureuse va manquer de tout: donnez-lui ces cinquante écus, non de ma part, gardez-vous-en bien, mais comme une charité de vous: dites-lui que c'est le bien des pauvres que la compassion vous fait donner au crime; sur-tout ne parlez pas de moi. Et si vous pouviez écrire à quelqu'un pour lui adresser, lui recommander... Je connais votre humanité, je ne veux rien vous dire, ni rien savoir.

Le curé ne lui répondit qu'en serrant sa main. Il courut rejoindre Nanette qui l'attendait dans la rue, plus morte que vive. Rentrez, lui dit-il, rentrez dans la chambre de votre sœur; faites un paquet de toutes ses hardes; prenez tout généralement, et venez l'apporter chez moi: je ne puis vous parler que là. Nanette obéit en pleurant: elle se douta bien de ce qui arrivait, et mit dans le paquet de Claudine ses propres habits, son linge, avec le peu d'argent qu'elle possédait. Elle revint ensuite chez notre curé, qui lui raconta son entretien avec Simon, lui remit une longue lettre pour le curé de Salenches, et lui dit:

Ma chère enfant, aujourd'hui même il faut conduire votre sœur à Salenches: vous lui direz ce qui s'est passé. Il est inutile que je la voie; mon ministère m'obligerait à lui faire des reproches qui seraient trop cruels dans ce moment. Vous lui remettrez cette bourse, à laquelle je vais joindre quelques écus de mes épargnes; vous lui donnerez cette lettre pour mon confrère le curé de Salenches; vous la mènerez jusqu'à son presbytère, où il n'est pas nécessaire que vous entriez; vous reviendrez ensuite auprès de votre père, qui a besoin de vous, mon enfant, de vous, dont la sagesse et la vertu adouciront, je l'espère, les chagrins que lui donne votre sœur. Allez, ma fille, partez tout-à-l'heure; nous nous reverrons demain.

Nanette, en soupirant, prit le paquet, la lettre, la bourse, et s'en alla sur le Montanverd. Elle trouva Claudine couchée par terre, pleurant et se désolant. Nanette lui ménagea tant qu'elle put les ordres qu'elle apportait; mais, quand Claudine fut instruite qu'il fallait s'en aller sur-le-champ, elle poussa des cris horribles, s'arracha les cheveux, se meurtrit le visage, en répétant toujours: Je suis chassée; mon père me donne sa malédiction: tue-moi, ou je me jette dans ce précipice.

Nanette l'embrassait et la contenait. Elle fut plusieurs heures à la calmer, en lui donnant l'espérance que Simon s'apaiserait un jour, en lui promettant de l'aller voir souvent, de ne jamais l'abandonner. Enfin elle décida Claudine à partir; et toutes deux, à la nuit tombante, prirent le chemin de Salenches, en évitant de passer par notre village, où, malgré l'obscurité, la pauvre Claudine aurait cru que tout le monde lisait sa faute sur son front.

La route fut triste, comme vous pensez; elles n'arrivèrent qu'au point du jour. Nanette ne put se résoudre à paraître avec sa sœur devant M. le curé de Salenches: elle fit ses adieux à Claudine avant d'entrer dans la ville, la tint long-temps serrée contre son sein, lui remit tout ce qu'elle avait pour elle, et la quitta presque aussi désolée que sa malheureuse sœur.

Dès que Claudine se vit seule, tout son cou-

rage l'abandonne. Elle alla se cacher dans la montagne, et y passa la journée sans prendre aucune nourriture, résolue de se laisser mourir.

Cependant, quand la nuit fut venue, elle eut peur, et s'achemina vers la ville, où elle demandait à voix basse la maison de M. le curé. On la lui indiqua. Elle frappa doucement: une vieille gouvernante vint ouvrir.

Claudine s'annonça de la part de M. le curé du Prieuré. La gouvernante la conduisit aussitôt vers son maître, qui soupait dans ce moment, tout seul au coin de son feu. Claudine, sans oser lever les yeux, sans oser dire une parole, lui remit sa lettre en tremblant; et, tandis que le curé lisait en se rapprochant de sa lumière, la pauvre fille couvrit son visage de ses deux mains, et se mit à genoux près de la porte.

M. le curé de Salenches est un brave et digne homme: toute sa paroisse le chérit et le respecte comme un père. Quand il eut fini la lettre, et qu'en retournant la tête il vit cette jeune fille à genoux, toute baignée de larmes, il se mit à pleurer aussi. Il la releva, loua son repentir, lui fit espérer le pardon d'une faute qui lui causait tant de douleur, la força de manger malgré ses refus; et, rappelant sa gouvernante qui était sortie, il la chargea de préparer un lit pour Claudine.

Claudine, tout étonnée de voir quelqu'un qui ne la méprisait pas, lui baisait les mains sans répondre, et baisait celles de la gouvernante, qui s'empressait de la faire souper. Le curé, assis près d'elle, lui parlait avec amitié, et ne disait pas le moindre mot qui pût lui rappeler son malheur: il demandait des nouvelles du bon curé son confrère; il racontait les bonnes actions que ce digne pasteur avait faites, et se plaisait à répéter que la plus belle comme la plus douce fonction de leur ministère était de consoler les malheureux et de ramener les cœurs égarés. Claudine l'écoutait avec un respect, avec une reconnaissance qui l'empêchaient de manger; elle le regardait avec des yeux pleins de larmes: il lui semblait voir un ange du ciel que Dieu lui envoyait pour la relever. Quand son souper fut fini, la gouvernante vint l'avertir que sa chambre était prête. Claudine alla se coucher bien plus calme: elle ne dormit pas, mais du moins elle reposa.

Dès le lendemain au matin, le bon curé courait Salenches, pour trouver un petit logement où Claudine pût accoucher. Une vieille femme, qui vivait seule, et qui s'appelait madame Félix, offrit une chambre en promettant le secret. Claudine y vint à la nuit. Le curé voulut payer de son argent trois mois de la pension d'avance; et madame Félix convint avec lui de faire passer Claudine pour une de ses nièces mariée à Chambéry. Tout fut arrangé. Il était grand temps; car la fatigue du chemin, les peines, les agitations qu'avait éprouvées Claudine, lui donnèrent des douleurs dès le même soir. Quoiqu'elle ne fût grosse que de sept mois, elle accoucha d'un garçon beau comme le jour, que madame Félix tint sur les fonts de baptême, et qu'elle nomma Benjamin.

Le curé voulait tout de suite envoyer cet enfant en nourrice; mais Claudine le pria tant, lui dit avec tant de pleurs qu'elle aimait mieux mourir que d'être séparée de son petit Benjamin, qu'il fallut le lui laisser du moins pour les premiers jours; et, quand ces premiers jours furent passés, la tendresse de la mère pour son fils se trouva plus forte. Le curé parla raison, lui représenta qu'elle rendait impossible son retour à Chamouny, sa réconciliation avec son père. Claudine l'écoutait en baissant les yeux, et ne répondait à tout cela qu'en embrassant Benjamin.

Le temps s'écoula. Claudine achevait sa nourriture, et demeurait toujours chez madame Félix, qui l'aimait de tout son cœur. Les cinquante écus de son père, ceux que Nanette avait mis dans le paquet, suffisaient pour payer sa pension. Cette bonne Nanette n'osait point venir voir sa sœur à Salenches; mais elle portait tout ce qu'elle pouvait économiser chez notre curé, qui le faisait passer à son confrère. Ainsi Claudine ne manquait de rien; il lui fallait si peu de chose! Elle ne sortait jamais que les dimanches pour aller à la première messe. Le reste du temps elle le passait avec son fils et la vieille, qui, ayant été autrefois maîtresse d'école à la

Bonne-Ville, apprit à Claudine à bien lire, à bien écrire, et lui donna une sorte d'éducation. Claudine enfin n'était pas malheureuse; le petit Benjamin était charmant; mais ce bonheur ne pouvait pas durer.

Dix-huit mois se passèrent. Benjamin marchait déjà tout seul. Claudine avait si bien profité des instructions de la bonne madame Félix, qu'elle se trouvait en état d'instruire un jour elle-même son fils. Ce fils devenait de plus en plus aimable. Claudine ne pouvait se lasser de l'admirer; elle n'était occupée que de lui; elle ne songeait qu'à l'aimer, quand le curé de Salenches vint la trouver un matin.

Ma chère fille, lui dit-il, lorsque je vous ai recueillie, lorsque j'ai couvert votre faute du manteau de la charité, mon projet était de mettre votre enfant en nourrice, de le faire élever dans un village, et de lui donner ensuite les moyens de gagner sa vie. J'espérais, pendant ce temps, apaiser la colère de votre père, l'engager à vous reprendre dans sa maison, où votre repentir, votre modestie, votre amour pour la sagesse et le travail, lui auraient fait oublier les chagrins que vous lui causâtes. Cette conduite était la seule raisonnable, la seule qui pût vous rendre l'amitié de votre père et l'estime de vos amis. Vous seule vous y opposez: votre tendresse passionnée pour votre fils, votre résolution de ne jamais le quitter, vous exilent à jamais de la maison paternelle. Comment voudriez-vous que Simon vît cet enfant? Que pourrait-il être à ses yeux, à ceux de tout votre village, qu'un sujet éternel de honte et de douleur? Vous avez assez de raison, assez de cœur, assez d'esprit, pour sentir qu'il faut renoncer à votre enfant, ou à votre père, à votre famille, à votre pays. Je lis dans vos yeux que votre choix est fait; mais je dois vous représenter que vous ne pouvez pas rester ici toute la vie chez une pauvre et bonne femme, qui vous est tendrement attachée, je le sais, qui vous demandera peut-être de ne jamais vous séparer d'elle, mais à qui son indigence ne permet pas de vous garder pour rien. Je ne puis moi-même vous continuer les faibles secours que je vous ai donnés, parcequ'ils sont le bien de tous les malheureux; et qu'après avoir rempli vis-à-vis de vous les devoirs que me prescrivait votre situation, je serais coupable d'abandonner les autres infortunes pour satisfaire un amour que j'excuse, qui m'attendrit, mais que je ne dois pas encourager. Vous me répondrez que vous pouvez vivre avec l'argent que votre sœur vous fait passer. Mais cet argent est pris sur sa subsistance, sur celle de sa famille et de son mari. Nanette travaille à la terre, tandis que vous caressez Benjamin; Nanette vous envoie le fruit de sa peine, et Nanette n'a point fait de faute. Je le demande à votre cœur, ma chère fille, devez-vous recevoir long-temps ces bienfaits? Il ne vous resterait qu'une ressource: ce serait de vous mettre en service, soit à Genève, soit à Chambéry. A votre âge, avec votre figure, entourée peut-être de mauvais exemples, ce parti vous exposerait à bien des périls. D'ailleurs, je doute qu'avec un enfant que vous ne voulez pas quitter, vous trouviez des maîtres qui vous reçoivent. Pensez à toutes ces considérations; réfléchissez-y mûrement: je vous donne deux jours. Vous me direz à quoi vous êtes déterminée; et je vous promets de faire encore pour vous tout ce qu'il me sera possible de faire.

Après ce discours, le curé sortit, laissant Claudine dans une grande incertitude et dans une affliction plus grande. Elle sentait la vérité de tout ce que le sage curé venait de lui dire: elle sentait encore mieux qu'il lui serait impossible de vivre sans Benjamin. Elle passa toute la journée et toute la nuit à chercher, à rouler dans sa tête les moyens de ne plus être à charge à sa sœur, et de ne pas quitter son fils. Enfin elle prit un parti qui pouvait avoir ses dangers, mais qui du moins accordait tout; et, décidée à le suivre, elle se leva dès le point du jour pour écrire ce billet au curé:

Mon cher bienfaiteur,

„J'ai bien du chagrin de ne pouvoir m'acquitter de tout ce que je vous dois par une soumission égale à ma reconnaissance pour vous. Le bon Dieu sait que, s'il ne fallait que donner ma vie pour que vous fussiez content, je ne

serais pas si malheureuse. Mais quelle différence de mourir ou de quitter Benjamin! Je ne le peux pas, monsieur le Curé; j'ai essayé tout ce que j'ai de forces: ne me haïssez point; je ne le peux pas. Je ne veux plus être à charge à ma pauvre sœur, ni à la bonne madame Félix, ni à vous qui avez tant fait pour moi. Quand cette lettre vous arrivera, je serai déjà loin de Salenches, et je n'y reviendrai plus. J'ai trouvé des moyens de vivre sans être au service de personne, sans risque d'abandonner jamais la vertu, que vous m'avez tant fait aimer. Soyez tranquille sur ce point, mon cher bienfaiteur. Je m'en vais sans en instruire la bonne madame Félix: elle voudrait me retenir, je n'aurais pas le courage de la refuser. Je laisse dans le tiroir de ma petite table de noyer quarante-cinq livres que je lui dois pour le quartier qui va finir: je vous prie de les lui donner, en lui disant bien que je la regretterai et la bénirai toujours. Quant à vous, mon cher bienfaiteur, c'est le bon Dieu qui vous bénira: car vous êtes son image sur la terre; et, après lui, c'est vous que j'honore, que je respecte, et que je chéris le plus."

Claudine.

Après avoir cacheté cette lettre, elle la laissa sur la table, fit son paquet, mit dans un mouchoir une vingtaine d'écus qui lui restaient, et portant Benjamin dans ses bras, elle sortit de Salenches.

Elle prit le chemin de Genève, alla coucher à la Bonne-Ville, parceque le petit Benjamin ne lui permettait pas d'aller vite: le second jour, elle vint à Genève. Son premier soin fut d'y vendre tout ce qu'elle avait de hardes, de linge, et d'acheter, avec ce qu'elle en put tirer, trois chemises d'hommes, des souliers plats, des culottes, un gilet, une veste de drap brun, un mouchoir de soie, et un bonnet rouge. Elle coupa ses beaux cheveux noirs, qu'elle vendit à un perruquier, se fit un havresac de peau de veau, dans lequel elle mit son bagage. Elle ôta de son doigt le beau diamant vert qu'elle n'avait jamais quitté, le passa dans un cordon qu'elle suspendit à son cou, et le cacha sous sa chemise. Ainsi vêtue en petit savoyard, un gros bâton à la main, le havresac sur les épaules, et Benjamin assis par-dessus le havresac, joignant ses petites mains sous le menton de Claudine, elle sortit de Genève en demandant la route de Turin.

Elle mit douze jours à traverser les montagnes, sans qu'il lui arrivât aucun accident: au contraire, dans les auberges où elle dînait et couchait, l'âge, la figure du joli savoyard, cet enfant qu'il portait sur le dos et qu'il appelait son frère, intéressaient tout le monde. Par-tout on traitait bien les petits voyageurs, et, quand Claudine payait le matin, on lui demandait moitié moins qu'aux autres: quelquefois même on n'exigeait d'elle que de chanter la fameuse chanson des vieilleuses de son pays. Claudine alors, sans se faire prier, d'une voix douce et sensible, commençait ainsi cet air si connu dont elle avait un peu changé les paroles:

Pauvre Jeannette,
Qui chantais si bien,
Larirette,
Triste et seulette,
Tu ne dis plus rien.
Las! je soupire
Loin de mon ami:
Ne sais rien dire
A d'autres qu'à lui.
Jeune et fillette,
Ne peux-tu changer!
Larirette:
Crois-moi, Jeannette,
Choisis un berger.
Le roi lui-même
Aurait un refus;
Du jour qu'on aime
On ne choisit plus.

(Fin.)

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich, die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N^ro. 41.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Claudine,

NOUVELLE SAVOYARDE.

Par M. de Florian.

(Fin.)

Le voyage de Claudine ne fut pas cher. Lorsqu'elle fut arrivée à Turin, il lui restait encore de l'argent: elle loua une petite chambre sous les toits, dans un cabaret; elle acheta le peu de meubles qu'il lui fallait, une sellette, des brosses, une bouteille d'huile, et, suivie de Benjamin qui ne la quittait jamais, elle alla, sous le nom de Claude, s'établir dans la place du Palais-Royal, pour décrotter les passants.

Les premiers jours ne lui valurent pas grand' chose, parcequ'elle s'y prenait assez mal, et qu'elle mettait beaucoup de temps à gagner un sou: mais bientôt elle devint habile, et l'ouvrage alla beaucoup mieux. Claude, intelligent, alerte, dispos, faisait les commissions du quartier. Benjamin, pendant ses absences, s'asseyait sur la sellette et la gardait. S'il y avait une lettre, un paquet à porter, une caisse à monter dans une chambre, des bouteilles à descendre à la cave, on appelait Claude de préférence. Tous les domestiques, tous les portiers, toutes les cuisinières paresseuses, l'avaient pris pour leur homme de confiance; et le soir, Claude rapportait souvent plus d'un écu qu'il avait gagné. Ce gain suffisait de reste à son entretien, à celui de Benjamin, qui grandissait à vue d'œil, devenait tous les jours plus beau, et se faisait caresser de tout le monde.

Cette vie assez heureuse durait depuis plus de deux ans, lorsqu'un jour Claudine et son fils, étant sur la place du Palais-Royal, et baissés à terre tous deux pour arranger leur sellette, virent un pied se poser dessus. Claudine aussitôt prend sa brosse, et sans regarder le maître du soulier, elle commence promptement son ouvrage. Quand le plus difficile est fait, elle lève la tête ....sa brosse lui tombe des mains; elle demeure saisie: c'est M. Belton qu'elle a reconnu. Le petit Benjamin, qui n'avait point de distraction et qui ne reconnaissait personne, relève aussitôt la brosse tombée, et, d'une main faible encore, veut continuer à la place de Claudine, qui restait toujours immobile, les yeux attachés sur le jeune Anglais. M. Belton, étonné, demande à Claudine ce qui l'arrête, et rit des efforts de l'enfant dont la figure lui plaît. Claudine reprend alors ses esprits, s'excuse auprès de M. Belton avec une voix si douce, avec des paroles si bien dites, que l'Anglais, plus surpris encore, fait des questions à Claudine sur son pays, et sur son sort. Claudine répond d'un air calme que son frère et lui sont deux orphelins, occupés de gagner leur vie au métier qu'il leur voit faire, et qu'il sont nés tous les deux dans la vallée de Chamouny. Ce nom frappa vivement M. Belton: il regarda fixement Claudine, et,

croyant reconnaître des traits qu'il n'avait pas oubliés, il lui demanda son nom. Je m'appelle Claude, dit-elle. — Et vous êtes de Chamouny? — Oui, Monsieur, du village même du Prieuré. — N'avez-vous point d'autre frère? — Non, Monsieur, je n'ai que Benjamin. — Et de sœur, point? — Pardonnez-moi. — Comment s'appelle votre sœur? — Elle se nomme Claudine. — Claudine? — Oui, c'est son nom. — Où est-elle? — Oh! je n'en sais rien. — Comment pouvez-vous ignorer cela? — Pour beaucoup de raisons, Monsieur, qui ne vous intéresseraient guère, et qui me feraient pleurer: elle avait en effet les larmes aux yeux. M. Belton se tut en la considérant. Claudine l'avertit que son ouvrage était achevé. M. Belton, qui ne s'en allait point, tire de sa poche une guinée, et la lui donne d'un air attendri. Je ne puis vous rendre, lui dit Claudine; gardez tout, répliqua l'Anglais, et répondez-moi: seriez-vous fâché de quitter le métier que vous faites pour entrer dans une bonne condition? — Cela ne se peut pas, Monsieur. — Pourquoi donc? — Parceque rien dans le monde ne me ferait quitter mon frère. — Mais si on le prenait avec vous? — Cela deviendrait différent. — Eh bien! Claude, vous êtes à moi; je vous prends à mon service: vous serez fort heureux dans ma maison, et votre frère y demeurera. — Monsieur, lui répondit Claudine fort troublée, ayez la bonté de me donner votre adresse, j'irai vous parler demain au matin. M. Belton déchira le dessus d'une lettre, lui fit promettre de ne point manquer, et continua son chemin en retournant plusieurs fois la tête.

Claudine avait grand besoin que cette conversation finît: ses larmes la suffoquaient. Elle se hâta de gagner sa chambre, et s'y enferma pour réfléchir à ce qu'elle devait faire. Il lui paraissait dangereux d'entrer au service du jeune Anglais; son cœur l'y appelait pourtant, et le desir de rendre un père à Benjamin était un puissant motif. D'un autre côté, la manière dont M. Belton l'avait trompée, la promesse qu'elle avait faite au curé de Salenches, et à elle-même de fuir toutes les occasions qui pouvaient menacer sa vertu, la faisaient beaucoup hésiter: mais l'intérêt de Benjamin fut le plus fort. Claudine, après avoir bien réfléchi, résolut d'aller chez M. Belton, de le servir avec zèle, de lui faire chérir son fils, mais de lui cacher soigneusement qu'elle était cette Claudine qu'il avait semblé reconnaître. Elle se repentit alors d'en avoir peut-être trop dit, et se promit bien de ne plus ajouter un seul mot qui pût instruire tout-à-fait l'Anglais.

Ce parti pris, dès le lendemain au matin elle se rendit chez M. Belton: elle en fut fort bien reçue; l'Anglais convint de lui donner de très bons gages, la fit loger elle et Benjamin, et donna des ordres pour qu'ils fussent habillés sur-le-champ. M. Belton voulut reprendre la conversation de la veille, et questionna son nouveau domestique sur cette sœur dont il avait parlé. Mais Claudine l'interrompit: Monsieur, dit-elle, ma sœur n'existe plus, elle doit être morte de misère, de chagrin, de repentir; toute notre famille a pleuré son malheur, et ceux qui ne sont pas nos parents n'ont peut-être pas le droit de nous rappeler un souvenir si triste. Belton, plus surpris que jamais du ton, de l'esprit de Claude, cessa dès le moment ses questions; mais il conçut beaucoup d'estime, et prit une véritable amitié pour ce singulier jeune homme.

Claude devint dans peu de temps le favori de son maître. Le petit Benjamin, vers lequel M. Belton se sentait attiré par un charme involontaire, était sans cesse dans sa chambre, et l'Anglais le comblait de présents. L'aimable enfant, qui semblait deviner qu'il devait le jour à M. Belton, l'aimait presque autant qu'il aimait Claudine et le lui disait avec une grace, avec des caresses si naïves, que l'Anglais ne pouvait plus se passer de Benjamin. Claudine en pleurait de joie; mais elle cachait ses larmes, elle redoublait de soin pour n'être pas reconnue. La dissipation de M. Belton, ses liaisons, ses amours avec plusieurs femmes de Turin, affligeaient le cœur de Claudine, et lui faisaient craindre que le moment de se découvrir n'arrivât peut-être jamais.

En effet, M. Belton, que la mort de ses pa-

rents laissait maître à dix-neuf ans d'une très grande fortune, l'avait employée jusqu'alors à parcourir l'Italie, s'arrêtant par-tout où il s'amusait, c'est-à-dire par-tout où il trouvait des femmes qui lui plaisaient, le trompaient et le ruinaient. Une dame de la cour de Turin, assez âgée, mais encore belle, était alors sa maîtresse. Cette femme, vive, emportée, était fort jalouse de M. Belton. Elle exigeait que tous les soirs il vînt souper avec elle, et qu'il lui écrivît tous les matins. L'Anglais n'osait pas y manquer: encore y avait-il souvent des querelles, des brouilleries: pour la moindre chose, la dame voulait se tuer, prenait un couteau, pleurait, s'arrachait les cheveux, et jouait des comédies qui commençaient à ennuyer M. Belton. Claude voyait tout cela, car les soirs il accompagnait son maître, il le servait à table, et les matins c'était lui qui portait ses lettres à la dame. Son pauvre cœur en souffrait assez; mais il souffrait sans rien dire, il obéissait à M. Belton, qui lui marquait tous les jours plus de confiance, et se plaignait souvent à lui de la triste et fatigante vie qu'il menait. Claudine risquait alors quelques petits conseils, moitié gais, moitié sérieux, que son maître écoutait en les approuvant, en promettant d'en profiter le lendemain; le lendemain arrivait, M. Belton retournait chez sa dame, plus par habitude que par amour; et Claude, qui pleurait en secret, faisait semblant de sourire en accompagnant son maître.

Quelques mois se passèrent ainsi: enfin il vint une querelle si forte entre l'Anglais et la marquise, que celui-ci, résolu de ne plus retourner chez elle, se lia, pour s'en empêcher, avec une autre dame de la ville, qui ne valait guère mieux que celle qu'il abandonnait. Claudine ne trouva dans ce changement qu'un nouveau sujet d'affliction. Tout ce qu'elle avait dit, tout ce qu'elle avait fait était à recommencer. Elle s'y résigna sans se plaindre, et, toujours aussi soumise, aussi douce, aussi attachée à son maître, elle écouta ses nouvelles confidences, et le servit avec la même fidélité.

Mais la marquise n'était pas d'humeur à céder ainsi le cœur de son Anglais. Elle le fit épier, découvrit bientôt sa rivale, et, résolue de tout employer pour ramener ou pour punir M. Belton, elle épuisa d'abord toutes les ressources de la finesse, de l'intrigue, pour le faire revenir chez elle. Ses efforts furent inutiles. L'Anglais ne répondit point à ses lettres, refusa ses rendez-vous, se moqua de ses menaces. La marquise, désespérée, ne s'occupa plus que de se venger.

Un jour que, selon sa coutume, M. Belton, suivi de Claudine, sortait à deux heures du matin de chez sa nouvelle maîtresse, et que, déjà mécontent d'elle, il disait à son fidèle Claude qu'il avait grande envie de retourner à Londres, tout-à-coup quatre scélérats cachés au détour d'une rue tombent avec un poignard sur M. Belton, qui n'eut que le temps de se jeter contre le mur en mettant l'épée à la main. Claudine, à la vue des assassins, s'était précipitée devant son maître, et avait reçu dans la poitrine le coup de poignard qui devait frapper M. Belton: elle était tombée aussitôt. L'Anglais, poussant des cris de fureur, court sur celui qui l'a blessée, le jette sur le carreau, et attaque les trois autres avec tant de vivacité, qu'ils prennent la fuite. M. Belton ne les poursuit point; il revient à son domestique, le relève, l'embrasse, l'appelle en pleurant: mais Claudine ne répond point, Claudine est évanouie. M. Belton la prend dans ses bras, la porte à son hôtel qui n'était pas loin, va la déposer sur son propre lit, et, tandis que tous ses gens courent, par son ordre, chercher un chirurgien, M. Belton, impatient de voir si la blessure est considérable, déboutonne la veste de Claudine, écarte la chemise pleine de sang, regarde, et demeure stupéfait en voyant le sein d'une femme.

Dans ce même instant le chirurgien arrive. Il visite la plaie: elle n'est pas mortelle: le poignard avait glissé sur l'os. Mais Claudine ne revient point: on la panse, on lui fait respirer des eaux fortes. M. Belton, qui lui soutenait la tête, aperçoit un cordon qui lui pend au cou; il tire ce cordon, voit une bague... c'est la sienne; c'est la même qu'il avait laissée sur le Montanvert à cette jolie bergère qu'il abandonna si cruellement. Tout est reconnu, tout est éclairci;

mais M. Belton se contient; il fait venir une garde qui déshabille Claudine, qui la porte dans son lit; et la pauvre fille, en reprenant enfin connaissance, promène des yeux étonnés sur la garde, sur le chirurgien, sur son maître et sur Benjamin, qui, réveillé par tout ce bruit, s'était levé demi-nu pour courir auprès de son frère, qu'il embrassait en poussant des cris.

Le premier mouvement de Claudine fut de consoler Benjamin. Ensuite, se rappelant ce qui lui était arrivé, se voyant dans un lit, et réfléchissant avec inquiétude qu'on l'avait déshabillée, elle porta vivement sa main au cordon qui tenait sa bague. M. Belton, qui l'examinait, lut dans ses regards le plaisir qu'elle sentit en le retrouvant. Il fit aussitôt sortir tout le monde; et se mettant à genoux auprès du lit, en prenant la main de Claudine:

„Calmez-vous, lui dit-il, calmez-vous: je sais tout, ma chère amie; et c'est pour notre bonheur à tous deux. Vous êtes Claudine, et je fus un monstre. Je n'ai qu'un moyen de cesser de l'être: vous seule pouvez me le procurer. Je vous dois déjà la vie, je veux vous devoir encore l'honneur; oui, l'honneur, car c'est moi qui l'ai perdu, et non pas vous. Votre blessure n'est pas dangereuse; vous serez dans peu rétablie. Aussitôt que vous pourrez sortir, vous viendrez à l'autel me donner le nom d'époux, me pardonner un crime affreux que je suis loin de me pardonner moi-même. Ce mariage, que je demande, que je sollicite à genoux, doit m'honorer, doit m'ennoblir aux yeux de ceux qui connaissent la vertu. Je l'oubliai long-temps, Claudine, cette vertu si aimable; mais elle m'en devient plus chère quand c'est vous qui lui rendez mon cœur.

Jugez de l'étonnement, de la joie, des transports de Claudine. Elle voulait parler, ses pleurs l'en empêchaient. Elle aperçut alors le petit Benjamin, qu'on avait fait sortir avec les autres, et qui, inquiet de son frère, entr'ouvrait tout doucement la porte, et avançait son joli visage pour voir ce qui se passait dans la chambre. Claudine le montre à M. Belton, en lui disant: Voilà votre fils; il vous répondra mieux que moi. L'Anglais se précipite vers Benjamin, le prend dans ses bras, le couvre de baisers, et, le portant à sa mère, il passa le reste de la nuit entre sa femme et son enfant, dans un contentement de cœur qu'il n'avait pas encore connu.

Au bout de quinze jours Claudine fut rétablie. Elle avait instruit M. Belton de tout ce qui lui était arrivé. Ce récit ne l'avait rendue que plus chère au jeune Anglais, qui en était bien plus amoureux que la première fois qu'il l'avait vue. Dès qu'elle put soutenir le voyage, Claudine, habillée en femme, mais vêtue fort modestement, monta dans la voiture de l'Anglais avec le petit Benjamin; et tous trois, selon leur nouveau projet, allèrent droit à Salenches descendre chez M. le curé. Ce bon pasteur ne reconnut point Claudine: l'Anglais s'amusa quelque temps de son embarras. Enfin Claudine, en l'embrassant, lui rappela tous ses bienfaits, et l'instruisit du motif de leur voyage. Le bon curé bénit le ciel; il courut chercher la vieille madame Félix, qui vivait encore, et qui pensa mourir de joie en revoyant Claudine et Benjamin. Dès le lendemain ils partirent tous pour se rendre à Chamouny, où M. Belton, qui était catholique, voulut que le mariage se fît publiquement dans la paroisse du Prieuré.

Dès le soir de leur arrivée, le jeune Anglais envoya M. le curé de Salenches chez le redoutable M. Simon pour lui demander la main de sa fille. Le vieillard le reçut avec gravité, l'écouta sans témoigner beaucoup de joie, et ne répondit que deux ou trois mots en donnant son consentement. Claudine vint se jeter à ses pieds: le vieillard l'y laissa quelques instants, la releva sans sourire, l'embrassa sans la serrer, et salua froidement M. Belton. La bonne Nanette, qu'on avait appelée au moment de l'arrivée de Claudine, pleurait et riait toujours. Quand on se mit en chemin pour aller à l'église, elle portait sur un bras Benjamin, de l'autre elle tenait sa sœur; les deux curés marchaient devant, la vieille madame Felix derrière avec M. Simon qu'elle grondait; et tous les enfants du village suivaient en chantant des chansons.

On se rendit ainsi à la paroisse, où M. le curé de Chamouny laissa dire la messe au curé

de Salenches. La noce fut belle: tout le village dansa pendant huit jours. M. Belton avait fait dresser des tables dans la prairie, au bord de l'Arve, où venait s'asseoir qui voulait. Il acheta de bonnes terres pour le vieux M. Simon; mais celui-ci refusa de les accepter, et se fâcha même contre notre curé qui lui reprochait ce refus. Nanette ne fut pas si dure; elle prit ces terres et une jolie maison que M. Belton lui donna: elle est à présent la plus riche et la plus heureuse de notre village. M. et madame Belton s'en retournèrent au bout d'un mois, emportant avec eux les bénédictions de tout le monde: ils sont à Londres, où M. Benjamin a déjà cinq ou six frères ou sœurs.

Voilà leur histoire, que je n'ai pu rendre plus courte, parceque j'ai tâché de vous la raconter comme la raconte M. le curé, à qui souvent je l'ai entendu dire. Vous m'excuserez si elle ne vous a pas intéressé.

Je remerciai beaucoup François Paccard en l'assurant que son récit m'avait fort touché. Je descendis ensuite le Montanverd, tout occupé de Claudine; et de retour à Genève j'écrivis cette histoire, telle que Paccard me l'avait dite, sans chercher même à corriger les fautes de goût et de style que les connaisseurs doivent y trouver.

Histoire d'une pauvre Famille.

Par Mme Mélanie Waldor.

La Rue de Rivoli.

1831.

Je tenais ma fille par la main, et je marchais sur le trottoir de la rue du 29 *Juillet*, lorsque j'aperçus au pied d'une borne une pauvre femme assise sur une pierre: elle avait une petite enfant sur ses genoux, et tendait aux passans une main que personne ne semblait voir..... On marche si vite à Paris!

Mon Élisa est bonne, et je ne la rends jamais plus heureuse que lorsque je lui dis:

— Tiens, ma fille, donne cela.

J'ai toujours pensé qu'une aumône faite par un enfant cesse d'être humiliante, et que la bienfaisance, pour n'être le fruit ni du calcul ni de l'ostentation, doit germer dans un cœur tout jeune.

Souvent dans les longues courses que nous faisons ensemble, quand, fatiguée de marcher, elle me demande une voiture, je lui dis:

— Chère petite: il vaudrait mieux donner de l'argent aux pauvres.

Et son choix n'est jamais douteux. On dirait qu'elle trouve déjà une jouissance secrète à se priver d'un plaisir pour secourir des douleurs qu'elle comprend à peine. Je l'ai vue bien des fois pleurer quand n'ayant plus de monnaie, je ne donnais pas aux malheureux qui s'approchaient de moi.

Elle était donc là, tendant la main, la pauvre mère; et les femmes aux robes brodées, aux plumes flottantes, s'écartaient d'elle de peur de froisser leurs parures à ses vêtemens déchirés: et les hommes la regardaient et passaient.

Qu'elle eût été jolie, et ils eussent tous mis dans sa main l'aumône qu'elle implorait. Tant il est vrai que, même dans la plus sainte des vertus, il y a encore un coin pour le vice! Ma fille, ma douce enfant, revint à moi plus jolie, plus riante du bonheur d'avoir donné. Mais moi qui venais de remarquer dans la manière dont cette femme avait reçu son aumône, ce je ne sais quoi qui révèle une misère de profession, je m'éloignai sans partager sa joie, et je tournai les arcades de la rue de Rivoli, rue de luxe et de plaisir, dont l'indigence ose à peine approcher: car on dirait qu'elle craint de salir de ses haillons jusqu'aux dalles où traînent tant de belles robes, où s'appuient tant de souliers de satin... Là, pas une allée, pas une fenêtre, pas une mansarde qui s'ouvre avec le jour pour éclairer l'aiguille dont l'ouvrière attend son pain.

Ils sont tous riches, tous heureux, les habitans de la rue de Rivoli! car richesse et bonheur c'est tout un pour le pauvre.

Tous riches, tous heureux! Ah! que de fois en passant dans cette rue je me suis dit en re-

gardant ces maisons à arcades et à balcons presque royaux: — On n'a pas faim là, mais on y a des remords ou de l'ennui, des jours sombres et inquiets, des nuits longues et sans sommeil... Parmi tous ces hommes que le pauvre croit heureux, combien il en est qui, défians et blasés, traînent leur existence plus péniblement que le galérien son boulet; et quand, fatigués du masque qu'ils ont porté tout le jour, ils rentrent le soir dans leurs brillans appartemens pour y trouver une femme qu'ils n'aiment pas, par cela même qu'elle est leur femme, qu'éprouvent-ils, ces hommes à figures riantes et calmes? où sont pour eux les doux rêves d'une âme pure, les illusions d'un cœur franc et dévoué?... En vain il les demandent au monde, comme le voyageur égaré demande au désert une source, un arbre qui, sur ses feuilles, ait gardé par hasard une goutte d'eau. Le monde n'a pour eux ni rêves ni illusions; il leur jette de l'or, des hochets d'orgueil, et leur dit: — C'est assez. — Oh! qu'ils sont à plaindre ceux d'entre ces hommes qui ont soif de bonheur, et pour qui le bonheur n'est qu'un mirage décevant!

Je voudrais pouvoir changer les pierres de taille de quelques-unes de ces maisons en un verre transparent, un jour, un seul jour; ce serait assez pour faire dire aux pauvres que je rassemblerais autour de ces riches demeures:

— Ils sont riches, les habitans de la rue de Rivoli, mais ils ne sont pas tous heureux!...

J'allais entrer dans un de ces brillans hôtels, lorsque j'aperçus une autre femme, une autre mère, assise sur le seuil d'une boutique fermée, et tenant un enfant dans ses bras. Poussée que j'étais par la foule qui se presse d'ordinaire sous les arcades, le coup d'œil que je jetai sur elle fut rapide et distrait, mais il me suffit pour me donner un regret. Je sentis vaguement que cette femme était plus pauvre, plus malheureuse que celle à qui je venais de donner. La dame que j'allais voir n'y était pas: je laissai ma carte au portier.

En sortant, mon regard tomba sur cette femme et rencontra le sien où se lisait une agonie de souffrance que jamais œil humain ne m'avait exprimée ainsi. Elle ne demandait pas, et sa main fermée laissait pendre, le long de ses genoux, de petites bourses en filets; un grand châle brun la couvrait en entier; un mouchoir tordu autour de sa tête laissait échapper de longues mèches de cheveux noirs. L'enfant, roulé dans un coin du châle, y restait immobile, et ses cheveux blonds, ses joues creuses et pâles ressortant sur ce fond brun, faisaient de lui la plus touchante des créatures.

Mon Dieu! parmi toutes ces femmes effleurant de leurs robes ses petits pieds nus, n'était-il donc pas une mère!...

Toutes passèrent: je n'avais plus de monnaie, je n'avais que des pièces de cinq francs, et, je l'avoue à ma honte, je calculai que je n'étais pas assez riche pour donner autant. Peut-être n'aurais-je pas hésité à mettre cet argent dans l'achat d'une fleur ou d'un ruban... Je sentis alors confusément que je ne valais pas mieux que celles que je blâmais! Je jetai un second regard, en m'éloignant, à cette femme dont la voix seule ne demandait pas! Son œil attaché sur moi me disait:

„Toi aussi tu t'éloignes: j'avais compté sur toi!“

Je courus à la grille des Tuileries:

— Un gâteau et de la monnaie, dis-je à une vieille marchande arrêtée là; puis une seconde pensée me fit reposer le gâteau que je tendais à ma fille; je pris un petit pain de seigle: — Tu n'as pas faim, mon Élisa, et l'enfant qui est derrière nous n'a peut-être pas mangé d'aujourd'hui.

Je revins sur mes pas, souffrant de la douleur que cette femme avait dû éprouver en me voyant m'arrêter devant des gâteaux tandis qu'elle et son enfant avaient faim, et tout en écartant la foule allant et venant devant moi, je me disais: „Il y a dans les moindres actions du riche tant de railleries cruelles, tant d'oppositions amères avec la vie du pauvre, que celui-ci en souffre à tout instant. Demande-t-il du pain, on lui répond: „Je n'ai pas de monnaie,“ et à quelques pas de lui on achète un bouquet de violettes!

Oh! que si j'étais misérable au point d'être sans pain et d'entendre mon enfant me dire: „J'ai faim!“ Oh! qu'au lieu d'une prière, je pourrais bien dire à la femme qui sous mes yeux s'achèterait des fleurs: „Dieu vous fasse pauvre, madame!

Quand je ne vis plus que cinq ou six personnes autour de moi, je m'approchai de la mère et de l'enfant; et, presque honteuse de ce que je faisais, je mis le pain sur les genoux du garçon, et quelque argent sur ceux de la mère. J'allais m'éloigner, quand, plus, prompte que la pensée, cette femme colla sa bouche à ma main et la couvrit de baisers délirans!... Ce que j'éprouvai dans cet instant je ne le sais pas bien moi-même; le monde qui empoisonne tout, vint troubler la plus pure joie qui puisse traverser une âme; le monde!.. je sentis que je lui faisais spectacle, je ne vis plus les larmes de cette mère, je n'entendis plus ces mots si doux:

„Que Dieu vous bénisse et vous rende heureuse!“

J'arrachai ma main, et toute troublée de cette scène inattendue, j'entrainai ma fille qui pleurait.

J'étais déjà au milieu du jardin des Tuileries, combattant avec moi-même et me reprochant d'avoir, pour céder à la crainte d'être ou blâmée ou approuvée par quelques passans que je n'avais jamais vus, que je ne reverrais jamais, pu quitter cette femme si différente des autres pauvres, sans lui demander sa demeure.

„Sont-ce quelques pièces de monnaie, me disais-je, qui vont la sauver elle et son enfant? à cette joie d'un moment vont succéder demain des pleurs et la faim! et plus cette joie a été grande, plus elle prouve sa misère!“

Je marchais ralentissant toujours mes pas, parce qu'à chacun d'eux je me faisais de nouveaux reproches. Enfin, prenant tout à coup mon parti, et ne pouvant cesser de voir devant moi les yeux de cette femme, si éloquens de reconnaissance, et le sourire triste du petit enfant quand sa mère avait mis le pain dans sa main, je tournai rapidement sur moi-même, emportée par une volonté plus forte que celle qui m'avait éloignée, et, en quelques minutes, je fus de retour à la grille.

„Que vais-je lui dire? que va penser cette foule qui passe toujours? que ne fait-il nuit ou que ne pleut-il par torrens.“

J'étais au supplice, et c'est à peine si la pitié l'emportait encore sur cette fausse honte qui étouffe tant de bons mouvemens, tant de vertus, dont tout jeunes nous avons le germe, mais que l'usage et les préjugés flétrissent en nous, à mesure que nous avançons dans la vie.

— Regarde-donc, maman!

Et ma fille me montrait, de la main, les arcades: je regardai, et le spectacle qui s'offrit à moi anéantit toute autre idée. Le petit pain d'un sou, donné par la mère à l'enfant, avait été plus d'à-moitié arraché à l'enfant par la mère; elle en avalait la dernière bouchée. Sa joie, en me revoyant, me fit presque peur: elle avait la bouche pleine, et riait.

— Où demeurez-vous? lui dis-je à voix basse.

— *Rue de la Mortellerie, No. 147.*

Et comme je l'écrivais au crayon, elle ajouta avec un accent déchirant: — J'ai trois enfants! Puis, avec le geste d'une énergie de désespoir que rien ne peut rendre, elle écarta son vieux châle, et je vis son sein à découvert!..... elle n'avait qu'une jupe, la malheureuse! et à cette jupe des lambeaux de manches!

Non, jamais la misère, dans toute sa nudité et son affreuse vérité, ne s'était encore offerte à moi; non, je ne la soupçonnais pas, avant d'avoir vu cette femme et ce sein palpitant d'angoisse et de faim, sur lequel se roulait un enfant!.. elle était là, debout devant moi, retenant son fils sur un bras, tandis que de l'autre elle cherchait à ressaisir ma main; elle me bénissait avec une voix brisée, entrainante d'émotion; elle avait, dans tous ses traits, un mélange de souffrance et d'espoir, qui donnait à sa figure une expression telle, que je restai un instant comme fascinée par elle! Cette mère, dont la douleur si longtemps comprimée se faisait jour à travers tout ce luxe passant et repassant autour d'elle;

cet enfant, tout petit, attaché à ses haillons, comme une fleur rampante à un mur en ruine; ce pain d'un sou mangé à deux avec une rapidité délirante; cette bouche d'enfant dévorant machinalement, tandis que celle de la mère, effrayante de joie, semblait dire à tous ceux qui passaient: „J'ai faim, je mange!“ Oh! c'était affreux! je ne l'oublierai jamais.

— J'irai vous voir, lui dis-je.

Et comme elle me vit faire un mouvement pour m'éloigner, elle s'écria:

— Rue de la Mortellerie, No. 147... vous demanderez le Polonais!

Ce mot m'arrêta.

— Le Polonais? repris-je.

— Oui, le Polonais, Félix-Élie, natif de Varsovie.

— Et sa figure brune et caractéristique avait pris une sorte de dignité; son accent étranger me frappa alors, et je la quittai si vivement émue de sa misère et de ce mot Varsovie qui, en passant par sa bouche, avait acquis comme un degré de plus d'infortune, que, ne songeant pas à retenir mes larmes, je baissai mon voile et descendis l'allée des Feuillans, sans voir ni les femmes parées qui passaient, ni les hommes qui, la badine en main, fredonnaient des notes sans suite en les coudoyant... Je n'étais plus à Paris. Varsovie aux murs brisés par l'artillerie russe, aux maisons en cendres, aux femmes éplorées, Varsovie morte un fusil en main, sans fléchir le genou! j'étais à Varsovie, et le bruit du canon, les cris des mourans, les fanfares de deuil, car le deuil a sa gloire, tout cela vibrait à mon oreille!... et j'arrivai chez moi, répétant avec douleur: „Polonais! Polonais mourant de faim en France!“

(Suite.)

Le Souvenir.

Près des bocages où Vincenne
Voyait le plus saint de nos rois
Dicter ses pacifiques lois
Sous les ombrages d'un vieux chêne,
Il est un modeste hameau
Que j'habitai long-temps près d'elle,
Et que cette amante fidèle
Abandonna pour le tombeau.
Salut, verte colline, à mes yeux si connue!
Salut, triste et longue avenue,
Que je traversais à grands pas,
Lorsque de la cité prochaine
Je hâtais mon retour, pour recueillir, hélas!
Les restes précieux d'une vie incertaine
Que me disputait le trépas!
Voici la route détournée
Où de nos projets d'hyménée
Elle aimait à s'entretenir,
Et, déjà du sort condamnée,
Sur les bords du cercueil me parlait d'avenir.
Alors errait sur son visage
Un languissant sourire... et moi,
Voyant son calme avec effroi,
Avant l'heure d'hymen, je pleurais mon veuvage.
Mais sur ce vert rocher qui s'élève à l'écart,
Entre le bois et la colline,
N'ai-je pas entendu la clochette argentine
De la chèvre errant au hasard?
J'approche... O souvenir! c'est elle
Qui mêlant ses secours aux vains secours de l'art,
Dans un sein desséché répandait, mais trop tard,
Les doux trésors de sa mamelle.
Garde ton lait, chèvre fidèle,
Un jour, hélas! ce jour peut-être n'est pas loin,
De tes bienfaits aussi ma vie aura besoin,
Et tu feras pour moi ce que tu fis pour elle.
Mais la nuit vient: déjà ses voiles étendus
Enveloppent les cieux plus sombres,
Et mon regard encor cherche à travers les ombres
Cette triste demeure, où l'on ne m'attend plus.

MILLEVOYE.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. Nro. 42.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Histoire d'une pauvre Famille.

Par Mme Mélanie Waldor.

(*Suite.*)

La Rue de la Mortellerie.

Le lendemain, j'étais sur la place de Grève, cherchant des yeux une rue dont le nom même, deux jours auparavant, m'était inconnu.

Rue de misère et de chagrins, que l'on évite, et dont le nom dit assez ce qu'elle est; de la boue, des fenêtres étroites, des allées noires et de petits escaliers; et, sous ses pas, le long des maisons ou d'un ruisseau infect roulant une eau bourbeuse, une nuée d'enfans en guenilles, mordant une pomme de terre ou une croûte de pain; des boutiques sales et pauvres comme les malheureux qui viennent y acheter pour quelques sous de bois et de beurre: voilà ce qu'est la rue de la Mortellerie. Je n'y rencontrai pas ce que le peuple appelle une dame; et tandis que je cherchais le no 147, je voyais, de tous côtés, derrière et devant moi, s'avancer sur le seuil des portes, des femmes au teint blême, aux figures hâves et décharnées, le cou tendu et un enfant sur les bras; elles me regardaient et semblaient me dire: „Que venez-vous faire ici! ce n'est pas là votre place: vous n'y devez connaître personne, et la boue va tacher votre jolie robe, car nous n'avons pas de trottoirs, nous autres, pauvres gens! nous n'avons même pas assez d'air pour sécher nos pavés!“

Arrivée au no 147, je m'enfonçai dans une longue allée, si étroite et si sombre, que je heurtai, sans les voir, une femme et un petit enfant: leurs yeux, mieux habitués que les miens à l'obscurité, me reconnurent. — C'est vous, madame! mon Dieu, que c'est bon à vous de ne m'avoir pas oubliée! La pauvre Élie se mit à pleurer, ramassa l'enfant qui jouait dans ses jambes, et monta l'escalier. Je la suivis: elle entra dans une petite chambre dont elle avait cherché à déguiser la misère de son mieux. Cette chambre venait d'être balayée; elle était sans poussière, et un unique fauteuil de paille, en assez bon état, avait été frotté avec soin. Je compris qu'elle m'attendait, et je m'assis sans le dégoût qu'on éprouve souvent chez les pauvres, qui allient à leur misère une saleté repoussante qu'ils pourraient presque toujours éviter.

Sur une espèce de lit caché par un lambeau de couverture, était étendu un homme: il dormait. Sa fille, âgée de dix-neuf à vingt ans, travaillait près de la fenêtre; sa sœur, un enfant de six à sept ans, était assise à ses pieds et mordait avidement un morceau de pain.

La jeune fille se leva, en me voyant entrer, et l'homme, réveillé en sursaut, se précipita de son grabat. — C'est mon mari, madame! c'est ma fille aînée, madame! puis voici mes deux petits... Et elle me fit asseoir, tandis qu'elle essuyait rapidement, avec le coin de son tablier, le dossier de son fauteuil. En un moment je fus entourée; la mère était à mes genoux: elle avait pris mes mains, elle les couvrait de pleurs! le mari debout devant moi, les mains jointes, me regardait dans un religieux silence; la fille aînée et les petits enfans s'étaient groupés derrière moi.

Je n'avais jamais connu la douceur ineffable de voir des yeux secs et hagards se mouiller de pleurs, d'entendre une voix éteinte se ranimer pour bénir! oui, j'ignorais cette joie pure et sainte qui, lorsque le cœur est malade et désenchanté de tout, ouvre en lui une source nouvelle de sensations et d'espérances!... cette joie que rien ne vient ternir, qui rapproche de Dieu et qui fait comprendre ce que la mission de l'homme sur la terre a de grand et de sacré!

L'amour, cette courte initiation à l'idéal d'une autre vie! l'amour passe, et que laisse-t-il après lui, même dans l'âme qu'il a le plus inondé de ses torrens de délices? le vide, le désespoir, quelquefois le suicide et souvent le remords.

Toute affection, toute joie porte en elle sa douleur, son expiation! il n'est qu'un seul bonheur que le temps n'enlève pas, qu'une seule illusion toujours prête à se reproduire, qu'une seule consolation qu'on puisse, dans la douleur, opposer à la douleur même:

Faire du bien! ne dut-on trouver, sur dix cœurs, qu'un cœur reconnaissant.

Quand ce premier moment d'émotion fut passé, nous causâmes.

— Vous êtes Polonais? dis-je au mari.

C'était un homme d'environ soixante ans, à la taille haute, à la figure longue, maigre et pâle; il paraissait embarrassé de sa misère, et presque abruti par elle. J'appris de lui que toute sa famille était à Varsovie. A mesure qu'il m'en parlait, l'amour de son noble pays relevait sa tête, et donnait à sa voix un degré d'assuranse de plus.

— Oh! madame, me disait-il, ne croyez pas que l'armée se soumette: c'est impossible; elle tiendra bon jusqu'au dernier moment. J'ai fait la guerre, je sais ce que c'est; j'ai servi sous Kosciusko, je lui ai parlé comme je vous parle, madame. Ah! s'il n'était pas mort!...

Et ses yeux ternes s'étaient animés! on voyait que sa pensée l'avait ramené à des jours de gloire; mais le découragement se peignit de nouveau dans tous ses traits, et il reprit après un court moment de silence:

— J'ai servi dix-sept ans, et me voilà à présent sans ouvrage, sans pain, et bientôt sans asile: car je dois mon terme, et l'on m'a déjà dit de chercher ailleurs...

Sa tête retomba dans ses mains jointes, il resta ainsi appuyé sur la vieille table près de laquelle j'étais assise.

Les deux petits enfans crièrent alors: — Du pain!

— Mais vous en aviez tout à l'heure? leur dis-je. Ils restèrent immobiles, la bouche ouverte devant moi, sans oser souffler... — Hélas! madame, dit la pauvre mère en pleurant, il leur en faut toujours: ils sont affamés, et quand je n'en ai pas, ils tapent du pied, ils grimpent sur moi, et ils crient: *„Il m'en faut, j'ai faim, j'en veux!...“*

— Oui, madame, voilà comme ils font, murmura le père d'une voix sombre, et leur sœur aînée n'a pas plus de raison: elle pleure toute la journée, il n'y a que ma femme et moi qui sachions rester un jour sans manger.

— Ah! mon Dieu! madame, reprit la mère, hier, quand je vous ai rencontrée, que le ciel soit béni! je n'avais encore rien mangé! depuis deux jours, nous vivons tous les cinq sur deux sous de pain; aujourd'hui je n'en ai acheté qu'une livre pour les petits.

— Allez leur en acheter, lui dis-je.

Le mari se leva et y fut lentement. Il était faible et malade.

— Quel état avez-vous? dis-je à la jeune fille.

— Je suis mariée, madame, me répondit-elle; mon mari est brigadier dans le 22e, actuellement en Belgique, et je travaillais dans les chapeaux d'hommes: mais le maître du magasin où j'allais a renvoyé neuf ouvrières et n'en a gardé qu'une. La misère est partout, madame.

— Pourquoi n'êtes-vous pas avec votre mari? Elle cacha sa tête dans ses mains.

— Hélas! madame, me dit sa mère, la pauvre fille est restée ici par rapport à son petit enfant, qui était fort malade quand le régiment est parti pour la Belgique. Elle ne peut plus se présenter nulle part; elle a tout mis en gage pour lui. Le pauvre innocent coûtait douze sous par jour, et cela ne l'a pas empêché de mourir! C'est ce qui fait qu'elle pleure toujours, madame; c'était sa joie, son bijou: et de fait, il était joli comme le jour.

Je feuilletais, pendant ce temps, tous les papiers qu'elle avait étalés devant moi, son acte de mariage, celui de sa fille, les actes de naissance, puis enfin toutes les reconnaissances du Mont-de-Piété: là se trouvaient les rideaux, les draps, les chemises, les robes, les tabliers; là était la seule redingote du pauvre père: il y avait des objets sur lesquels on n'avait donné que soixante centimes. Je feuilletais toujours, et mon cœur se serrait de plus en plus.

— Qu'est-ce que cela? dis-je en voyant sur l'une de ses reconnaissances, une robe de gros de Naples gris.

— Ah! madame, c'est sa robe de noces: elle y tenait beaucoup: elle l'avait gagnée en faisant ses chapeaux; mais son pauvre enfant est mort. Vous comprenez, madame (elle baissa la voix): il n'y avait pas le dernier liard dans la maison pour lui avoir un bout de toile et une petite bière. Elle m'a donné sa robe, la pauvre petite, et je l'ai été porter...

Ces mots firent jaillir des larmes de mes yeux. Oh! ma fille, mon enfant, s'il fallait te perdre, et n'avoir... Ma pensée resta incomplète, tant elle fut déchirante.

Je voyais cette robe de noces vendue pour un linceul; je la voyais au Mont-de-Piété, achetée par la grisette qui, souriant à l'espoir d'aller avec elle danser le dimanche à la barrière, l'emportait en triomphe dans sa mansarde, et l'étalait avec orgueil sur son lit, seul meuble un peu passable de son pauvre réduit; et je souffrais à l'idée que cette robe de noces et de deuil serait profanée. Oh! que l'histoire de ce que l'on voit au Mont-de-Piété serait à faire prendre en horreur et pitié quelques-uns des bienfaits d'une civilisation qui permet que les uns aient tout, et les autres rien!

Le vieux Polonais rentra, il posa un pain sur les genoux de sa femme, et, devant moi, le reste de la pièce d'argent que je lui avais donnée.

— Gardez, lui dis-je, ce sera pour du vin.

— Du vin, madame! ah! nous ne connaissons pas cela.

— Eh bien! de la viande.

— Pas plus, madame; on peut se passer de cela, et voilà un an qu'il n'en est entré chez nous...!

— Ce sera plutôt pour du tabac, reprit la femme timidement, pour du tabac à fumer.

— Du tabac! répétai-je. Mais on se passe bien de tabac.

— Oh! non, madame; mon mari serait, je crois, devenu fou dans ces derniers événemens de la Pologne, s'il n'avait pas fumé. Il se passait de pain pour avoir du tabac; et s'il est malade à présent, c'est qu'il y a longtemps qu'il n'en a pas.

La fille aînée et les enfans mangeaient avidement.

— Et vous? dis-je aux parens.

— Oh! nous, nous ne mangeons qu'une fois le jour: on s'habitue à cela; mais hier, nous avons fait, grâce à vous, la soupe. Ah! madame, si vous aviez vu la joie des petits!

— Et vous la leur ferez encore aujourd'hui, dis-je en attirant à moi le plus jeune, qui glissa entre mes mains comme une anguille et fut se réfugier derrière sa sœur.

— Excusez-le, madame, dit le père, Victor n'a, voyez-vous, que trois ans.. Approche, Lisa, fais un salut à madame. Allons! avance donc; tu as bientôt sept ans, toi.

L'enfant s'approchait à petits pas, remuant la tête comme ces magots chinois que l'on rencontre souvent étalés sur les parapets des ponts; je lui tendis la main. Elle y mit le bout de ses doigts, et fit un gros soupir.

— Baise la main de la dame, lui dit sa mère; c'est elle qui est cause que tu as eu hier de la soupe.

A ce doux souvenir, la bouche de l'enfant se fendit jusqu'aux oreilles; mais elle ne baisa pas ma main, et, retirant vite la sienne, elle se blottit derrière mon fauteuil. Le père et la mère jetèrent sur elle un regard mécontent; et pour empêcher qu'elle ne fût grondée, je me tournai de son côté, et je lui dis:

— Elle était bonne, la soupe, n'est-ce pas, Liza? Eh bien! ma pauvre petite, tu en mangeras encore aujourd'hui.

— Non, pas deux jours de suite, madame, interrompit la mère: cela coûte trop; il faut du beurre, du bois.... mais ils auront pour deux sous de pommes de terre toutes cuites.

A ces mots, les enfans, oubliant que j'étais là, sortirent de leur cachette, et firent, en poussant de grands cris, trois ou quatre bonds bien bruyans; et la mère, m'oubliant aussi, les enleva dans ses bras, et les couvrit de baisers tellement passionnés et joyeux, que je fus au moment de m'écrier:

„Heureux et riches habitans de la rue de Rivoli, venez, venez envier les joies du pauvre, car vous ne les connaîtrez jamais! venez lire dans ces cœurs purs de vices et d'hypocrisie, parce que, n'étant blasés sur rien, ils aiment avec force et dévouement ce qu'ils ont aimé une fois! venez voir comment leurs besoins réels font moins souffrir que vos besoins factices! venez leur demander le secret de ces momens de joie et d'amour qui leur font oublier la faim et le froid! venez, vos enfans ne bondissent pas ainsi, et les baisers de leurs mères ne ressemblent pas à ceux-ci!"

J'appris que le grabat que j'avais sous les yeux se séparait en deux, et qu'une paillasse mise à terre servait de lit à la jeune femme, à sa sœur et à son petit frère.

On m'ouvrit un placard: j'y vis quelques débris d'utensiles de ménage, puis un paquet de guenilles, des lambeaux de jupes, de chemises.... c'était affreux! Et l'hiver bientôt! mon Dieu! qui les nourrira, qui les chauffera, les malheureux!... et les voilà sautant et riant! Leur joie me navra le cœur, et pour la première fois de ma vie je pleurai de n'être pas riche...... „Mais ils sont Polonais, répétai-jé en descendant l'escalier au bruit de leurs bénédictions, ils sont Polonais! et quand les débris de Varsovie reposent entre les mains des Russes comme une victime trop sublime pour n'être pas respectée même par eux, la France, qui eut pour elle tant de cris et de pleurs, aura du pain, des vêtemens, un asile pour un de ses enfans. Non, il ne sera pas dit que la main d'un ancien soldat de Kosciusko, après s'être endurcie au maniement des armes, se pliera jusqu'à demander l'aumône à des Français! non, il ne sera pas dit que cet homme, après avoir acheté l'hospitalité de la France au prix de son sang, n'aura, cet hiver, pour reposer sa tête, que les marches d'une église, ou le banc de pierre posé à la porte d'un de nos ministres!"

Le Palais-Royal.

Au lieu de rentrer chez moi, je pris le chemin du Palais-Royal, et j'y arrivai inquiète et tourmentée du résultat de ma démarche; car il me semblait que j'allais presque demander pour moi et non pour eux, tant je m'étais identifiée à leur misère!

Il existe, au Palais-Royal, deux bureaux de bienfaisance; les mêmes qui, sous le duc d'Orléans, répandaient tous les ans, par ses ordres, 600,000 fr., et souvent plus, au milieu de la classe indigente. A la tête de l'un de ces bureaux était alors un homme que les bénédictions du pauvre avaient fait plus grand et plus heureux que si le roi l'avait placé au rang le plus élevé; un homme qui, sacrifiant à secourir l'infortune toutes les heures de sa vie, disait avec le bon la Fontaine: *Et c'est être innocent que*

d'être malheureux! C'est pourquoi il ne s'inquiétait ni de la religion ni des opinions de celui qui venait lui prouver qu'il avait faim ou froid.

Il écouta avec une vive émotion la peinture que je lui fis des malheurs et de la misère de cette famille de la rue de la Mortellerie. Une heure à peine s'était écoulée après ce récit, que la pauvre mère avait du pain, de la viande, un peu de linge, et la plus forte somme dont M. Véret pût disposer pour une même famille (20 *francs*). Je rédigeai dans son bureau un court exposé de la triste situation du vieux soldat de Kosciusko: je l'adressai au roi, et, peu de jours après, le roi lui fit remettre 150 fr.; quelques dons particuliers vinrent ajouter de petites sommes au royal don; et M. de marquis de Mornay, dont l'ame noble et généreuse ne resta jamais étrangère à une bonne action, fut un des premiers à venir au secours de cette famille, qui rendue tout à coup à la joie et à l'espoir, vit la misère s'éloigner d'elle, du moins pour longtemps.

Lorsque les vêtemens furent retirés du Mont-de-Piété, la pauvre Élie se revêtit de sa meilleure robe, et fut remercier M. Véret, avec ce regard, cet accent qui vont du cœur au cœur. L'interêt le plus vrai s'attacha à elle: on lui promit des bons de pain et de viande, tous les trois mois, et l'on tint parole. Elle acheta un matelas; de bonnes chaussures à ses enfans; elle paya son terme; elle fit une grande provision de mottes et de pommes de terre, puis elle vit venir l'hiver sans s'effrayer de ce qu'il pourrait faire souffrir à son mari et à ses enfans: car il lui restait de quoi payer un autre terme et de quoi acheter un peu de bois.

L'hiver se passa, et la pauvre famille n'eut pas trop à souffrir. Élie venait me voir souvent; la tendresse passionnée quelle avait conçue pour moi avait comme comblé la distance mise entre nous par le monde et les convenances, si peu d'accord souvent avec les affections nobles et généreuses. Élie me disait de ces choses que l'éloquence de l'esprit ne trouve jamais, et que l'éloquence brute du cœur enseigne toujours. Je comprenais qu'avec une âme comme la sienne ce n'était pas seulement de l'argent qu'il fallait à sa vie: c'est pourquoi elle avait droit d'entrer chez moi à toute heure.

Un jour que j'étais seule et plus libre de mon temps que de coutume, je la priai de me raconter ce qui avait pu l'amener en France et la reduire à l'affreuse misère dans laquelle je l'avais trouvée.

Elle commença par me faire un tableau déchirant de la guerre de Russie, du froid horrible qui avait enveloppé d'un même linceul toute une armée. „Ce fut là, madame, la source de tous nos malheurs,“ me dit-elle; et, s'exaltant à ce souvenir, elle ajouta:

— Voyez, madame, voyez si alors les Polonais ne donnaient pas leur sang et leur vie pour la France: on les trouvait partout, et lorsqu'ils tombaient, ce n'était pas vive la Pologne! qu'ils criaient, les malheureux! c'était: vive la France!

Ses yeux se remplirent de larmes, et passant de cette grande calamité à ses propres douleurs, elle m'en fit ainsi le récit.

Histoire d'Élie.

Il y avait deux ans que j'étais mariée; je nourrissais ma petite Julie; j'avais épousé un soldat: que voulez-vous, madame, je l'aimais! Vint cette malheureuse guerre de Russie. Mon mari partit! Oui, madame, il me laissa, moi et son pauvre enfant: c'était son devoir, je le sais bien; mais quand même il n'eût pas été enrôlé depuis quatre ans, je crois qu'il serait parti tout de même comme volontaire: c'était un soldat dans l'âme, le bruit du tambour le faisait bondir; il était à genoux devant la gloire de l'empereur. Il partit donc avec lui, madame, car il l'aimait, je crois, à l'égal de moi, qui n'aimais que lui. Hélas! les pauvres femmes sont venues au monde pour avoir de la peine. Je restai seule avec ma pauvre enfant. Je ne puis pas dire que j'étais dans la misère alors: tout au contraire plutôt; j'étais jeune et forte, je travaillais beaucoup, et je vendais bien mon ouvrage aux mar-

chands et aux dames nobles des châteaux les moins éloignés de Varsovie; j'avais de bons voisins qui m'aidaient de leurs services, et un petit coin de terre, dont un vieil oncle à mon mari prenait soin: cela nous suffisait. Mais le cœur, madame, oh! le cœur n'était pas heureux. Les nouvelles de la Russie étaient rares, peu rassurantes, et enfin elles devinrent telles, que mon lait se tourna, et que je pensai perdre ma chère petite. Lorsqu'Élie revint, madame, ce n'était plus un homme, c'était un grand squelette; il se traînait et trébuchait presque à chaque pas. Ses bras furent sans force pour me presser sur son cœur, et ses yeux sans larmes, lorsque je lui mis notre enfant sur les genoux. Ses facultés semblaient mortes; il me regardait, et toute sa figure restait immobile; sa parole même était rare et gênée... Quand je le vis dans cet état, je voulus le mettre au lit pour le réchauffer et le faire se reposer, car je pensais que le froid et la fatigue avaient seuls réduit son pauvre corps à une si grande misère.

Je me mis donc à le déshabiller: il se laissait faire comme un enfant; je voulus le déchausser d'abord, je lui ôtai des souliers en lambeaux, plus faits de ficelles que de cuir, et je trouvai ses pieds, non dans les bons bas de laine grise que je lui avais tricotés, mais dans un vieux et sale linge tortillé tout à l'entour, si bien qu'ils n'avaient pas forme de pieds. Je me mis en devoir de défaire cette guenille, et je poussai de si gros soupirs en voyant tout ce que mon cher Élie avait souffert, que cela le tira un peu de l'engourdissement où il était; il retira doucement son pied d'entre mes mains, et me dit: Non, pauvre femme, pas aujourd'hui.

— Comment, pas aujourd'hui! repris-je, si fait, tu mettras tes pieds dans l'eau et tu te coucheras dans un bon lit chaud. Ah! madame, il y a dix-neuf ans de cela, eh bien! je crois que c'était hier, tant la mémoire m'en est restée au cœur. Il ne me dit plus rien, madame, et je détortillai cette mauvaise guenille qui faisait bien sept à huit tours. Quand je fus presque au bout, il n'y avait plus que deux tours, je ne sais pourquoi le cœur me manqua, c'était comme une prévision, je tenais le pied d'Élie dans ma main, il me semblait que je ne tenais presque rien: tout mon corps tremblait;... je regardai mon mari, il avait fermé ses yeux, et j'aperçus deux larmes qui glissaient sous ses paupières et roulaient sur ses joues creuses... Ce que j'éprouvai alors, je le peindrais mal, je ne sais qu'une chose, c'est que je trouvai, dans l'angoisse qui me serrait le cœur, une espèce de courage; j'enlevai d'un seul coup ce qui restait de linge:... ah! madame, je tombai à la renverse, il n'y avait plus de doigts à ce pied! c'était une masse informe!

C'est ce qui a fait notre malheur, madame, ajouta-t-elle en essuyant ses yeux du revers de sa main: mon mari ne pouvait plus rien faire, et quand revenaient les froids, il souffrait tant de ses pieds, qu'il ne pouvait s'en servir; il apprit à faire des lunettes: mais cette marchandise se débitait mal, nous étions dans la gêne souvent; la santé d'Élie revenait bien lentement: il avait un fond de chagrin pire que les autres maux qui l'accablaient! bien des années de ma jeunesse passèrent ainsi. Dieu m'avait donné du courage et de la santé: je travaillais tout le jour et souvent la nuit; ma petite Julie avait dix ans, elle m'aidait, mais elle était ce qu'elle est encore aujourd'hui, indolente et sans énergie; je mettais cela sur le compte de l'enfance; et j'espérais que cela se passerait. Ce fut à peu près à cette époque que mon mari désira de s'établir en France. Il était très-malheureux dans son pays, il ne pouvait se faire à la tyrannie de la Russie, il avait conservé pour l'empereur Napoléon, bien qu'il fût la cause de nos malheurs, une admiration qu'il faisait passer même avant celle qu'il avait pour Kosciusko. Notre oncle était mort; nous vendîmes le petit coin de terre; et persuadés que nous ferions fortune à Paris, lui avec ses lunettes, moi avec les bourses et les bretelles que je faisais fort vite, nous quittâmes Varsovie, emportant avec nous un bon sac d'argent, provenant de la vente du coin de terre et de celle de notre mobilier qui était assez bien fourni. Chacun de nous

portait, sur son dos, son petit bagage suivant ses forces; nous vendions, chemin faisant, de quoi nous permettre de monter encore assez souvent dans des charrettes de rouliers, et nous voyageâmes ainsi plusieurs jours, sans trop avoir à souffrir. Quand nous fûmes aux dernières frontières de la Pologne, Élie se retourna et resta immobile: ses pauvres pieds mutilés semblaient ne plus faire *qu'un* avec la terre; il ne parlait pas, mais de gros soupirs sortaient de sa poitrine qui se soulevait à se briser. Je devinai bien ce qui se passait dans son cœur... et je restai derrière lui, sans rien dire, empêchant ma petite de venir se pendre à la main de son père, ainsi qu'elle avait coutume de faire, quand elle le voyait s'arrêter.

— Femme, me dit-il enfin, regarde bien ces maisons et ces arbres! demain tu ne les verras plus; et il me montrait un village déjà loin derrière nous. Puis il ajouta, comme s'il se parlait à lui-même: La France aime la Pologne, et la France n'est pas esclave.

— La France nous recevra bien, lui dis-je, répondant à sa pensée; et puis, mon ami, ce qui est fait est fait; comment revenir sur nos pas? tout est vendu: que diraient les voisins, et de quoi vivrions-nous?

— Revenir! s'écria mon pauvre Élie, qu'est-ce qui pense à cela? qu'est-ce qui parle de cela? non, non, il n'y a plus de patrie; il n'y a plus de Pologne pour un vieux soldat comme moi, puisque la Russie nous gouverne! en avant, femme! et plus de regret. Hélas! ajouta-t-il encore bien bas, et pourtant je l'entendis: c'est un cruel moment à passer que celui où l'on sent qu'on va marcher sur une terre étrangère.

— Dieu est partout, mon ami, lui dis-je.

— Il me serra la main et me répondit d'une voix sombre que je me suis bien des fois rappelée:

— Oui, femme, Dieu est partout, et la misère aussi!

Lorsque nous eûmes traversé la Prusse, nous nous mîmes à marcher plus vite, et sans tourner la tête. Tout à coup Élie s'arrêta, ôta son chapeau et dit: „Sois-moi hospitalière, terre de France: je t'apporte ma famille, mes malheurs et mon amour pour toi!“ Il y avait quelque chose dans l'action de mon mari, que je n'ai jamais bien pu m'expliquer, mais qui agit alors fortement sur moi: je me mis à genoux, j'y fis mettre ma petite Julie, et je priai Dieu avec ardeur de nous faire bien accueillir par le nouveau peuple à qui nous allions demander du travail et du pain.

Nous continuâmes avec plus de courage notre longue route. Nous étions bien reçus partout où nous passions; on nous couchait souvent pour rien, et nous vendions assez bien les lunettes et les bourses. L'espoir nous revint, et, avec lui, le courage. Nous arrivâmes à Paris dans l'année 1821.

— Mais je vous ennuie peut-être bien, madame, me dit Élie en s'arrêtant; et puis d'ailleurs, à présent, que vous dirais-je? l'histoire d'une année a souvent été celle d'une autre: de la peine, de la misère, plus ou moins!

A deux ou trois questions que je lui fis, elle répondit: „Ma petite Julie était une jolie fille, comme vous avez dû le voir, quoique le chagrin ait bien fait du tort à sa beauté; la chère enfant se sentit la nécessité d'apprendre un état; un de nos voisins la fit entrer chez un chapelier, et elle devint, en peu de temps, une bonne ouvrière; elle intéressait tout le monde par sa douceur et sa jolie figure, et par son travail, quoiqu'elle ne fût pas aussi active que je l'aurais voulu, elle ne gagnait pas mal d'argent. Ce fut notre meilleur temps, madame. Il y a six ans de cela, je venais d'avoir ma petite Lisa. Julie avait quinze ans, elle était grande et forte comme elle est à présent; j'étais souvent bien inquiète d'elle: nous étions pauvres, mais nous n'en tenions que plus à l'honneur, puisque nous n'avions que cela! ah! madame, les riches sont bien heureux, ils peuvent garder leurs filles sages, aussi longtemps qu'ils veulent: elles sont toujours sous leurs yeux. Mais les pauvres! tout semble se réunir contre eux: ils ne peuvent même pas veiller sur leurs enfans, il faut que la mère aille d'un côté, et la fille de l'autre. Heureusement pour nous et pour elle, que Julie n'était

point coquette et qu'elle avait en moi une grande confiance. La maison où elle allait travailler était honnête, et personne ne lui disait un mot qu'elle ne dût entendre. Julie arriva ainsi à l'âge de dix-sept ans. Aucun parti ne se présentait pour elle, la pauvre petite était pauvre, et puis, ce qui était pis peut-être, elle était d'une religion qu'on n'aime pas en France! car nous sommes juifs, madame.

—Juifs! répétai-je... Et apparemment que ma voix et ma physionomie n'avaient rien de bien encourageant, car la pauvre femme baissa la tête d'un air humble, et murmura entre deux soupirs: „Oui, nous sommes juifs!"

J'eus presque honte de l'effet que cet aveu inattendu avait produit sur moi.

Juif! eh bien! où était le mal? cette religion est proscrite par la nôtre: mais qui peut dire que cette proscription s'étendra de la terre au ciel! Dieu n'a-t-il pas dit: „Tous les hommes seront mes enfans!" Et parce que dans la grande famille il se trouve des peuples entiers, vivant encore dans l'erreur, est-ce une raison pour croire que Dieu les repoussera de son sein, au jour où toutes les nations anéanties, confondues en une même poussière, élèveront vers lui cette parcelle d'intelligence qui, venue du ciel, retourne au ciel?

Juifs, mahométans, idolâtres, s'ils n'ont pas adoré le Dieu des chrétiens, ont adoré une puissance suprême: et Dieu n'est-il pas cette puissance suprême? ne plane-t-il pas sur tout, ne se mêle-t-il pas à tout?

Le père d'une nombreuse famille ferme-t-il la porte de la maison à celui de ses enfans qui est venu au monde les yeux fermés à la lumière? et si le pauvre aveugle voyage, n'est-il pas sûr de retrouver son lit et sa place à table, lorsqu'il revient au toit paternel? Dieu, notre père à tous, Dieu qui a sondé, en nous formant, la misère de notre être, Dieu repousserait loin de lui le juif, le mahométan, l'idolâtre, parce qu'ils l'ont tous adoré sous une autre forme, dans un autre rite que ne l'a fait le chrétien? oh! cela ne se peut!

Dieu est juste et bon! il accueille la prière en quelque langue et dans quelque temple qu'elle lui soit faite! peut-être a-t-il plus d'amour pour ceux de ses enfans qui le prient et l'aiment avec et selon Jésus-Christ! peut-être leur garde-t-il, près de lui, la meilleure place, et les bénit-il comme ses plus chers enfans: mais parce qu'il est fête au ciel lorsqu'une âme catholique s'échappe de la terre, radieuse d'espérance et de foi, parce que les anges ont pour elle de plus doux concerts et des parfums de fleurs plus embaumés, est-ce une raison pour que l'âme d'un juif, lorsqu'elle a souffert sans faire le mal, sans murmurer contre le Dieu qu'il lui a été enseigné de prier de génération en génération, soit abandonnée dans le passage si déchirant de la vie à la mort! O non! mille fois non! toutes ses erreurs se dissiperont ou lui seront pardonnées: un ange recevra son âme, et s'il ne l'amène pas au pied de Dieu, il ne le bannira pas de sa présence et lui permettra de l'adorer de loin: car Dieu lui aura dit: „Je n'ai pas béni cette âme, mais je ne l'ai pas maudite!"

Je levai les yeux sur ma pauvre Élie: les siens étaient toujours baissés, et des larmes coulaient lentement le long de ses joues brunes et sillonnées par la souffrance et la fatigue.

— Élie, lui dis-je, pourquoi pleurez-vous?

Elle ne me répondit pas: je pris sa main, et je répétai:

— Pourquoi pleurez-vous?

— J'ai beaucoup aimé ma religion jusqu'à présent, madame; et voici que, pour la première fois, je voudrais être chrétienne.

— Et pourquoi, Élie?

— Parce que vous ne rougiriez pas de m'avoir secourue.

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. Nro. 43.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Gallerie älterer französischer Dichter.

Theodor Agrippa d'Aubigné.

Theodor Agrippa d'Aubigné, protestantischer Edelmann und einer der Vorfahren der berühmten Frau von Maintenon, war der einzige Sohn Jean d'Aubigné's und wurde in der Provinz Saintouge am 8. Februar 1550 geboren. Er schloß sich schon früh der Parthei Heinrichs IV. an und diente diesem Fürsten, als derselbe den Thron Frankreichs bestiegen hatte, mit gleichem Eifer, wie vorher, obwohl er sich oft beklagt, daß ihm nicht der Lohn zu Theil geworden sei, den er mit Recht erwartet habe. Den größten Theil seines Lebens brachte er unter den Waffen zu; später bemühte man sich vergeblich, ihn zur katholischen Religion zu bekehren, und als dieses nicht gelang, suchten ihn seine Feinde bei dem Könige anzuschwärzen, welcher ihn auch endlich zu verhaften befahl. D'Aubigné ward jedoch zur rechten Zeit gewarnt und entfloh nach Genf, wo man ihn mit offenen Armen aufnahm. Hier vermählte er sich zum zweiten Male und erreichte glücklich und ungestört ein hohes Alter. Er starb daselbst am 29. April 1630.

Sein bedeutendstes poetisches Werk führt den Titel: Les Tragiques. Es ist reich an kühnen und genialen Gedanken, lebendigen Portraits und kräftigen, farbensatten Bildern. Die Schrecken des Bürgerkrieges sind darin mit wahren und starken Zügen geschildert. Obwohl bereits 1577 begonnen, erschien es doch erst 1616. Es zerfällt in sieben Bücher, von denen das erste les Misères heißt, das zweite le Prince, das dritte la Chambre dorée, untersucht die Quelle der Uebel, welche damals Frankreich plagten, in dem vierten les Feux und in dem fünften les Fers beschreibt er die Verfolgungen der Calvinisten, die Bartholomäusnacht u. s. w., das sechste, les Vengeances, behandelt die Theologie und die Geschichte, und das siebente endlich giebt eine Apologie des Calvinismus unter dem Titel: le Jugement. Seine anderen schriftstellerischen Leistungen sind ein Trauergedicht auf den Tod des Jodelle; eine Tragödie, Circe; eine Weltgeschichte von 1550 bis 1601; die berüchtigte Satyre, das katholische Glaubensbekenntniß des Sieurs de Sancy, und der Roman: die Abenteuer des Barons de Feneste.

D'Aubigné ist reich an Ideen, aber es fehlt ihm oft an Geschmack, und seine Versification ist häufig sehr vernachlässigt. Seine meisten Werke wurden in Frankreich von Henkershand verbrannt. Wir theilen hier als eine Probe seiner Art und Weise die höchst originelle Einleitung zu seinen Tragiques mit.

L'Auteur à son Livre.

Par Théodor Agrippa d'Aubigné.

Va, livre, tu n'es que trop beau
Pour être né dans le tombeau
Duquel mon exil te délivre:
Seul pour nous deux je veux périr:
Commence, mon enfant, à vivre,
Quand ton père s'en va mourir.

Encore vivrai-je par toi,
Mon fils, comme tu vis par moi:
Puis il faut, comme la nourrice
Et fille du Romain Grison,
Que tu allaicte et tu chérisse
Ton père, en exil, en prison.

Aux uns tu donneras de quoy
Gémir et chanter avec toy;
Et les autres en ta lecture,
Fronçant le sourcil de travers,
Trouveront bien ta couverture
Plus agréable que tes vers.

Pauvre enfant, comment parois-tu
Paré de la seule vertu?
Car, pour une ame favorable,
Cent te condamneront au feu:
Mais c'est ton but invariable
De plaire aux bons, et plaire à peu.

Bien que de moi desja soit né *)
Un frère et plus heureux aisné,
Plus beau et moins plein de sagesse;
C'est l'enfant de mes premiers jours:
Tu peux instruire son ainesse,
Et son partage est en amours.

J'eus cent fois envie et remord
De mettre cet ouvrage à mort:
Je voulois tuer ma folie;
Cet enfant bouffon m'appaisoit;
Mais, malgré sa gaîté jolie,
Il me déplut, car il plaisoit.

*) L'auteur avait fait dans sa jeunesse un recueil de vers amoureux.

Suis-je fâcheux de me jouer
A mes enfans, de les louer?
Amis, pardonnez-moi ce vice,
S'ils sont camus et contrefaits;
Ni la mère ni la nourrice
Ne trouvent point leurs enfans laids.

Aujourd'hui abordé au port
D'une douce et civile mort,
Comme en une terre féconde,
D'autre humeur je fais d'autres vers,
Marry d'avoir laissé au monde
Ce qui plait au monde pervers.

Alors je n'adorois sinon
L'image vaine du renom,
Renom de douteuse espérance;
Ici, sans espoir, sans esmoy,
Je ne veux autre récompense
Que dormir satisfait de moi.

Vallons d'Augrogne bienheureux,
Vous consolez les malheureux,
Séparant des fanges du monde
Votre chrestienne liberté,
Vous défendez à coups de fronde
Le logis de la vérité.

Je cherchois de mes tristes yeux
La vérité aux aspres lieux,
Quand dans cette obscure tanniere
Je vis resplendir sa clarté,
Sans qu'il y eût autre lumiere:
Sa lumiere étoit sa beauté.

C'est toi, dis-je, qui sçus ravir
Mon cœur ardent à te servir:
A jamais tu seras servie
De lui tant qu'il sera vivant:
Peut-on mieux conserver sa vie,
Que de la perdre en te servant?

Le salaire est la mort certaine;
C'est un loyer bien à propos:
Le repos est fin de la peine,
Et la mort est le vrai repos

De quiconque avec fermeté
Montre l'austere vérité.

Quel château peut si bien loyer;
Quel roy si heureux qu'un berger?
Quel sceptre vaut une houlette?
Tyrans vous craindrez mes propos:
J'auray la paix en ma logette
Vos palais seront sans repos.

Je sens ravir dedans les cieux
Mon ame aussi bien que mes yeux,
Quand en ces montagnes j'advise
Ces grands coups de la vérité
Et les beaux combats de l'Église
Signalés dans la pauvreté.

Dieu fit là merveille: ce lieu
Est le sanctuaire de Dieu:
Là Satan n'a l'ivraye mise
Ni la semence de sa main:
Là les agnelets de l'Église
Sautent au nez du loup romain.

Quand Dieu veut nous rendre vainqueurs
Il ne choisit rien que les cœurs,
Car toutes mains lui sont pareilles:
Et mesme en cherchant les moyens
D'opérer ses grandes merveilles,
Il choisit parmi les payens.

L'exemple de Scévole est beau,
Qui, ayant failli du couteau,
Chassa d'une brave parole
L'ennemi du peuple romain;
Et le feu qu'endura Scévole
Fit plus que le coup de sa main.

Rends-toi d'un soin continuel,
Prince Gedéon d'Israel: *)
Boi le premier dedans l'eau vive,
En cette eau trempe aussi ton cœur:
Il y a de la peine oisive,
Et du loisir qui est labeur.

Bien que tu as autour de toi
Des cœurs et des yeux pleins de foy,
J'ai peur qu'une Dalila fine,
Coupant la force et tes cheveux,
Te livre à la gent philistine,
Qui te prive de tes bons yeux.

Quand ta bouche renoncera
Ton Dieu, ton Dieu la percera,
Punissant le membre coupable:
Quand ton cœur, déloyal mocqueur,
Comme elle sera punissable,
Alors Dieu percera ton cœur.

Dans ces cabinets lambrissés,
D'idoles de cour tapissés,
La vérité n'est pas connue:
La voix du Seigneur des seigneurs
S'escrit sur la roche cornue,
Qui est plus tendre que nos cœurs.

Échos, faites doubler ma voix,
Et m'entendez à cette fois:
O célestes roches cornues,
Poussez mes plaintes dedans l'air,
Les faisant du milieu des nues,
En France, une autre fois parler.

Je sçay que les enfans bien nés
Ne chantent, mais sont estonnés,
Et ferment les yeux debonnaires,
Comme deux des fils de Noe,
Voyant la honte de leurs peres,
Que le vin fumeux a noyé.

Ainsi un temps, de ces felons,
Les yeux fermés, à reculons,
J'avois caché l'ignominie;
Mais nous les trouvons ennemis,
Et non peres de la patrie,
Qui ne pêchent plus endormis.

Si mon cœur résiste à tes loix,
Grand Dieu, rends ma bouche sans voix;
Mais non, tu l'éleve au contraire;
C'est trop retenir mon devoir:

---

*) C'est Henri IV. qui est ici désigné.

Ce qu'ils n'ont pas horreur de faire,
J'ai horreur de leur faire voir.

Sors, mon livre; vois la clarté;
Tu sers à la Divinité;
Je ne te donne qu'à l'Église:
Tu as pour support l'équité,
La vérité pour entreprise,
Pour loyer l'immortalité.

Histoire d'une pauvre Famille.

Par Mme MÉLANIE WALDOR.

(*Suite.*)

Histoire d'Élie.

— Je n'en rougis point, Élie, au contraire: si l'on pouvait être fière du peu de bien que l'on fait, j'en serais fière!

— Hélas! pourtant, madame, vous ne feriez plus pour moi ce que vous avez fait quand vous ne saviez point que j'étais juive.

— Je le ferais encore, Élie...

— Ah! ce serait alors par devoir de charité, par pitié, et comme le bien que vous feriez à un chien...

— Élie, ce que vous dites est mal.

— Hélas! madame, si je vous ai offensée, pardonnez-le-moi: car Dieu sait si je donnerais mon sang pour vous. Mais n'ai-je pas vu votre regard, quand j'ai dit *nous sommes juifs*? il m'a brisé le cœur!

— Pauvre Élie! repris-je en rougissant du premier mouvement qui m'avait éloigné d'elle, si votre religion n'est pas la mienne, c'est un malheur et non pas un crime. Les bons cœurs sont autant d'autels élevés à Dieu. Comptez sur moi comme si vous étiez chrétienne et catholique. Je ne pense pas offenser Dieu en agissant ainsi; je crois, au contraire, l'honorer en ce qu'il a de plus cher, une créature souffrante et abandonnée.

Élie avait pris ma main: elle la couvrait de baisers, et pleurait toujours.

— Mais pourquoi pleurez-vous encore? lui dis-je émue malgré moi.

— Ah! c'est de joie!... Il me semble qu'à présent je puis aller tête levée partout, et que je serai forte contre toutes les humiliations qu'on voudrait me faire subir par rapport à ma religion! mon pauvre Élie va être bien content aussi! Il me disait souvent: „Femme, ce n'est pas bien, nous trompons cette dame, elle nous croit chrétiens catholiques; et le bien qu'elle nous a fait, elle ne l'aurait peut-être pas fait si elle avait su obliger des juifs!"

J'achevai de rassurer Élie, et je lui demandai ce qu'elle comptait faire pour gagner quelque argent.

— Je n'ai qu'un seul moyen, me répondit-elle, car je ne suis pas dans le cas de faire des ménages; je veux acheter des aiguilles, des crayons, des épingles, et je les revendrai dans les rues: je serai toujours sûre de gagner quelques sous dans ma journée.

— Et votre mari? lui dis-je.

— Hélas! il est presque aveugle, et ne peut plus fabriquer de lunettes: c'est la seule chose qu'il savait faire. Il gardera la maison et veillera les enfans. Julie coud assez bien; si elle peut trouver à aller en journée, cela sera un grand soulagement et pour elle et pour nous.

Élie me quitta... je fus deux mois sans la voir.

Le Choléra.

1832.

Le choléra avait jeté, sur Paris, son voile de deuil et son souffle empoisonné; la mort frappait à toutes les portes, mais elle s'arrêtait de préférence à celle du pauvre; et de toutes les rues où son passage laissait le plus de traces, la rue de la Mortellerie était au premier rang.

Ma mère se mourait alors, sous le poids d'une longue et affreuse maladie: je pouvais voir d'un

œil sec les cercueils s'entasser sur les cercueils; je pouvais braver le fléau!... que m'importait le danger! le deuil général s'effaçait sous le deuil intime de mon âme! Le choléra passait presque inaperçu de moi!... mes craintes, mes terreurs, tout était pour ma mère!

Un jour elle était mieux, elle sommeillait; j'étais assise près d'elle avec une amie... on m'apporta une lettre, bien mal ployée, bien mal écrite; j'y lis avec peine ces mots:

„Ma mère est bien malade du choléra: elle n'a pas de médecin, elle vous conjure de venir la voir... oh! venez, je vous en supplie.

„Julie Élie, femme Wolf."

J'aimais Élie, je ne pus résister à sa prière. J'envoyai chercher un médecin; je confiai pour une heure ma mère à mon amie, et je courus chez Élie.

Elle était étendue sur son grabat, luttant contre la mort, qui tournait autour d'elle avec une effrayante rapidité.

En m'apercevant, elle jeta un grand cri, se leva sur son séant, et me tendit les bras. Je m'approchai d'elle, je tâchai de la calmer: j'avais peur que cette secousse ne lui fît du mal... Mais il paraît qu'elle produisit un tout autre effet: déjà le sang recommençait à circuler, et mon médecin m'assura qu'il pourrait la sauver. Cependant, Élie m'avait attirée si près d'elle, en passant ses bras autour de mon cou, qu'elle m'avait forcée de m'asseoir sur son pauvre lit; et là, pendant dix à douze minutes, je respirai son souffle malade; je reçus ses baisers, que je ne cherchais même pas à éviter: c'eût été la tuer!

Le moral a une telle influence sur le physique, que la santé d'Élie, à dater de ce jour, n'offrit plus un danger mortel.

J'ai souvent songé, depuis cette époque, à tout ce que l'on a dit sur la contagion du choléra, et j'y ai apporté, comme on le pense bien, une grande incrédulité.

Certes! si le choléra avait été contagieux, j'en aurais été atteinte avant d'avoir eu même le temps de rentrer chez moi.

Cependant, ma pauvre Élie avait épuisé ses faibles ressources durant cette longue suite de jours passés à ne rien faire; et sans les bons de pain et de viande qu'on lui envoyait du Palais Royal, je ne sais ce qu'elle serait devenue.

Je cessai peu de temps après de m'occuper d'Élie... cinq à six mois se passèrent sans que je pusse me décider à la voir; j'avais trop souffert, je souffrais trop encore... mais si je l'oubliais, elle ne m'oubliait pas; elle venait souvent à ma porte pleurer et prier Dieu pour moi...

Je l'ai su depuis.

Saint-Lazare.

1833.

J'étais seule un matin, lorsqu'on m'annonça Élie; je l'avais vue quinze jours auparavant. Qu'elle entre, dis-je, en repoussant un travail assez pressé pour que j'eusse désiré n'être pas interrompue.

Je me tournai du côté de la porte, et au lieu de ma pauvre Polonaise, j'aperçus son mari... il n'était pas encore venu chez moi: il avait tant de peine à marcher, et la course était si longue!...

Il voulut me dire bonjour: mais sa voix se troubla; il pleurait, et je n'entendis, au milieu de sons inarticulés, que ces mots: „Ma pauvre femme!"

— Serait-elle encore malade? m'écriai-je, en faisant signe à Élie de s'asseoir.

— Ah! bien pis que ça, madame! elle est.. elle est en prison..

— En prison! répétai-je, stupéfaite.

— Oui, madame, en prison; et je n'ai d'espoir qu'en vous: aussi je suis accouru vous conter notre malheur. Hélas! madame, ils l'ont arrêtée, parce qu'elle vendait, soi-disant, sans permission, et que cela est responsable de la même peine que la mendicité.. c'est une horreur, madame, ils lui ont renversé dans la boue toute sa marchandise.

— Et où est votre femme?

— A la Préfecture.. Mais si on ne la re-

clame pas, elle va être emmenée ce soir à Saint-Lazare, et de là dirigée Dieu sait où... Et nos enfans! nos pauvres petits enfans qui l'appellent depuis hier, et qui n'ont qu'un cri!

— Je vais aller avec vous, Élie, repris-je, en courant mettre un châle, un chapeau.

Nous prîmes le chemin de la Préfecture. Élie ne parlait pas, il étouffait de gros soupirs. Je marchais fort vite, il avait de la peine à me suivre; nous arrivâmes: je laissai Élie dans la seconde cour, où il fut convenu qu'il m'attendrait, et je me mis à chercher, dans ce noir et ignoble dédale de corridors et d'escaliers, le chemin qu'un homme venait de m'indiquer d'une voix plus rude qu'obligeante. Plus j'avançais, plus mon cœur se serrait: je n'osais regarder en arrière: j'osais à peine regarder devant moi; enfin, je trouvai la porte d'un bureau: je frappai, j'entrai... Si Dieu rend dans l'autre vie, à la plupart des employés de la Préfecture de police, leurs rebufades, leurs discours sans pitié, certes! ce sera bonne justice, et je la leur souhaite. Je sortis indignée de ce bureau, et je me mis à en chercher un second, auquel on me renvoyait.

Chemin faisant, dans un escalier sombre et étroit, je vis devant moi un homme, qu'un gendarme ou garde municipal, n'importe, tirait par le bras, car l'homme résistait et se laissait traîner... Je ne puis dire ce que j'éprouvai... Ah! sans doute, pensai-je, il y a des cachots ici... Un frisson parcourut tout mon corps; il me sembla que j'entendais de toutes parts des plaintes, des cris.... et puis une vague peur pour moi-même me saisit: comment avais-je osé m'aventurer ainsi toute seule dans ce lieu de pleurs et de deuil, dans ce lieu où le crime est confondu avec l'innocence, où l'homme en place est souvent sans pitié, où l'on accueille avec ironie et rudesse la voix qui s'élève en faveur d'une victime.

Je me sentais, au milieu de la frayeur inséparable qui naît de la faiblesse de mon sexe, une grande force d'énergie morale; j'étais décidée à lutter contre les agens du pouvoir: qu'ai-je à craindre d'eux? me disais-je; je veux, au contraire, leur dire tout ce que je pense de leur empressement à devancer la punition par l'insulte, par les mauvais traitemens.

J'entrai dans ce second bureau, et ma voix ne fut plus tremblante: je demandai qu'on remît entre mes mains la femme Élie, et je déclarai que j'en répondais. On me regarda avec un air moqueur, et on me fit quelques questions. Je me nommai; je tirai une lettre où le cachet de la reine se trouvait, et dans laquelle la reine avait bien voulu me faire annoncer qu'un secours allait être accordé à la pauvre Élie: les rires moqueurs disparurent, mais on refusa de me dire où était Élie, et on me renvoya à un troisième bureau; j'y arrivai de plus en plus exaspérée, et décidée à arracher Élie de ce lieu de douleurs.

Aux premières paroles que m'adressa l'employé de bureau, je respirai plus librement: je trouvais enfin un homme poli, un homme qui paraissait disposé à m'écouter... je ne me trompais pas: il entendit ma requête sans m'interrompre; et lorsque j'eus fini, il me pria d'attendre, et envoya prendre quelques renseignemens. J'éprouvai une véritable reconnaissance pour cet homme, si différent de ceux que je venais de rencontrer; et lorsqu'il m'eut appris qu'Élie venait d'être transféré à Saint-Lazare, cette triste nouvelle fut adoucie par l'intérêt qu'il parut prendre à mes regrets, et par les avis bienveillans qu'il me donna. Je me rendis, d'après son conseil, au bureau où l'on délivrait des laissez-passer pour entrer à Saint-Lazare trois jours par semaine, et j'en obtins deux, un pour moi, un pour Élie et pour sa fille. Je revins annoncer à ce pauvre Élie qu'il ne pourrait voir sa femme que le surlendemain; je lui promis d'y aller aussi; je calmai sa douleur autant que je pus, et je le quittai pour aller parler au commissaire de police, chez lequel les sergens de ville avaient d'abord conduit Élie.

Là, encore, je vis des pleurs, de la misère! une lutte impossible à soutenir, entre le faible et le fort, entre la pauvreté devenue vice et l'aisance devenue implacable! J'attendis que deux pauvres femmes, accusées de mendicité, fussent emmenées entre deux soldats, comme deux vo-

leuses; qu'un enfant, accusé de vagabondage, fût jeté en prison, pour le punir du crime d'avoir couché sur le seuil d'une porte, à la pluie, au vent, au froid, parce qu'il n'avait pas eu de quoi payer sa place sur un grabat, ou qu'il avait préféré la voûte du ciel et le pavé d'une rue à l'un de ces lieux abjects, que la police protége, à l'un de ces ignobles taudis, où le propriétaire, en payant une patente, achète le droit d'exploiter la misère, et d'abriter à la fois le pauvre au cœur pur et l'homme que le vice seul a recouvert de haillons.

Les femmes et l'enfant s'éloignèrent...

J'appris alors du commissaire de police, qui, je dois l'avouer, fut poli et voulut bien répondre à toutes mes questions, j'appris, dis-je, que ma pauvre Élie avait été surprise par deux agens de police, rue Saint-Georges, tandis qu'assise sur le banc placé à la porte d'un hôtel, elle se reposait de la fatigue de ses courses, en comptant le produit de sa petite vente et en arrangeant ses paquets d'aiguilles. A la demande deux fois répétée de présenter *sa permission*, Élie n'avait pas répondu: elle ne comprenait pas.

Ce fut alors que les agens de police se saisirent d'elle, jetèrent brutalement, du banc sur le pavé, tous les paquets d'aiguilles, et entraînèrent Élie qui les conjurait en vain de lui laisser ramasser sa petite marchandise.

— Cette femme, ajouta le commissaire de police, a fort mal répondu à l'interrogatoire que je lui ai fait subir, et j'ai cru devoir l'envoyer à la Préfecture; à présent, madame, vous dites qu'elle est étrangère, que vous en répondez: je suis fâché de l'avoir livrée à la police, mais je n'y puis plus rien, il faudra qu'elle subisse un mois de détention à Saint-Lazare: c'est le moins. A cette époque, présentez-vous pour la réclamer, et on la mettra probablement en liberté, au lieu de la diriger sur quelque maison de correction ou sur le dépôt de mendicité établi à Saint-Denis.

Je revins chez moi, désolée. Comment cette malheureuse famille vivrait-elle pendant un mois, si la pauvre Élie qui en était l'unique soutien, passait ce temps à Saint-Lazare!

Le lendemain, je me rendis dans les bureaux du roi, avant de me rendre à Saint-Lazare.

Je racontai à M. Véret le nouveau malheur arrivé à Élie; je lui parlai de la misère qui, durant tout un mois de détention, serait le partage du mari infirme et des enfans. M. Véret me remit pour eux des bons de pain et de viande: ils étaient à l'abri de la faim, c'était beaucoup.

J'arrivai à Saint-Lazare; je songeais à la Préfecture, et cette visite, tout aussi nouvelle pour moi que celle de la veille, m'était au moins aussi pénible.

L'aspect de Saint-Lazare est sombre et repoussant; les grilles, les verroux et les figures semblent s'entendre pour vous écarter de ces lieux et vous les faire maudire.

Je pénétrai, malgré mon laissez-passer, avec quelque difficulté. Cependant on paraissait assez étonné de ma visite, et je crus remarquer qu'elle était l'objet de la curiosité.

J'eus beaucoup de peine à me faire comprendre. Enfin, on me montra une grille, derrière laquelle était un long couloir, où se pressait une foule de femmes: „Placez-vous à cette grille, et on appellera la femme Élie.“

Je répondis que je ne me souciais pas de voir ainsi Élie, et que je voulais lui parler en particulier: le gardien haussa les épaules comme si j'avais émis la proposition la plus extravagante.

Je sentis alors qu'on me tirait par ma robe; je me tournai, et je vis une femme, qu'à son costume je jugeai être de la maison: „Offrez un peu d'argent,“ me dit-elle très-bas.

Je le fis.... on prit l'argent; une porte s'ouvrit, et je me trouvai dans un large corridor; des bancs étaient placés de distance en distance; je m'assis; on m'amena Élie, et sans nous perdre de vue, on nous laissa seules.

Il faut, je crois, avoir été en prison pour se faire une idée de la joie qu'on éprouve à voir qu'on n'y est pas oublié, à sentir que cette tombe vivante peut encore donner passage à ceux que l'on aime, et que la porte, en s'ouvrant pour eux, laisse entrer à leur suite un peu d'air li-

bre..... un peu de la vie extérieure qui, quelque triste et agitée qu'elle soit, semble toujours si douce au prisonnier!

Élie saisit ma main et la mouilla de ses larmes: si elle l'avait osé, elle m'eût serrée dans ses bras. Mais, à la joie mêlée de pleurs qui se lisait sur son visage, on voyait aussi se joindre une grande crainte de tout ce qui l'entourait.

Quand ce premier moment fut passé, elle s'assit près de moi: je lui demandai comment elle se trouvait à Saint-Lazare.

— Pas trop mal, madame, surtout en comparaison de ce que l'on est à la Préfecture de police: vraiment ceci semble un palais auprès de ce vilain endroit. Ici, nous avons une chambre où il y a quatre lits, mais un lit, quelque mauvais qu'il soit, c'est toujours un lit: il y a un matelas, une converture, et on change les draps tous les mois. A la Préfecture, il y a, dans une grande salle, à la file les unes des autres, autant de paillasses que la pièce en peut contenir; elles sont noires de crasse, et dans la paille toute pourrie se trouve une telle quantité de vermine, qu'il est impossible d'y prendre un moment de repos. Le soir on jette aux malheureux, qu'on entasse sur ces paillasses, un morceau de pain, que souvent les prisonniers se volent entre eux! Je ne suis restée là qu'une nuit, mais j'ai bien jugé, par ce que j'ai vu, de ce qui doit s'y passer.

Ici, madame, on donne aux prisonniers, deux fois par semaine, de la viande, le jeudi et le dimanche; on a de la soupe le matin et des haricots à dîner; hélas! tout cela est bien mal apprêté, le sel surtout y manque: le plus grand cadeau que l'on puisse faire à un prisonnier, c'est de lui apporter du sel. Mais cette mauvaise nourriture n'est pas ce qu'il y a de plus cruel ici: ce sont les méchans traitemens qu'il faut y endurer de la part des gardiens. Ces hommes-là sont pires que des brutes, ils ne connaissent que les injures et les coups: ce matin, comme nous étions toutes réunies à l'heure où l'on distribue la soupe, moi, qui ne suis point au courant de la maison, j'ai tendu mon écuelle pour qu'on la remplît de soupe; mais voilà qu'au lieu de cela, le gardien m'a lancé d'une main un soufflet et de l'autre m'a donné un coup dans l'estomac! Je n'ai plus eu faim, cela m'a servi de déjeuner: j'ai pleuré plus d'une heure. A mon âge, se voir traitée ainsi! et cela, parce que je devais attendre qu'on m'appelât avant de présenter mon écuelle... Ah! madame, tirez-moi d'ici, s'il est possible! Et mes pauvres petits enfans! j'ai vu Élie et Julie, il y a deux heures; ils n'ont fait que pleurer! de quoi vont-ils vivre, mon Dieu!

Je dis alors à Élie qu'on allait leur envoyer, du Palais-Royal, des bons de pain et de viande: cela la tranquillisa. Je pris congé d'elle; je la recommandai aux gardiens, ils me promirent d'avoir quelques égards pour elle; j'achetai cette promesse. La rapacité des hommes attachés aux prisons a quelque chose de si ignoble, que le mépris qu'elle inspire tourne au profit des prisonniers, la pitié se mêle au blâme, et l'on souhaiterait souvent voir les uns à la place des autres.

(Suite.)

Anecdote.

M. M. Tharin et de Quélen étant un jour au dîner de Louis XVIII, le roi leur dit: Messieurs, ne puis-je pas prendre l'argent de mes sujets, quand j'en ai besoin, sans toutes ces formalités parlementaires et ces éternelles discussions de budget? — L'archevêque de Paris répondit aussitôt: A dieu ne plaise, sire, que vous n'ayez point ce droit-là, c'est par votre majesté que nous vivons, et bien du peuple, bien du roi. — Et vous, monseigneur, qu'en pensez-vous? dit le monarque à l'archevêque de Strasbourg. Sire, je n'entends rien aux affaires d'état. — Point de subterfuge, monseigneur, une réponse directe.— Eh bien, sire, j'imagine qu'il est permis et légitime à votre majesté de prendre l'argent de mon vénérable et digne confrère de Paris, votre très-humble sujet, puisqu'il l'offre de si bonne grâce.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. N^ro. 44.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Histoire d'une pauvre Famille.

Par Mme Mélanie Waldor.

(*Suite.*)

La Mère Ursule.

J'allais prendre congé d'Élie, lorsque je vis venir vers nous la femme qui, à mon arrivée dans ce triste séjour, m'avait donné le conseil d'adoucir avec un peu d'argent la mauvaise humeur des gardiens.

Je regardai cette femme, elle n'était plus jeune, elle avait dû être jolie; sa physionomie douce et calme semblait peu en harmonie avec les mines renfrognées des autres femmes de la maison.

Elle ouvrit une porte placée auprès du banc sur lequel nous étions assises Élie et moi; elle portait un petit paquet à demi caché sous son tablier de toile grise, et jeta sur nous un regard plein de bienveillance.

— Quelle est cette femme? dis-je à Élie.

— C'est une surveillante, on la nomme dans la maison la mère Ursule; mais les prisonniers la désignent entre eux sous le nom de *Mère des pauvres;* autant les autres surveillantes sont peu aimées, autant celle-ci est adorée et respectée; il y a parmi nous de pauvres prisonniers qui aimeraient mieux subir un jour de cachot, que de mériter un reproche d'elle.

— Y a-t-il longtemps qu'elle est dans cette maison?

— Oh! bien longtemps, on dit qu'elle y est entrée fort jeune.

— Et qui a pu l'engager à se condamner volontairement à une vie aussi triste, aussi vide d'espérance?

— Le désir d'être utile aux malheureux, et puis, ajouta Élie plus bas, elle n'a pas toujours été ici de son plein gré; ah! son histoire, du moins ce que les prisonniers en savent et ce qu'ils en disent entre eux, est bien touchante.

— Et que dit-on, Élie?

— Oh! bien des choses, tout n'est peut-être pas vrai, mais voici sur quoi l'on s'accorde le plus, quand on parle d'elle.

C'était une jeune et jolie fille, elle avait reçu une fort belle éducation, ses parens étaient de bons marchands retirés du commerce et qui, sans être pauvres n'étaient pas riches; leur fille était leur orgueil, et ils vivaient tous les trois fort heureux dans une petite maison de la Cité.

Il arriva qu'un jeune homme plus noble et plus riche qu'il n'aurait fallu pour le bonheur d'Ursule, la vit et l'aima, elle était aussi sage qu'il était amoureux, et quoiqu'elle l'aimât aussi de son côté pour le moins autant qu'elle était aimée, elle préféra cesser de le voir à cesser d'être honnête. Le jeune homme en ressentit un

tel chagrin qu'il résolut de l'épouser; ce n'était pas chose facile dans ce temps-là. Il ne fallait pas songer à faire entrer dans une famille noble une jeune fille qui ne l'était pas, et, à plus forte raison, quand cette jeune fille était sans fortune. Il n'y avait pas d'autres ressources que celle d'un mariage secret, le jeune homme finit par vaincre la répugnance d'Ursule et il l'épousa en secret.

Ils eurent un fils, et quelque prudence qu'ils apportassent dans leurs relations, ne se voyant que la nuit et ne se confiant à personne, il arriva que la famille du jeune homme, ayant conçu des soupçons, le fit suivre et fit prendre dans le quartier des informations.

Il y a toujours de bonnes langues plus prêtes a parler qu'à se taire: on sut qu'il y avait dans une des maisons les plus retirées du côté du quai, une jeune demoiselle fort belle qui ne sortait que rarement, et enfin, que les voisins entendaient depuis quelque temps les cris d'un petit enfant, et qu'ils avaient remarqué que l'on ouvrait et refermait toutes les nuits la porte de l'allée sur un homme enveloppé d'un grand manteau. Il résulta de tous ces bavardages, que l'on suivit le jeune homme, qu'on l'arrêta au nom du roi, et qu'on le fit enfermer dans une grande prison qui s'appelait la Bastille. Peu de temps après, la pauvre demoiselle fut emmenée à Saint-Lazare, et l'enfant mis aux Enfans-Trouvés. C'était alors que les riches étaient puissans; c'était bien pire encore qu'aujourd'hui; et lorsqu'on songe à cela, on n'a plus le courage de se plaindre autant de ses propres malheurs et de l'injustice des lois.

— Elles sont l'ouvrage des hommes, et par cela même très-imparfaites, interrompit une voix qui résonna entre nous, triste et grave. Élie et moi nous nous retournâmes vivement, et nos regards étonnés rencontrèrent le regard doux et calme de la mère Ursule: elle avait, sans le vouloir, entendu une partie de notre conversation, et l'expression de son visage annonçait une légère émotion.

Élie était devenue toute rouge, et elle baissait les yeux en silence.

— Il ne faut pas avoir honte de tout ce que vous venez de dire, ma brave femme, reprit la mère Ursule, en appuyant avec bonté sa main sur l'épaule d'Élie; il n'y a pas de mal à cela: je ne croyais pas, ajouta-t-elle en souriant à demi, que mon histoire fût si connue ici; et que vous a-t-on encore dit de moi, ma bonne Élie?

— Du bien, rien que du bien, ma chère dame; on vous aime, on vous respecte presque à l'égal de Dieu... Oh! vous le savez bien, continua Élie en relevant la tête, et en fixant sur la mère Ursule son œil expressif; depuis le coupable jusqu'à l'innocent, il n'y a qu'un cri de reconnaissance pour vous; et, tenez, encore tout à l'heure, croyez-vous que je ne sais pas ce que vous êtes allée faire chez cette pauvre fille qui est entrée hier ici? elle est souffrante, vous l'avez bien vu, et vous venez de lui porter quelque douceur, une partie de vôtre dîner, peut-être! O! Dieu vous rendra un jour, là-haut, tout le bien que vous faites dans ce monde.

— Je ne pense pas que Dieu me tienne compte du peu de bien que je puis faire, reprit la mère Ursule: il sait que j'y trouve les seuls momens de bonheur qui s'écoulent pour moi depuis longtemps; mais je suis pleine de foi en sa miséricorde, et je crois qu'il me dédommagera dans l'autre vie de toutes les peines qui m'ont frappée dans celle-ci.

J'écoutais cette femme avec un grand intérêt, et je me sentais déjà sous l'influence que ses malheurs et ses vertus exerçaient sur tout ce qui l'entourait. Je désirais savoir la fin de son histoire et je n'osais la lui demander.

Je ne sais si elle devina ma pensée, ou si, ramenée vers le passé, son cœur éprouva, quelque triste qu'eût été cette époque de sa vie, le besoin d'en parler encore une fois; mais, tirant de sa poche une grosse montre d'argent, elle dit:

— On ne fermera que dans deux heures, faites-moi une place, Élie, entre vous et madame: peut-être ne serez-vous pas fâchée, non plus que madame, ajouta-t-elle en se tournant vers

moi, de savoir par moi-même, la fin de ce qu'elle appelle ici mon histoire.

Elle s'assit entre nous, Élie oublia un moment sa misère, et moi j'oubliai le lieu où je me trouvais.

La mère Ursule commença ainsi :

Il y a beaucoup de vrai dans le récit que l'on a fait à Élie de mes premiers malheurs; ce récit a passé ici de bouche en bouche depuis bien des années : on a si peu de distraction en prison que l'on n'y oublie rien.

Saint-Lazare n'a pas toujours été ce qu'il est aujourd'hui; il a subi bien des changemens dans ses destinations, et, lorsqu'à la fin du XVIe siècle, on y fonda un hôpital de lépreux, on ne pensait guère que plus tard ces bâtimens serviraient d'asile au respectable Saint-Vincent de Paule, et qu'il viendrait un jour où les mauvais traitemens, les larmes et les cris, remplaceraient le repos, les soins, la charité.

Si les murs d'un vieux bâtiment pouvaient raconter tout ce dont ils furent témoins, que les pages de l'histoire seraient ternes et vides auprès de tels récits!

Je fus donc enfermée à Saint-Lazare. J'avais dix-neuf ans : c'était en 87. Vous voyez qu'il y a longtemps que les rides et les cheveux blancs couvrent mon visage et mon front. Ma jeunesse s'est passée dans les larmes, et ce n'est qu'en vieillissant que j'ai obtenu de Dieu la résignation, et des hommes le repos, seul bien que je pusse espérer et désirer.

Lorsque la révolution de 89 ouvrit ma prison, je courus chez mon père : j'étais libre, j'étais jeune, j'entrevis un meilleur avenir, et je frappai à la porte de la maison paternelle avec une joie qui rachetait, dans un seul instant, les deux années de chagrins qui venaient de s'écouler. Mais cette joie fit bientôt place à une vive douleur, lorsque j'appris que mon mari qui, depuis un an, était sorti de la Bastille, se déclarait hautement contre la révolution et était devenu, comme son père, l'objet d'une surveillance active.

„Cela finira mal pour lui, me disait souvent mon père, et, par contre-coup, pour nous tous : il fréquente notre maison plus que la prudence ne le voudrait!"

Hélas! mon père lisait mieux dans l'avenir que moi.

Mon premier soin avait été de retirer mon fils des Enfans-Trouvés, et j'oubliais, en le berçant dans mes bras, l'orage que chaque jour amoncelait, plus terrible et plus menaçant.

J'avais béni cette révolution soutenant le faible, écrasant le fort : que devins-je en voyant que cette prétendue liberté dont j'avais fait mon idole, jetait pêle-mêle dans les prisons l'innocent et le coupable!... Nous touchions à la fin de 91, le père de mon mari avait été accusé et convaincu d'avoir trempé dans une conspiration en faveur du roi; il fut pendu, et mon mari se réfugia chez nous : il craignait d'être compromis, arrêté, et de subir le sort de son père. Une visite domiciliaire n'ayant amené aucun résultat, nous parvînmes à le cacher à tous les yeux. Un an d'angoisses sans cesse renaissantes s'écoula ainsi.... Mais alors le malheur ayant voulu que mon père se fît un ennemi d'un de nos locataires, avec lequel il avait eu quelques contestations qui, légères d'abord, s'étaient envenimées rapidement, cet homme mit tout en œuvre pour se venger, et il n'y parvint que trop bien. Notre maison devint l'objet d'un continuel espionnage; nos moindres actions, nos moindres paroles semblaient éveiller la défiance... Que vous dirai-je enfin? au bout de quelques mois, une visite domiciliaire plus sévère, plus longue que la première, découvrit la retraite de mon mari : je le vis entraîner sous mes yeux, et j'étais à peine revenue de ce coup affreux, que l'ordre d'arrêter mon père et ma mère comme coupables de l'avoir soustrait à la loi, vint mettre le comble à mon désespoir. Je restai seule avec mon fils, pauvre petit innocent dont les baisers essuyaient souvent mes larmes.

Mon mari, mon père et ma mère avaient été enfermés à la Force : j'obtins, après bien des démarches et des prières, la permission de les visiter quatre fois la semaine.

Quelques papiers, que nous avions regardés comme insignifians et qui avaient été saisis sur

mon mari, aggravèrent les charges qui s'élevaient contre lui: on le sépara de mon père, et on ne permit plus de le visiter que deux fois par semaine et durant une heure au plus.

Oh! ce fut alors que ma douleur se trouva sans bornes: car je comprenais toute l'étendue du péril où se trouvait mon mari, et je voyais la santé de ma mère décliner chaque jour! De quelque côté que je me tournasse, je n'apercevais que deuil et que sang! comment sauver tant d'êtres presque également nécessaires à ma vie!

Ils n'avaient que moi pourtant: cette pensée soutint mon courage; et plus je sentais que j'étais pour eux le roseau auquel le malheureux naufragé s'accroche, plus je puisais, dans leur abandon et dans ma faiblesse, la force et la résolution dont j'avais besoin chaque jour davantage.

Mon Dieu! disais-je souvent, c'est vous qui avez permis que l'on me laissât libre, pour que je puisse prendre soin de mon pauvre enfant; faites que je sauve ma famille: donnez la lumière à mon esprit et la force à mon corps!

La prière soutenait seule mon courage et ma santé. J'obtins enfin la liberté de ma mère: mais elle ne voulut pas se séparer de mon père, et, malgré nos instances, elle s'obstina à partager sa captivité.

„J'ai peu de temps à vivre, nous disait-elle, pourquoi nous séparer!"

Sa santé, déjà fort altérée, n'avait pu se faire au triste régime des prisons: la fièvre la minait sourdement. Hélas! ce fut un moment si auguste, si solennel, que la douleur même se tut devant ce que cette mort eut de grand et d'imposant.

Mon père, qui s'attendait d'heure en heure à être conduit à l'échafaud, bénit Dieu de ce qu'il rappelait à lui ma mère avant qu'elle eût épuisée jusqu'au fond le calice d'amertume! Et ma mère nous dit adieu en se réjouissant de l'idée que le Seigneur ne serait pas insensible à ses prières, et qu'elle pourrait du haut du ciel veiller sur nous! Sa mort fut celle d'une sainte. Une faible lampe éclairait à peine le grabat misérable sur lequel elle était étendue, et je crus voir distinctement une flamme qui n'était pas de ce monde, descendre au chevet de son lit et s'élargir en cercle autour de sa tête... Je ne sais si mon père la vit comme moi: mais nous nous prosternâmes tous deux devant la majesté divine qui rayonnait alors sur le front de ma mère.

La voix de nos gardiens, moins farouche que de coutume, car eux-mêmes étaient émus, nous tira de la pieuse extase où nous étions plongés.

Il faut avoir traversé cette époque si féconde en crimes, en vertus, en lâches délations, en sublimes dévouemens; il faut avoir été témoin du peu de cas que les prisonniers faisaient de la vie, pour se faire une juste idée de la manière dont ils vivaient entre eux. Nous avions plusieurs compagnons d'infortune; je dis *nous* parce que je passais plus des trois quarts de la journée renfermée avec mon père, n'obtenant, hélas! que bien rarement la permission de descendre un moment dans le cachot où mon mari avait été renfermé.

Je m'étais fait quelques amis parmi les agens subalternes du pouvoir, ils me furent utiles pour arriver jusqu'à leurs chefs. Les uns me repoussèrent brutalement; les autres m'accueillirent avec des paroles de galanterie qui portèrent l'effroi dans mon cœur.

Un seul m'écouta, grave et silencieux, ne m'encourageant, ni ne me repoussant. Et lorsque j'eus terminé le simple récit de mon amour et de la cruelle tyrannie dont mon mari avait été l'objet lors de son emprisonnement à la Bastille, il prit une feuille de papier, y écrivit quelques mots et me la tendit sans m'adresser une seule parole. Je saisis le papier, j'y jetai un coup d'œil, et un cri de joie s'échappa de mon sein... Je tenais entre mes mains l'ordre de la mise en liberté de mon mari! Je m'élançai dans la rue, et je parcourus comme une folle la longue distance qui me séparait de la Force.

— Il est libre, m'écriai-je en présentant au geôlier l'ordre que ma main, tremblante d'agitation et de joie, faisait vaciller sous ses yeux: ouvrez, ouvrez vite, qu'il voie ce beau soleil, qu'il sache qu'il est libre!...

Mais le geôlier, au lieu de s'avancer vers l'escalier dont j'avais déjà descendu plusieurs marches, lisait attentivement le papier que je lui avais remis: j'observais sa figure, d'ordinaire impassible, et j'y découvrais les traces d'un embarras de plus en plus visible.... Enfin, faisant quelques pas vers moi, il me dit:

— Cet ordre est venu trop tard..

— Trop tard! répétai-je en chancelant sur l'escalier qui me sembla tout à coup s'abîmer sous moi.

— Eh sans doute, trop tard! reprit cet homme en me saisissant fortement le bras pour m'empêcher de tomber: ce matin, au point du jour, on est venu le prendre pour le conduire à la Conciergerie.

Le sang qui s'était retiré de mon cœur, y revint avec force: j'arrachai l'ordre des mains du geôlier, et je courus à la prison qu'il venait de me nommer.

— Vous arrivez trop tard, me dit brusquement le concierge, il vient de partir il n'y a qu'un moment... Et, ma foi, vous comprenez qu'il ne reviendra pas!

Vous croyez peut-être que je tombai sans connaissance, et que j'éclatai en sanglots, non! Dieu me donna un courage égal au coup qui me frappait... je ne dis que ces mots:

— Quel chemin a-t-il pris?

On me répondit:

— Eh parbleu, celui de la place de la Révolution.

Je crois que mes pieds avaient des ailes en ce moment d'affreuse agonie, j'arrivai sur cette place sans savoir par quel chemin j'avais passé, ni comment je m'y trouvais: une grande foule entourait un large échafaud.

Il y avait en moi quelque chose de si étrange, de si égaré, que les rangs s'ouvraient sur mon passage, et j'entendais le peuple murmurer devant, derrière, et à côté de moi:

„Elle est folle, pauvre femme!... elle vient peut-être voir exécuter son père ou son mari: elle a peut-être un dernier adieu à faire: il faut la laisser passer.“ Et j'avançais, j'avançais toujours, enfin je touche au pied de l'échafaud, et là, haletante, éperdue, je tombe sur la première marche...

Mais le mouvement rapide qui se fait dans la foule, et les cris: „— Voyez-vous la charrette? — Non, elle est trop loin encore;“ m'ont rappelée à moi, je me relève, j'agite, de toute la force de mon bras, l'ordre qui devait rendre mon mari à la liberté, et je crie: „*Grâce! grâce!*“ Mais on ne me voit pas, on ne m'entend pas! toute l'attention du peuple se porte du côté où l'on attend les victimes...

Oh! alors, je sentis qu'en effet je devenais folle, et, dans mon égarement, je saisis par le bras un homme du peuple qui se trouvait près de moi, et je lui demandai aide et protection avec ce cri de détresse qui remue les âmes les plus insensibles.

Cet homme avait quelque humanité au fond du cœur: il lut rapidement l'ordre de mise en liberté, et, comprenant toute l'horreur de ma position, il chercha à m'éloigner.

— Vous perdez votre temps ici, me dit-il, courez au comité de sûreté générale: la charrette avance lentement, elle ne sera pas ici avant un quart d'heure, hâtez-vous.

J'avais tout le jardin des Tuileries à traverser pour arriver au Carrousel... Le ciel me prêta des forces, et je laissai derrière moi, en bien peu d'instans, la longue avenue que j'avais à parcourir.

J'arrive enfin: mais à toutes mes prières on répond:

— Le comité de sûreté générale ne peut vous recevoir dans ce moment: attendez...

Attendre, oh! ce mot glissa dans mon cœur plus froid que la glace, et je crus un instant sentir le fer de la hache s'appuyer sur mon cou..

Hors de moi et n'écoutant plus rien, je me mis à pousser de tels cris, qu'ils furent entendus.

Un homme parut, sa figure était sombre et la colère se voyait dans ses yeux.

— Quels sont ces cris? que veut cette femme?

Sa voix était menaçante, mais, loin de m'effrayer, elle me rendit l'espoir

Je me jetai à genoux, je m'attachai aux habits de cet homme dont bien plus que ma vie dépendait; je lui criai grâce! grâce! et je couvris ses mains de baisers et de larmes... Il voulut me repousser: je l'enlaçai plus fortement, et vaincu par mes pleurs, par mes prières, il me demanda d'une voix plus douce ce que je voulais...

Je lui donnai à lire l'ordre que j'avais obtenu deux heures auparavant, et je lui appris en peu de mots comment j'étais arrivée trop tard, et comment enfin je venais de laisser mon mari sur le chemin de l'échafaud.

— Attends-moi, citoyenne.

Et, passant dans une salle où j'entendais parler, cet homme me laissa seule, le front inondé d'une sueur froide, muette, immobile, suspendue entre la vie et la mort... Il revint: je n'ai pas pu calculer la durée de cet instant. Un huissier le suivait.

— Voici un nouvel ordre, citoyenne: le comité de sûreté générale est toujours prêt à faire respecter les déterminations qu'il prend. Huissier, il s'agit d'empêcher l'exécution du citoyen Renneval: tâchez d'arriver à temps!

— A temps! répétai-je en fixant sur lui un regard égaré: oh! oui, j'arriverai à temps; et je me précipitai hors de la chambre et je traversai en courant le Carrousel, les Tuileries....

Mes forces épuisées par tant de secousses et de souffrances, se ranimaient à mesure que je me rapprochais de la place de la Révolution; l'huissier avait peine à me suivre...... Mais lorsque j'aperçus l'échafaud, et sur cet échafaud un homme, un vertige me prit, la mort passa sur ma tête, je chancelai, et l'homme qui me suivait agita de son bras nu et puissant le papier qu'on lui avait remis, et je l'entendis crier: „Arrêtez! suspendez!...“ Puis je n'entendis plus rien, je ne vis plus rien: seulement je sentis que j'étais enlevée et portée au-dessus des têtes, comme une barque au-dessus des flots.

Lorsque je revins à moi, j'étais assise au pied de l'échafaud: un homme soutenait ma tête sur sa large main; un ruisseau de sang coulait autour de nous, et une vile populace s'éloignait lentement et comme à regret de cette scène d'horreur...

Hélas! interrompit la mère Ursule, il y a plus de quarante ans de cela: et cet affreux moment est présent à ma pensée comme alors.... Je n'entreprendrai point de vous peindre ma douleur, je n'ai jamais bien su moi-même tout ce qu'elle fut.

L'homme qui était resté près de moi me mit dans un fiacre: j'indiquai la prison de mon père et j'y arrivai mourante. Cet homme raconta à mon père tout ce qui venait de se passer; je le reconnus alors pour celui qui m'avait conseillé d'aller au comité de sûreté générale: c'était un ébéniste du faubourg Saint-Antoine; il continua de s'intéresser à moi et vint souvent visiter mon père; les petits services qu'il aimait à lui rendre établirent entre eux une franche amitié; et les seules consolations qu'il ait reçues pendant sa captivité, il les a dues à cet excellent homme.

Je fus longtemps incapable de faire aucune démarche en faveur de mon père; j'étais tombée dans une apathie dont rien ne pouvait me tirer, et je puis dire que j'ai passé quatre à cinq mois sans avoir le sentiment de mon existence. Je restais des journées entières enfermée avec mon père: mais, ni ses prières, ni les yeux de mon fils, ne pouvaient m'arracher à l'immobilité dans laquelle j'étais plongée.

Je ne sortis de cette torpeur morale que par une violente douleur. Mon père tomba malade.

Je retrouvai pour le soigner et pour souffrir encore, toutes mes facultés; je m'accablais de reproches, je ne pouvais supporter la pensée que j'avais pu oublier mon père! Je sentais qu'il me restait encore deux grandes tâches à accomplir, celle de l'arracher à sa prison, celle d'élever mon enfant. Je rappelai toute mon énergie et ce ne fut pas en vain. Mes soins et et mes prières le rendirent à la santé, et dès lors je mis tout en œuvre pour obtenir sa liberté.

J'y réussis enfin, et le jour où je rentrai avec lui dans notre maison, si vide et si triste, fut à la fois doux et déchirant.

Il fallait vivre! le peu de fortune que mon père possédait avant son emprisonnement était presque anéanti: j'eus recours au travail, et mes jours et mes nuits furent consacrés à gagner de quoi aider à subvenir à nos besoins.

Mon fils grandissait, il faisait toute notre joie, et la vie coulait encore pour nous sinon heureuse, du moins calme et quelquefois douce.

Les fureurs de la révolution commençaient à s'apaiser, et mon père venait d'obtenir un petit emploi qui apportait plus d'aisance dans notre ménage.

La douleur avait blanchi mes cheveux et terni en moi toute fraîcheur de jeunesse; je n'avais pourtant que vingt-neuf ans: mais c'est moins l'âge que les chagrins qui imposent à la jeunesse et à la vieillesse les signes qui les distinguent l'une de l'autre. J'avais la gravité et l'expérience d'une femme de cinquante ans, et je puis dire n'avoir vraiment eu de jeunesse que jusqu'à l'âge de dix-sept ans. Telle que j'étais cependant, je reçus encore plusieurs fois des propositions de mariage, et notre ami l'ébéniste fit, durant plusieurs années, tout ce qu'il put pour me décider à unir mon sort au sien.

Mais j'étais trop attachée à la mémoire de mon mari pour contracter une nouvelle union, et mon fils et mon père remplissaient trop mon cœur pour y laisser place à une autre affection. Je dois dire aussi que les chagrins, joints à l'éducation première que j'avais reçue, avaient ouvert mon âme à une grande dévotion. Hélas! mon Dieu, l'instant approchait où j'allais être soumise à la plus cruelle des épreuves, et j'étais loin d'avoir encore mérité la palme du martyre comme je crois l'avoir obtenue à présent: car, qu'est-ce que mourir soi-même, si l'on compare une torture physique à l'agonie qui vous frappe tour à tour dans tout ce qui vous est cher.

La mère Ursule fit encore une pause: le calme de son visage était visiblement altéré, la nature reprenait ses droits.

Cependant, l'heure était presque écoulée, et je voyais le corridor et le parloir devenir de momens en momens plus déserts.

— Je vous demande pardon, madame, me dit la mère Ursule en se tournant vers moi: j'abuse peut-être de votre complaisance à m'écouter. Je n'aurais pas dû revenir sur cette triste époque de ma vie; lorsqu'une plaie est fermée, ou du moins qu'on la croit fermée, il est imprudent de la rouvrir.

Ce qui me reste à dire ne sera pas long. Si vous êtes mère, madame, vous devez savoir ce que c'est que l'amour d'une femme pour son enfant! le mien s'augmentait encore de tout ce que j'avais souffert: mon vieux père était mort, et j'avais réuni sur mon fils toutes les affections, toutes les espérances de mon cœur.

„Laissez-le-moi, mon Dieu, disais-je matin et soir dans les ardentes prières que j'adressais au ciel! laissez-le moi, pour que je bénisse votre nom en lui, et que mes jours s'écoulent à former son cœur à la vertu!“

Il ne m'appartient pas de chercher à approfondir les décrets de la Providence; et depuis longtemps je demande à Dieu pardon des murmures qui se sont échappés de mon sein lorsque je n'ai pressé dans mes bras qu'un petit corps froid et inanimé… Hélas! oui, il en fut ainsi! Dieu m'avait marquée du doigt pour souffrir! Dieu m'ôta mon dernier refuge, mon dernier amour, mon enfant!

On ne meurt pas de douleur: il y a en nous une force infinie pour souffrir; plus le cœur semble prêt à se briser et plus il en est loin. Voilà ce qu'il y a d'affreux dans les douleurs morales! La douleur physique tue, on y échappe par la mort… mais la douleur morale! il faut la subir dans toutes ses nuances, dans toutes ses gradations: elle déchire, elle abat, elle rend folle, mais elle ne tue pas… oh! non, si elle tuait, je serais morte!

Quand je me vis seule, quand je n'entendis plus la voix de mon enfant, quand j'ouvris mes bras dans le vide, et que je n'embrassai que l'air et le silence:… quand les heures, les jours, se succédèrent ainsi,… alors, ô que Dieu ait pitié de moi!… j'élevai mon âme et ma voix contre lui, et j'arrivai bientôt à douter de son existence!

La prière, cette seule goutte d'eau offerte à

la soif, cette seule ombre rafraîchissante posée de distance en distance dans le désert brûlant où nous marchons, la prière s'éloigna de moi! Je marchai en aveugle, vivant sans vivre et ne distinguant plus les jours des nuits.

Je sortais beaucoup, j'avais besoin d'air, je faisais quelquefois des courses de trois ou quatre lieues: mais je ne savais jamais ni où j'allais, ni par où je passais! je crois qu'une année s'écoula de cette manière.

Je ne me rappelle bien qu'une chose, ce fut l'impression que la vue du bâtiment de Saint-Lazare produisit sur moi. Ces murs, ces grilles, me reportèrent tout à coup au temps où je croyais avoir épuisé toutes les peines de la vie: je revis mon mari, jeune, brillant, me sacrifiant sa naissance, sa fortune, sa liberté; je revis mon fils au berceau, et je retrouvai dans la mémoire du passé les émotions que la douleur avait tuées en moi... Mon cœur s'émut, des larmes mouillèrent mes yeux, j'appuyai mon front contre la porte de cette prison, où deux ans de ma vie s'étaient écoulés dans les pleurs, et je m'écriai: „Hélas! hélas! ce n'est pas alors que j'étais à plaindre!“ Cette pensée ouvrit mon âme à une si vive pitié de moi-même que j'éclatai en sanglots!

Une crise venait de s'opérer en moi: la raison me revenait avec la mémoire, et la religion avec les pleurs!

Dieu m'appela encore une fois à lui; sa grâce descendit dans mon cœur: elle y ramena la prière, elle y éteignit le murmure, elle y ranima la foi... Dès lors mon parti fut pris,.. et je crois que ce fut la volonté de Dieu.

Je me rendis à Saint-Lazare. Cet établissement était consacré aux filles de mauvaise vie, aux femmes condamnées à la réclusion et à quelques peines correctionelles, soit pour vol, soit pour d'autres fautes plus ou moins graves. Je m'offris pour servante; et depuis 1799 jusqu'à 1801, j'ai rempli ici les fonctions les plus pénibles et les plus repoussantes: heureuse de mettre ainsi les souffrances physiques à la place des souffrances du cœur. Depuis cette époque, je suis arrivée, en passant par différens grades, au poste de surveillante, et c'est alors que j'ai pu adoucir le sort des prisonnières confiées à mes soins. On s'est étonné, quelquefois, de me voir rester ainsi volontairement dans une prison d'où toutes les personnes qui y sont entrées n'aspirent qu'à sortir: mais loin de m'y déplaire et d'avoir eu un seul instant le désir de rentrer dans le monde, je ne profite pas comme mes compagnes des jours de sortie, et je goûte ici un calme que je n'espérais plus retrouver. Le peu de bien que je fais a cicatrisé les blessures de mon cœur, et j'ai vu tant d'infortunes, et j'ai pleuré sur tant d'êtres, qui, comme vous, ma pauvre Élie, sont les victimes des circonstances ou d'une misère que le travail même n'a pu surmonter, que j'ai puisé dans la charité et dans l'amour de mon prochain, une grande abnégation de moi-même... Je crois, ajouta la mère Ursule en se levant, que le seul moyen de se consoler d'une grande douleur, c'est de se consacrer au service des pauvres ou des malades. Si je n'étais pas entrée à Saint-Lazare, je me serais faite sœur de charité.

Je pris la main de la mère Ursule, et j'y appuyai mes lèvres avec un sentiment de respect que je n'avais pas encore éprouvé.

Élie pleurait! Son âme sentait fortement ce qu'il y avait de grand et de noble dans les autres âmes. „Je n'ose plus me plaindre!“ me dit-elle lorsque je lui serrai la main en la quittant.

(*Fin.*)

Anecdote.

Un voyageur se promenant sur les bords du Mississipi, qui est très rapide, demanda à un passant comment on appelait ce fleuve. „Ma foi, monsieur, lui répondit le rustre, il n'y a pas besoin de l'appeler, il vient déjà assez vite.“

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. N[ro]. 45.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

George Sand's Trauerspiel. *)

Die französischen Journale berichteten vor einiger Zeit, je nach ihrer Färbung mit Schadenfreude oder mitleidiger Theilnahme, daß das lange mit großer Ungeduld erwartete Trauerspiel der Madame Dudevant bei der Aufführung im Théâtre français nicht einmal, was man gewöhnlich einen succès d'estime zu nennen pflegt, gehabt, sondern gänzlich mißfallen habe und als ein durchaus verunglückter Versuch von der geistreichen Dichterin wieder zurückgenommen worden sei. Die Kritiker beschäftigten sich ausführlich mit dieser interessanten Erscheinung und suchten das Warum zu ergründen; Jules Janin der Feuilletonist, par excellence, der sich in einer unangenehmen Lage befand, weil er auf der einen Seite mit Georges Sand sehr befreundet war, auf der andern aber einem ganzen urtheilenden und urtheilsfähigen Publikum gegenüber, etwas, das wirklich mißlungen war, doch nicht gelungen nennen konnte, suchte sich in einer weitläuftigen Darlegung, die als ein Muster journalistischer Dialectik gelten kann, so gut es ging, heraus zu winden und es weder mit dem Publikum noch mit dem Autor zu verderben, indem er behauptete, der schlechte Erfolg rühre daher, weil Georges Sand dem Zuschauer nur alte wohlbekannte (und durch die lange Bekanntschaft stereotyp gewordene) Charactere in alten wohlbekannten Situationen aus seinen Romanen vorgeführt, statt ihm etwas Neues und Ueberraschendes zu bieten. So finde man z. B. den Ralph aus der Indiana im Pleri der Tragödie; den Leone Leoni im Ordonio Elisei; die Heldin selbst in verschiedenen Romanen der Verfasserin wieder und das sei der Menge unerträglich gewesen. Das sah allerdings aus als ob es wahr sei, aber naher betrachtet hält es doch nicht ganz die Probe, und der Gründe sind wohl mehrere. Wie oft ward nicht schon, und das nicht allein in Frankreich sondern auch in England und bei uns, ein guter Roman geschickt behandelt auf die Bühne gebracht, und hier von Neuem wieder zum Liebling des Publikums; wir brauchen den geneigten Lesern nur an die Diane von Soulié, an Engels Lorenz Stark, an Walter Scott's Ivanhoe zu erinnern, um ihm gleich die Belege vor Augen zu führen. Die Versinnlichung von guten Bekannten durch die Bühne bietet gerade dem denkenden Zuschauer einen neuen Reiz dar, dessen Genuß er sich mit Vergnügen hingibt. Daran lag es also nicht, eben so wenig wie allein an einer bösen Stimmung des Publikums gegen den Autor, wie andere, der Verfasserin noch mehr befreundete Journalisten zu behaupten wagten, und wie diese selbst in der Vorrede zu verstehen gibt: das kann leider bei uns wohl vorkommen, aber nicht in Frankreich, wo es der Nationalstolz nie erlauben wird und darin einstimmen, selbst wenn einzelne böswillig Gesinnte es versuchen sollten, einen Schriftsteller ersten Ranges und dafür ist G. Sand längst anerkannt, auf solche Weise zu verhöhnen und zu kränken, es müßten denn politische Leidenschaften sich

*) Cosima ou la haine dans l'amour. Drame en cinq actes précédé d'un prologue par G. Sand. Paris 1840. 1 vol. in 8.

hinein mischen, von denen hier aber nicht die Rede sein konnte. — Uns scheint die Ursache tiefer zu liegen und wir wollen versuchen dem Leser einige Andeutungen für die Aufklärung dieses merkwürdigen Phänomens zu geben; denn das ist das totale Durchfallen des Trauerspiels eines so reich begabten poetischen Gemüthes, dargestellt auf der ersten Bühne Frankreichs, mit größter Liebe von den vorzüglichsten Schauspielern in Scene gesetzt und vor einem freisinnigen und gebildeten Publikum zur Erscheinung gebracht, jedenfalls.

G. Sand hat sich indeß als ein wackerer Kämpe auf geistigem Felde keineswegs dadurch einschüchtern lassen, sondern das Werk selbst dem Drucke übergeben und in der Vorrede ausgesprochen, daß sie keineswegs sich abschrecken lasse von neuen dramatischen Versuchen, die hoffentlich eines bessern Erfolges sich erfreuen würde. Diese Vorrede ist so klar, so bescheiden und doch mit so tüchtigem Selbstbewußtsein geschrieben, daß sie ihr schon von vorn herein das Herz des wohlwollenden Lesers gewinnen muß. Wir lassen hier einige Stellen zum Beweise folgen, ehe wir zu einer kurzen Inhaltsangabe des Stückes, um dem Leser den Faden zu besserem Verständniß in die Hand zu geben, übergehn.

La première représentation du drame de Cosima a été fort mal accueillie au Théâtre Français. L'auteur ne s'est fait illusion ni la veille ni le lendemain sur l'issue de cette soirée. Il attend fort paisiblement un auditoire plus calme et plus indulgent. Il a droit à cette indulgence, il y compte. Il n'est peut-être pas plus ignorant qu'un autre de ce qu'on appelle l'art dramatique, car il a vu représenter beaucoup de chefs-d'œuvre classiques; il en a senti profondément les beautés, et il a sincèrement admiré le mérite des œuvres remarquables de ses contemporains; mais il a voulu faire à sa manière et ne prendre conseil d'aucun d'eux. Il se sentait impuissant à produire de grands effets de situation, et il ne comprenait pas la nécessité de tenter une voie au dessus de ses forces, dans un temps où l'énergie du drame a été portée si haut par de plus grands talents que le sien. Il a voulu marcher terre à terre et ne prendre qu'une face de leur manière. Plus modeste et moins ambitieux, qu'on ne croit il a été persuadé (et il l'est encore) qu'on pourrait intéresser aussi par le développement d'une passion sans incidents étrangers, sans surprise, sans terreur. Ce serait un intérêt d'un autre genre, un intérêt moins saisissant, moins rapide sans doute; mais, dans tous les arts, chaque artiste exprime le sentiment qu'il a de la vie, dans la mesure de ses facultés, ou selon l'inspiration qu'il en reçoit au moment de son travail. S'il ne réussit pas à faire aimer son œuvre, c'est sa faute, sans nul doute, et c'est à son peu de talent qu'il doit s'en prendre. Mais lui contester avec emportement ou avec ironie le droit d'essayer une manière, n'est pas le fait d'un public artiste et judicieux.

Und ferner: L'auteur d'Indiana et de Jacques a voulu mettre en scène l'intérieur d'un ménage. Il l'a fait souvent, il le fera souvent encore, n'importe sous quelle forme et devant quel public. Il y a beaucoup de choses dans ce sujet-là et il y en a qu'on ne doit pas craindre de répéter toujours, au risque d'être accusé de stérilité ou d'obstination. La gloire de l'homme de lettres paraît fort légère à sacrifier quand on a une pensée sérieuse et une volonté tranquille dans l'âme. C'est fort peu de chose que d'être raillé, je vous assure; et je le dis à vous, jeunes artistes, qui tremblez d'aborder telle ou telle carrière: si vous avez dans le cœur une bonne et généreuse conviction, vous ne sentirez pas le plus petit battement de cœur à cette première rencontre avec la masse, qu'on peut appeler sur toutes les scènes du monde *le lever du rideau*. Eussiez vous caressé quelque désir de fortune ou de gloire, vous sentirez votre personnalité s'évanouir comme un rêve à l'approche de ce combat où la vérité (le véritable enfant des vos entrailles, et non pas l'œuvre de l'artiste, mais celle de Dieu en vous) va lutter contre le préjugé ou l'ignorance. Vous vous sentirez bien fort non pas comme artiste (qu'importe le sort de l'artiste?) mais comme homme, et c'est de cela que vous serez fier, si par malheur, vous vous trouvez ce jour là le seul homme de l'assemblée.

Und endlich: Non, tous les hommes d'aujourd'hui ne sont pas livrés à des pensées de despotisme et de cruauté. Non, la vengeance n'est pas le seul sentiment, le seul devoir de l'homme froissé dans son bonheur domestique et brisé dans les affections de son cœur. Non, la patience, le pardon, et la bonté ne sont pas ridicules aux yeux de tous; et si la femme est encore faible, impressionnable et sujette à faillir, dans le temps où nous vivons, l'homme qui se pose auprès d'elle en protecteur, en ami et en médecin de l'âme n'est ni lâche ni coupable; c'est là l'immoralité que j'ai voulu proclamer *). L'idée n'était pas neuve, la religion du Christ l'avait proclamée avant

*) Man hat ihr nämlich vorgeworfen, das Sujet sei unmoralisch.

moi, et si j'avais présenté le caractère d'un époux vraiment apostolique j'aurais excité bien d'autres murmures. Je ne l'ai pas fait, parce que je ne suis pas catholique, je l'avoue. Si je l'étais, j'aurais le courage nécessaire pour le proclamer, même sur les planches d'un théâtre. Mais si j'ai porté, comme bien d'autres, sur l'avenir des regards plus avides que ne le permet l'Église, je n'ai point abjuré la plus belle partie des vérités évangéliques, celle qui moralise les légitimes affections et combat les instincts farouches.

Das ist ein edler Stolz und eine ehrenwerthe Gesinnung, um so ehrenwerther, wenn man schon durch solche Meisterwerke, wie G. Sand sie lieferte, beweisen, daß man selbst in seinen Verirrungen doch das Wohl der Menschheit unablässig im Auge hat und auf der Höhe des Lebens steht.

(Schluß folgt.)

Histoire d'une pauvre Famille.

Par Mme Mélanie Waldor.

(*Fin.*)

Les Pauvres des Églises.

Je pensai, pendant bien des jours, à la mère Ursule, à tout ce que Saint-Lazare avait renfermé et renfermait encore de coupables et d'innocens, aux souffrances du faible, aux vexations du fort; et je cherchai, mais bien inutilement, quels seraient les moyens d'obvier à toutes les injustices commises au nom de la justice!

Le temps seul peut amener, dit-on, les améliorations, les changemens jugés nécessaires dans l'ordre social; et l'on cite pour exemple la progression d'un siècle sur un autre siècle. Mais plus cette progression est réelle, plus il serait à désirer qu'on l'activât et l'étendit de manière à ce que le bien-être d'une génération ne fût pas presque toujours acheté au prix du malaise de celle qui l'a précédée.

On a beaucoup fait pour les prisons: mais combien ne reste-t-il pas à faire! On a beaucoup fait pour les pauvres: mais combien plus ne reste-t-il pas à faire encore!

On leur dit: Ne mendiez point: mais on ne leur met pas dans la main le morceau de pain qui peut les empêcher de mendier. — Et que veut-on qu'une mère fasse lorsqu'elle entend autour d'elle ses enfans crier: *J'ai faim!* lorsqu'elle les voit défaillir et qu'elle sait que là, à deux pas d'eux, se trouve ou du pain ou de l'argent! Est-il une vertu humaine qui puisse se ployer alors à la stricte observance des lois? est-il un seul des hommes qui ont fait ces lois qui hésitât à les éluder s'il se trouvait face à face avec sa femme, ou son père, ou son enfant mourant de faim.

Et cependant chaque jour voit punir sévèrement ce qu'on appelle le *délit de mendicité*!

Sans doute il est des pauvres de profession, des pauvres plus riches que les passans qui s'arrêtent pour les secourir: mais ceux-là sont faciles à distinguer des autres; et si la loi ne s'appliquait qu'à eux, elle serait juste et ne serait pas barbare. D'où vient qu'au contraire ces *pauvres de profession* semblent échapper aux rigueurs de cette loi? D'où vient qu'on les voit aux portes des églises, marmottant des prières qui s'adressent beaucoup plus aux hommes qu'à Dieu, et que les aveugles se placent encore, comme s'ils y étaient de fondation, les dimanches et les jours de fête, sur la chaise qu'ils traînent dans la rue jusqu'aux portes des églises! N'ont-ils plus leur chapeau ou leur écuelle sur leurs genoux? n'exploitent-ils plus la dévote charité des fidèles?... Si fait vraiment, et l'on entend l'argent tomber et les bénédictions se psalmodier tout aussi souvent et tout aussi librement qu'au temps où la loi n'existait pas. Qu'est-ce donc qu'une loi protégeant les pauvres des églises (pauvres, je le répète, mieux nourris que beaucoup de fidèles qui les prennent en pitié), tandis qu'elle frappe le véritable pauvre, le malheureux

qui s'échappe un instant de son grenier pour prolonger d'un jour sa déplorable existence, ou qui, pour éluder la loi, se place au coin d'une borne et vous tend en silence ou une botte d'allumettes, ou un quarteron d'épingles!

La distinction que l'on établit à présent entre la mendicité et le vol est si légère, qu'il en résulte une innombrable quantité de vols.

Hélas! il faut vivre avant tout! et il est bien facile au riche d'exiger toutes les vertus du pauvre! reste à savoir si, pauvre à son tour, il lui serait facile de les observer.

Élie passa trois semaines à Saint-Lazare; je ne pus obtenir que huit jours de grâce, et pour cela, il fallut faire bien des pas, bien des démarches. On était en carnaval: Élie pensait avec raison qu'elle pourrait vendre des violettes dans une saison où les bals sont aussi brillans que nombreux. Je fis plusieurs tentatives pour lui avoir une permission: je ne pus y parvenir. Bien des mois s'écoulérent à lutter contre les privations de toute espèce... Enfin, l'année dernière, un homme de mérite, M. Roselly de Lorgnes, auteur d'un ouvrage intitulé: *Le Christ devant le siècle*, voulut bien, touché du récit que je lui fis des malheurs d'Élie, agir en sa faveur: il écrivit à M. Gisquet, et obtint presque aussitôt *une permission*, autorisant cette brave femme à vendre des fleurs et des oranges.

Une préfecture ne cause pas plus de joie à celui qui, après de longues sollicitations, parvient à y être installé, que la pauvre Élie n'en éprouva en recevant *sa permission*. Pauvre femme! elle allait pouvoir acheter des fleurs, sans craindre qu'elles ne lui fussent enlevées! elle allait pouvoir les vendre sans craindre d'être traînée en prison!

Ah! que l'on se doute peu, lorsqu'on parcourt les rues de Paris, et que l'on rencontre sur son chemin, assises au pied d'une borne, ces pauvres marchands de fruits et de fleurs qui sollicitent votre attention, que l'on se doute peu de ce qu'elles ont à souffrir de la dureté des sergens de ville, de la sévère investigation des agens de police, dont la plupart exercent sur elles une autorité toute despotique! Pauvres femmes! elles vivent comme l'oiseau sur la branche, n'osant se fier à rien; et, tremblantes d'être passibles d'amendes et de réprimandes: le public leur est moins dur que ceux-là même qui devraient les protéger.

La Marchande de Fleurs de la rue Castiglione.

1835.

Élie a été beaucoup plus heureuse que la plupart de ces pauvres femmes. Sa patience, sa douceur ont aussi contribué à lui assurer un repos acheté par bien des tourmens; les agens de police du quartier Rivoli lui sont doux et bons, et le commissaire de police n'exerce sur elle qu'une autorité pleine de bienveillance.

Le mari de Julie, le grenadier Wolff, a obtenu un congé d'un an: il gagne par son travail de quoi nourrir sa femme et un petit enfant qui est venu remplacer celui que Julie pleurait encore lorsque le hasard me conduisit près de sa mère. Toute cette famille vit ensemble, s'aimant avec cette tendresse et ce dévouement sans arrière-pensée qui console le pauvre de sa misère.

M. Véret n'est plus au Palais-Royal. Les secours accordés si longtemps à Élie lui ont été refusés: elle est timide, elle n'a pas osé insister. J'ai fait plusieurs tentatives près du sous-chef de M. Véret, elles ont été infructueuses; j'en ai conclu que M. Mutrel n'avait plus de crédit, ou qu'il s'était lassé, ce qui arrive souvent, d'obliger longtemps la même personne.

Élie est donc réduite aujourd'hui à soutenir à elle seule son mari et ses deux petits enfans: il faut vendre bien des fleurs pour gagner la nourriture de quatre personnes et pour payer un loyer, quelque peu cher qu'il soit... Cependant Élie ne se plaint pas, sa délicatesse égale sa probité: elle vient me voir souvent: elle y trouve toujours le même bonheur. S'il est un cœur fidèle sur lequel je compte, c'est celui d'Élie; j'ai fait bien peu pour elle: ma fortune ne me permet pas de venir à son secours comme je le voudrais; et de toutes les personnes que

j'ai obligées dans le courant d'une vie déjà longue par ses déceptions et une triste expérience acquise souvent au prix de mon repos, Élie est la seule, je puis le dire hautement, qui n'ait pas donné lieu pour moi à un repentir, la seule dont le cœur ne se soit pas senti trop étroit pour contenir la reconnaissance. Bonne Élie! si elle n'a pas la religion du Christ, elle en a les vertus! C'est elle à présent qui cherche à me consoler lorsqu'elle me voit triste; c'est elle qui passerait ses jours et ses nuits près de moi si j'étais malade; c'est elle qui m'apporte en été, comme en hiver, ses plus belles fleurs!... Quelquefois on les regarde chez moi: on me demande quel est le galant chevalier qui m'offre de si jolis bouquets? et je souris alors à ces fleurs, dont la source est si pure et si douce à ma pensée, et je réponds: C'est un mystère entre *elles* et moi.

Élie me raconte fidèlement ses gains et ses pertes. Mais lorsqu'elle vient me voir, elle a toujours soin, la crainte que je veuille lui payer ses fleurs, de me dire qu'elle a fait une *bonne journée*. Excellente femme: L'estime que j'ai pour elle aide à me consoler de ces mille piqûres d'épingle qui vous font payer cher, dans le monde, la crédulité qu'on y apporte et le désir ardent d'y rencontrer justice et bienveillance... Le monde est une vieille coquette fardée: il faut s'en moquer, si l'on ne veut être joué par lui! il faut se détourner de lui, si l'on ne veut pas que son souffle flétrisse les plus pures pensées, les plus chastes espérances; si l'on ne veut pas que sa robe, faite des lambeaux de tout ce qu'il a profané, salisse vos actions les plus innocentes et vos paroles les moins faites pour être envenimées.

Depuis que je porte en moi cet esprit observateur qui désenchante de tout, parce qu'il montre tout à nu; depuis que j'ai appris à mes dépens à mettre la défiance à la place de la confiance; depuis que je tâche de n'être plus dupe ou d'une fausse vertu, ou d'une fausse amitié, il est bien rare que je revienne d'une de ces réunions qu'on appelle soirée de plaisir, et qui serait plus justement nommée *élégant coup-gorge moral*, car on s'y déchire avec une grâce toute charmante; il est bien rare, dis-je, que je revienne de l'une de ces réunions, sans rapporter au fond de mon âme l'amertume, la tristesse et sans m'écrier:

„O mon Dieu! aie pitié de tes enfans; car eux, ils sont sans pitié les uns pour les autres!“

Avec Élie, je n'ai jamais au cœur ni tristesse, ni amertume: son âme est tout amour, tout vertu: elle ne connait ni la haine, ni l'envie. Elle prie, elle aime, elle souffre et n'accuse personne... Sa vie obscure coule abritée par l'oubli, comme l'est le ruisseau par l'herbe solitaire qui croit sur ses bords.

Cependant, malgré son excessive bonté, Élie a par instinct une grande connaissance du cœur humain: elle a de ces mots naïfs qui frappent, parce qu'ils sont justes et qu'ils font image!

„Je ne peux avouer ma misère à tout le monde, me disait-elle un jour: plus on se découvre et plus on a froid.“

Dans la rue Castiglione, sous les arcades, à gauche en sortant des Tuileries, au n° 7, auprès de la boutique d'un marchand de vin, on peut voir tous les jours, quelque temps qu'il fasse, une marchande de fleurs.... C'est Élie. Elle passe ses longues heurs, souvent bien tristes, à former ses bouquets et à tricoter des bas pour ses petits enfans... La place qu'elle occupe est bien humble... Mais cette place est toute sa fortune!...

Puisse cette histoire, vraie dans ses moindres détails, attirer sur Élie l'attention et l'intérêt de ceux qui la liront! puisse-t-elle lui faire vendre chaque jour quelques fleurs de plus...! Je ne regretterai pas alors de m'être décidée à la rendre publique dans l'espoir d'être utile à cette pauvre famille, et d'avoir ainsi renoncé au bonheur de pouvoir me dire: „Le secret du peu de bien que j'ai pu lui faire, n'appartient qu'à Dieu!“

La Prima Dona.

Par Jules Sandeau.

Dans une des principales hôtelleries de Vérone, on vit un soir un mouvement extraordinaire; des groupes se formaient dans la salle et jusque dans la cour, on parlait avec chaleur; un étranger eût pu croire qu'il s'agissait d'un grand événement politique; car, pour ce peuple restreint à la passion des arts, le début d'un chanteur ou le succès d'un opéra sont d'aussi puissants motifs d'intérêt que chez nous le renvoi d'un ministre ou une déclaration de guerre.

Or il ne s'agissait rien moins à Vérone, ce soir-là, que de la rentrée de la signora Gina, jadis les délices de la ville, mais éloignée du théâtre durant plusieurs années; son nom partait de toutes les bouches, accompagné des épithètes de *diva*, de *benedetta*.

Un grand silence succéda aux transports. Tous les yeux se tournèrent vers un jeune homme qui venait d'entrer sans rien dire à personne, et qui s'était jeté sur une chaise demi-brisée.

Il était beau, mais étrange. Près de lui, sur une table, il avait posé son manteau roulé autour d'une épée, et sa main droite était cachée dans son sein.

— Valterna! lui cria quelqu'un en lui frappant sur l'épaule.

Il ne bougea pas, seulement ses grands yeux noirs se tournèrent lentement vers le cadran de la pendule.

— Il n'est pas encore temps, dit-il.

Et son regard, un instant animé, se voila de nouveau des longs cils de sa paupière.

— Quel est cet homme? demanda un Français arrivé depuis une heure à Vérone.

— C'est Valterna, lui répondit-on.

— Un officier? dit le Français en regardant l'épée et les moustaches du jeune homme.

— Non, reprit-on, un dilettante.

— Un voyageur autour du monde, dit un autre.

— Un furieux, un fou, ajouta un troisième en s'éloignant.

— Peut-être pas si fou qu'on le pense, dit le premier qui avait parlé; mais qui peut savoir la vérité?...

— C'est une histoire singulière et que nul que lui ne peut raconter.

Le Français, frappé profondément de l'aspect de Valterna, céda à un sentiment d'intérêt irrésistible en poursuivant ses questions. Les uns lui dirent que c'était l'amant disgracié de la cantatrice Gina, d'autres que c'était l'amant heureux de la duchesse de R***. — Écoutez, lui dit-on, si vous êtes curieux de le connaître, essayez de le faire parler; peut-être vous montrera-t-il plus de confiance qu'à un ancien ami, peut-être aussi vous tournera-t-il le dos sans vous répondre; car il est bizarre, inégal, inexplicable, mais il n'est pas méchant. Avant sa folie c'était un grand cœur. Allez, parlez-lui de Gina. Si une fois vous le mettez en train de raconter, il vous en dira beaucoup; mais on ne peut que médiocrement se fier à ses récits, car il ne sait pas toujours lui-même ce qu'il doit penser de sa vie.

Le Français s'assit à la même table que Valterna: c'est alors seulement qu'il crut ne pas contempler ses traits pour la première fois. Il se demanda à quelle époque de sa vie le vague souvenir de cet homme devait le reporter, lorsque celui-ci, avec autant d'assurance que s'il l'eût quitté la veille, se jeta dans ses bras en l'appelant son ami, son camarade, son cher Numa. A ce nom, le Français tressaillit; il crut se retrouver enfant au collége de Montpellier, et serra contre sa poitrine un ancien compagnon dont la figure et le nom s'étaient presque effacés de sa mémoire, mais dont le caractère enthousiaste et sombre marquait comme un trait ineffaçable dans la vie de ceux qui l'avaient une fois rencontré.

— Vous me voyez bien changé, dit-il à son ami après ces premières effusions délicieuses pour deux cœurs qui trouvent l'un dans l'autre le témoignage d'un bonheur perdu; le chagrin et la maladie m'ont vieilli plus que les années.

Numa l'interrogea avec cette réserve délicate qui inspire la confiance sans l'exiger.

— Gina! répondit le Véronais; et un sourire infernal sillonna sa bouche flétrie. Gina! c'est toute mon histoire.

— Quelle est donc cette Gina dont le nom trouve ici tant d'échos? dit le Français.

— Vous ne le savez pas? dit Valterna avec amertume, c'est la duchesse de R***.

Numa fit un mouvement de surprise.

— Oui, reprit Valterna, la femme du duc de R***, votre compatriote. N'avez-vous pas entendu dire qu'il s'était marié ici avec une chanteuse?

— Il est vrai; je m'en souviens à présent.

— Gina! pauvre Ginetta! dit le Véronais; on a vanté son bonheur, elle fut seule à ne pas y croire. Certes elle pourrait dire tout ce qu'il y a de maux vivants sous l'éclat des richesses... Elle était si belle autrefois, jeune fille chantant chaque soir sur le théâtre de Vérone, puisant le bonheur et la vie dans les applaudissements d'un public qu'elle enivrait de sa voix magique, et qui l'épuisait à son tour des transports de son enthousiasme; jeune fille si belle à voir et si ravissante à entendre qu'on ne pouvait la voir et l'entendre à la fois! Oh! si vous l'aviez vue paraître, froide d'abord et belle comme une statue antique, absorbant dans son regard toute une foule muette et pâlissante! si vous aviez vu ses narines se gonfler, ses lèvres frémir, son sein s'agiter aux premiers accords! puis comme tout à coup sa voix, sortant à flots harmonieux, coulait douce et sonore, ou éclatait forte et passionnée! Voix du ciel, voix de l'enfer, remuant tous les cœurs, vibrant dans toutes les âmes, les rafraîchissant de suaves mélodies ou les torturant sans pitié d'accents cruels et déchirants! Moi, je l'ai vue, cette femme, comme un lutteur épuisé de sa victoire, s'arrêter, les bras pendants, les yeux éteints, et l'on eût pu entendre son haleine embrasée s'échapper inégale et pressée de sa gorge haletante; et la foule était là sans force, sans voix, osant à peine aspirer l'air... Puis c'était comme un rêve dont on sortait par un coup de tonnerre; il n'y avait qu'un seul cri, qu'un seul enthousiasme, et la jeune fille souriait; ses mains tremblantes se croisaient sur sa poitrine, et des larmes de bonheur brillaient à ses cils abaissés.

Valterna laissa tomber sa tête sur son sein.

— Vous l'aimez! dit le Français en lui pressant la main avec un sentiment d'affection sympathique.

— Oui, elle était ma vie, répondit le jeune homme. La voir et l'entendre, c'était toute ma joie. Avant elle mes jours coulaient tristes et nonchalants, j'existais sans passions, sans tourments, sans désirs: je la vis, je l'entendis, et mes jours se passèrent à désirer le soir, et le soir je sentis à mes larmes que j'étais né pour le bonheur. Les autres l'admiraient, je la bénissais en secret; ils avaient pour elle l'enthousiasme, pour elle mon âme avait un culte; elle n'était que le soir de leurs jours, elle était mes jours tout entiers. Oh! vous ne savez pas ce que c'est que cette existence fade et monotone à laquelle on se laisse aller, vide d'émotions, de sourires et de peines. C'était mon existence à moi, et Gina m'apparut, bienfait et bénédiction! ma vie s'alluma à son regard, et mon âme engourdie se réveilla aux accents enchanteurs de sa voix. Le croirez-vous? Jamais ma main n'avait pressé la sienne, je croyais que mon regard n'avait jamais arrêté le sien; mais elle m'avait donné les émotions qui enivrent et qui tuent; elle devint un besoin pour moi. Il fallut que chaque soir me rendit le bonheur de la veille. C'était comme une religion que je portais dans mon cœur, une religion à laquelle je vouais la vie qu'elle m'avait donnée. Gina m'avait-elle remarqué? Le bruit de mon admiration fanatique était-il parvenu jusqu'à elle? Son âme d'artiste, son âme enthousiaste et neuve avait-elle rêvé quelquefois à celle qui lui devait ses joies et ses délices? Je l'ignorai longtemps: mais, étrange bizarrerie de ma destinée! j'étais heureux, je me disais que l'amour de la gloire remplissait sa vie tout entière et qu'il n'y avait plus en elle de place pour les autres passions. Elle pleurait aux applaudissements d'une foule idolâtre, elle riait à une parole d'amour; je n'avais donc pas de rival à craindre. Après le bonheur de l'aimer, il n'y avait rien de plus enivrant que le bonheur d'être aimée d'elle, je n'y croyais pas, et, persuadé qu'elle dépensait tout son cœur dans ses chants, qu'elle le jetait tout entier sur la scène, je puisais dans l'activité qu'elle avait fait éclore en moi le sentiment

exquis et pur d'une félicité sans mélange. Après vous avoir dit mes premières joies sur la terre, je ne vous parlerai ni du bruit que fit dans Vérone mon amour romanesque pour Gina, ni des étranges commentaires que chacun hasarda sur mon compte. Le vulgaire ne comprendra jamais ce qui tranche hardiment avec le commun de la vie; et, comme pour se venger de ne pouvoir comprendre, il s'en rit comme d'une sottise ou s'en étonne comme d'une folie.

„Cependant deux seigneurs étrangers, voyageant par manie et s'ennuyant partout, arrivèrent à Vérone. Le plus jeune, le comte de C***, fat par principes, sceptique par ton, doutant de tout, excepté de sa beauté et de ses moyens de séduction; le plus vieux, le duc de R***, profondément égoïste, saturé de plaisirs, prêt à tout faire, à tout sacrifier pour colorer un peu la vie pâle et morne qu'il promenait depuis dix ans.

„Il n'était bruit alors que de la prima donna. Ne pouvant la partager, les deux seigneurs la tirèrent au sort. Elle échut au duc de R***. Gina se rit et du duc et du sort. Le duc amusa tout Vérone. Son amour-propre fut cruellement blessé. — Je l'aurai! s'écrie-t-il un matin. Le soir elle était à lui; Gina était duchesse.

„Ne me demandez pas les raisons qui la déterminèrent à échanger son bonheur contre un titre et de l'opulence: je les ai toujours ignorées. Pensa-t-elle s'élever plus haut dans l'opinion en joignant un faux échat à tant d'éclat solide et réel dont l'entourait son talent? Eut-elle la faiblesse de se croire au-dessous de ces femmes qui l'applaudissaient tout haut et qui l'enviaient en secret? Hélas! elle était plus qu'elles toutes; elle préféra devenir la dernière d'entre elles.

„Vérone perdit ses soirées de délices. Une fièvre brûlante s'empara de moi, et je n'échappai à la tombe que pour me sentir agité de tous les tourments de l'enfer. Le barbare! il avait désenchanté ma vie; et cette femme que j'idolâtrais, cette femme que j'avais respectée jusque dans mes rêves les plus doux, elle était à lui, il l'avait à lui seul; je voulus mourir.

„Je n'eus pas même la consolation de la savoir heureuse pour adoucir la douleur qui consumait mes jours. Pauvre Gina! la plante qui croît sur la montagne périt à l'ombre des vallons. Son mariage fut splendide et triste. On enviait le bonheur de Gina; elle s'y laissa traîner en tremblant. Dès le premier jour elle se sentit à l'étroit dans cette destinée nouvelle. Adieu cette vie d'artiste si pleine et si brûlante; adieu les agitations du théâtre, les enivrements de la gloire! Vint le positif de la vie, froid et sec comme le cœur du riche; celui de Gina s'y brisa. Pauvre femme! le luxe et l'opulence ne lui allaient pas; il fallait à ses larges poumons un air et plus âpre et plus libre. Ses joues se cavèrent, et ses grands yeux bleus se marbrèrent de noir. Triste sans chagrin, on la vit d'abord joyeuse sans gaieté. Si le soir, dans ses salons brillants qui réunissaient toute la noblesse de Vérone, elle s'abandonnait à la verve de son talent, si elle retrouvait ses brûlantes inspirations, vous eussiez vu ses joues se colorer, ses yeux s'animer, quelque chose d'inspiré briller dans ses regards. Qu'elle était belle encore! On l'entourait alors, on la complimentait, mais son regard s'éteignait tout à coup, et sa tête s'affaissait tristement sur son sein. Ce n'étaient plus cette extase immobile, ce silence contemplatif, ces trépignements frénétiques; ce n'étaient plus ces femmes brûlant de sa passion et pleurant de ses larmes, ces mouchoirs qui s'agitaient, ce lustre étincelant sous la voûte retentissante, cette pluie de fleurs qui tombait à ses pieds; ce n'étaient plus ces cris qui la rappelaient sur la scène: dans ses salons tout était froid et morne.

(Suite.)

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 46.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par **O. L. B. WOLFF**, PROF. ET DR., et **C. SCHÜTZ**, DR.

George Sand's Trauerspiel.

(Schluß.)

Gehn wir nun zu dem Stücke selbst über. Die Scene ist in Florenz. In dem dazu gehörigen Vorspiel, das in einer Kirche stattfindet, sehen wir Cosima, die Gattin des Petruccio Alvise, eines florentinischen Kaufmannes und Bürgers betend knieen, in einiger Entfernung steht ihr Freund und Hausgenosse Neri; sie bittet diesen ihren Oheim den Kanonikus zu rufen. Während Neri sich entfernt, tritt Ordonio Elisei, ein reicher Venetianer, mit seinem als Dame verkleideten Pagen ein, dem er Verhaltungsmaßregeln gibt. Dann verbirgt er sich und belauscht Cosima's Gespräch mit ihrem Oheim, in welchem diese ihm erzählt, wie Ordonio ihr nachstelle und seine Gegenwart ein unerklärliches Gefühl in ihr erwecke. Der Kanonikus beruhigt sie und geht Neri zu rufen, der sich entfernt hat. Diesem sendet aber Ordonio seinen verkleideten Pagen entgegen, der ihn irre führt und benutzt die Zeit, um Cosima seine Liebe auf das heftigste zu erklären. Neri kehrt nun wieder zurück und führt Cosima, die sich ungeduldig stellt und behauptet allein auf ihr gewartet zu haben, fort. Ordonio befiehlt nun seinem Pagen, da er selbst nach Venedig muß, während seiner Abwesenheit seine Rolle zu spielen und in bescheidener Entfernung sich jeden Abend in dessen Kleidern ihr zu zeigen, am Tage aber als wirklicher Page allen Leuten zu erklären, sein Herr sei wie wahnsinnig aus Liebe und lasse Niemanden zu sich. Damit endet das Vorspiel.

Der erste Aufzug spielt in Cosima's Hause. Pascalina die Dienerin erzählt ihrer Frau, daß Ordonio jeden Abend um das Haus schleiche und sich wie närrisch geberde, auch von den Nachbaren dafür gehalten werde, Cosima allein bleibend, macht die Bemerkung, daß er an diesem Abende nicht erschienen sei und versinkt darüber in Nachsinnen, aus welchem sie Neri stört, der sie auch heftig, aber mit großer Ehrfurcht liebt. Cosima bricht in Klagen aus, daß die Langeweile sie verzehre und es ihr an allen Interessen fehle, da sie Nichts thun könne als Seide spinnen. Sie leert das Körbchen mit den Seidenknäueln heftig vor Neri und es fällt ein versiegeltes Briefchen heraus, von dem sie nichts weiß. Neri will es ungelesen verbrennen, aber sie nimmt es ihm weg, um sich damit die Langeweile zu vertreiben. Dabei ist wieder nur von der Ehre ihres Mannes die Rede und das nimmt Cosima stets übel, denn es kränkt sie, daß nicht sie, sondern nur die Ehre ihres Gatten in Betracht komme. Dieser naht jetzt mit einigen Freunden, die er zum Abendessen eingeladen; sie setzen sich und essen und trinken, Cosima bleibt aber trüb und verstört. Da kommt plötzlich der Bargello und arretirt Petruccio, weil er verdächtig ist, Ordonio, dessen Leichnam man mit abgeschnittenem Kopfe im Arno gefunden, ermordet zu haben. Alvise folgt ruhig dem Diener der Justiz, die Anderen sind aber in großer Bestürzung, da jedenfalls die Folter seiner harrt; Neri stürzt ab, um sich als Thäter anzugeben und dadurch seinen Freund und Wohlthäter vor den Marterqualen zu schützen.

Im zweiten Act gesteht sich Cosima, welche Ordonio wirklich todt glaubt und seinen letzten Brief, den sie aufbewahrt hat, hervorzieht, daß sie ihn geliebt habe. Plötzlich erscheint er vor ihr, wirft sich auf die Kniee und dankt ihr für ihre Liebe. Dann erzählt er ihr, daß sein Page es gewesen sei, den in seinen Kleidern Banditen ermordet und daß er von Venedig herbeigeeilt, um ihren Gatten zu retten. Nach einem kurzen leidenschaftlichen Gespräch, in welchem sie ihm erklärt, sie wolle ihn wie einen Bruder lieben, wenn er die Ruhe und Ehre ihres Hauses fortan respectire, geht sie ab und Ordonio macht nun folgende ihn in seiner ganzen Schlechtigkeit charakterisirende Bemerkung: Elle a peur. La peur est la vertu des femmes de cette classe. Et Dieu sait pourtant si leurs maris sont clairvoyants! Ce pauvre Alvise a cru à ma justification avec une ingénuité! et moi, j'ai menti avec une assurance! Allons, l'amour justifie tout. — Kaum ist er nun fort, so eilt Cosima an das Fenster, sieht ihm nach, sich hinter dem Vorhange verbergend und bricht in die Worte aus: Non, ce n'est pas un fantôme! c'est lui, c'est bien lui!... Mon Dieu! pardonnez moi d'avoir blasphêmé. Dann kommt der Kanonikus und erzählt ihr, was sie bereits weiß, sie thut aber als höre sie es zum ersten Mal. Petruccio kehrt nun zu den Seinen zurück und stellt ihr Ordonio als seinen Retter vor. Dieser thut, als wolle er an demselben Abend schon wieder nach Venedig und sie muß ihn nach ihres Gatten Wunsch selbst bitten zu bleiben, behandelt ihn aber nachher mit Strenge. Folgender Monolog Ordonio's schließt den Act: La vertu a donc son effronterie comme le vice! Quoi cette femme que j'ai quittée avouant son amour au confessional et que je retrouve ici, tout à l'heure, arrosant ma dernière lettre de ses pleurs, ose à l'instant même reprendre l'audace de son rôle et me traiter en esclave! Vous jouez trop gros jeu, madame et vous perdrez la partie. Un peu de faiblesse, un peu de crainte vous eût sauvée peut-être! Mais vous me mettez au défi, et comme une femme que vous êtes, vous succomberez grâce à votre orgueil et au mien.

Der dritte Act spielt auf Petruccio's Landgut. Alvise ist in nothwendigen Geschäften verreist; Cosima den Qualen und Kämpfen der Liebe anheim gefallen, ohne sich jedoch dem Verführer ergeben zu haben. Er kommt allnächtlich heimlich zu ihr. Auch jetzt erscheint er; sie gesteht ihm, wie sehr sie ihn liebe, er zieht sie leidenschaftlich in seine Arme, sie sträubt sich nur schwach. Da unterbricht sie Neri, der ihr einen Brief ihres Gatten bringt, in welchem dieser ihr seine baldige Rückkehr meldet. In einer darauf folgenden Scene gesteht sie ihrem Oheim ihre Liebe und ihre Kämpfe, er verspricht ihr Beistand zu leisten. Es kommen nun die Freunde zum Besuch; Ordonio quält sie mit Bitterkeiten, endlich gehn Alle ab. Gleich nachher kehrt Alvise heimlich von seiner Reise zurück und will seine Gattin überraschen, muß aber Zeuge einer Zusammenkunft Cosima's und Ordonio's sein (in welcher diese sich eifersüchtig zeigt) ohne recht verstehen zu können, was sie miteinander sprechen, und fühlt sich darüber äußerst unglücklich.

Der vierte Act spielt in Ordonio's Wohnung. Dieser ist der Günstling des Herzogs von Florenz geworden und veranstaltet in seinem Hause Zusammenkünfte seines Gönners mit der Geliebten desselben. Auch jetzt hat er wieder Befehl es zu thun und will eben der Dame schreiben, da wird diese gemeldet und auf verborgenen Wegen zu ihm gelassen. Sie (die Gräfin Uberti) ist es aber nicht, sondern Cosima, die ihn in 8 Tagen nicht gesehn und deren Eifersucht sie zu diesem Schritt getrieben. Es folgt eine heftige Scene, in der sich Ordonio's Egoismus ohne Schleier zeigt, er will sich gewaltsam ihrer bemächtigen, da hören sie Petruccio's Stimme, der durchaus verlangt, eingelassen zu werden. Sie entfernt sich durch die verborgene Thür, Alvise tritt nun ein, sagt ihm, was er wisse, erklärt ihm, daß er seine Gattin für unbefleckt halte und fordert ihn. Sie gehn deßhalb ab, da kommt Cosima hervorgestürzt und beschwört den auf einen Augenblick zurückkehrenden Ordonio sich nicht mit Alvise zu schlagen. Als er es weigert, will sie ihren Gatten rufen und wird ohnmächtig darüber. Ordonio, von Alvise gedrängt, läßt sie bewußtlos allein. Als sie wieder zu sich kommt, sucht sie vergebens den Ausweg, da tritt durch eine Seitenthür der Herzog ein und findet sie statt seiner Geliebten; sie erkennt ihn, gesteht ihm Alles ein und er verspricht ihr den Zweikampf zu verhindern und nimmt sie verschleiert mit sich fort.

Im fünften Act sehn wir Cosima wieder in ihrer Wohnung. Alvise und der Kanonikus spielen Schach mit einander. Petruccio will fort, Cosima will es nicht dulden und gesteht, daß sie Alles wisse, ja, daß sie selbst in jenen Augenblicken bei Ordonio gewesen. Alvise außer sich, sendet sie auf ihr Zimmer, da erscheint der Herzog und verbietet ihm das Haus zu verlassen, läßt ihn in ein anderes Zimmer gehn, verspricht ihm seine Ehre zu retten und verbirgt sich selbst. Ordonio steigt durch das Fenster in das Zimmer; Cosima kommt; Ordonio verlangt, sie solle mit ihm fliehen, dann wolle er sich nicht mit Alvise schlagen. Nach heftigem Kampfe ist sie dazu bereit, eilt in den Vorgrund und nimmt heimlich Gift. Da erscheinen die Uebrigen, Ordonio wird verbannt, Cosima's Unschuld anerkannt, aber das Gift verfehlt seine Wirkung nicht, sie sinkt um und stirbt. Der Vorhang fällt bei den Worten Neris: Et moi je

vais la venger. — Die Ursache des Mißlingens der Aufführung nun scheint mir in zwei Punkten zu liegen, von denen der eine sich schon aus dem hier mitgetheilten Auszuge ergibt. Zuerst: es fehlt diesem Drama das höhere moralische Interesse, denn ein solches kann eine gewöhnliche Verführungsgeschichte nicht darbieten und weiter ist doch das Ganze nichts. Der Character, für den man sich lebhaft interessiren müßte, Cosima nämlich ist zu alltäglich gezeichnet und offenbart nichts als eine dem Himmel unter Kämpfen abgerungene Tugend, die jedoch bei jeder Gelegenheit von Neuem Gefahr läuft und bei der nächsten guten gewiß in das Verderben geräth. Alle übrigen Personen sind ebenfalls schwach oder wie Ordonio gemein schlecht und nirgends daher eine starke Gesinnung vorhanden, die, wie es das Drama nothwendig haben muß, moralisch als Sieger aus dem Kampfe der Leidenschaften hervorgeht, in welchem sie physisch unterliegt und deren Erscheinen „den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt." Neben dem höheren Moralischen fehlt nun auch noch, — und das ist der zweite Punkt — das ästhetische Interesse. Zu einfach und schmucklos für die Forderungen der Bühne, obgleich hinsichtlich der Oekonomie und der Situationen gut durchgeführt, ist dieses Drama in allen Theilen nur eine in Dialoge gebrachte Novelle, und eine solche kann bei der nothwendigen Einfachheit, die sie haben muß, nur durch den großartigsten Stoff und demselben entspringende analoge Gedanken sich einer vollkommenen und vortheilhaften Wirkung erfreuen. Bedenkt man nun, daß Cosima auf dem Théâtre français, das an den höchsten und glänzendsten poetischen und rhetorischen Schmuck seit Jahrhunderten gewohnt ist, aufgeführt wurde, so wird das Mißlingen leicht erklärlich; daß es zum vollständigen Fiasco wurde, daran mag zum Theil der Umstand, daß alle Charactere schon aus den früheren Schriften der Dichterin allgemein bekannt waren, zum Theil aber auch wirkliches Uebelwollen irgend einer Partei, das in Paris nichts Seltenes ist, Schuld sein.

Jedenfalls aber ist die Gesinnung, aus der das Ganze hervorging, so wie das Werk selbst blos als poetische Leistung betrachtet, ehrenvoll anzuerkennen.

G. Sand mag wohl selbst die zu einfache Durchführung gefühlt haben; sie arbeitete daher den fünften Act noch einmal und gab der Katastrophe weit mehr Leben und Kraft. — Diese Umarbeitung theilen wir hier dem Leser mit.

Cosima.

Par G. Sand.

ACTE CINQUIÈME.

L'intérieur d'un kiosque très riche situé au fond des jardins du palais ducal. — De grandes croisées et une porte vitrée s'ouvrent de plain pied sur les jardins. — Dans l'éloignement, on aperçoit le palais ducal illuminé. — Une petite porte à droite, une autre à gauche.

Scène première.

LE DUC, JACOPO.

LE DUC, *seul, agite une sonette d'or placée sur la table. Entre Jacopo.*

Mes ordres ont-ils été exécutés?

JACOPO.

Oui, monseigneur; l'homme que Votre Altesse m'a commandé de faire arrêter est ici.

LE DUC.

Comment vous êtes-vous emparé de lui?

JACOPO.

Au sortir de ses ateliers, à la nuit close, dans une rue déserte; personne n'a pu s'en apercevoir. on l'a amené ici couvert d'un capuchon.

LE DUC.

Tenez-le dans le pavillon voisin; traitez-le avec respect, mais ne le laissez pas sortir, quelques raisons qu'il donne, quelque prière qu'il vous adresse.

JACOPO.

Votre Altesse sera obéie.

LE DUC.

Avez-vous porté les lettres que je vous avais remises?

JACOPO.

Oui, monseigneur. Au coup de minuit, les personnes à qui elles sont adressées se trouveront ici.

LE DUC.

Vous les tiendrez enfermées dans le pavillon avec messire Alvise, jusqu'à ce que je les fasse appeler.

JACOPO.

Oui, monseigneur.

LE DUC.

Quelle heure est-il?

JACOPO, *regardant l'heure à une pendule placée sur un socle.*

A peine onze heures.

LE DUC.

C'est bien, allez au palais, vous trouverez dans la grande salle de danse le seigneur Ordonio Élisei. Vous lui direz que je l'attends ici; ensuite, vous irez chercher la dame dont je vous ai parlé, avec les précautions que je vous ai recommandées.

JACOPO.

Oui, monseigneur.

(*Il sort.*)

LE DUC, *seul.*

Non! je ne pouvais pas m'en rapporter aveuglément à la parole d'une femme que le dépit et la jalousie égarent peut-être! je devais me préserver aussi de la fascination que sa jeunesse et sa beauté exerçaient déjà sur moi. Insensés que nous sommes! à quoi tiennent nos serments et nos résolutions? Si la comtesse lisait dans mes pensées en cet instant... allons! il s'agit de faire le souverain et de tenter une épreuve... (*Souriant.*) dans laquelle le cœur du jeune homme n'est pas non plus tout à fait désintéressé... Quelle folie est la mienne! (*Il redevient sérieux.*) Je travaille à rendre cette jeune femme à son mari, à ses devoirs, et malgré moi... je souffre en songeant qu'elle a menti peut-être, et qu'Ordonio ne s'est pas vanté en vain d'être son amant! Lequel des deux me trompe?... Il lui a écrit ce soir, j'en suis certain, et il a reçu d'elle la promesse de venir au rendez-vous qu'il lui demandait. Y vient-elle de gré ou de force? Ordonio, un lâche, un fat, un calomniateur?... Ah! les princes sont bien malheureux! On porte devant eux le masque du caractère qu'ils aiment, et quand ils ont le dos tourné on le jette... Ordonio! il m'en coûtera de ne plus croire en toi... et pourtant je tremble que tu ne m'aies dit la vérité!... Allons! l'honneur avant tout!...

Scene II.

ORDONIO, LE DUC.

ORDONIO.

Me voici aux ordres de Votre Altesse.

LE DUC.

Vous m'avez dit tout à l'heure, dans la salle de bal, lorsque je vous demandais où en étaient vos amours avec la femme d'Alvise Pétruccio, que vous aviez cette nuit un rendez-vous avec elle.

ORDONIO, *d'un air dégagé.*

Cela est vrai, monseigneur (*prenant un billet dans la poche de son pourpoint.*) Ce simple billet en fait foi!

LE DUC, *lisant.*

„J'irai.“ Le style est laconique!

ORDONIO.

C'est une réponse aussi brève et aussi claire que la demande.

LE DUC.

Et la demande... devait sans doute être bien éloquente pour amener ce résultat. Pourriez-vous me redire ce qu'elle contenait?

ORDONIO.

Ah! monseigneur, je n'en ai pas gardé copie, mais je puis aisément me la rappeler, car elle ne renfermait que ces deux mots: „*A minuit ou jamais.*“

LE DUC.

Et à quoi faisait allusion ce *jamais?* Cela ressemble à une menace.

ORDONIO.

C'est celle qu'on fait toujours en pareil cas! C'était lui dire que j'allais me donner la mort si elle ne répondait à ma flamme.

LE DUC.

C'est une menace fort peu effrayante, car on ne la réalise guère. Pour une personne aussi parfaite que vous me l'avez dépeinte, votre belle Cosima fait peu d'honneur à son jugement, de se laisser prendre à une telle moquerie. Vous m'aviez dit qu'elle avait de l'esprit?

ORDONIO.

Ah! monseigneur, elle est belle comme un ange! (*A part.*) Qu'a-t-il donc ce soir? Il a la parole brève.

LE DUC, *à part.*

Aurait-il tant d'assurance si elle était restée pure?

ORDONIO.

Votre Altesse paraît soucieuse et préoccupée; qu'imaginerai-je pour la distraire?

LE DUC.

Rien, Ordonio; je suis seulement un peu embarrassé pour vous dire ce qui m'arrive.

ORDONIO.

Le comte des Uberti aurait-il découvert que sa femme et Votre Altesse venaient un peu trop souvent chez moi? Fi le jaloux! Mais Votre Altesse ne peut pas le faire taire, et cela me regarde. Je vais lui chercher querelle, et en débarrasser le plus tôt possible sa femme et Votre Altesse. Justement j'ai une affaire d'honneur cette nuit. Allons, j'en aurai deux!

LE DUC.

Ah! vous avez un duel cette nuit?

ORDONIO, *d'un ton leste.*

Non pas moi, mais un mien ami à qui je sers de second.

LE DUC.

Prenez garde, Ordonio; les lois sont sévères à cet égard.

ORDONIO.

Plus sévères que Votre Altesse!

LE DUC, *à part.*

Son insolence me déplaît! (*Haut.*) Écoutez, Ordonio. Il ne s'agit point de duel avec le comte. Il s'agit de le tromper encore cette nuit, car j'ai un rendez-vous avec la comtesse, à la même heure que vous, et il faut que ce soit chez vous.

ORDONIO, *à part.*

Odieuse fantaisie! (*Haut.*) Il faudra donc que je renonce à mon bonheur, car j'ai donné rendez-vous à ma belle chez moi, et, si je ne m'y trouve pas à l'heure dite, il est à craindre que le confesseur ne l'emporte sur l'amant avant la fin de la semaine. Cependant, je suis toujours l'humble sujet de votre Altesse.

LE DUC.

Oh! Dieu me garde de vous demander un pareil sacrifice... Non! j'ai tout arrangé. J'ai envoyé mon fidèle Jacopo comme si c'était de votre part chercher à son logis votre belle Cosima; et il va l'amener ici bien voilée, bien furtive... bien tremblante. Toutes les mesures sont prises pour qu'on ne doute pas qu'elle vient vous trouver dans mon propre palais. Allons! vous ne m'en voulez pas d'avoir dérangé un peu vos projets? Le comte est si bourgeoisement jaloux de sa femme, que je n'aurais pas été en sûreté ici avec elle. Et messire Alvise, est-il jaloux?

ORDONIO.

Oh! de ce côté-là, je ne risque rien. Cet homme est si aristocratiquement tranquille, qu'en aucun lieu du monde...

(*Il avance l'aiguille de la pendule placée sur le socle.*)

LE DUC, *qui l'observe.*

Que faites-vous là?

ORDONIO.

J'avance l'aiguille de cette pendule. Forcé d'être assistant dans un duel vers le milieu de la nuit, je ne veux pas qu'on me retienne ici plus qu'il ne faut.

LE DUC.

Vous songez à tout! — Allons! accompagnez-moi jusqu'à la partie des jardins. — (*Lui montrant une porte à droit.*) Vous savez qu'il y a ici un boudoir assez joli?

(*Ordonio s'incline en souriant. Ils sortent en fermant la porte en dehors.*)

Scène III.

COSIMA, JACOPO.

Cosima au domestique qui vient de l'introduire par la porte de gauche. Elle est fort pâle. Son voile est jeté en désordre sur ses épaules. Son regard est tantôt fixe, tantôt effaré. Sa voix est changée.

COSIMA.

Où me conduisez-vous? ce n'est point là la maison de votre maître. Ce n'est point ici que je suis venue dans la journée.

JACOPO.

Votre seigneurie est dans une maison voisine du palais ducal, et appartenant aussi bien que l'autre au seigneur Ordonio. Votre seigneurie m'a déjà fait l'honneur de m'interroger en chemin, et j'ai eu l'honneur de lui faire la même réponse.

COSIMA.

Ah! je ne m'en souvenais pas. (*Avec un frisson.*) Mais cette maison-ci est-elle sûre?...

JACOPO.

Encore plus que l'autre, madame.

COSIMA, *lui donnant de l'argent.*

Vous ne direz jamais rien contre moi, n'est-ce pas? Quand même je mourrais bientôt, vous ne vous croiriez pas délié de votre silence? Songez qu'il y a un Dieu!

JACOPO.

Soyez sans crainte, madame.

(*Il salue et se retire par où il est venu.*)

COSIMA, *fait involontairement un pas pour sortir avec lui, puis elle s'arrête et l'écoute fermer la porte en dehors.*

Il le faut! — Plus d'espoir! — O mon Dieu! vous m'avez abandonnée! Vous m'avez placée entre deux crimes, le suicide ou la corruption! Vous n'avez pas voulu me laisser un seul appui. Mon oncle! Néri!... où sont-ils? Je n'ai pu les joindre de la soirée. Avec quelle horrible rapidité ces heures se sont écoulées! Toutes mes espérances ont été anéanties, tous mes efforts inutiles, et mon implacable destin s'accomplit! — Et ce duc qui devait me sauver et qui aussitôt m'a oubliée! Aucun secours, aucune pitié! nulle part un ami! Mon Dieu!... (*Elle s'approche d'une fenêtre et soulève le rideau. On entend le son des instruments dans le lointain.*) Le palais est bien près d'ici, en effet. — Des illuminations! de la musique.. une fête!.. Ah! je comprends maintenant que le prince ne pouvait ni se rappeler les dangers d'une pauvre femme, ni laisser monter jusqu'à lui le cri de sa douleur! — Ne pourrais-je pas faire une dernière tentative, courir à travers ce jardin, pénétrer dans ce bal, me jeter aux pieds du souverain, le sommer de tenir sa parole en face de toute sa cour? Ah! dans leurs idées, un duel est une chose sacrée, et nul ne voudra l'empêcher!... le duc seul l'aurait pu, et il ne l'a pas voulu, lui qui me faisait de si belles promesses! Il y pensera demain quand Ordonio ira se vanter à lui de ma défaite, ou quand on ramassera le corps ensanglanté d'Alvise dans quelque fossé de la ville. — Deux fois déjà ce soir je me suis présentée aux portes de ce palais; j'en ai été repoussée comme on repousse un mendiant! J'ai écrit trois lettres au duc, que seront-elles devenues? Elles font peut-être en cet instant la risée de quelque page! — Et Alvise! Alvise, où est-il à cette heure?... Ah! ce que m'a écrit Ordonio est bien vrai: c'est bien cette nuit qu'ils vont se battre si je ne me dévoue à l'opprobre pour le sauver. Pourquoi n'est-il pas rentré après son travail comme les autres soirs? Il n'a pas voulu me voir; il a voulu mourir sans me dire un mot, sans me pardonner, sans m'entendre!... Oh! le quitter ainsi, le quitter pour toujours!... J'irai à ce palais, j'irai!...

(*Elle reste anéantie. La musique se fait entendre de nouveau dans l'éloignement.*)

Ah! déjà! voici l'heure fatale! plus d'espoir! ... Et si Ordonio ne venait pas! s'il m'avait trompée!... s'il m'avait attirée dans un piége pour m'empêcher de troubler leur vengeance!... Et s'il revenait vers moi couvert de son sang!... (*La musique se fait entendre de nouveau dans l'éloignement.*) Le bruit de cette fête est le glas de mon agonie. Ah! princes, on dit que vos réjouissances coûtent cher au peuple; en voici une qui me coûte bien plus que la vie! — Ordonio ne vient pas! — Chaque minute est un siècle... Et si j'allais mourir auparavant!

(*Elle tombe sur ses genoux.*)

(*Fin*)

La Prima Dona.

Par Jules Sandeau.

(*Suite.*)

En vain chercha-t-elle à vaincre cette rêverie amère qui la consumait; en vain essaya-t-elle des chants vifs et joyeux: si elle venait à laisser courir ses doigts sur le piano, si elle forçait sa voix à des mesures vives et pressées, bientôt, seule au milieu de la foule étonnée, elle revenait aux noires pensées qui l'assiégaient sans cesse; ses

doigts erraient lentement sur les touches plaintives, sa voix s'affaiblissait, des phrases d'une harmonie poignante sortaient sourdement de sa poitrine, et les chants commencés dans la joie allaient mourir dans la douleur.

„Bientôt son état empira. En vain son mari l'entourait de tout le bien-être de la vie extérieure, la berçait de toutes les molles aisances que peut donner la fortune: chaque jour emportait un débris de sa beauté; depuis longtemps c'en était fait de son bonheur.

Valterna s'interrompit, passa à plusieurs reprises sa main sur son front découvert, regarda la pendule, et continua après quelques instants de silence. Sa voix était altérée; quelques éclairs de joie traversaient parfois son visage, son cœur semblait bondir d'impatience.

„Je voyageai, dans l'espoir de me distraire: je revins plus malheureux que jamais. L'image de Gina m'avait suivi partout comme un génie de malheur attaché à mes pas, comme un remords cramponné à mon cœur; partout je l'avais retrouvée, partout j'avais entendu sa voix dans le bruit des vents, dans le murmure des vagues, dans le silence du désert. Gina! le soleil des sables brûlants m'avait consumé de tous ses feux, j'avais gravi tout sanglant les rochers, j'avais dormi sur la neige des monts, et je n'avais jamais été torturé que de son souvenir. Mon âme s'ulcéra, mon caractère s'aigrit; je revins à Vérone, mort aux émotions douces. Je ne sentis que colère et fureur au théâtre, à cette place solitaire où j'avais goûté la vie; dans ces lieux où elle m'avait versé des torrents de délices, je n'éprouvais que rage et jalousie.

„La tête de l'infortunée Gina s'était égarée. Malheureuse, son mari l'avait accusée de folie; folle, il l'accusa d'ingratitude. Il était dans sa nature de s'indigner de tout ce qui froissait son tiède bonheur, de s'irriter des maux d'autrui, non par pitié, mais par égoïsme. Il vint un temps où la pauvre femme se levait toutes les nuits, pâle et silencieuse, s'habillait lentement, bouclait avec soin ses longs cheveux noirs, et, après avoir contemplé avec un sourire mélancolique la glace qui l'avait autrefois réfléchie si fraîche et si belle, elle parcourait les vastes appartements de son palais; et tout à coup elle s'arrêtait, se croyant sur la scène, pensant avoir un public à remuer, des couronnes à recevoir; elle était tour à tour Anna, Juliette, Aménaïde; sa voix s'élevait sous la voûte sonore, les modulations les plus suaves sortaient de ses lèvres, et les phrases harmonieuses coulaient, douces et cadencées, comme l'eau murmurant sur les cailloux polis. On dit que parfois, lorsque ses chants avaient cessé, ses yeux inquiets et hagards semblaient interroger la foule; qu'elle répondait par un long cri au silence de mort qui régnait autour d'elle, et qu'elle tombait alors, froide comme la pierre qu'allait frapper sa tête échevelée.

„On assure qu'à cette époque ma raison se troubla. Il est certain qu'une étrange rêverie s'empara de mon cerveau: je ne sais par quelle fatalité je vins à croire que Gina m'aimait, qu'en des temps plus heureux ma tête avait reposé sur son sein, qu'elle m'appelait encore dans le silence embrasé de ses nuits. Que vous dirai-je? J'étais fou, fou de malheur. Je ne sais ce que je résolus, mais, un soir que le duc de R*** donnait une fête aux seigneurs de Vérone, je me mêlai à la foule élégante qui se pressait dans la cour de son palais, et je glissai inaperçu à travers les colonnes de marbre. Bientôt la fraîcheur parfumée du soir caressa mon visage, et je me trouvai dans les allées ombreuses d'un jardin immense et désert. J'errai longtemps, sombre et soucieux, aux sons de la mandoline, aux refrains de *la Tarentaise*; et lorsque je secouai les idées vagues et pénibles qui m'oppressaient comme un cauchemar, les chants de fête avaient cessé, les flambeaux étaient éteints, et le palais s'élevait devant moi, silencieux comme une tombe. Rafraîchi par la brise, qui m'apportait les parfums des cythises, la tête plus calme et les sens reposés, j'en contemplais la façade d'architecture composite sans chercher à me rendre compte de l'endroit où je me trouvais et des motifs qui m'y avaient conduit, lorsque j'aperçus à travers les larges carreaux l'éclat d'une lumière qui tremblait, blanche et triste, sur des rideaux de velours cramoisi. Une voix s'éleva dans le

silence de la nuit, et l'air vint en frémissant se briser sur les vitres, qui, frappées en même temps des rayons de la lune, brillaient de mille facettes d'argent. Je tressaillis; c'était sa voix céleste! Je sentis mon cœur rajeuni s'épanouir comme en ses beaux jours: c'était Gina! je l'entendais encore! Plusieurs portes de glace roulèrent sur leurs gonds; la voix s'approcha, plus grave et plus sonore; l'herbe fraîche fléchit en criant, un frôlement de robe agita le feuillage, et à travers les citronniers et les myrtes, je vis Gina s'avancer lentement, pâle, les cheveux séparés sur le front en. deux bandeaux noirs et luisants et éclairés par la lune, qui, bizarrement découpée par les nuages, jouait de ses rayons capricieux avec les plis de son vêtement blanc. Son aspect me fascina, et je restai immobile, les mains tendues vers elle.

„Ses bras étaient nus, ses épaules à moitié découvertes, et sa robe fine et légère dessinait la maigreur diaphane de ce corps que depuis si longtemps l'âme fatiguait et brisait sans cesse. Elle alla s'asseoir sur un tertre de gazon humide, et là, appuyée sans art, presque sans grâce, d'une voix triste et plaintive, elle chanta la romance du *Saule*. C'était Desdemona, la Desdemona de Shakspeare, mélancolique comme la nuit, qui semblait gémir avec elle, pressentant sa terrible destinée, la prédisant dans chacun de ses accents, la racontant dans chacun de ses regards. Je l'écoutais dans une muette extase; tout à coup elle poussa un cri délirant, et je frissonnai. Elle avait vu dans l'ombre surgir une figure froidement atroce: elle venait d'apprendre qu'il fallait mourir! Oh! il fallait la voir, naïve comme la peur d'un enfant ou amère comme le mépris, passer de la crainte qui supplie à l'indignation qui foudroie, et se dresser, grande et terrible, dans sa fierté de femme outragée! Et puis, comme une pauvre fille qui a besoin d'amour et de pardon, il fallait la voir arrondir ses bras souples et blancs comme pour enlacer le coup rude et basané du barbare, le menacer, le prier encore, et, glacée de terreur, tomber à ses pieds, palpitante comme la colombe sous la serre cruelle du vautour. Et ses larmes mélodieuses, ses énergiques protestations, ses lamentables cris, si vous les aviez entendus!... Pleure, pleure, pauvre Vénitienne! C'était bien la peine de quitter ta patrie et ton père et ta gloire pour ce monstre altéré de sang! Ton heure est venue; le poignard est bien luisant, la nuit est bien sombre... Pauvre Vénitienne, il faut mourir! — Mourir! Elle fuyait, pâle, les yeux égarés, sublime... et, au moment où l'amour de la vie déployait dans toute sa vigueur la puissante énergie de ses moyens, au moment ou sa voix poignait l'âme de toute l'harmonie déchirante de ses accents, elle s'arrêta, comme frappée d'une commotion électrique, le regard fixe, le cou tendu, immobile et froide comme une statue de marbre. — L'orchestre ne va pas, murmura-t-elle lentement, les lumières pâlissent; tout est muet autour de moi!... Oh! mon Dieu! s'écrie-t-elle avec désespoir, lui aussi! — Et sa main semblait indiquer une place où ses yeux se reposaient tristement. — Lui aussi il se tait! lui dont j'étais la vie! ajouta-t-elle d'une voix mystérieuse... Pourquoi donc?... Je brûlais: je m'élançai vers elle, je voulus l'attirer sur mon sein; mais à peine eus-je touché son vêtement qu'elle frissonna de la tête aux pieds, et ses traits peignirent une souffrance physique qui me glaça d'effroi. — Reste! oh! reste, m'écriai-je, Gina! j'ai tant souffert! Oh! viens!.plus près encore, ma Gina, mon amour! Souffrances, tourments, peines amères, un chant de ta voix a tout emporté!:.. Elle me regarda d'un air étonné; une de ses mains s'appuya sur son cœur, l'autre sur son front, et elle eut l'air de chercher à se ressouvenir. — Oh! je te connais bien! dit-elle... Mon regard était étincelant, ma voix forte et brève; la terre fuyait sous mes pieds. Je voulus saisir Gina dans mes bras; mais elle poussa un cri perçant, et, s'arrachant à mes étreintes, elle glissa comme une ombre à travers le feuillage. Je courus vainement sur ses pas; mais la lune n'éclairait plus, la nuit était noire.

(Fin.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 47.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Cosima.

Par G. Sand.

(*Fin.*)

ACTE CINQUIÈME.

Scène IV.

ORDONIO, COSIMA.

COSIMA, *se relève avec un cri d'horreur.*

Déjà!...

ORDONIO.

Merci de l'accueil, gracieuse dame.

(*Il jette son épée sur une chaise.*)

COSIMA.

D'où venez-vous? Où est Alvise?

ORDONIO.

Alvise m'attend; sans aucun doute il est exact au rendez-vous, et maintenant il s'impatiente. Il ne faudra pas le faire attendre pour rien, madame. Si vous êtes toujours aussi dédaigneuse pour moi, je ne me soucie pas de passer ici pour un sot et là-bas pour un lâche. Décidez lequel de ces deux rôles je dois jouer; mais ne comptez pas que je veuille les jouer tous deux en même temps.

COSIMA, *anéantie.*

Vous me voyez ici, messire!

ORDONIO.

C'est me dire que, pour préserver les jours d'un époux adoré, vous voulez bien écouter, en détournant la tête, les plaintes d'un amant rebuté! C'est grand, c'est romanesque... mais, entre nous, c'est parfaitement ridicule. Quittez cet air contrit, et dépouillez, de grâce, ne fût-ce qu'un instant dans votre vie, cet air de victime qui vous rend si charmante, il est vrai, mais qui ne peut m'en imposer. Voyons! votre coquetterie n'est-elle pas assouvie, Cosima? Ne suis-je pas arrivé à ce que vous vouliez faire de moi, un enfant, un esclave, un homme sans tête et sans cœur? Que vous faut-il encore? Ne suis-je pas ici à vous implorer, tandis que là-bas votre mari me méprise, et que chaque instant perdu à vos pieds me déshonore à ses yeux? — Vous ne m'écoutez seulement pas!

COSIMA, *absorbée.*

Vous ne m'avez jamais aimée!

ORDONIO, *à part.*

Elle a l'air égaré! Est-ce un jeu? Voyons!.. (*Haut.*) Que vous êtes belle ainsi! cette pâleur, ces cheveux épars...

COSIMA, *s'éloignant de lui avec une aversion insurmontable.*

Ne me touchez pas!

ORDONIO, *sèchement.*

Ah çà! vous me fuyez avec une répugnance!... Si c'est une comédie pour me retenir en me flattant d'un vain espoir, et me faire manquer en pure perte à un rendez-vous d'honneur, ne comptez pas que je m'y laisse prendre.

(Il va froidement prendre son épée et feint de vouloir sortir.)

COSIMA, *hors d'elle-même.*

Ne vous contenterez-vous pas de ma soumission? faudra-t-il y ajouter la feinte? Mon Dieu! dois-je avoir le sourire sur les lèvres quand j'ai la mort dans l'âme?

ORDONIO.

Et lorsque je vous fais horreur, n'est-ce pas, Cosima? Oh! non, non! madame! Ce n'est pas ainsi que je l'entendais, car au fond je me croyais aimé.

(Il feint de vouloir sortir encore; elle le retient.)

COSIMA.

Oh! tenez!... vous l'étiez!... vous le savez bien.

ORDONIO.

C'est pour cela que je ne croyais pas mon rôle si odieux que vous voulez le faire en cet instant!

COSIMA.

Je vous aimais d'un amour si pur!... souvenez-vous, ayez pitié!...

ORDONIO.

Et mon amour, à moi, vous déshonore?... Il est vrai qu'en ce moment-ci déjà je suis un homme perdu de réputation... Mais c'est vous qui le voulez!

COSIMA, *se mettant à genoux.*

Ordonio, vous êtes orgueilleux. Vous aimez à commander. Vous pensez que la femme est un être inférieur à l'homme, qu'elle doit lui céder et lui appartenir en dépit de tout. La dignité, la chasteté que j'ai voulu garder vous ont irrité contre moi... Eh bien! voyez! je m'humilie, je me soumets. Je vous fais arbitre de mon sort... Je vous implore à genoux! Tuez-moi! Un esclave fut-il jamais tenu de s'abaisser davantage? Soyez généreux, prenez ma vie, laissez-moi l'honneur!

ORDONIO.

Et mon honneur à moi, madame? Croyez-vous que votre sang laverait la tache que vous allez y faire? Vous craignez vos remords. Vous trouvez fort naturel que pour vous je m'expose au mépris des hommes! Oh! non pas! non pas! il n'en sera pas ainsi.

COSIMA, *s'attachant à ses genoux.*

Rien ne peut te fléchir? Au nom de ta mère, au nom de tes sœurs! au nom de celle qui sera ta femme un jour! au nom de notre amour qui peut renaître purifié par l'honneur!...

ORDONIO.

Notre amour s'est changé en haine, madame. C'en est assez! Oh! je vois bien que votre but est de gagner du temps. Sachez bien que vous ne m'avez pas joué! L'heure n'est pas passée, j'ai encore le temps de conserver l'estime des hommes et de braver l'astuce des femmes! Vous ne pouvez vous résoudre à être sincère? Vous ne me connaissez pas! *(Elle s'attache à lui.)* Arrière!... Votre mari attend!

COSIMA, *montrant la pendule qui marque une heure du matin.*

Il ne vous attend plus! Il est trop tard!

ORDONIO.

Vous vous trompez, madame! Écoutez! Cette pendule avance d'une heure.

(L'horloge du palais ducal sonne minuit dans le lointain.)

COSIMA, *s'élançant vers Ordonio avec désespoir et le retenant.*

Eh bien!...

(Ordonio l'entraîne d'un pas vers le boudoir. Aussitôt paraissent le duc, Alvise, Néri, le chanoine, le barigel.)

Scène dernière.

ORDONIO, COSIMA, LE DUC, ALVISE, NÉRI, LE CHANOINE, LE BARIGEL.

Au moment où Ordonio va franchir la porte de droite qui conduit au boudoir, le duc en sort ayant Alvise à sa gauche et Néri à sa droite. Derrière eux viennent le chanoine et le barigel. Ordonio abandonne Cosima.

ALVISE, *s'élançant vers Ordonio l'épée à la main.*

Infâme! c'est ta dernière heure qui sonne!

(Ordonio veut se défendre. A l'instant même, Néri et les autres personnages se jettent entre eux. Le duc abaisse la pointe de l'épée

d'Alvise avec la sienne. Cosima se précipite au cou de son mari.)

LE DUC.

Vous êtes bien hardis, messieurs, de tirer l'épée en ma présence! Est-ce ainsi, messire Alvise, que vous reconnaissez ma protection et que vous respectez mon droit de grâce. Vous vouliez une satisfaction? Je vous l'ai donnée terrible pour votre adversaire, car il vient de se déshonorer sous vos yeux; et quelque mensonge qu'il ait à son service pour l'avenir, nous sommes ici quelques témoins honorables qui sauront proclamer la vérité si l'on nous y contraint! Tenez-vous donc tranquille! Il voulait vous ôter l'honneur... Laissez-lui la vie...

ORDONIO, *pâle de fureur.*

Monseigneur, si votre rang ne vous mettait à l'abri de tout; si, oubliant que vous êtes prince, vous vouliez vous rappeler que vous êtes chevalier, je vous demanderais raison de cette trahison.

LE DUC.

Messire Ordonio, si votre qualité d'étranger ne vous mettait à l'abri de ma justice, je pourrais me souvenir que je suis chevalier et vous châtier comme vous le méritez. Mais la foi des traités me force à vous épargner. Vous sortirez de mes États, sous bonne escorte, à l'instant même!

ORDONIO.

Et quel est mon crime? Ai-je fait violence à cette femme?

LE DUC.

Vous l'avez violée dans sa conscience, et c'est la pire violence qui se puisse commettre! *(A Cosima.)* Madame, pardonnez-moi les angoisses que je vous ai causées, et l'oubli où j'ai paru vous laisser. Je n'ai pas cessé un instant de veiller sur vous, mais je devais m'assurer de la vérité, et l'équité a passé avant la courtoisie.

COSIMA.

Oh! monseigneur! votre protection a été ingénieuse et je vous en remercie... Mais ce que le sort avait décidé... est accompli... et il est trop tard pour le réparer... Oh! Alvise...

LE CHANOINE.

Ma fille, tout est réparé; que tout soit effacé. Alvise a le cœur assez grand pour que la tendresse y efface la souffrance. *(S'interrompant.)* Ah! voyez comme elle pâlit! Ses lèvres sont bleues.. Cosima, qu'avez-vous?

COSIMA, *se laissant tomber des bras d'Alvise aux genoux du chanoine.*

Mon père, absolvez-moi... priez pour moi! J'ai manqué de confiance en Dieu!...

LE CHANOINE.

Malheureuse enfant!...

COSIMA.

Je me suis empoisonnée...

(Elle tombe inanimée. Un cri général. Alvise se jette sur elle avec désespoir. Dans la confusion et la consternation générale, Néri se jette sur Ordonio, le prend à la gorge et l'amène auprès de Cosima.)

NÉRI, *à Ordonio.*

Tiens, bourreau! voilà ton ouvrage! La voilà cette femme qui aspirait à l'honneur d'être flétrie par toi! Tu avais deviné juste. Je l'aimais comme un insensé: mais je n'étais pas comme toi un parjure et un infâme, et je serais mort mille fois plutôt que de le lui faire savoir. Maintenant que tu le sais, toi... et que tous le savent... on saura bien aussi pourquoi je délivre la terre d'un monstre!

(Il lui plonge un poignard dans la gorge.)

LE DUC.

Que faites-vous, malheureux? C'est un assassinat... Vous vous livrez vous-même à la mort!

NÉRI.

Ce que je viens de faire, Alvise l'eût fait. Il était dans la destinée de cet homme de périr de ma main. Déjà une fois je m'en étais accusé pour sauver Alvise: je n'avais fait que la moitié de mon devoir.

La Prima Dona.

Par Jules Sandeau.

(Fin.)

Furieux, égaré, après avoir escaladé le mur du jardin et parcouru longtemps les rues désertes de

Vérone sans savoir où j'allais, sans chercher à le savoir, je rentrai chez moi, j'eus la fièvre. J'ignore ce que je devins, et les jours s'écoulèrent sans que j'en marquasse le cours.

„Rendu à la vie et à la raison, cette nuit de délire me poursuivit d'abord de paroles vagues et mystérieuses. Je me rappelais qu'autrefois tout Vérone avait parlé de la passion sympathique que la prima dona nourrissait pour moi. Incrédule comme autrefois, je souriais de mes souvenirs; mais au moins j'avais marqué dans la vie de Gina, je n'avais point traversé son existence comme une joie qui passe et qu'on oublie, comme un jour qu'un autre jour efface. Puis une incertitude effrayante me plongea dans mille tourments. Je songeai à mes jours de folie: je me crus abusé par les rêves fantasques de la fièvre qui m'agitait alors; cette nuit de délices disparut dans un lointain douteux; ma tête, trop faible pour tant de bonheur, le rejeta bientôt sans y croire; et cependant, ange déchu, je ne sais quelle idée confuse du ciel vivait en moi; j'ignore à quels souvenirs du passé mon sang refluait violemment vers mon cœur. Je fus longtemps souffrant et faible. Dès que j'eus retrouvé des forces, je voulus revoir encore ce théâtre où j'allais autrefois pour vivre. Je m'y traînai avec peine, et je tombai accablé de fatigue sur le dernier banc. Gina remplissait encore cette salle déserte, et le passé se dressa tout vivant devant moi. Hélas! je ne vous dirai ni ma joie ni mes peines. Qui n'a pas revu, après des jours de tourmente et d'orage, les lieux où s'écoula la fraîche matinée de la vie? Qui n'a pas eu à y pleurer sur des souvenirs et des tombes?

„Le rideau n'était pas levé, les premiers accords de l'ouverture n'avaient pas encore fait passer le frisson sur toutes les âmes, lorsqu'un mouvement semblable se communiqua à l'assemblée: tous les regards se portèrent avec intérêt, avec une admiration mêlée de pitié vers une loge d'avant-scène où venait d'apparaître une femme voilée. Je n'eus pas besoin de voir ses traits, je n'eus pas besoin d'entendre prononcer son nom pour la reconnaître; son apparition apportait dans le cœur comme un souvenir des mélodies du ciel. Je n'écoutai pas le *Don Juan* qu'on jouait sur la scène, et pourtant toutes les émotions de cette œuvre sublime passèrent dans mon cerveau exalté. Je m'étais approché jusqu'au banc adossé contre cette loge, où Gina s'enivrait douloureusement des triomphes d'autrui. Là, tout près d'elle, je respirais ses parfums, je comptais les palpitations de son sein. La cantatrice qui remplissait le rôle de donna Anna fut applaudie avec transport: je secouai tristement la tête, et je fus froissé de dépit; j'étais jaloux comme si la gloire de Gina m'eût appartenue, comme si c'eût été me voler que d'en donner à une autre qu'elle. Mais Rosetta était l'amie de Gina; plus jeune qu'elle de quelques années, elle avait reçu ses leçons; elle lui devait son talent, son succès, et peut-être aussi le sentiment élevé d'une reconnaissance généreuse et délicate. Gina l'encourageait de ses regards et de ses gestes. Le triomphe de la jeune débutante fut complet; elle fut redemandée et couronnée à la fin de la pièce. Alors, modeste et touchante, elle s'approcha de la loge d'avant-scène et tendit la couronne à son amie, qui la refusa. Je la ramassai comme elle tombait des mains de Rosetta, et, me penchant vers celle dont une faible barrière me séparait, je la posai sur sa tête en m'écriant: — A Gina, à la reine du chant! — Un tonnerre d'applaudissement me répondit. Gina s'était levée, faible, émue, malade, mais radieuse de joie. Elle appuya une main sur mon épaule; au milieu de l'enivrement de sa gloire, elle eut un regard pour moi; sa bouche murmura faiblement mon nom. Aussitôt elle fut entraînée par le duc de R***, qui s'élança, sombre et mécontent, au milieu de cette scène de délire, et vint arracher sa femme aux rapides instants de joie qu'elle venait de retrouver.

„Ce n'était donc pas un songe, une vision de mes nuits agitées: Gina savait mon nom, mon amour; peut-être aussi se rappelait-elle confusément m'avoir parlé dans une de ses nuits de fièvre et d'égarement. Une rapide espérance me rendit la raison: je fis des projets comme eût pu les faire un homme dans son bon sens, je prêtai intérêt aux choses extérieures, je compris ce qui

se passait autour de moi. Gina se mourait: je passai mes jours et mes nuits à songer aux moyens de lui rendre la vie. J'entendis parler d'un célèbre médecin qui venait d'arriver de Londres et qui était descendu dans cette hôtellerie: je vins le trouver. — Si vous la sauvez, lui dis-je, je suis à vous. Ce n'est pas seulement ma fortune que je vous donnerai, c'est mon rang, c'est mon cœur, c'est ma vie qui vous appartiendront. — Le médecin m'interrogea. On l'avait déjà fait appeler auprès de la duchesse de R***: il l'avait trouvée au dernier période d'une maladie de langueur dont il ignorait la cause. Ce n'est pas le duc de R*** qui la lui aurait apprise: je m'en chargeai pour lui. — Ne voyez-vous pas, lui dis-je, que cette âme d'artiste, avide de secousses et d'émotions, languit et meurt dans la fastueuse indolence des grandeurs où on l'a reléguée? La cantatrice est devenue duchesse, et l'on demande pourquoi Gina se meurt d'ennui et de dégoût! C'est la gloire qu'il lui faut: qu'on la rende à son élément, et vous la verrez refleurir.

„Le médecin parla. Le duc repoussa d'abord cette idée avec hauteur. Il vit sa femme près de mourir; elle était nécessaire à son bonheur; il fit pour lui-même ce qu'il n'eût pas fait pour elle, il promit tout. L'espoir et la joie ont donné un peu de force à Gina. Ce soir elle est rendue au théâtre, à Vérone, à la vie; dans un instant je vais l'entendre... Mon ami, dites-moi, pensez-vous qu'on meure de bonheur?"

La pendule sonna sept heures: la foule se précipita hors de l'hôtellerie et se porta vers le théâtre. Valterna agrafa son épée, jeta son manteau sur lui, saisit convulsivement le bras du Français et fut s'asseoir à l'orchestre.

L'ouverture de *Romeo e Giuletta* finie, le rideau se leva lentement, l'orchestre se tut; et tel fut le religieux silence qui régnait dans la salle, qu'on put entendre frémir longtemps les derniers accords s'élevant légers comme un nuage, planant sur la foule immobile, et se brisant sur la voûte comme les ondulations de l'eau agitée contre la pierre du bassin qui l'enferme. Lorsque Gina parut, tous les fronts se découvrirent, et d'un mouvement spontané la foule se leva comme un seul homme. Pas un cri, pas un murmure, elle était muette. Il n'y eut alors ni joie ni enthousiasme, il n'y eut qu'attendrissement et pitié; et ce fut un touchant spectacle que de voir tous ces visages empreints d'une commune douleur au milieu de cette salle parée de luxe et d'élégance. Gina s'avança à pas lents, les bras maigres, les yeux éteints et les joues caves, mais plus belle que jamais de la beauté qu'elle avait perdue, belle de ses longues souffrances, de son long veuvage de gloire, belle comme la jeune épouse qui sort de ses habits de deuil, pâle et les yeux brûlés de larmes. Mais lorsqu'elle fut arrivée sur le bord de la scène, et que, simple et naïve, elle se fut inclinée, alors, comme la bombe tombant avec fracas sur les pavés d'une ville endormie, la foule éclata tout à coup. La clarté des lumières vacilla au bruit des longs cris d'enthousiasme; les fleurs pleuvaient, les loges étincelaient de pierreries, les écharpes blanches et roses s'agitaient dans l'air embaumé. Gina était sublime alors: les yeux brillants, dévorée d'inspiration, victime haletante sous le génie qui la pressait, les ressorts de son âme ardente reprenaient toute la verve, toute la hardiesse de la jeunesse, plus énergiques, plus brûlants que jamais, comme la force élastique qui, longtemps comprimée, ne bondit qu'avec plus de violence. Qu'elle était belle avec sa figure pâle et passionnée, avec son sein qui palpitait, impatient d'harmonie! Elle chanta comme jamais elle n'avait chanté en ses plus beaux jours. Dans tout le cours de la pièce, exaltée par les applaudissements frénétiques, elle s'éleva au-dessus de tout ce que l'Italie avait produit de génie et de mélodie. Surprise elle-même de la puissance de ses moyens, elle dit à Rosetta, dans le dernier entr'acte, qu'il lui semblait qu'une autre voix que la sienne, une voix magique s'exhalait, mâle et pleine, de ses poumons élargis. Rosetta remplissait le rôle de Roméo. Sa belle voix de contralto, grave et sonore, avait été cultivée par les soins de la duchesse de R***; maintenant elle partageait son triomphe, son enthousiasme et ses inspirations. Elle-même l'arrangea dans le cercueil qui renferme, au

dernier acte, Giuletta endormie, sous les fausses apparences du trépas. Elle détacha ses longs cheveux noirs, arrangea la couronne de roses blanches sur son front, et, l'embrassant avec tendresse: — Heureuse et guérie! lui dit-elle. — Et Gina lui sourit en la pressant sur son cœur.

La foule attendait: le rideau se releva aux accords lugubres d'un chant de mort. Roméo paraît, chante le beau récitatif du dernier acte, ôte le couvercle du sépulcre, y trouve son amante à la place de l'ennemi qu'il a tué, se tord les bras avec une pathétique énergie d'effroi et de désespoir, boit le poison qui doit le réunir à Juliette, revient à elle pour lui adresser un dernier adieu, la soulève dans ses bras...

Ici le public interdit se leva. Rosetta avait poussé un cri de terreur, et le corps qu'elle avait soulevé retomba lourd et roide dans le cercueil où Juliette devait se réveiller... Juliette ne se réveilla pas.

Tant d'émotions longtemps perdues, longtemps désirées, retrouvées et senties avec tant de puissance, avaient brisé ce corps épuisé de maladie: Gina était morte aux accords suaves et religieux de Zingarelli, au milieu du dernier et du plus beau de ses triomphes.

Deux hommes comprirent les premiers la vérité: ils s'élancèrent sur la scène par deux côtés différents. Le second fut le duc de R***, le premier avait été Valterna, qui, rugissant de douleur, alla s'éteindre aux pieds de Juliette.

Une Famille de Parias.

Par H. Arnaud.

Vers la fin de l'automne dernière, j'habitais, aux environs d'Arles, une maison de campagne appelée le Valdepeiras. C'est le plus charmant séjour que puisse trouver quiconque, las du tumulte des villes, veut se reposer en quelque lieu où n'arrive aucun bruit du monde. Le Valdepeiras ne ressemble guère à un château, bien qu'un vieux pan de muraille, qui ferme la basse-cour, soit encore couronné de créneaux ébréchés et qu'une tour qui sert de pigeonnier annonce quelque ancienne juridiction seigneuriale. Le fief noble n'est aujourd'hui qu'une bonne ferme entourée de grasses prairies que baigne le Rhône. Des rosiers et des salades croissent dans le préau, et un berceau de vignes ombrage la porte cintrée devant laquelle deux gros mûriers élèvent leurs têtes arrondies.

Nous faisions de longues promenades; souvent nous passions la journée entière à parcourir ses champs fertiles, couverts des grandes ruines de l'antiquité païenne et des débris du moyen âge. Le soir, quelques familles du voisinage venaient faire la veillée autour de notre foyer. Le hasard avait réuni, dans ce coin ignoré du monde, des personnes de conditions diverses et de différents pays. Nous avions d'abord le curé, vieil Espagnol de bonne souche, qui aurait pu être chanoine de San-Isidoro de Madrid, et dont toute l'ambition était de finir ses jours dans le modeste presbytère où il vivait tranquille depuis vingt ans. Nous avions le percepteur, un fort galant homme, ruiné depuis longtemps par les révolutions, à ce qu'il disait; mais beaucoup de gens assuraient que les catastrophes politiques ne lui avaient ôté que des dettes. Une dame créole, belle, gracieuse, toute charmante; une jeune femme triste et malade, et un avocat à la cour royale de Nîmes, complétaient notre petit cercle.

Comme nous ne parlions pas politique, comme nous ne jouions pas même le boston, nous étions assez désœuvrés pendant les longues et pluvieuses soirées de novembre. Quelqu'un proposa de faire des lectures; mais l'unique journal qu'on reçût au Valdepeiras n'était pas toujours amusant, et nous eûmes bientôt épuisé nos collections littéraires; alors, à bout de toute ressource, je proposai de lire un fond de bibliothèque oublié depuis vingt ans sur les rayons d'une vieille armoire. Quelques volumes dépareillés de Bernardin de Saint-Pierre étaient la plus récente nouveauté de cette collection.

Le percepteur visait au bel esprit et à l'érudition; l'avocat était un brave homme, simple de manières, et de bonne conversation: on l'accu-

sait de faire le madrigal et d'aimer les romans comme une pensionnaire Je n'ai jamais pu vérifier si c'était une médisance.

Un soir que nous venions d'achever la *Chaumière indienne,* le percepteur s'avisa de dire que c'était une histoire fort poétique, mais dénuée de toute vérité et, qui pis est, de toute vraisemblance. On se récria; les femmes, surtout, voulaient croire en ce pauvre paria, qui avait de si nobles sentiments et une si haute philosophie.

—Eh! mesdames, s'écria le percepteur, cela ne se peut pas! Comment voulez-vous que cette race, réputée immonde, ne soit pas descendue, sans aucune exception individuelle, à la bassesse de sa position! Le mépris engendre l'infamie. Une caste, ainsi frappée de réprobation, doit nécessairement arriver à une horrible perversité de sentiments et d'habitudes. Ceux que le préjugé a marqués au front de ce terrible sceau doivent rester au niveau de leur origine: un paria ne peut pas plus être un grand philosophe qu'un honnête homme. — Cela s'est vu, pourtant, dit gravement l'avocat, qui regardait les gravures de *la Chaumière indienne,* cela s'est vu. Moi, qui vous parle, j'ai beaucoup connu une famille de parias; c'étaient de très-honnêtes gens, je vous assure, et je prenais plaisir à leur conversation. — Monsieur a donc été dans l'Inde? demanda le percepteur avec une curiosité goguenarde. — Non, monsieur, jamais. — Ah! j'avais cru... comme monsieur semblait parler en témoin oculaire et auriculaire... — C'est en France que j'ai connu une famille de parias, répondit l'avocat avec simplicité; oui, des parias, de vrais parias, des gens que les pauvres hères regardaient comme bien au-dessous d'eux, que chacun fuyait, dont le contact était déshonorant; des gens qui vivaient isolés au milieu du monde, dont un invincible préjugé les séparait. Personne ne se fût assis à leur table, personne ne leur eût touché la main ni adressé la parole; et pourtant c'étaient des êtres bons, inoffensifs, pleins de résignation et de généreux sentiments. Voulez-vous que je vous fasse cette histoire?

On se pressa autour de la table en faisant silence. L'avocat passa la main dans les cheveux de sa perruque, et demanda un verre d'eau sucrée, puis il nous raconta ceci :

— Il y a quelque trente ans, j'étais jeune, et j'étudiais en droit à Aix. La vieille capitale du comté de Provence était bien déchue, la révolution avait ruiné sa noblesse de robe et d'épée, son nombreux clergé, et même une partie de sa haute bourgeoisie. Les émigrés étaient rentrés pourtant; mais, humbles, dépouillés, encore meurtris, ils se cachaient au fond de leurs hôtels, jadis si magnifiques, et maintenant dépourvus de vitres et de volets. L'herbe croissait dans les rues désertes; il y avait comme un pré devant certaines portes peu fréquentées, et notamment devant celle de l'université. Je serais mort d'ennui à Aix sans le voisinage de Marseille. Aussi Dieu sait les voyages! c'était un va-et-vient continuel; on eût dit que j'avais élu domicile sur la grande route. Une fois cependant, il m'arriva de passer toute une semaine dans l'oisiveté de mes études universitaires; c'était durant la session des assises. On jugeait une affaire de meurtre avec préméditation. Je ne vous dirai pas les détails. L'accusé appartenait à une famille riche, et qui avait joué un rôle dans toutes les réactions politiques, un rôle sanglant. Sous couleur de parti, entre royalistes et républicains, il y avait eu des vengeances, des assassinats commis par le père, par les enfants, sur la personne d'un frère, sur des proches parents; tous les membres de cette nouvelle famille des Atrides mouraient les uns par les autres. Plusieurs avaient été jugés par contumace; le dernier venait d'assassiner sa femme par jalousie; il fut condamné à mort. L'affaire dura cinq jours; il y avait une foule immense; j'arrivais toujours trop tard pour avoir une place. Une seule fois je vis l'accusé: c'était un grand blond fadasse, une vraie tête de mouton. Son frère, un homme de bien, disait-on, se tenait près de lui, et l'assistait avec beaucoup de courage; tout le monde était touché de son dévouement; pourtant, quand il venait prendre l'air un moment dans la première salle, chacun se retirait de lui comme s'il avait eu la peste, et il n'eût osé adresser la parole à personne. Cette famille semblait vouée au crime;

tout ce qui portait ce nom était honni et méprisé.

Quand l'arrêt eut été prononcé, le condamné fut embrassé par son frère qui l'accompagna en lui donnant le bras jusqu'à la prison. Je les vis passer de loin; c'était un pitoyable spectacle qui arrachait des larmes. Le condamné ne voulut pas en appeler, et quelques jours après on annonça que l'exécution aurait lieu à Marseille le surlendemain; car c'était à Marseille que l'assassinat avait été commis.

J'étais sur le Cours avec quelques désœuvrés comme moi, quand on annonça cette nouvelle. Il fut aussitôt décidé que nous irions à Marseille, non pour assister au supplice de ce malheureux, mais pour voir la foule qui allait accourir des campagnes environnantes. Le rendez-vous fut donné sur le Cours, à cinq heures précises; nous devions partir tous dans un char-à-bancs; malheureusement je m'endormis trop bien cette nuit-là, et le lendemain à six heures, quand j'arrivai sur le Cours, je ne trouvai plus personne. J'étais piqué qu'on fût ainsi parti sans venir au moins frapper à ma porte, et je résolus de faire la route à pied, seulement pour prouver que je me passais d'une voiture quand elle ne voulait pas m'attendre.

Nous étions au mois d'avril, il faisait un temps si doux que les rossignols avaient chanté toute la nuit sous ma fenêtre; les mûriers verdissaient des deux côtés de la route, les champs avaient un air de fête, on sentait de loin le parfum des prairies semées de narcisses et de petites tulipes rouges.

Je m'en allais léger, rafraîchi par la brise matinale et comme enivré des influences d'un si beau jour; je me trouvais heureux sans savoir pourquoi, la vie me semblait fleurie et vaste comme l'horizon que j'avais devant moi. Mon Dieu! m'écriai-je, qu'il fait bon de vivre! Et aussitôt je vins à passer au malheureux qui, quelques heures auparavant, avait fait sans doute le même chemin; cela me fit mal et refoula toutes mes sensations de bonheur. J'eus une grande pitié de cet homme encore jeune et si plein de vie, qui allait fermer ses yeux au soleil, dire adieu à la terre et quitter violemment ce monde où je me trouvais si bien. Ces pensées m'obsédaient, je marchais plus vite comme pour leur échapper; j'eusse donné tout au monde pour trouver à qui parler; mais il ne passait que des rouliers sur le chemin; quand j'avais salué sans ôter mon chapeau en disant: Bonjour, brave homme, et qu'on m'avait répondu: Dieu vous le donne, monsieur, la conversation s'arrêtait là.

Enfin, un peu avant d'arriver à l'auberge du Nas-de-Velu, j'avisai un homme vêtu de noir qui allait au bord de la route les mains derrière le dos, comme un promeneur qui n'est point pressé d'arriver. Je doublai le pas pour l'atteindre et je l'examinai du coin de l'œil, en marchant presque côte à côte avec lui, sans qu'il tournât seulement la vue de mon côté. C'était un homme de cinquante ans environ, de très-haute taille et un peu voûté; de grandes lunettes vertes et rondes cachaient ses yeux, et son menton se perdait dans une cravate lâche dont les bouts flottaient au vent, son habit de fin drap noir était d'une coupe déjà antique, il portait des bas chinés dans des souliers de peau retournée, et tout l'ensemble de sa toilette, quoique propre et soigné, annonçait un homme fort arriéré en fait de modes. Ce que je voyais de son visage entre les lunettes vertes et la cravate avait une expression calme et bénigne qui me gagna. Il me semblait avoir déjà vu cet homme ou sa ressemblance quelque part, de très-loin, et tout à coup je me rappelai la cour d'assises, le condamné et ce frère qui marchait près de lui, le visage caché derrière son mouchoir: c'était bien là sa taille, sa tournure, son vêtement. Ceci produisit sur moi un certain effet; je ne dirai pas que je reculai, mais je restai en arrière de dix pas; puis, poussé par je ne sais quelle curiosité, quelle avidité d'émotion, étonné surtout de rencontrer cet homme, je regagnai du terrain avec la ferme intention de lui parler.

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 48.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Une Famille de Parias.

Par H. Arnaud.

(Suite.)

Je m'arrêtai encore tout court; ensuite je repris mon élan et je le dépassai avec la résolution de l'attendre; mais je le laissai aller seul en avant une seconde fois. Nous fîmes ainsi un quart de lieue, moi le suivant ou le devançant toujours dans ma marche inégale, sans qu'il parût s'apercevoir le moins du monde de ce manége. Bien résolu enfin et ne sachant comment entamer la conversation, je lui dis avec une niaiserie digne d'un étudiant de première année: Monsieur, voulez-vous me faire le plaisir de me dire l'heure qu'il est?

Cette question avait l'air d'une impertinence, et je le sentis aussitôt; mais il n'eut pas l'air de s'en apercevoir; et tirant de sa poche une fort belle montre, il répondit sans me regarder: Monsieur, il est huit heures moins le quart. — En allant au petit pas, on peut encore arriver à Marseille vers midi. Voilà un beau temps, monsieur.

Il hocha la tête en signe d'assentiment. Quand je vis qu'il ne voulait pas parler, je repris résolûment: C'est un temps des dieux! pourtant je m'ennuyais un peu le long de la route, en tête-à-tête avec moi-même; j'étais impatient de rencontrer quelque voyageur pédestre, comme moi...

Il s'arrêta, et me regardant en face, il me dit avec une sorte de dignité humble et mélancolique: Je suppose, monsieur, que vous me connaissez?

Ce mot leva tous mes doutes; j'osai aborder la situation, et je m'écriai avec emphase:

Le crime fait la honte et non pas l'échafaud!

Je suis sans préjugés, monsieur, c'est le fruit d'une forte éducation; tous les hommes devraient penser ainsi. — Ah! monsieur, fit-il avec une certaine émotion, vous êtes le seul peut-être... — Le monde est absurde, lui dis-je, fier et satisfait de ma profession de foi philosophique, il méconnait les grands principes de justice et d'équité; moi, je pense que chacun est fils de ses œuvres.

Je m'arrêtai, de peur de me perdre dans quelque tirade dont j'entrevoyais confusément le plan, mais pour laquelle les mots me manquaient; et revenant par une brusque transition à l'idée qui m'avait d'abord préoccupé, je m'écriai: Que je vous plains, monsieur, demain!.. Quel horrible jour pour vous! — Assez, monsieur, interrompit-il d'une voix troublée; assez, au nom du Ciel! N'en parlons pas!..

Alors je ne trouvai plus rien à lui dire, tant j'étais absorbé dans l'horreur de ce fatal lendemain. Lui marchait, de son côté, la tête basse; je ne voyais pas son regard à travers ses lunettes vertes, mais je me le figurais morne et

plein de larmes. Nous allâmes silencieusement pendant quelques minutes, puis le bon monsieur me dit avec une tranquillité qui me parut le plus sublime effort de résignation et de philosophie: Que ce beau temps me fait de bien! Il y a dans l'air quelque chose de frais, de suave qui me repose de corps et d'âme!

— Vous aimez la campagne? dis-je au hasard. — Oui, j'aime l'aspect des champs, et surtout la solitude; là je respire et me sens vivre. Mes meilleurs jours sont ceux que je passe en famille, dans le petit coin de terre où je cultive mes fleurs et mes arbres fruitiers. — Vous êtes marié, monsieur? — Je suis veuf après avoir été marié deux fois, répondit-il avec un soupir. — Mais vous avez des enfants? — J'ai eu de ma première femme une fille qui a maintenant près de vingt ans; la seconde m'a laissé un petit enfant, un bel ange!... C'est une grande consolation pour vous, dis -je avec commisération.

Il secoua tristement la tête, et ne répondit rien à cette banalité. Nous allions tout-à-fait du pas de la promenade. Après un silence, je me hasardai encore à dire: Monsieur, je ne m'attendais certainement pas à vous rencontrer. Permettez-moi de vous accompagner. Comment vous êtes-vous décidé à faire ce chemin tout seul? — Je ne suis pas seul, répondit-il en s'arrêtant et en regardant en arrière, une main sur ses yeux en façon de garde-vue; mes gens et mon équipage viennent là-bas.

A ce mot d'équipage je me tournai aussi, mais je ne vis rien. Mon compagnon se mit à marcher d'un pas qui devait permettre à ses gens de nous rejoindre. J'essayai encore de renouer l'entretien, qui tombait toujours, malgré les frais que je faisais.

— Monsieur, dis-je, il me paraît que vous aimez la culture des fleurs; avez-vous des espèces rares? — Plutôt belles que rares. J'ai aussi plusieurs variétés de roses; ma fille les aime. Elles seront magnifiques cette année. Il y a déjà des boutons fort avancés.

Je fus stupéfait de la remarque. Je pensai à cette terrible scène de cour d'assises, au but de ce voyage, au lendemain... Comment cet homme avait-il eu le temps de regarder ses rosiers! Il continuait à me parler paisiblement de son jardinage; tout ce qu'il disait était naturel, bien pensé, plein d'observation. Pourtant il me sembla alors que sa conversation tournait un peu trop à l'idylle. Il appelait sa maison de campagne un ermitage, il s'extasiait sur sa volière, il me disait les noms de ses chevrettes apprivoisées, et qu'il allait traire lui-même. Au milieu de son enthousiasme pour les plaisirs champêtres, il s'arrêtait de temps en temps, et regardait venir l'équipage que ma vue plus faible n'apercevait pas encore sur ce long ruban poudreux qui se déroulait derrière nous. Je finis par prendre grand plaisir à la conversation de cet homme, peut-être parce qu'elle ne ressemblait à aucune autre. C'était un pêle-mêle assez décousu, mais plein de traits d'originalité. Après avoir parlé de jardinage et de botanique, une brusque transition nous jeta sur l'histoire du pays. Mon compagnon la savait bien; il me raconta des faits infiniment curieux, et je lui demandai où il les avait puisés.

— Dans de vieilles archives, au palais de justice, me répondit-il. Mon père m'amenait ordinairement avec lui, mais je ne pouvais rester dans la salle; le cœur me manquait. Dès que j'entendais venir les prisonniers, je m'enfuyais, j'allais me cacher dans un grenier de la tour de Saint-Mitre, et là je m'amusais à lire un tas de paperasses que les souris rongeaient peut-être depuis cent ans. Il y avait des choses fort curieuses, je vous assure.

Bien que la conversation ne languît plus, je commençais à trouver la promenade un peu longue; mes jambes alourdies allaient d'un pas de plomb. Nous arrivions au Pin.

— Monsieur, dis-je à mon compagnon de route, voulez-vous que nous nous arrêtions ici pour attendre vos gens? Je me sens de l'appétit, et si vous voulez me faire le plaisir de déjeuner avec moi sans façon au cabaret?... — Monsieur, je suis bien sensible... c'est un honneur auquel je ne m'attendais pas..... balbutia-t-il d'un air encore plus surpris qu'embarrassé.

Je compris combien il était étonné de me trouver si fort au-dessus de tout préjugé. Au fait, c'était étrange d'oser inviter à déjeuner un homme dont le frère devait avoir la tête coupée le lendemain. Je n'eusse pas eu ce philosophique courage si je n'avais pas été sûr que personne n'en serait témoin.

Ceci se passait à la porte d'une maison de pauvre apparence, et à laquelle une branche de pin servait d'enseigne. J'entrai le premier dans la cuisine; l'hôtesse me montra ce qu'elle appelait sa salle à manger. C'était un bouge noir comme l'enfer, meublé de quatre chaises de paille et d'une table boiteuse.

— Il n'y a pas moyen de rester ici, m'écriai-je, un peu honteux de convier quelqu'un à déjeuner dans ce chenil; voulez-vous, monsieur, que nous allions jusqu'à l'auberge de la Porte-Rouge? Ce sera mieux sans doute. — Mais on est très-bien ici, dit le bon monsieur en chassant pour s'asseoir un gros chat endormi sur la meilleure chaise; restons-y; j'aime autant ne pas aller là-bas.

Puis il ajouta avec quelque hésitation: Pardon, je ne m'arrêterais pas volontiers à la Porte-Rouge, surtout par rapport à vous, monsieur. Je crois que le maître de l'auberge me connaît. — Peu m'importe, je vous assure! fis-je d'un air dégagé.

Pourtant je n'étais plus du tout fâché de rester, et je me hâtai de commander le repas.

Tandis que la maîtresse du logis arrangeait le déjeuner, mon compagnon allait de temps en temps regarder le long de la route. Au bout d'un quart d'heure environ, il rentra en disant: Enfin, les voici!

Je me levai à mon tour, curieux de voir la livrée de ce bon monsieur qui faisait route à pied, avec sa voiture derrière lui. Une charrette était arrêtée au milieu du chemin; dessus il y avait je ne sais quel échafaudage surmonté de deux montants peints en rouge. Alors je reconnus véritablement l'homme et l'équipage. C'était la guillotine et le bourreau!..

L'avocat s'arrêta sur ce mot prononcé plus bas: nous nous écriâmes tout d'une voix: Et vous ne vous êtes pas enfui!!... — J'allai en courant jusqu'à Marseille, répondit-il. — Et après? — Après je ne me vantai ni de la rencontre que j'avais faite, ni du déjeuner que j'avais commandé. — Monsieur, dit le percepteur d'un ton suffisant, ceci ne prouve absolument rien contre mon opinion. Je conviens que vous avez fait la rencontre d'un véritable paria; mais pour lui avoir parlé durant trois quarts d'heure, savez-vous à fond quel était cet homme? Il lui a été facile de vous en imposer, de faire des phrases sentimentales et philosophiques, de dissimuler un moment la bassesse de ses sentiments et de ses habitudes; je suis sûr qu'elle était d'accord avec sa situation; il fallait le voir de plus près, monsieur, pour le bien juger.

— Sans doute, répondit tranquillement l'avocat; mais attendez, mon histoire n'est pas finie. — C'est différent! fit le percepteur. Vous avez donc vu le bourreau en famille? — Oui, monsieur, nous nous rencontrâmes encore, et cette fois ce fut moi qui l'allai chercher. Après cette étrange aventure de grand chemin, je demeurai livré à des préoccupations profondes. D'abord j'avais été dominé par un sentiment de répulsion et d'horreur; puis ces impressions s'étaient effacées, et par une inconcevable bizarrerie, par un caprice que je ne peux expliquer, et qui naissait sans doute du besoin d'émotion qu'éprouvent les âmes désœuvrées, je désirais revoir cet homme dont j'avais presque peur. D'abord je ne fis qu'y penser, puis je m'enhardis à en chercher les moyens. Il y a aux environs d'Aix un endroit qu'on appelle en provençal *lei Baoumettos*, ce qui signifie les petites grottes. Ce sont des cavités creusées aux flancs d'énormes rochers noirâtres, nus, stériles, et aux fissures desquelles croissent quelques maigres figuiers. De pauvres femmes mènent pâturer leurs chèvres sur ces hauteurs incultes, dont les premières chaleurs de l'été dessèchent la pâle végétation. C'est sur ce coin de terre que le bourreau avait sa maison de campagne. Je le savais. Un jour j'allai me promener du côté des grottes; c'était un mois après le voyage de Marseille. Je m'engageai presque en tremblant dans ce chemin solitaire et profond

qui montait toujours comme pour aboutir à un calvaire; l'herbe y croissait entre les cailloux; les longues branches de la clématite traînaient sur les buissons d'où s'exhalait une faible odeur de musc; l'empreinte d'aucun pas humain ne se retrouvait sur cette route agreste, semblable au lit desséché d'un torrent. A mesure que je montais, le sol devenait plus aride; les roches s'amoncelaient âpres et nues; leurs cimes sans verdure étaient couronnées de genêts d'Espagne, dont les épis d'un jaune d'or se balançaient sous le vent.

Je m'assis au bord du chemin, j'étais dominé par une inconcevable émotion; j'éprouvais une terreur vague, comme si j'eusse pénétré dans le domaine de quelque être surhumain, comme si quelque formidable apparition allait tout à coup se dresser devant moi. J'avais des battements de cœur; une sueur froide me venait aux temps; j'étais tremblant, et pourtant je me complaisais dans cette situation violente; jamais je ne m'étais ainsi senti remué jusqu'au fond de l'âme. Tandis que j'étais livré à ces agitations, tout restait paisible et silencieux autour de moi. Je n'entendais rien que le cri fêlé des grillons cachés sous les branches de genêt. Le soleil baissait à l'horizon; ses rayons obliques jetaient de magnifiques teintes sur ces roches pelées; l'air était transparent et suave, le ciel d'une pureté resplendissante.

Je n'étais pas encore arrivé; mon œil suivait les sinuosités du chemin, jusqu'à l'endroit où il se perdait entre deux rochers entièrement nus. A travers cette brèche régulière comme le chambranle d'une immense porte, j'apercevais les cimes de quelques grenadiers en fleurs. J'allais me décider à franchir ces limites, dont personne avant moi peut-être n'avait approché, lorsque je vis monter, le long du chemin, un groupe dont l'aspect me cloua à ma place.

Le bourreau marchait le premier, les mains derrière le dos; il portait le même costume que lorsque je l'avais rencontré; il avait toujours l'allure indifférente et posée d'un flâneur. Derrière lui venait une jeune fille, petite et toute mignonne. Un grand chapeau de paille encadrait son frais visage, elle avait une robe de nankin des Indes, un fichu de soie et un tablier festonné; cette toilette n'appartenait à aucune mode, mais elle était fort gracieuse.

La jeune fille se tournait de temps en temps pour caresser un bel enfant qu'un homme de la plus étrange tournure portait dans ses bras. Ce personnage, presque vieux, avait un habit noir, une casquette de loutre, de gros souliers et un gilet de satin; tout cela trop long, trop large, évidemment fait pour un autre que pour lui. Il était impossible de deviner sa condition à sa tenue, qui participait de celle du paysan, de l'artisan et de l'homme portant chapeau. Sa laideur était comique; il avait de longs cheveux roux et plats, les yeux chinois, un cou de grue. Chaque fois que l'enfant lui caressait le visage de ses petites mains potelées, il souriait jusqu'aux oreilles et montrait des dents blanches et pointues comme celles d'un ogre.

Lorsque ces trois personnages furent à quelques pas de moi, ils s'arrêtèrent surpris et indécis; jamais, sans doute, ils n'avaient rencontré quelqu'un si près de leur domaine. Le père m'avait reconnu, et il semblait le plus embarrassé. Alors je me levai et j'allai bravement à lui. Je ne sais comment cela se fit, mais le sang-froid m'était tout à coup revenu.

— Bonjour, Coquelin, dis-je en le saluant par son nom; bonjour. Eh bien! vous venez à votre ermitage?

La jeune fille me regarda stupéfaite, le petit garçon eut peur de moi, et cacha son visage sur l'épaule de son étrange bonne; Coquelin me dit simplement: Monsieur, je ne comptais pas avoir jamais le plaisir de vous revoir.

Pour rien au monde je ne lui eusse donné une explication franche et avoué ma méprise. Je lui dis de l'air le plus dégagé que je pus prendre: Vous ne comptiez pas me revoir? Eh! pourquoi donc? Parce que je vous ai brusquement quitté l'autre jour? Ce n'était pas vous que je fuyais... Mais c'est plus fort que moi, voyez-vous, j'ai eu peur... peur de la machine!... — C'est tout simple, dit-il avec un soupir. — J'ai agi comme un écervelé, comme un fou; je devais ne pas

regarder, voilà tout. J'eus grand regret de vous avoir quitté ainsi, et vous voyez que je suis venu jusqu'ici vous chercher. Êtes-vous fâché que nous nous soyons encore une fois rencontrés? — Non, monsieur, car vous êtes, ce me semble, un bon jeune homme. Voulez-vous visiter mon petit domaine? ajouta-t-il en se rangeant pour me donner le pas. — Sans doute, lui répondis-je; mais n'allons pas si vite, vos enfants restent en arrière. — Ma fille n'ose pas s'approcher; c'est la première fois qu'un étranger m'aborde devant elle; personne ne lui a jamais parlé, si ce n'est mes valets. Ah! monsieur, quelle terrible barrière il y a entre cette pauvre innocente et le reste du monde! Il n'y a pas de recluse dont la vie soit plus séparée de tout commerce humain. — Elle a des liens de famille qui doivent lui tenir lieu de toutes les amitiés qu'on trouve dans le monde. Vous devez être un bon père. — Oh! oui, certainement; et pourtant quand je regarde le sort de mes enfants, je regrette de les avoir. J'aurais dû ne pas me marier, monsieur; j'aurais dû rester seul. Mais qu'il fallait pour cela de courage! La vie est si affreuse dépouillée de toute affection! Les gens qui vivent dans le monde ont des amis, des relations intimes; ils n'ont qu'un pas à faire pour sortir de leur isolement; mais nous!... Voilà pourquoi il me fallait une famille; qui aimerais-je, à qui parlerais-je, si je n'avais ces deux enfants? Mais c'est pour moi que je suis heureux de les avoir, non pour eux, pauvres anges!

Sa voix s'altéra, les larmes lui vinrent aux yeux; puis, honteux de s'être ainsi livré, il reprit avec plus de sang-froid: Pardon, monsieur: vous devez trouver que j'ai des faiblesses bien ridicules pour un homme de mon âge et de mon état? — J'ai beaucoup de sympathie et d'intérêt pour les peines de votre position, et je suis fort touché de la confiance que vous me témoignez.

Il n'osa pas me tendre la main; il se contenta de me sourire avec gratitude. Puis, se tournant vers sa fille, restée à quelques pas derrière nous, il lui dit: Viens, Julie, viens ici; nous allons montrer à monsieur ta collection de rosiers.

Elle vint prendre le bras de son père, et répondit sans me regarder: Les boutons de roses mousseuses vont s'ouvrir; c'est la première fois peut-être que monsieur verra cette espèce, qui est fort rare.

Nous arrivions, et je m'arrêtai plein de surprise à l'aspect du paysage qui tout à coup se découvrit à mes regards. Cette enceinte de rochers chauves et calcinés renfermait un étroit vallon couronné de frais ombrages et tapissé d'une admirable végétation. C'était comme une corbeille de fleurs, jetée sur un tas de pierres. Une allée sinueuse conduisait à la maisonnette appuyée sur le roc; un grand lierre en masquait la façade; tout à l'entour, il y avait des acacias et des arbres de Judée.

— Ceci est un paradis! m'écriai-je. — Le paradis où Dieu nous a enfermés, dit la jeune fille avec un mélancolique sourire; vous êtes le premier, monsieur, qui ait osé nous y suivre.

Ce mot, fort simple, me surprit par l'accent avec lequel il fut dit: je fus près d'y répondre par une fadeur; mais il y avait dans l'air, dans le sourire gracieux et naïf de celle qui me parlait, quelque chose qui m'arrêta; je compris qu'il n'était pas possible de lui tenir le même langage qu'aux autres femmes: elle ne l'eût pas entendu.

Un homme travaillait devant la maison; il était vêtu à peu près comme celui qui portait l'enfant, avec le même pêle-mêle de tous états.

— Vous n'êtes point absolument seul? dis-je à Coquelin. — Ces hommes sont mes deux valets; ils m'aident à cultiver mon jardin, ils prennent soin de la maison; je n'ai pas d'autres domestiques... Qui voudrait nous servir? Une pauvresse déguenillée, mourant de froid et de faim, refuserait de se mettre à mes gages, quand même je lui donnerais en un an plus qu'elle ne pourrait gagner en toute sa vie. — Voici mon jardin, dit la jeune fille en ouvrant la porte d'une légère claire-voie.

C'était un carré planté de rosiers; entre leurs feuillages sombres éclataient toutes les nuances, depuis le blanc pur jusqu'au rouge pourpre. Les roses s'ouvraient à la fraîcheur du soir, et répandaient dans l'air un parfum ravissant. Au milieu de cette moisson de fleurs, quelques jeu-

nes cyprès levaient leurs têtes noires ; ils ombrageaient un puits environné de jasmins et de rosiers multiflores. Nous nous assîmes tout près de là ; j'étais comme étourdi ; un trouble, un étonnement singulier me préoccupait ; tout ce que je voyais était si différent de l'idée que je m'en faisais depuis un mois ! Cette jeune fille surtout... J'avais souvent songé à elle avant de la voir ; mais mon imagination ne se l'était pas ainsi figurée. Il me semblait qu'elle devait être d'une beauté sombre, pâle, sévère : et le visage que j'avais devant moi était d'une fraîcheur rosée ; ses grands yeux bleus et doux avaient un calme regard, et sur son front si pur éclatait une molle quiétude, un profond repos. L'enfant jouait sur les genoux de sa sœur : il était blanc et beau comme elle ! leurs joues en se touchant confondaient les suaves nuances de l'incarnat le plus doux. Je croyais voir un tableau de la madone ; c'était ainsi que je me la représentais belle et pure jeune fille caressant son enfant Jésus.

Coquelin me parlait de son verger, de ses fleurs ; il se plaisait à me raconter comment il avait créé cette oasis au milieu de rochers brûlés et stériles. C'était le travail de toute sa vie. Aidé seulement de ses valets, il avait remué cette terre ingrate, creusé des citernes pour retirer des eaux pluviales, et bâti sa maisonnette, dont le fond était une grotte.

— Je compte planter là-bas un bois de pins, dit-il en me montrant une élévation sur laquelle il ne croissait pas un brin d'herbe. Il faudra creuser dans le roc avec le pic et la poudre, puis apporter de la terre végétale, et créer un sol factice sur ce tas de pierres. — Mais, observai-je, vous avez déjà ici tant de beaux arbres, qu'un bois de pins n'ajoutera rien à l'agrément de votre propriété. Que gagnerez-vous à ce travail ? — L'emploi du temps, me répondit-il. Je suis naturellement actif. Que voulez-vous que je fasse ? depuis longtemps je ne touche plus guère à mes livres, et je tâche de tuer en moi les idées qui me mettraient en communication avec le monde. C'est un grand malheur pour moi de comprendre un certain langage, d'être à une certaine hauteur d'intelligence. J'aurais dû ne rien apprendre, et me séparer du commerce intellectuel des hommes, comme je suis séparé de leur société. Je me suis aperçu trop tard que, pour un homme comme moi, il vaut mieux végéter que vivre, et, malheureusement, je n'ai pas appliqué cette conviction à l'éducation de ma famille.

Il dit ceci plus bas en regardant sa fille, qui s'était levée et se promenait lentement au milieu de ses rosiers. Je hochai la tête d'un air surpris.

— Oui, reprit-il, j'ai mal élevé Julie selon sa position. Au lieu de développer cette belle intelligence par l'enseignement, il fallait la comprimer et l'éteindre, il fallait l'enfermer dans un étroit horizon. La plante qui a vu une fois les rayons du soleil languit et s'étiole bien plus vite quand on la laisse dans l'ombre. Ma fille comprend trop bien tout ce qu'il y a au-delà du cercle borné où nous sommes enfermés. Elle a l'esprit cultivé, l'âme noble, des sentiments fiers et généreux. Pauvre enfant ! que fera-t-elle de tout cela ? Elle vit par le cœur, par l'imagination ; j'aimerais mieux la voir stupidement végéter. — Elle me paraît heureuse. — Oui, à présent qu'elle a vingt ans à peine, à présent que je suis encore là ; mais plus tard. — Plus tard ? Qui sait ce qui peut arriver ? — Rien, monsieur, rien. Sa position est de celles qu'aucun pouvoir humain ne saurait changer ; la tache imprimée à son nom est indélébile. — Son nom ! elle peut en changer ! dis-je étourdiment. — Oui, répondit Coquelin avec une amertume profonde ; oui, elle cessera de s'appeler la fille du bourreau d'Aix pour s'appeler la femme du bourreau de Grenoble.

Ces mots me retentirent au cœur ; je m'écriai plein d'indignation : Quoi ! vous donnez votre enfant, une fille si belle, si pure, à ce malheureux ! — Eh ! qui l'épouserait, si ce n'est lui ?

Je baissai la tête. Coquelin se tut ; sa fille revenait vers nous.

— Monsieur, me dit-elle timidement, ne choisirez-vous pas quelques fleurs ? Voici de belles roses capucines ; vous n'en trouverez nulle part de semblables. Elle sont encore en boutons ; prenez-les ; demain vous les verrez s'épanouir. Ne voulez-vous pas les cueillir, monsieur ?

Elle me montrait du doigt le rosier, sans oser toucher à ces fleurs qu'elle m'offrait.

— Je les prendrai volontiers, lui dis-je, si vous me les donnez de votre main.

Elle se baissa en rougissant, et fit un magnifique bouquet, que je reçus avec des remercîments pleins d'émotion. J'éprouvais une sorte d'attendrissement mêlé de compassion et de respect en présence de cette infortune si grande, si dénuée de tout espoir, et qui semblait accompagnée de tant d'humble résignation.

Coquelin tournait autour de moi comme s'il avait eu quelque chose à me demander. Enfin, il se décida à me dire : Monsieur, vous m'avez une fois offert à déjeuner; oserais-je maintenant vous prier de souper avec nous? — Volontiers, lui répondis-je sans hésitation.

Nous entrâmes dans la maison. Le couvert était mis à l'entrée d'un petit vestibule tapissé de gravures et de mauvais tableaux. L'ameublement me parut ancien, tout dépareillé et fort riche. Une argenterie massive couvrait la table; le linge était magnifique. Coquelin s'aperçut de mon étonnement.

— Je suis riche, me dit-il, fort riche relativement à mes besoins et à la vie que je mène. J'emploie volontiers mon argent à acheter tout ce qui peut embellir cette petite maison de campagne, seul endroit où je me plaise et que ma fille aime. Notre maison de la ville est si triste! d'un côté le rempart, de l'autre le cimetière. Nous y sommes de père en fils depuis cinquante ans. Il n'y a que nous qui puissions l'habiter; j'en ai le séjour en horreur. C'est ici que nous nous réfugions. J'y ai apporté des meubles de prix, des tableaux, des livres surtout; j'ai une bonne bibliothèque.

Nous nous mîmes à table. Les valets servaient, les yeux fixés sur moi et comme stupéfaits de me voir là. Ils étaient empressés, attentifs, silencieux comme des domestiques de bonne maison. Coquelin et sa fille leur parlaient avec une autorité familière. Quant à moi, je n'osais les regarder; d'horribles choses me revenaient à l'esprit chaque fois qu'un de ces hommes avançait le bras pour prendre mon assiette : ces grandes mains osseuses me faisaient peur. Sans doute leur jeune maîtresse devina mes répugnances, car elle s'arrangea de manière à me servir elle-même. Dès qu'elle vit que ses prévenances ne me causaient aucune répulsion, elle s'enhardit. On eût dit que la pauvre fille était reconnaissante de la différence que je faisais entre elle et les valets de son père. Il fallait qu'elle fût dès longtemps résignée à de bien horribles mépris, pour sentir si vivement cette préférence. D'abord ma présence l'avait fort troublée; mais une fois revenue de sa surprise, elle fut tout-à-fait à l'aise. Elle avait toujours vécu dans une trop profonde solitude pour être timide; elle n'était pas habituée à calculer l'effet de ses paroles, de sa contenance; elle ne connaissait ni la coquetterie, ni la vanité; elle avait un naïf abandon, une adorable franchise. Au bout de deux heures, elle me parlait comme si nous nous étions vus toute notre vie. J'ai beaucoup voyagé, j'ai beaucoup vécu; mais je n'ai jamais rencontré aucune femme qui, de près ou de loin, ressemblât à celle-là, tant il y avait en elle de piquants contrastes. Sa conversation était celle d'une personne qui a appris à parler et à penser dans les livres; elle avait l'esprit fin, curieux et crédule d'un enfant, avec les idées d'un homme accoutumé à voir la vie de haut. Son âme ignorait les passions étroites et mesquines que développe le contact du monde; ses sentiments étaient grands, exaltés, généreux, hors de toute proportion avec ce que l'on met dans le commerce ordinaire de la vie.

Après le souper, Coquelin prit un flambeau et me fit voir sa maison; elle était d'un goût et d'un arrangement fort bizarres. Il y avait des fleurs partout; les chambres ressemblaient à des serres chaudes; on y voyait le plus singulier assemblage de choses rares et communes. C'est ainsi que je remarquai sur une cheminée de briques une pendule en bronze doré du meilleur goût, entre deux calebasses sèches en guise de porte-allumettes. Le vestibule servait à la fois de salon et de salle à manger; la bibliothèque était à côté : j'y vis quelques volumes et beaucoup de bouquins. Au fond de cette petite pièce,

j'avisai encore une porte devant laquelle retombait un ample rideau de toile peinte, j'allais le soulever, lorsque Julie me toucha le bras, et me dit simplement: C'est ma chambre, monsieur.

Je laissai retomber le rideau; j'aurais pourtant donné tout au monde pour jeter seulement un coup-d'œil sur ce réduit, où jamais les pas d'un homme n'avaient pénétré. Quelle pureté égalait celle de cette jeune fille qu'environnait un si terrible rempart! Jamais nul ne l'avait souillée d'une parole, d'un désir; c'était un beau lis éclos au fond d'un précipice, à l'abri de tout regard humain.

Nous retournâmes sur la terrasse; la nuit était sombre et sereine; les étoiles tremblaient au firmament; pas un souffle d'air ne réveillait les feuillages endormis; les fleurs courbaient leur tête pleine de rosée, et leurs parfums affaiblis s'exhalaient dans une fraîcheur humide; ces ténèbres, ce silence, la paix profonde de tout ce qui m'environnait, me jetèrent dans une disposition d'esprit et de cœur que je n'avais jamais connus; c'était une vague tristesse, un attendrissement indicible. Je me sentis tout-à-coup détaché de ma vie passée, je regardai le monde d'un nouveau point de vue; il me sembla que tous les intérêts dont j'avais été jusqu'ici préoccupé étaient mesquins et frivoles, et que les seuls bien désirables ici-bas se trouvaient dans une position solitaire, ignorée, remplie par les seules affections de famille.

Les heures avaient passé comme des minutes, et pourtant il me sembla que j'avais vécu plus longtemps pendant ce jour fécond en émotions que durant le reste de ma vie. Il était près de minuit quand je m'en allai. Coquelin et sa fille m'accompagnèrent jusqu'à la limite de leur domaine. En les quittant je leur dis: J'étais venu ici par un sentiment de commisération et de curiosité; maintenant j'y retournerai pour continuer de bonnes et amicales relations qui déjà me sont chères. A demain.

Je ne dormis guère cette nuit-là et le lendemain de bonne heure j'étais aux grottes. A dater de ce jour, j'y allai régulièrement deux ou trois fois la semaine. Rien ne démentit mes premières impressions; j'avais bien réellement rencontré deux belles et saintes âmes, deux êtres à part, humbles, justes, résignés, sans haine envers le reste des hommes qui les retenaient impitoyablement au fond de leur position abjecte. La pauvre famille de parias subissait sans plainte les mépris du monde; la boue qu'on lui jetait ne l'avait point souillée, et elle pratiquait à l'écart des vertus ignorées de ceux qui la foulaient aux pieds.

L'avocat prononça ces derniers mots d'un accent ému, avec une expression profonde; chacun écoutait encore, même le percepteur; mais le vieillard s'accouda sur la table et se remit à feuilleter *la Chaumière indienne*, d'un air distrait et comme absorbé dans les souvenirs qu'il venait de rappeler.

— Et comment finirent vos relations avec cette famille? lui demandai-je après un silence.

Il passa une main sur ses yeux, et répondit d'une voix basse: Ceci est une autre histoire. — Et vous ne voulez pas nous la faire? — C'est une histoire plus douloureuse que celle dont vous venez d'entendre le récit; c'est la confidence d'un malheur qui a brisé ma vie entière; je peux en faire le récit; tous ceux dont je parlerai sont morts depuis longtemps, et les choses que je vais raconter ne regardent plus que moi seul.

Il se recueillit un moment, et reprit avec plus de sang-froid: Il y a trente ans passés de tout ceci; le temps a emporté les courtes joies, les effroyables douleurs de cette époque de ma vie; mais le souvenir m'en est toujours vif et présent. Dès ma première visite aux grottes, j'avais senti que j'aimais la fille de Coquelin, et cet amour ne me fit point peur.

(Suite.)

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. Nro. 49.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par *O. L. B. WOLFF*, PROF. ET DR., et *C. SCHÜTZ*, DR.

Gallerie älterer französischer Dichter.

Catherine de Parthenay.

Diese ausgezeichnete Frau, zu ihrer Zeit eine der festesten Stützen der protestantischen Parthei in Frankreich, ward um 1537 geboren und vermählte sich 1568 mit dem Baron von Pont-Kellevé, welcher durch ihre Mutter, die sich mit ihm erzürnt hatte, in einen eigenthümlichen Prozeß verwickelt wurde, durch den eine Ehescheidung herbeigeführt werden sollte. Die Ermordung des Barons in der Bartholomäusnacht machte jedoch diesem ärgerlichen Streithandel ein Ende. Catherine vermählte sich nun mit René II. von Rohan, welchen sie jedoch auch nach zehnjähriger Ehe wieder verlor. Trotz dem, daß sie den Hofintriguen, der Unterstützung der protestantischen Parthei und literärischen Beschäftigungen ihre meiste Zeit widmete, war sie dennoch eifrig darauf bedacht, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Sie hatte zwei Söhne, von denen der älteste Herzog von Rohan, der jüngere Herzog von Soubise wurde, und drei Töchter: Henriette, welche unvermählt starb, Catherine, die einen Herzog von Zweibrücken heirathete und Heinrich IV. früher die bekannte Antwort gegeben hatte: „Ich bin zu arm, um ihre Gemahlin und aus zu gutem Hause, um ihre Maitresse zu werden," und die berühmte Anna von Rohan, welche sich, gleich ihrer Mutter, durch vortreffliche poetische Leistungen Ruhm erwarb. Catherine de Parthenay starb im 94sten Jahre ihres Alters, drei Jahre nach der Belagerung von la Rochelle, bei welcher sie sich durch ihren glänzenden Muth auszeichnete. Sie war mit ihrer Tochter Anna lange Zeit in dieser Festung eingeschlossen und Beide drei Monate lang genöthigt, täglich nur von vier Unzen Brod zu leben; dennoch schrieben sie zu derselben Zeit dem Herzog von Rohan, nichts um ihretwillen zum Nachtheile seiner Parthei zu thun, was sie auch immer erdulden müßten. Eben so wollten sie lieber Kriegsgefangene bleiben, als in die Kapitulation geschlossen werden.

Catherine hinterließ mehrere Tragödien und Comödien und einige vortreffliche Elegieen. Gedankenreichthum, Concision, Correctheit und eine glückliche Wahl der Bilder zeichnen ihre Leistungen höchst vortheilhaft aus, den Beweis liefern unter Anderem die hier mitgetheilten Stanzen auf den Tod Heinrich's IV.

Stances sur la Mort de Henri IV.

Par Catherine de Parthenay.

Regrettons, soupirons cette sage prudence,
Cette extrême bonté, cette rare vaillance,
Ce cœur qui se pouvoit fléchir et non dompter,
Vertus, de qui la perte est pour nous tant amère,
Et que je puis plutôt admirer que chanter,
Puisqu'à ce grand Achille il faudroit un Homère.

Jadis pour ses hauts faits nous eslevions nos testes :
L'ombre de ses lauriers nous gardoit des tempestes.
Qui combattoit sous luy mesconnoissoit l'effroy;
Alors nous nous prisions, nous mesprisions les aultres,
Estant plus glorieux d'estre subjects du roy,
Que si les aultres roys eussent esté les nostres.

Maintenant nostre gloire est pour jamais ternie:
Maintenant nostre joie est pour jamais finie.
Près du tombeau sacré de ce roy valeureux,
Les lys sont abattus, et nos fronts avec eux.

Mais parmy nos douleurs, parmi tant de misères,
Reine, au moins gardez-nous ces reliques si chères,
Gages de vostre amour, espoir en nos malheurs.
Estouffez vos soupirs, seichez votre œil humide;
Et pour calmer un jour l'orage de noz pleures
Soyez de cet estat le secours et le guide.

O Muses, dans l'ennuy qui nous accable tous,
Ainsy que nos malheurs vos regrets sont extrêmes:
Vous pleurez de pitié quand vous songez à nous,
Vous pleurez de douleur en pensant à vous-mesmes.

Hélas! puisqu'il est vrai qu'il a cessé de vivre,
Ce prince glorieux, l'amour de ses subjects,
Que rien n'arreste au moins le cours de noz regrets,
Ou vivons pour le plaindre, ou mourons pour le suivre.

Une Famille de Parias.

Par H. Arnaud.

(*Suite.*)

Un besoin effréné d'émotions me dévorait avant de l'avoir connue; il fut satisfait dès que j'eus abordé cette formidable situation; je trouvais tout à coup un but, un intérêt puissant au milieu de mes impressions vulgaires et monotones; j'existais enfin par le cœur, par l'imagination. Je fermai les yeux sur l'avenir, je me laissai aller aux ardentes émotions, au bonheur poignant que m'offrait le présent. C'était une étrange vie! J'étais loin cependant d'en jouir avec sécurité. Il fallait beaucoup d'adresse et de précaution pour dérober mes nouvelles relations aux regards curieux d'une douzaine d'amis désœuvrés. Je compris que je n'y parviendrais pas si je restais à la ville. Pour être libre et seul, je louai une maison de campagne à une demi-lieue des grottes. D'abord on s'étonna de me voir installé là; on pensa que c'était le caprice d'un jeune homme riche et qui voulait s'amuser en toute liberté; puis, quand on sut que j'étais seul et que je ne voulais plus retourner à la ville, on me traita d'ours, de maniaque, et les amis se gardèrent de me venir trouver. Mais que m'importait ma solitude pendant le jour? Tous les soirs j'allais aux grottes.

Depuis la première fois que j'avais vu Julie, je l'aimais éperdument, et au bout de deux mois, je n'avais pas eu la hardiesse de le lui dire; pourtant j'étais sûr qu'elle m'aimait aussi. Peut-être ce fut seulement l'occasion qui me manqua, car son père était toujours entre nous. Je n'avais aucune impatience de cette contrainte; j'aimais de trop bonne foi pour calculer les chances d'une séduction.

L'intimité de cette pauvre famille m'était bien douce; je n'ai jamais rencontré dans mes relations du monde autant d'affectueuse bienveillance, d'exquise discrétion, de politesse aisée et franche. Coquelin me témoignait beaucoup de confiance; cependant, il était un point sur lequel il gardait avec moi un silence absolu; malgré mes insinuations, il ne s'expliquait jamais sur l'avenir de

sa fille. J'avais là-dessus des craintes épouvantables et dont je détournais ma pensée avec horreur.

J'analysais trop bien mes propres impressions pour ne pas voir ce qui se passait dans l'âme de Julie; la sérénité de son regard s'éteignait; une langueur étrange semblait paralyser toutes ses facultés; son sourire était triste et animé, ses paroles plus brèves et d'un plus grand sens. Quand j'arrivais, elle se tenait d'abord à l'écart, puis elle revenait peu à peu, elle hésitait toujours avant de s'asseoir entre son père et moi: mais une fois là, comme nos cœurs se parlaient! comme ils s'entendaient dans ses longs entretiens où le mot d'amour n'était jamais prononcé!

Un soir, en arrivant aux grottes, je trouvai Julie pâle et abattue; on eût dit qu'elle avait pleuré longtemps. Coquelin était moins troublé, mais je remarquai aussi une certaine altération dans sa physionomie. Il me tendit la main comme à l'ordinaire et me fit signe de m'asseoir.

— Qu'est-ce? qu'est-il donc arrivé? m'écriai-je frappé d'un triste pressentiment. — Rien, me répondit Coquelin avec effort; notre situation est de celles que rien d'imprévu ne saurait frapper. Mon Dieu! comment avons-nous mérité d'être si malheureux!

Il cacha son visage dans ses mains; Julie fondit en larmes.

— Mais qu'est-ce donc? qu'avez-vous? m'écriai-je avec violence; au nom du Ciel, dites-le-moi! Quelque insulte? — Hélas! non, dit Julie en passant son mouchoir sur ses yeux et sur sa bouche, comme pour contenir ses larmes, je suis une folle de pleurer ainsi... Pardon, mon bon père!

Elle baisa les mains de Coquelin, et il retint un moment sur sa poitrine cette belle tête blonde, en la caressant doucement.

— Allons! dit-il, allons! soyons calmes et résignés. Pourquoi ces angoisses? Ne devrions-nous pas être habitués à cette vie! qu'avons-nous à nous reprocher? Ce ne sont pas nos fautes, c'est notre malheur qui nous accable: nous sommes bien à plaindre; mais notre conscience est tranquille.

J'étais surpris et navré, je voyais pour la première fois Julie pleurer sur sa position. Que s'était-il donc passé qui la lui avait tout à coup rappelée? Je n'osai faire aucune question, j'attendis; mais on ne me dit rien de plus. Il me sembla que ma présence consolait Julie, ou du moins avait pu la distraire de son affliction, elle se calma; Coquelin aussi fut moins triste et la soirée s'écoula à peu près comme à l'ordinaire.

Je m'en allai, obsédé par les plus douloureuses pensées et par le pressentiment de quelque malheur: je regrettais de n'avoir pas interrogé Coquelin. Évidemment, il se passait quelque chose qu'on voulait me cacher; je me souvenais de ce qui m'avait été dit du bourreau de Grenoble, et j'éprouvais, en y songeant, quelque chose qui n'avait pas de nom; c'était un mépris, une rage, une effroyable jalousie contre cet homme. Ma nuit fut sans sommeil, et le lendemain, au point du jour, j'étais dehors. J'allai rôder parmi les rochers aux environs des grottes; enfin, dévoré d'inquiétude, je me décidai à me présenter chez Coquelin bien avant l'heure accoutumée.

Il faisait un temps orageux; les nuages, incessamment déchirés par de livides éclairs, s'amoncelaient au ciel. Il n'y avait personne dans l'allée, sur la terrasse; les fenêtres de la maison étaient fermées, et nulle fumée ne s'élevait au-dessus du toit. J'avançai en tremblant, je regardai d'un œil stupide autour de moi; un moment je crus que Julie était partie et perdue à jamais...

Tout à coup les battements furieux de mon cœur s'arrêtèrent, mes genoux fléchirent, je joignis les mains pour remercier Dieu; la voix me manquait: la fille de Coquelin était là, seule, assise au bord du puits dans une morne attitude. Le vent rejetait en arrière ses longs cheveux et séchait les larmes qui tombaient lentement sur ses joues pâlies; son regard fixe et accablé ne se détournait pas de son jeune frère assis à ses pieds. J'arrivai près d'elle sans qu'elle m'eût aperçu.

— Julie! lui dis-je doucement.

Elle se dressa comme si une main invisible l'eût soulevée; le faible incarnat de ses joues

s'effaça entièrement; elle mit une main sur sa poitrine et murmura: Monsieur!... c'est vous!... ah! vous êtes venu!...

Je la regardais tout éperdu sans lui répondre. Il y eut un silence. Enfin je lui dis: Vous êtes seule ici, pourquoi? Votre père, Tony et Jigé, où sont-ils?

Elle se cacha le visage et répondit d'une voix étouffée: Là-bas, à la ville... c'est fini maintenant... vous ne saviez pas... nous n'avons pas osé vous le dire hier soir... Oh! mon pauvre père! quel horrible jour...

Je frissonnai, j'avais compris enfin. Julie retomba comme anéantie sur le banc de pierre, je m'assis près d'elle: je baisai ses mains froides et tremblantes.

— Voilà donc pourquoi vous pleuriez? lui dis-je; comme j'ai été malheureux hier soir! mais l'idée de ce qui s'est passé aujourd'hui ne m'était point venue... Pauvre fille! je donnerais la moitié de ma vie pour changer votre sort! ne le croyez-vous pas?

Elle sourit tristement et me dit; Vous êtes bon!... vous êtes juste et compatissant envers une pauvre famille bien malheureuse... — Oui, mais, hélas! je ne puis rien que vous plaindre, vous respecter, vous aimer... Mon Dieu! prenez courage! qui sait! l'avenir est si long devant nous. Nous pourrons être heureux, Julie...

Sa main frémit dans la mienne, elle me regarda avec une sorte d'égarement, et détourna aussitôt la vue en s'écriant: Nous! vous avez dit nous! eh! qu'y a-t-il de commun entre le sort d'une pauvre fille méprisée, honnie, repoussée de tous, et celui d'un homme heureux, honoré, haut placé dans le monde? Ah! ne me parlez pas ainsi! cela me fait mal; cela me force à regarder jusqu'au fond de l'abîme qui nous sépare.

Je saisis ses mains qu'elle me retirait, je lui dis en l'attirant vers moi: L'amour l'a comblé, cet abîme effroyable; Julie, ne suis-je pas devenu votre ami, celui de votre père? Ai-je hésité à venir m'enfermer dans le cercle defendu où vous vivez? J'y suis heureux: que m'importe le reste du monde? je donnerais tous ses succès, toutes ses joies pour une heure du bonheur ignoré que j'ai trouvé ici. Ce bonheur, il durera longtemps, il durera toujours, si vous m'aimez comme je vous aime.

Elle appuya son front sur mon épaule et pleura.

— M'aimes-tu? dis-je, si bas qu'elle dut à peine m'entendre. Elle releva la tête et répondit en serrant mes deux mains dans ses mains jointes: Oui! Dieu fasse que je meure bientôt!... — Mourir! tu veux mourir!... mais je suis ici, près de toi pour toujours...

Elle secoua la tête.

— Vous ne me croyez pas? repris-je, eh! pourquoi? est-ce impossible ce que je veux? Je suis à peu près libre; depuis longtemps j'ai perdu ma mère qui m'a laissé une fortune indépendante; mon père ne gêne pas mes volontés; son autorité ne va pas au-delà de quelques bons conseils, de quelques projets qu'il forme pour moi. Je resterai à la campagne, j'y passerai ma vie; ne dites pas que ce serait vous sacrifier mon avenir... Eh! puis-je vivre sans vous maintenant? Si vous saviez ce que j'ai souffert hier, quelles craintes j'avais!... Le mystère que vous me faisiez, certaines paroles de votre père qui sont restées dans ma mémoire... Julie, il y a un homme qui songe à vous épouser, je ne l'ignore pas... Cet homme, vous savez qui il est.

Elle me fit signe avec la main de me taire, et s'écria d'une voix brisée: Moi, me marier! jamais! je ne veux pas mettre au monde des êtres malheureux et réprouvés comme moi. Je me souviens du sort de ma mère, elle aussi naquit avec cette épouvantable souillure, et l'attachement du meilleur des hommes ne l'a pas consolée. Elle est morte de notre infamie en regrettant de me laisser en ce monde. Je ne comprenais pas alors l'immensité de notre malheur; à présent j'ai en horreur cette existence hors la loi; je donnerais toutes les années de ma vie pour m'y soustraire un seul jour... Mais il n'y a point de rachat, point de réhabilitation possible! mon Dieu! êtes-vous juste?

L'enfant qui jouait à ses pieds tendit vers elle ses petites mains; elle le regarda avec une

pitié profonde, en ajoutant: Et ce pauvre innocent, il sera forcé de faire ce qu'a fait aujourd'hui mon père!... Que maudit soit le jour où il est né!

Ses larmes s'étaient séchées; une morne douleur animait son regard; j'étais brisé, je pleurais près d'elle, les mains jointes.

— Comme je m'étais trompé! lui dis-je; vous me sembliez si résignée! Je ne vous croyais pas malheureuse, pauvre Julie! Et rien ne peut vous consoler! rien, pas même mon amour!... Ah! je vois mieux que vous-même au fond de votre cœur, vous ne m'aimez pas!... — Je ne vous aime pas! dit-elle, plût à Dieu pour tous deux! Vous ne feriez pas de vains efforts pour vous jeter en dehors de votre position, et moi, je me résignerais mieux à la mienne. Le monde où vous avez votre place m'est à jamais fermé; je le regarde de loin sans espoir de vous y suivre... Qu'elles sont heureuses les femmes que vous pouvez publiquement saluer, qui osent s'appuyer à votre bras, marcher sous votre protection, se montrer avec vous à tous les regards! Oh! oui, Dieu fasse que je meure bientôt! — Non! lui dis-je en l'entourant de mes deux bras; non! tu vivras pour celui qui, dès ce jour, ne veut plus d'autre vie que la tienne... Je t'arracherai à cet horrible sort!... Quand? comment? je n'en sais rien encore; mais, vois-tu, rien n'est impossible à quiconque aime comme moi... Nous fuirons... Je t'emmènerai; nous irons nous cacher dans quelque pays éloigné... Tu seras ma femme... — Ne me parlez pas ainsi, s'écria-t-elle en pâlissant; je pourrais espérer, je pourrais vouloir... Oh! que Dieu m'en garde!... Moi, détruire votre position! moi, vous faire quitter sans retour votre pays, votre famille! Et si un jour vous veniez à regretter cet immense sacrifice? Non, non, restons ce que nous sommes... A vous l'avenir, à vous toutes les chances de bonheur! A moi le repos dans mon lit de terre...

Je me mis à genoux; je lui dis tout ce qu'un amour effréné peut inspirer de prières, de plaintes et de reproches; je la suppliai d'avoir pitié d'elle et de moi-même, de consentir à mes résolutions, à mes projets. Elle ne me répondait que par des pleurs, et tournait vers le ciel ses yeux qu'elle n'osait plus arrêter sur moi.

Il avait dans les airs comme des voix qui semblaient se mêler à nos larmes; le vent résonnait sourdement dans les profondeurs du vallon, le ciel était sombre, les nuages montaient vers nous, noirs et menaçants, l'orage était près d'éclater sur notre tête. Tout à coup le vent tomba; un bruit sourd passa au loin et vint mourir au pied de ces hauteurs d'où nous dominions un paysage immense.

— Rentrons, dis-je à Julie, un moment distraite par ce grand et terrible spectacle; rentrons, voici un orage effroyable, il pleut déjà là-bas...

Un épouvantable coup de tonnerre me coupa la parole; mon regard ébloui ne vit plus rien; je sentis Julie s'appuyer sur moi et tomber aussitôt sur ses genoux, la tête baissée; elle laissa aller l'enfant immobile et penché sur son bras. Je la crus foudroyée, j'étendis les mains, je l'appelai avec des cris frénétiques. Au bout d'une minute, je recouvrai la vue. Le tonnerre était tombé à côté de nous, sur un cyprès dont il avait brisé la cime et entièrement dépouillé le tronc. Je relevai Julie. Elle serrait convulsivement l'enfant contre son sein; ses lèvres, pâles et tremblantes, remuaient sans articuler aucun son.

— Oh! mon Dieu! murmura-t-elle enfin, la mort nous a touchés de près! elle nous eût pris ensemble!

L'orage éclatait autour de nous avec une horrible furie; aveuglé par les éclairs, étourdi par les formidables roulements du tonnerre, j'entraînai Julie vers la maison; en y entrant elle s'agenouilla comme pour prier; l'enfant s'attachait à elle en jetant des cris d'effroi; elle l'étreignit avec transport et le couvrit de baisers; puis, me tendant la main, elle dit avec un soupir profond: Dieu n'a pas voulu de nous!

En ce moment, Coquelin arriva. Il était pâle, haletant, trempé par la pluie.

— Mon père! s'écria Julie, vous êtes revenu par ce temps effroyable! — Mon enfant, j'ai eu peur pour toi; je te croyais seule, et puis, j'avais tant besoin de te retrouver, ainsi que mon petit Louis!

Il les attira sur ses genoux, et les tint embrassés comme s'il eût reposé sa tête à l'abri de ces deux têtes innocentes. Je m'approchai, je tendis mes deux mains à la sienne qu'il n'osait avancer vers moi; il me remercia par un sourire plein de triste reconnaissance.

Je restai aux grottes plus tard que de coutume. Le temps s'était rasséréné; la lune se leva pure et brillante; une calme soirée succédait à ce jour orageux. Coquelin vint me reconduire jusqu'à l'endroit où nous nous étions retrouvés deux mois auparavant. Là, il s'arrêta, et me dit tout à coup: Il m'en coûte de vous quitter ce soir, car nous ne nous reverrons pas demain; j'étais heureux d'avoir trouvé enfin un ami, mais tel est mon sort funeste que ce qui fait la joie et le bonheur des autres, fait notre désespoir à nous... Je redoute votre présence pour Julie... — Eh! quoi! interrompis-je violemment, me croyez-vous capable d'une lâche séduction? — A Dieu ne plaise que je vous soupçonne d'une mauvaise action! mais l'assiduité de vos visites peut avoir pour Julie de terribles résultats. Je ne vous parle pas de son honneur, de sa réputation compromise par vous... Hélas! rien ne peut déshonorer la fille du bourreau... Mais sa tranquillité, le peu de bonheur qu'elle trouve dans notre misérable vie, seraient perdus si elle vous aimait. Vous voyez bien qu'il faut ne plus revenir. J'aurais peut-être dû vous dire ceci plus tôt; le courage m'a manqué... Si vous saviez ce qu'il m'en coûte pour renoncer à nos relations!

Je m'attendais vaguement à une explication de ce genre, et je la redoutais beaucoup. Il fallait parler avec franchise pour s'en tirer en honnête homme, et je n'hésitai pas.

— Il est trop tard pour rompre ces relations, dis-je avec fermeté; j'aime Julie, elle m'aime aussi. Je ne sais ce qui en adviendra; mais ma ferme intention est de tenter, par tous les moyens possibles, de la soustraire à sa position. Écoutez, Coquelin: je suis jeune et riche, j'ai au cœur une volonté inébranlable; il n'y a rien dont on ne doive venir à bout, quand on est décidé à ne reculer devant aucun sacrifice. Je vous donne ma parole d'honneur d'être le protecteur de votre fille, de ne jamais l'abandonner. Quel que soit son sort avec moi, il vaudra toujours mieux que celui auquel vous étiez résigné pour elle. Pensez-y; demain seulement je veux savoir votre réponse.

Je m'en allais. Coquelin me retint; il me parla longtemps; il me dit des choses pleines de sagesse, de générosité, de fermeté. Il avait raison; j'étais un fou, j'allais tête baissée contre des obstacles où je devais nécessairement me briser; mais le sacrifice qu'il exigeait était au-dessus de mes forces et de ma volonté. Je maudis sa cruelle prudence; je lui demandai comme une grâce de ne pas me bannir tout-à-fait, de ne pas rompre violemment notre intimité, de me laisser le temps de prendre moi-même une résolution. Nous nous séparâmes fort tristes tous deux, mais contents l'un de l'autre. J'avais fait preuve de franchise et de dévouement; lui s'était montré juste, indulgent et ferme comme devait l'être le père de Julie.

Le lendemain, je retournai aux grottes à l'heure accoutumée. J'avais la tête pleine de projets, de résolutions violentes; j'étais transporté de courage et d'espoir. Une cruelle déception m'attendait; la maison était fermée, je ne trouvai ni Julie, ni son père. Il n'y avait plus personne aux grottes.

Mon premier mouvement fut un profond dépit, une violente colère. Il me sembla que Coquelin abusait de son autorité, qu'il violentait sa fille, qu'il m'avait trompé; puis j'eus quelque espoir qu'il n'avait pas emmené Julie pour m'ôter les moyens de la revoir, et qu'il allait revenir. Je m'assis devant la maison, j'attendis jusqu'à la nuit close; personne ne revint. Je retournai chez moi furieux, malheureux au-delà de toute expression. Huit jours durant je revins aux grottes dès le matin, pour ne m'en aller que le soir; j'espérais voir du moins arriver un des valets et en obtenir quelque explication. Enfin, le huitième jour, je me décidai à retourner en ville, à aller frapper à la porte de cette maison infâme, de laquelle nul n'avait passé le seuil, pour demander à Coquelin ce qu'il avait fait de sa fille.

J'attendis la nuit, et vers les dix heures du soir j'entrai par la porte Notre-Dame. Je suivis le rempart, personne ne passait par la rue, où l'herbe croissait comme dans un pré. Les murs d'un vaste jardin la bordaient d'un côté, de l'autre j'aperçus une maison avec un perron de trois marches sur le devant, et une vigne qui tapissait la façade. C'était là, je le savais. Je m'arrêtai le cœur palpitant. Il y avait de la lumière à une fenêtre du premier étage, qui était toute grande ouverte; un silence absolu régnait dans l'intérieur de la maison. Je me glissai comme un malfaiteur le long du mur, et gagnai en tremblant le perron. La porte était fermée, je soulevai doucement le marteau de fer, et frappai un seul coup sourd et timide. Ce fut Tony, l'un des valets, qui vint m'ouvrir.

— Ah! mon Dieu! fit-il stupéfait, c'est vous, mon bon monsieur? — Où est Coquelin? lui dis-je en refermant la porte; je viens pour le voir.

Cet homme ne me répondit que par un gémissement qui me fit tressaillir. Il posa sa lampe de terre sur un vieux bahut, et comme j'avançais il se jeta au-devant de moi les bras étendus. Un frisson parcourut tout mon être, je sentis mes cheveux se dresser; j'eus peur je ne sais de quoi, et je m'écriai: Où est Coquelin? Je veux parler à Coquelin sur-le-champ; où est-il? — Il est là-haut, répondit Tony avec une espèce de sanglot; il est là-haut, couché dans sa caisse de sapin. Vous pouvez encore le voir. — Il est mort! interrompis-je frappé de stupeur. — Mort depuis ce matin, après une maladie d'une huitaine de jours.

Je montai l'escalier, j'entrai dans la chambre du premier étage, où je ne jetai qu'un rapide coup d'œil. Coquelin était là dans son suaire; l'autre valet veillait près de lui en lisant un livre de prières. Je redescendis.

— Et Julie? demandai-je à Tony. — Elle est là haut enfermée dans sa chambre avec le petit Louis. Le prêtre qui est venu ce matin n'a pas voulu qu'elle restât près du pauvre trépassé. Il reviendra demain la voir; c'est un brave homme bien charitable. — Moi aussi je reviendrai. — Alors n'attendez pas midi. Demain matin la pauvre fille retournera aux grottes aussitôt après l'enterrement. Si elle veut, je la suivrai et je resterai à son service; je n'aimerais pas à me mettre avec l'autre qui va venir, quand même il doublerait les profits.

Je donnai 40 francs à Tony en lui recommandant d'avoir bien soin de sa maîtresse, et sans m'arrêter un moment de plus en ville, je retournai à ma maison de campagne.

Julie me trouva aux grottes; j'y étais depuis une heure quand elle arriva. Il faudrait avoir passé par la situation exceptionnelle où elle était placée pour comprendre l'immensité de sa douleur. Elle avait perdu le seul être qui l'accompagnât dans sa triste vie, celui qui ne s'était pas séparé d'elle depuis qu'elle existait, et sur lequel elle avait si longtemps reporté toutes ses affections. Je n'essayai pas de la consoler; j'attendis que le temps calmât ses profonds regrets. Je passai ma vie aux grottes; j'avais rompu toute relation avec le monde: je ne recevais aucune visite, je ne répondais aux lettres de ma famille que par quelques lignes insignifiantes. J'eusse voulu être oublié de l'univers entier. Nous arrivions pourtant à l'époque des vacances; mon père m'attendait; je lui écrivis, je motivai ma résolution de rester à la campagne par je ne sais quelles raisons entortillées, et auxquelles il ne dut pas croire.

Que pouvait Julie contre un tel dévouement et les faiblesses de son propre cœur? Quelle vertu surhumaine eût résisté aux puissantes influences d'un amour exalté, d'un complet isolement? elle fut mienne enfin! Alors seulement je vis jusqu'au fond cette âme ardente: j'étais sa religion, l'arbitre souverain de ses joies, de ses douleurs. Pour quiconque a été aimé ainsi une fois, tout autre amour est insignifiant et frivole. Je me laissai aller à ce bonheur si grand, si complet, comme si rien au monde n'eût pu me le ravir. Ma sécurité épouvantait Julie; tandis que je me reposais dans le présent, elle regardait en pleurant l'avenir et me disait souvent: Ami, Dieu fasse que je meure assez tôt pour ne pas voir finir mon bonheur!

Hélas! je lui en voulais de ces pressentiments,

et alors elle m'en demandait pardon. Elle essayait de croire que cette vie durerait toujours; mais combien de fois, lorsque, appuyée sur mon épaule, elle venait de me dire: „Va, je ne crains rien; je sais bien que tu ne me quitteras jamais!" je relevai son visage pâle et couvert de larmes silencieuses! Un événement, que j'aurais dû prévoir mieux qu'elle, vint m'éveiller au milieu de ma sécurité.

Un soir, en revenant des grottes, je trouvai mon père chez moi. Il m'attendait depuis le matin; on n'avait pu lui dire de quel côté j'étais allé. Je demeurai stupéfait à son aspect, et mon premier mouvement fut une sorte de frayeur.

— Eh bien! me dit-il d'un ton moitié riant, moitié fâché, il faut donc que je vienne te chercher, méchant garçon? Mais quelle est donc cette fantaisie de s'enterrer à la campagne et d'y vivre comme un ours? D'après tes dernières lettres, je t'ai cru malade; voilà un visage qui me rassure. Çà, monsieur, embrassez-moi donc!

C'était un brave homme que mon père. J'avais eu lui un ami indulgent et qui comptait sur toute ma confiance; car jeune encore lui-même, il comprenait qu'on fît quelques folies, et il n'eût mis dans ses reproches ni autorité, ni roideur. L'indépendance de ma position ne m'avait pas émancipé de fait; son ascendant me gouvernait, à mon insu peut-être; il ne m'imposait aucune de ses volontés; mais je les adoptais aisément comme miennes. Nous n'avions pourtant ni le même cœur ni le même caractère; je prenais la vie plus sérieusement que lui; je tenais de ma mère une âme impétueuse, des sentiments obstinés; lui, au contraire, était plein de laisser-aller et de modération; il avait des sympathies ou des répugnances, rien au-delà; l'amour ou la haine n'avait jamais remué son cœur. Aussi comprenait-il mal les passions et ne les craignait-il point pour moi.

Comme te voilà! s'écria-t-il, me voyant silencieux et troublé devant lui; voyons! que se passe-t-il? on dirait que ma présence t'embarrasse... — Ah! mon père, vous ne le pensez pas!... — Eh, eh! je crois que tu as quelque plaisir à me revoir après une absence de huit mois, mais il y a des circonstances, des positions...

Je frémis, je crus que quelque funeste hasard l'avait instruit de la vérité.

— Oui, reprit-il, on est amoureux et trahi; cela se voit tous les jours, on vient enterrer son dépit à la campagne, on renonce à l'univers entier parce qu'on a été joué par une coquette; mais vois-tu, mon ami, il n'y a rien qui passe comme ces chagrins-là, et tu aurais bien pu venir t'en consoler ailleurs qu'ici.

Je compris l'allusion: mon père s'était renseigné à Aix, et les caquets de la petite ville lui avaient appris une certaine histoire arrivée depuis plusieurs mois, et dont une bonne moitié n'était pas vraie; je ne tentai pas de le désabuser.

— Tout cela ne vaut pas qu'on le regrette plus de quinze grands jours, reprit mon père, et voici tantôt quatre mois que tu boudes. Voyons, que faut-il faire pour te distraire de ce grand chagrin? D'abord nous ne resterons pas ici; je t'emmène. Nous irons où tu voudras. Te plairait-il de passer tes vacances à Paris? — Merci, mille fois merci, mon père; c'est un trop long voyage, nous le ferons plus tard, interrompis-je effrayé. — Eh bien! il faut aller à Marseille; nous y serons très-agréablement, nous verrons du monde, nous ferons des parties, et puis décidément, je ne veux plus me séparer de toi; l'hiver prochain je m'établirai à Aix, et j'y attendrai le retour des vacances pour t'emmener tout de bon. Il n'est pas sûr alors que nous restions en Provence; j'ai des projets. Eh bien! tu sembles consterné. Ah çà, mon ami, dis-moi, qu'as-tu donc? — Rien, mon père, rien que beaucoup de reconnaissance pour vos bontés. —

(Suite.)

Vom MUSÉE FRANÇAIS erscheint wöchentlich eine Nummer. Die Postämter versenden die Nummern wöchentlich die Buchhandlungen monatlich. — Abonnements-Preis für 26 Nummern oder 6 Monat 1 Thlr. Ein Abonnement unter 26 Nummern findet nicht Statt. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. N[ro]. 50.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par **O. L. B. WOLFF**, PROF. ET DR., et **C. SCHÜTZ**, DR.

Une Famille de Parias.

Par H. Arnaud.

(*Suite.*)

De la reconnaissance, c'est très-bien; mais je voudrais aussi de la confiance, de l'abandon; là, comme tu en aurais avec un bon camarade. Je sais que les pères, on les trompe toujours un peu; mais moi, pourtant... Allons, courage; aurais-tu fait quelque grande sottise? Dis-le, et nous aviserons ensemble aux moyens de la réparer. Si c'était, par exemple, des dettes; j'ai quelques mille francs à ta disposition... — Ah! mon père, vous savez que mon revenu est plus que suffisant pour des fantaisies même dispendieuses; et comme je ne suis ni débauché, ni joueur, j'ai de l'argent de reste. — Alors je reviens à ma première idée. Tu es amoureux d'une femme qui, vraiment, ne vaut guère la peine qu'on se fasse ermite pour elle et qu'on pleure si longtemps sa trahison.

Je ne répondis pas.

— Cela ne sera rien, reprit mon père; décidément nous allons à Marseille. Veux-tu me faire servir à souper, Léonce? puis nous nous coucherons: je suis cruellement fatigué. Sais-tu que je me suis promené tout le jour pour te chercher? Les paysans m'ont indiqué un chemin par lequel on t'avait vu passer; j'ai été jusque là-haut, sur les collines, et il a failli m'arriver une étrange aventure. Figure-toi que je marchais au hasard, le long d'un petit chemin fort solitaire, qui m'a conduit au milieu de rochers effroyables. Je pensais qu'il devait aboutir quelque autre part, j'allais toujours, lorsqu'une pauvre femme qui gardait ses chèvres m'a arrêté à l'entrée d'un petit vallon. — Mon bon monsieur, où allez-vous? m'a-t-elle demandé. Je vais m'asseoir là-bas à l'ombre, lui ai-je répondu en pressant le pas, car le soleil me fendait la tête. Elle m'a couru après en criant: Arrêtez, mon bon monsieur, arrêtez; c'est la *bastide* du bourreau! Et moi qui allais m'y reposer! Ma foi, j'aurais pu entrer dans la maison et demander à boire... Tu as là un triste voisinage, mon cher Léonce.

J'avais alternativement senti le rouge et la pâleur me monter au visage à ces mots si simples et si cruels. Mon père ne vit pas mes angoisses; son esprit était trop éloigné de soupçonner quelque corrélation entre ma situation et ce qu'il venait de me dire. Nous soupâmes ensemble, et je lui laissai faire, sans observation, les dispositions de notre voyage à Marseille: aucune raison, bonne ou mauvaise, aucun prétexte ne pouvait me le faire éviter. Si mon père m'eût parlé avec autorité, j'aurais résisté; mais il avait une manière de me faire faire sa volonté, à laquelle je ne savais pas me soustraire. Il était près de minuit quand je le conduisis à sa chambre. Il m'embrassa encore en me disant bonsoir; et passant la main dans mes cheveux, comme quand j'étais enfant, il ajouta: N'est-ce pas, Léonce, que tu es content de me revoir?

Les larmes me vinrent aux yeux de honte, de remords, de douleur; en ce moment, je me trouvais bien coupable envers mon père que je trompais, envers Julie que j'allais quitter. Une heure après, je retournai aux grottes.

Il faisait une de ces nuits de septembre, sereines et blanches de légers nuages, sous lesquels se voile la lune; aucun bruit ne s'élevait des campagnes endormies; mes pas seuls résonnaient le long du sentier désert qui montait aux grottes. En arrivant au seuil de cette maison, que j'avais quittée quelques heures auparavant avec autant de sécurité que si j'eusse dû y revenir tous les jours de ma vie, et à laquelle je venais dire adieu maintenant, je fus saisi d'une si grande douleur, d'une si profonde pitié pour celle qui allait y rester seule désormais, que le courage me manquait pour lui apprendre notre malheur. J'éprouvais d'ailleurs une sorte de honte à démentir si promptement toutes les résolutions que je lui avais manifestées; moi, si plein de courage et de volonté, moi, que nul sacrifice n'eût épouvanté, et qui, prêt à lutter contre ma position, contre le monde, avais voulu renoncer à tout pour Julie, je me laissais dominer par un simple désir de mon père, je cédais sans résistance à son ascendant, à la force des choses. Il faut l'avouer, en ce moment je me trouvais moins à plaindre que Julie; c'était son malheur surtout qui m'accablait.

Toutes les fenêtres étaient fermées, à l'exception d'une seule, celle de la bibliothèque, derrière laquelle j'apercevais une faible clarté. Je m'approchai pour regarder entre les joints des volets. Julie était là, elle veillait encore, assise dans le profond fauteuil de cuir où je me reposais souvent. Une lampe de terre éclairait en plein son visage, penché sur un herbier dont elle arrangeait machinalement les feuilles. Au bout d'un moment, elle se releva, et jetant en arrière ses longs cheveux, elle passa les deux mains sur son front en disant tout haut d'un ton plaintif: Mon Dieu! ne plus dormir!

Je poussai doucement le volet de la fenêtre. Julie jeta un faible cri.

— C'est moi, ne crains rien, lui dis-je en entrant. — Ah! mon Dieu! interrompit-elle, qu'est-il donc arrivé? Pourquoi viens-tu me trouver ainsi au milieu de la nuit? Est-ce que tu ne dois pas retourner demain?

Je fis un signe affirmatif. Elle se rejeta en arrière, pâle et le regard fixe.

— Ah! s'écria-t-elle, est-ce que le jour de notre séparation est venu?

Alors je lui racontai ce que j'avais trouvé en retournant chez moi, et tout ce que m'avait dit mon père: elle m'écouta, ses mains dans les miennes, le regard fixe et sans larmes. Quand j'eus fini, elle me dit avec fermeté: Léonce, tu as un bon père, ne lui donne jamais de chagrin: pars avec lui, puisqu'il le veut. Va, je savais comment tout ceci devait finir; j'y étais préparée... mais, hélas! si tôt, mon Dieu!

Elle passa la main sur ses yeux, et reprit en se contenant: Dis-moi tous les projets de ton père; je veux savoir ce que tu feras, où tu iras après notre séparation.

Je lui parlai avec détail de la vie que j'allais mener loin d'elle; je voulais que du moins sa pensée pût me suivre au milieu de ce monde, de ces habitudes qui lui étaient si étrangères. Elle m'écoutait avec une triste et jalouse attention, mais sans aucune explosion de douleur. Je ne m'étais point attendu à la trouver si résignée; et tel est l'égoïsme de l'amour, que j'en éprouvai un secret dépit. J'aurais eu moins de regrets en la laissant plus malheureuse.

Les heures avaient rapidement passé; la lampe ne jetait plus que de mourantes lueurs. J'allai ouvrir la fenêtre; Julie se leva en frissonnant. Les clartés qui blanchissaient l'horizon tombèrent en plein sur son visage, et l'environnèrent d'une pâle auréole.

— Le jour! s'écria-t-elle, voilà le jour!

Nous sortîmes ensemble de la maison, elle appuyée sur moi, qui marchais chancelant. Nous allâmes ainsi jusqu'à l'entrée du vallon; alors, les yeux pleins de larmes, que je n'essayais pas de retenir, je la serrai dans mes bras en lui disant: Adieu! je reviendrai, Julie; je reviendrai, tu le sais bien.

Elle secoua la tête en me montrant du doigt

le chemin. Je la regardai en face, elle ne pleurait pas.

— Adieu! lui criai-je encore en m'enfuyant, adieu, Julie!...

Quand je fus en bas du sentier, je m'arrêtai, je regardai là-haut, derrière moi, entre les rochers; Julie avait déjà disparu.

— Ah! m'écriai-je avec une sorte de rage, je croyais être mieux aimé!

Deux heures plus tard, mon père entra dans ma chambre.

— Eh quoi! s'écria-t-il, déjà levé! Mais comme te voilà triste et défait, Léonce! Si tu étais souffrant, nous différerions notre départ. — Non, mon père, non, aujourd'hui, ce matin si vous voulez; il me tarde d'être hors d'ici, répondis-je subitement décidé.

En arrivant à Marseille, mon père ne me laissa pour ainsi dire pas le temps de me reconnaître. Il me fit faire tant de visites, il m'environna de tant de distractions, que j'en fus d'abord étourdi; mais une sorte de fatigue s'ensuivit bientôt, et tout en ayant l'air de m'y prêter encore, j'étais, au fond, dévoré de mélancolie et d'ennui. Le souvenir de Julie me causait un douloureux attendrissement, une sourde irritation; je lui en voulais de nos adieux, d'avoir pris si résolument son parti de notre séparation; j'eusse voulu pouvoir être heureux loin d'elle, puisqu'elle était tranquille et consolée loin de moi. Ce fut ainsi que je tâchai de briser au fond de mon cœur l'idole que j'avais tant adorée, et que j'essayai de réduire une passion dont j'avais fait un moment dépendre mon bonheur et mon avenir, aux proportions mesquines d'un amour ordinaire.

Nous habitions un des beaux hôtels de la Canebière, et je me liai avec une famille anglaise qui y était descendue presque en même temps que nous. C'étaient des gens riches et fort répandus dans le monde, où ils reparaissaient tous les hivers après une promenade en Suisse ou aux Pyrénées, qui durait toujours juste six mois, ni plus, ni moins. Vingt années de séjour sur le continent avaient francisé William Neal; il n'avait d'anglais que sa tournure tout d'une pièce et l'habitude de parler entre les dents. Sa sœur, miss Anna Neal, était une de ces vieilles filles intrépides qui ont courageusement arboré leurs quarante ans, et qui feraient seules leur tour d'Europe sous la triple sauvegarde de leurs cheveux gris, de leurs besicles et de leur plaid écossais. Tous les soirs nous prenions le thé chez elle; du thé de caravane préparé par une Anglaise; c'était rare au temps de l'empire.

Un jour William Neal me dit sans préambule, et la bouche encore un peu plus serrée que de coutume: Mon cher, je suis très-amoureux. — Amoureux, vous! Et comment cela vous est-il venu? — En regardant du matin au soir une jolie femme qui ne se doute seulement pas de mon amour. — Mais où donc la voyez-vous? — Sur la petite terrasse de l'hôtel, par la lucarne de mon cabinet.

Je me pris à rire, car je me figurai aussitôt William Neal perché sur une table, le cou tendu, et tâchant de s'accrocher aux barreaux de cette lucarne, élevée de dix pieds au-dessus du sol.

— C'est une femme très comme il faut, reprit-il imperturbablement; elle est veuve, elle s'appelle madame Olivier. J'ai été aux renseignements. On m'a dit qu'elle ne connaissait ici âme qui vive: elle doit s'ennuyer extrêmement, et cela me donne beaucoup d'espoir. Ne fût ce que pour employer sa soirée, elle ne refusera pas l'invitation de miss Anna, elle viendra au bal... Ce n'est pas maladroit de ma part, d'avoir décidé ma sœur à réunir pour ce bal toutes les personnes qu'elle connaît, de près ou de loin. Les étrangers qui se trouvent dans l'hôtel ont été priés en masse, et madame Olivier a reçu ce matin sa lettre d'invitation. Il n'y avait pas d'autre moyen de l'aborder. C'est bien imaginé; qu'en dites-vous? — Pourvu qu'elle vienne. — Certainement elle viendra; miss Anna ira lui faire une visite pour l'y engager. — Et vous l'accompagnerez? — Non pas, diable! non pas. Il ne faut pas aller si vite. Me présenter ainsi, ce ne serait pas convenable; madame Olivier n'aurait qu'à se douter.. C'est une dame très comme il faut, vous dis-je, et elle pourrait trouver mauvais que j'osasse donner un bal à son intention. — C'est pourtant d'une galanterie

très-raffinée, ce que vous faites là, et les femmes se laissent prendre volontiers à ces façons d'agir romanesques. Bonne chance, mon cher William.

Une fois que j'eus entamé ce rôle de confident, il m'en fallut subir toutes les charges. William Neal me faisait faire parfois avec lui une faction de deux heures dans le jardin, seulement dans l'espoir d'entrevoir la dame de ses pensées à une fenêtre qui ne s'ouvrait jamais. Nous montions vingt fois par jour l'escalier où il l'avait deux fois saluée: mais on eût dit qu'elle mettait autant de soin à se cacher que nous d'empressement à tâcher de l'apercevoir. Au bout de quinze jours je ne l'avais pas encore entrevue; William Neal grimpait inutilement à la lucarne de son cabinet, la terrasse restait déserte et les fenêtres fermées. Cependant je fis une remarque qui ranima fort l'espoir de William. Chaque fois que nous étions dans le jardin, les jalousies du balcon restaient inexorablement baissées; mais souvent il me sembla qu'une ombre passait derrière les lames obliques, et qu'une main furtivement avancée leur imprimait une légère oscillation.

L'avant-veille du bal, William vint, tout désolé, me raconter que miss Anna Neal s'étant présentée chez madame Olivier, la femme de chambre lui avait dit avec mille excuses que sa maîtresse était malade, et qu'elle ne pouvait recevoir personne. Cela avait tout l'air d'un prétexte, et je m'en fâchai comme si ce désappointement m'eût personnellement regardé.

— Vous êtes un fou, dis-je à William; je vous demande un peu ce que cela signifie de faire ainsi le pied de grue pour une femme qui ne s'en doute peut-être pas? Ceci est de l'obstination, et vous allez vous rendre ridicule; il faut renoncer à cette invisible madame Olivier. Figurez-vous qu'elle est partie, que vous ne la reverrez jamais, et oubliez-la. — Je crois que c'est ce que j'ai de mieux à faire, répondit piteusement William.

Le soir, au thé, miss Anna nous dit: Je crains bien que nous n'ayons pas après-demain madame Olivier; c'est une personne bien originale; elle passe sa vie assise derrière les persiennes à regarder ceux qui vont et viennent dans la cour de l'hôtel; c'est là tout son amusement, toute sa distraction; la nuit, elle veille, et parfois on l'a vue descendre dans le jardin pour ne remonter chez elle qu'au jour. C'est comme un oiseau de nuit, jamais elle ne voit le soleil. — Je l'ai aperçue hier, dit mon père; j'avais sonné de très-bonne heure pour qu'on ouvrît mes fenêtres, et comme personne ne venait, je me suis levé moi-même. Alors j'ai vu sous le balcon une femme qui m'a paru belle et toute jeune. Elle s'est levée aussitôt et a regagné lentement la porte; elle était seule. — Voilà qui ne ressemble à rien! fit William tout pensif. — Cela ressemble aux manies d'une folle, dis-je dédaigneusement.

Nous nous séparâmes fort tard, et avant de monter chez moi, j'entrai dans la chambre de William pour prendre un livre; tandis que je parcourais les rayons de sa bibliothèque, il alla dans le cabinet.

— Venez, me cria-t-il doucement; venez, elle est là.

J'hésitai, car il me sembla que nous étions tous deux bien ridicules; puis, la curiosité me gagnant, je me hissai à grand' peine jusqu'à la lucarne, et je regardai en bas. La terrasse, attenante à un petit corps de logis séparé, s'avançait sur une cour intérieure; une femme était accoudée sur la balustrade; la lune nous montrait son visage et ses blanches mains; sa riche chevelure flottait défaite par l'humidité de la nuit. Je la considérai un moment d'un regard stupéfait; je passai la main sur mes yeux, pensant être abusé par une illusion, une ressemblance étrange; mais quand elle se releva, quand je la vis marcher, je n'eus plus aucun doute; cette femme, c'était Julie...

— Eh bien! me dit William, maintenant que vous l'avez vue, trouverez-vous que je suis un grand fou si je vous avoue qu'il ne tiendrra qu'à elle de devenir lady Neal? — Ah! m'écriai-je, vous oseriez!... — Eh! mais pourquoi pas? me répondit-il étonné; puisqu'elle est veuve et que j'en suis amoureux?...

Le lendemain je trouvai un prétexte pour

rester, tandis que William et mon père sortaient ensemble, et j'envoyai un des gens de l'hôtel à madame Olivier avec un billet cacheté qui ne contenait que mon nom: Léonce Debray.

Un moment après je montai.

Julie m'attendait, debout, mon billet encore à la main. Elle était pâle et tremblante, et quand je m'avançai vers elle, ses yeux se détournèrent de moi, ses genoux fléchirent, elle s'appuya au dossier d'un fauteuil sans avoir la force de faire un pas. Irrité d'un tel accueil, poursuivi de je ne sais quels doutes, je lui dis froidement: Quelle imprudence!

A ce mot cruel, la triste victime baissa la tête et me répondit d'une voix éteinte: C'est vrai... mais je n'ai pu résister au désir de vous suivre... Je voulais rester cachée ici près de vous... j'espérais que vous n'en sauriez rien... Que Dieu me garde de troubler jamais votre tranquillité!... A présent, je m'en irai, et personne au monde ne saura qui je suis et ce que je serai devenue...

Les sentiments que je tâchais d'étouffer depuis deux mois se ravivèrent tout à coup; cette résignation, ces larmes, me touchèrent au cœur; encore une fois, je me sentis aimé; j'éprouvai un poignant remords d'avoir outragé de mes susceptibilités injustes, de mes soupçons, cet être soumis et dévoué dont je n'avais pas cessé d'être l'unique amour. Comme autrefois, je me mis aux genoux de Julie, je lui dis que je voulais vivre pour elle, et je jurai qu'aucune puissance humaine ne saurait nous séparer. Elle m'écouta avec un sombre attendrissement; ses larmes tombaient sur nos mains unies; une singulière exaltation animait ses yeux d'un bleu si calme; elle se taisait, dominée par une violente émotion, et ne me répondait que par de muets regards. Enfin, elle me dit d'une voix faible et profonde: Tu m'aimes toujours... je t'ai retrouvé... ne fût-ce que pour un jour, une heure seulement; c'est plus de bonheur que je n'en espérais encore... Léonce, je suis venue jusqu'au seuil de ce monde où il m'est défendu de te suivre; la porte en est ouverte devant moi...

(*Fin.*)

Évasion du capitaine Castéla des Pontons anglais.

„C'était dans le mois de septembre 1812, autant que je puis m'en souvenir. Il ventait un joli frais de nord-ouest, j'avais fait une pas trop mauvaise croisière, et je m'en revenais bien tranquillement à Calais grand large avec une prise, un brick de 280 tonneaux chargé de sucre et de bois des Iles, lorsque mon second qui le commandait signale une voile au vent à nous. Je regarde; allons bien... Je vois des huniers grands comme une maison: c'était une frégate de premier rang. Le damné brick marchait comme une bouée; je donne ordre à mon second de forcer de voiles, et je commence à couvrir mon pauvre petit lougre d'autant de toile qu'il en pouvait porter; il était ardent comme un démon, et ne demandait qu'à aller de l'avant; aussi voilà que nous commençons à prendre de l'air.. et à filer ferme.., ce qui n'empêcha malheureusement pas la frégate d'être dans nos eaux au bout de trois quarts d'heure de chasse.

„Pour me prier d'amener, elle m'envoya deux coups de canon qui me blessèrent trois hommes.

„Pour la forme, seulement pour la forme, je lui répondis par ma volée à mitraille, qui pinça une demi-douzaine d'Anglais; c'était toujours ça, et tout fut dit. Je fus genoppé, mais par exemple traité avec les plus grands égards par le commandant anglais qui avait entendu parler de moi, car c'était la troisième fois qu'on me fesait prisonnier, mais j'avais toujours eu le bonheur de m'évader des pontons.

„Nous rallîâmes Portsmouth et nous y arrivâmes à peu près à l'heure à laquelle je comptais rentrer à Calais. Oui, au lieu d'embrasser ma mère et mon frère, de conduire ma prise au bassin et de coucher à terre, j'allais droit vers un ponton, et peut-être pour y rester longtemps. C'était dur, mais alors j'étais entreprenant, j'étais jeune et vigoureux, j'avais une bonne ceinture remplie de guinées, et par dessus tout une *rage de France* qui me rendait bien fort, allez... Aussi quand le commandant, devant tout son animal d'état-major, me fit un grand discours.

pour me dire que désormais j'allais être serré de près..., mis dans une chambre à part, surveillé à chaque minute..., que c'était ma vie que je jouais en tentant de m'évader..., enfin une bordée de paroles superbes, je ne lui répondis, moi, autre chose que je m'en...‟

— Tom..., Tom..., s'écria fort heureusement mon hôte; car le capitaine, dans la chaleur du récit, avait déjà fait entendre certaine consonne sifflante qui annonçait un mot des plus goudronnés.

— Mais c'est que c'était vrai, c'est comme je vous le dis, reprit le capitaine. Je m'en...

— Tom, s'écria encore mon hôte, ce n'est nullement votre véracité que j'interromps; mais songez à ces dames!

— Ah! tiens, c'est vrai, reprit le capitaine. — Eh! bien, non. — e dis au commandant: Je m'en *moque*. Je m'évaderai tout de même. — Nous verrons, répondit l'anglais. — Je l'espère bien, lui dis-je. — Et on m'envoya à *Southampton-Lake*, à bord du ponton *la Couronne*.

„*Southampton-Lake* est un assez grand lac, situé à environ quinze lieues de Portsmouth; ce lac n'a d'autre issue qu'un étroit chenal, ce chenal débouche dans un bras de mer qui court du N.-O. au S.-E., et ce bras de mer après avoir formé les rades de Portsmouth, de Spithead et de Sainte-Hélène, se jette enfin dans la Manche, après avoir contourné les îles Portsea, Haling et Torney.

„Je ne vous donne tous ces détails qu'afin de vous faire voir que ce diable de lac était une position inexpugnable et, à cause de cela même, parfaitement choisi pour servir de mouillage à une douzaine de pontons qui renfermaient alors quelques milliers de prisonniers de guerre français, au nombre desquels je me trouvai bientôt, comme je vous l'ai dit, à bord de *la Couronne*, vaisseau de 80 rasé.

„Ce ponton était commandé par un certain manchot, nommé Rosa, un malin, un fin matois s'il en fut, beau, jeune et brave garçon d'ailleurs, qui avait perdu un bras à Trafalgar, et exécrait autant les Français que moi les Anglais: c'était de toute justice; je ne pouvais lui en vouloir pour cela; il était de son pays et moi du mien.

„Le premier jour que je vins à son bord, il me fit voir son ponton dans tous ses détails, ses grilles, ses serrures, ses pièges, ses trappes, ses verrous, ses barres, les rondes qu'on fesait tous les quarts d'heure, les visites, les sondages qui ne laissaient pas une minute de repos aux murailles de ce pauvre vieux navire. Puis il finit par m'annoncer qu'en outre de ces précautions, j'aurais encore à mes trousses et à mes ordres un caporal qui ne me quitterait pas plus que mon ombre, afin, disait-il d'un air gouailleur, *que mes moindres désirs fussent prévenus*.

„Cependant, ajouta-t-il, si vous vouliez me donner votre *parole d'honneur* de ne pas chercher à vous évader, capitaine, je vous laisserais libre d'aller à terre tous les jours, et, à bord, votre chambre ne serait jamais visitée.

„Vous êtes trop aimable, lui dis-je; mais je ne peux pas vous donner cette parole-là, parce que, voyez-vous, le soir et le matin, la nuit et le jour, je n'ai qu'une pensée, qu'une idée, qu'une volonté, celle de m'évader. — Vous avez bien raison, et j'en ferais autant à votre place, me répondit le manchot; seulement je vous préviens d'une chose, c'est que vous me piquez au jeu, et que, pour vous retenir, *tout moyen* me sera bon. Mais c'est trop juste, puisque *tout moyen* me sera bon pour me sauver.

„Le fait est que pour se sauver c'était bien le diable! Figurez-vous que tous les sabords ou ouvertures qui donnaient du jour dans les batteries étaient grillées, regrillées de telle sorte, qu'on ne pouvait songer à y passer, d'autant plus que ces barreaux étaient visités cinq à six fois par jour et autant de fois par nuit; en admettant même que vous eussiez pu passer par un de ces sabords, il régnait au-dessous une espèce de petit parapet qui fesait tout le tour du navire, et sur cette galerie se promenaient continuellement des sentinelles. Or, dans le cas où vous auriez échappé à ces sentinelles, vous n'eussiez pas échappé aux rondes de canots armés qui, la nuit, se croisaient dans tous les sens autour des pontons. Enfin eussiez-vous même eu ce bonheur, il vous fallait encore gagner à la nage les rives

de ce lac qui étaient environ éloignées d'une lieue et demie de tous les côtés du ponton.

„Ce n'est pas tout; si l'eau de ce lac eût été partout profonde ou guéable, quoique extrêmement hasardeux, un tel trajet eût été possible; mais ce qui le rendait presque impraticable, c'est que pour aller à terre il fallait absolument traverser trois bancs d'une vase épaisse, molle et gluante, dans laquelle on ne pouvait ni nager, ni marcher. .

„Aussi, à vrai dire, ces bancs de vase fesaient-ils, en partie, la sûreté des pontons.

„L'espionnage aussi servait assez les Anglais, vu qu'il y a des gredins partout et plutôt sur les pontons qu'ailleurs, car la misère déprave; et, sur dix évasions manquées, il y en avait toujours neuf qui avortaient par la trahison de faux frères.

„Les prisonniers avaient bien essayé de remédier à ces désagrémens en tuant, avec des circonstances assez bizarres, que je tairai d'ailleurs à cause de ces dames (ajouta fort galamment le capitaine), en tuant, dis-je, les traîtres qui les vendaient, quand les commandans anglais ne les retiraient pas assez vite du bord; mais rien n'y fesait, et la délation allait son train, parce que les Anglais la payaient bien.

„J'étais donc depuis huit jours à bord de *la Couronne*, lorsqu'un matin on apprend qu'un nommé Dubreuil, un matelot de mon pays, assez mauvais gueux du reste, s'était évadé pendant la nuit, ayant, à ce qu'il paraît, trouvé moyen de se cacher, le soir, dans une grande chaloupe de ronde.

Une fois l'embarcation poussée au large, comme le tems était noir, on le prit pour un matelot de service; puis, quand il vit le moment favorable, il se jeta à l'eau, plongea et disparut sans qu'on ait pu jamais parvenir à le rejoindre.

„Vous concevez si cette nouvelle irrita mon désir de m'échapper à mon tour; mais je ne trouvais personne de sûr à qui me confier, et je ne voulais rien basarder par les motifs que je vous ai dit; lorsque ma bonne étoile amena, comme prisonnier à bord de *la Couronne*, un capitaine corsaire de mes amis, gaillard solide, entreprenant..., *un homme* enfin.

„Dès que nous nous fûmes reconnus, nous comprîmes tout de suite, sans nous le dire, qu'il fallait surtout laisser ignorer cette rencontre au commandant; aussi j'eus toujours l'air d'être plutôt mal que bien avec Tilmont (c'est comme ça qu'il s'appelait.)

„Tilmont avait avec lui un vieux matelot, nommé Jolivet, dont il était sûr, car ils naviguaient ensemble depuis vingt ans; nous convînmes de nos faits, et huit jours après la fuite de Dubreuil, jour pour jour, les choses étaient en bon train.

„Le matin de ce jour-là, le manchot me fit appeler dans sa chambre, il était radieux, pimpant et se carrait en se frottant le menton plutôt d'un air à se faire casser les reins... que souhaiter le bonjour: — Capitaine, me dit-il, vous avez voulu jouer gros jeu contre moi, vous avez perdu; c'est malheureux, une autrefois choisissez mieux vos confidens.

„Comment cela? lui dis-je sans me déconcerter.

„Oui, reprit-il en époussetant son collet d'un air dégagé, oui, vous deviez vous sauver demain ou après par un trou fait à la muraille de la coque du navire, à bas-bord près du *black hole;* c'est un nommé Jolivet qui fesait le trou, vous lui aviez donné dix louis pour le faire, il m'a demandé quinze guinées pour me le vendre et je les lui ai données bien vite; car, en vérité c'était pour rien.

„Comme bien vous pensez, j'étais exaspéré et j'aurais étranglé Jolivet, si je l'avais tenu. Une fuite si bien ménagée, disais-je au manchot en trépignant, une fuite à son heure, sur le point de réussir... etc., etc.,

„Je conçois que c'est désolant, me répondit le scélérat d'Anglais; mais, pour vous consoler, capitaine, buvons un verre de madère à votre prochaine évasion.

„Que voulez-vous, lui dis-je, c'est à refaire. Heureusement qu'il reste de la muraille à percer; et comme après tout il n'y a pas de quoi se tuer pour cela, nous bûmes à la *prochaine*, et nous

allâmes nous promener dans la batterie basse.

„J'étais ou plutôt j'avais l'air navré, désespéré, tandis que le manchot n'avait jamais été plus gai; il ricanait, il sifflait, il roucoulait en chantant faux comme un Anglais qu'il était, enfin il ne pouvait cacher sa joie d'avoir fait rater ma fuite, et il était bien certainement dans son droit.

„Comme nous nous promenions depuis une demi-heure dans la batterie basse, lui toujours guilleret, moi toujours triste, un tapage infernal partit au dessus de notre tête, dans la batterie de 18 et interrompit notre conversation qui n'était pas vive.

„Qu'est-ce que cela? demanda le commandant à un aspirant qui descendait.

„— Commandant, ce sont les prisonniers qui dansent; il y a bal là-haut comme tous les jours.

„Est-ce que ne voilà pas ce gueux de manchot qui s'avise de dire: Faites cesser, monsieur; cette joie est inconvenante de la part des prisonniers, le jour où l'un d'eux a vu son projet de fuite avorter... Faites cesser aujourd'hui, monsieur.

„Et avant que j'aie pu l'en empêcher, le chien d'aspirant remonte, et ce bruit, qui tonnait à étourdir, cesse à l'instant.

„Alors, je l'avoue, malgré moi je pâlis comme un mort, car au moment où la danse cessa, un léger bruit, heureusement imperceptible pour tout autre que pour moi, se fit entendre derrière la cloison qui formait la chambre de *Tilmont,* chambre sur le plafond de laquelle les danseurs paraissaient le plus volontiers. Ce léger bruit, qui ressemblait au cri d'une scie, dura à peine une seconde après que la danse n'ébranla plus le plancher de la batterie; mais, comme je vous l'ai dit, cette seconde suffit pour me faire un damné mal; on m'eût scié le cœur que ça n'eût pas été pire.

„Heureusement le manchot prit cette pâleur pour celle de la colère, car aussitôt je m'écriai furieux: Et moi, monsieur, je m'oppose à cela; punir ces pauvres gens parce que j'ai été assez sot pour me laisser surprendre, n'est pas juste; vous voulez me faire haïr de mes compatriotes, c'est une lâcheté, monsieur, entendez-vous, une lâcheté; et si vous êtes homme d'honneur, vous leur permettrez de recommencer leur danse.

„Calmez-vous, capitaine, me dit obligeamment le manchot; je vais moi-même leur en donner l'autorisation.

„Et la bête, le sot, le triple sot de manchot, d'Anglais, y alla lui-même... Concevez-vous? lui-même!... s'écriait le capitaine en bondissant sur sa chaise, et frappant dans ses mains avec une joie frénétique, et des éclats de rire qui nous stupéfiaient.

„Je vais vous expliquer pourquoi je ris tant à ce souvenir, — ajouta-t-il en se calmant, — c'est que vous ne savez pas une chose... Ces hommes qui dansaient, c'était moi qui, depuis huit jours, les payais vingt sous par tête pour danser et faire un train d'enfer au-dessus de la chambre de ce pauvre Tilmont, sous le prétexte de l'embêter, mais dans le fait, afin qu'on n'entendît pas le bruit qu'il fesait, en me creusant, pendant ce tems-là, un trou dans la muraille du navire, qui formait un des côtés de sa cabane.

„C'est que la trahison de *Jolivet* était convenue entre lui, moi et Tilmont, et qu'il n'avait vendu le trou qu'il m'avait fait, que pour détourner l'attention et renforcer nos fonds des quinze guinées que le manchot lui avait données pour sa trahison. C'est qu'enfin, pendant cette nuit même, je devais m'évader, car le trou de Tilmont était à peu près fini, et les vents paraissaient devoir souffler vigoureusement du N.-O., ce qui nous annonçait une nuit sombre et orageuse.

„Comme je vous l'ai dit, cela se passait huit jours après l'évasion de Dubreuil; mon *faux trou* avait été vendu, la danse avait recommencé, et j'avais le désespoir sur le front et la *France dans le cœur...;* car Tilmont venait de m'avertir par un signe convenu que le trou était tout-à-fait fini. *(Suite.)*

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

Vième Année. Nro. 51.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par **O. L. B. WOLFF**, PROF. ET DR., et **C. SCHÜTZ**, DR.

Gallerie älterer französischer Dichter.

Vauquelin.

Jean Vauquelin, Sieur de la Fresnaye, gewöhnlich mit den beiden ersteren Namen bezeichnet, wurde 1536 auf dem Schlosse zu la Fresnaye, nahe bei Falaise in der Normandie geboren. Noch sehr jung, wurde er nach Paris gesandt, um dort unter Turnèbe und Muret zu studiren. Die Lecture der Werke Ronsard's und anderer damaliger Dichter flößte ihm eine Liebe für die schönen Wissenschaften ein, welche bald zur Leidenschaft ward. Kaum achtzehn Jahre alt, begab er sich nach Angers, um bei Jacques Tahureau Unterricht in der Dichtkunst zu nehmen und von da nach Poitiers, wo er eine sehr intime Freundschaft mit Sainte-Marthe schloß. Um diese Zeit (1555) gab er seine deux Livres de Foresteries heraus und studirte darauf die Rechte zu Bourges. Dann in seine Heimath zurückgekehrt, wurde er zuerst Advokat des Königs in Caen, dann Lieutenant-General und zuletzt Präsident, was er bis zu seinem 1606 erfolgten Tode blieb. Seine Werke wurden sechs Jahre nach seinem Tode gesammelt und herausgegeben (Caen 1612, in 8.); sie enthalten eine Poetik in drei Büchern; fünf Bücher Satyren, zwei Bücher Idyllen, ein Buch Epigramme, ein Buch Grabschriften und ein Buch Sonette.

Es war gewiß eine schwere Aufgabe, die Regeln der französischen Poetik zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts, wo die Sprache noch nicht festgestellt war, bestimmen zu wollen. Vauquelin glaubte nicht, daß sie ihm zu schwer sei. Sein Werk ist auch nicht ohne Verdienst, selbst mit Boileau verglichen, dessen Vorgänger er war. Er hat vortreffliche Ansichten darin niedergelegt, welche nicht wenig dazu beitrugen, die Fortschritte des Geschmacks in Frankreich zu beschleunigen. Er geht bis zu dem Ursprunge der Poesie hinauf, betrachtet die verschiedenen Umwälzungen, welche sie bei den Griechen und Römern erfahren hat, und kommt dann zu der Epoche, wo sie zuerst in Frankreich angebaut wurde. Nachdem er den Troubadours die Erfindung des Reims zugeschrieben hat, schildert er diejenigen Dichter, welche vor ihm und zu seiner Zeit einen glänzenden Ruf erworben hatten. Das Lob, welches er ihnen ertheilt, ist allerdings sehr übertrieben; aber der Eifer, den er für den Ruhm seines Vaterlandes zeigt, macht ihm große Ehre. Seine Satyren sind in dem Geschmacke der Römer; sie besitzen zwar nicht die caustische Kraft Regnier's, aber größere Correctheit in den Gedanken und dem Ausdrucke. Seine Idyllen sind gefällig und anmuthig, seine Epigramme treffend und gewandt. Wir theilen hier die beste seiner Satyren mit.

Satire.

Par VAUQUELIN.

A. M. de Repichon, Trésorier général de France à Caen.

REPICHON, qui plutôt desires en ton cœur
Les fruits de l'olivier, que du laurier vainqueur;
Fuyant les passions, tu montres, pacifique,
Un exemple nouveau de la prudence antique.
Crois si chacun voyoit des yeux de vérité
Comme du monde est grande ici la vanité,
Nous n'aurions tant de maux, tant d'ennuis, tant de peines,
Que nous prenons en vain pour les choses mondaines:
Car, prenant comme un jeu tout ce qui s'offre à nous,
Ni du peu ni du trop nous n'aurions de courroux.

Bienheureux est celui qui, bien loin du vulgaire,
Vit en quelque rivage éloigné, solitaire,
Hors des grandes cités, sans bruit et sans procès,
Et qui, content du sien, ne fait aucun excès:
Qui voit de son château, de sa maison plaisante,
Un haut bois, une prée, un parc qui le contente;
Qui, joyeux, fuit le chaud aux ombrages divers,
Corrigeant par le feu le froid des longs hyvers!
Il prend son passetems de voir dedans les villes,
Tant d'hommes convoiteux, tant de troupes serviles,
Courre aux biens, aux profits, aux états, aux honneurs,
Pour aller faire après les grands et les seigneurs.

Il ne voit près de lui l'horreur des grands armées,
N'entend point la rumeur des troupes affamées,
Qui mangent la substance au pauvre villageois,
Qui rançonnent la ferme et les biens du bourgeois.
Le jour il ne craint point, et dans sa maison belle,
On ne pose la nuit garde ni sentinelle.
Il n'est point désireux de hausser son renom
Plus haut qu'entre les siens avoir toujours bon nom;
Entre ses bas vallons, sa basse renommée,
Sans autre ambition, se tient close et fermée,
Il va se reposer dessous l'ombrage épais
D'un grand hêtre feuillu, pour prendre un peu le frais;
Il oit dans les forêts des vents un doux murmure,
Qui semble caqueter avecque la verdure;
Il oit le gazouillis de cent mille ruisseaux,
Dont les Naïades font parler les claires eaux;
Il oit mille oisillons qui sans cesse jargonnent,
Et les gais rossignols qui par dessus fredonnent;
Il oit un escadron, un essaim bourdonnant
D'ovettes, qui là vont un grand bruit demenant.

Un autre jour après, il fait planter la vigne;
Un autre, fossoyer les beaux parcs à la ligne;
Il plante le sapin aux vergers ombrageux,
Les saules et l'osier aux lieux marécageux.
Puis il cueille la prune et noire et violette,
L'abricot savoureux, la cerise rougette;
Et quand l'été brûlant par une forte ardeur,
Du feuillage et des prés a flétri la verdeur,
Avecque ses raisins il fait cueillir ses pommes,
La poire que Pomone aussi départ aux hommes.
Oh! qu'il est en son cœur content et satisfait,
Quand il tient un beau fruit du fruitier, qu'il a fait;
Quand il tient une grappe en sa vigne choisie,
Dont la couleur combat avec la cramoisie!
Jamais il ne se fâche; il est paisible et doux,
A moins qu'un mouton gras ne lui mangent les loups:
Car alors il leur fait la chasse et la huée.
Un grand peuple il assemble, une louve est tuée,
On en porte la hure après par les hameaux;
On reçoit des présens des riches pastoureaux.

Il ne craint jamais faire en la mer de naufrage:
Il se rit de celui qui risque à son dommage;
Cette infidelle roue, où chacun à son tour,
Tantôt haut, tantôt bas, va tournant à l'entour,
Ne le tourmente point; et sans être haussée,
On ne voit pas du moins sa fortune abaissée.

Après, quand l'hyver vient, il assaut les oiseaux,
Avec glus, avec rets, avec mille arts nouveaux:

Comme il a pris, l'été, la caille à la trace,
Il prend à la passée en hyver la bécace;
Aux sources, aux étangs de tout son environ,
Il tire chevalant au canard, au heron;
Au friand butoreau, qui, surpris par sa ruse,
Ne se peut garantir de la prompte arquebuse.
Il a ses chiens courants, qui, beaux, sont blancs et gris,
Par qui, malgré sa course, un lièvre est toujours pris,
Et les cerfs dégourdis viandant es gaignages,
Surpris le plus souvent demeurent pour les gages.
Il fait la chasse aux dains, il la fait aux sangliers,
Qu'il enserre acculés par ses plus forts lévriers.
Une autre fois il prend grand plaisir à la pêche;
Il cherche les refonds, toutes gens il empêche;
Avec que le tramail, la nasse, le vervain,
La ligne, l'hameçon et l'épervier soudain,
Il prend le grand brochet, la truite saumoniere,
La carpe, le saumon, l'alose mariniere.

Au soir, à son retour, il conte à la maison,
Quelle peine il a pris après sa vénaison,
Qu'il met lors sur la table, et prend une grand' gloire
De montrer le beau fruit de sa belle victoire;
Sa femme l'accolant l'admire et le chérit;
Tous les siens en ont joie, et le ciel même en rit.

Eh! qui pourroit penser qu'une infidelle flamme
Pût embraser le coeur d'une gentille dame
En ces champêtres lieux, quand, sans aucun loisir
Elle prend seulement au ménage plaisir;
A nourrir ses enfants, de qui la petitesse,
Par mille passetems la tient en allegresse;
Et pour avoir le soin de toute sa maison,
Où les biens abondants sont en toute saison?
Bien que peinte ne soit sa face naturelle,
De vermillon d'Espagne, elle n'est pas moins belle:
Car le joyeux travail, qu'au ménage elle prend,
Toujours belle, vermeille et joyeuse la rend.
O dame bienheureuse au ménage empêchée,
Qui d'un amour de cour n'es jamais débauchée!

Tel mari de sa femme est toujours bien traité;
Trouvant fort à propos son manger apprêté
Par un net cuisinier, qui, hors de la cuisine,
Avec le jardinier le plus souvent jardine;
Il boit de meilleur vin, qui par le bon salé,
A reboire d'autant est souvent rappellé.
On prend en son paillier les mets dont on le traite;
On prend de son gibier, si que rien on n'achete;
Il a bonne garenne et fertile verger;
Il a bon colombier, bon jardin potager.
He! qui vivroit ainsi, voudroit-il les viandes,
Les mets délicieux des tables plus friandes,
Pour être fait esclave aux superbes palais
Des rois, où les seigneurs ne sont que des valets?

Oh! qu'il a d'aise à voir revenir pêle-mêle
Les vaches, les taureaux et le troupeau qui bêle,
Les aumailles marcher lentement pas à pas,
Et puis d'autre côté galoper le haras,
Et voir les boeufs ayant achevé leur journée,
Ramener leur charrue à l'envers retournée!

Par un seigneur de cour tel propos fut conté
On eût dit que son prince il eût du tout quitté,
Étant hors de faveur, pour vivre et pour se plaire
En ses maisons des champs, champêtre et solitaire:
Car tout son train s'étoit à son vouloir rangé,
Et son vivre civil en rustique changé.
Il ne blâmoit rien tant que la cour et le vice,
Les impôts, les partis, des contans l'artifice.
Mais ayant regagné de son roi la faveur,
Il estima plus grand le gain et le bonheur
De lui faire service et commander en France
A ceux qui manioient l'argent et la finance,
Et profits à monceaux sur profits amasser,
Que de vivre au village et aux forêts chasser.

Une Famille de Parias.

Par H. Arnaud

(*Fin*)

Elle prit la lettre de miss Anna Neal et la mit sous mes yeux. — Écoute, continua-t-elle

après un silence, si tu voulais, j'accepterais cette invitation; une nuit, je prendrais place à ton côté, je marcherais appuyée sur ton bras, heureuse et fière de ta protection... Ce bonheur tant envié n'était donc pas impossible! ce rêve peut se réaliser!... N'aie pas peur, Léonce! rien ne nous trahira... Qui pourra me reconnaître ici?... Ce terrible sceau de réprobation et d'ignominie n'est pas empreint sur mon front... Qu'une fois, une seule fois, il me soit permis de te suivre au milieu de ce monde où je vais te laisser... Dis, le veux-tu? — Oui, lui répondis-je épouvanté, oui; mais après, quelles craintes effroyables! Crois-tu pouvoir rester inconnue à ce monde devant lequel tu auras une fois comparu? Il te poursuivra de son atten'ion; il voudra savoir qui tu es. Qui sait? on osera peut-être s'en informer directement, et alors que répondras-tu à ceux qui te feront cette formidable question?

Elle sourit avec une expression indéfinissable, et me répondit tranquillement: Fie-toi à moi; je sais comment échapper à leur curiosité. — Hélas! je n'aurai de repos que quand nous serons encore aux grottes: ne désires-tu pas y retourner, Julie?

Elle fit un signe affirmatif et répondit en me serrant les mains: Oui, bientôt.

Je la quittai; d'un moment à l'autre mon père pouvait rentrer, et cette visite ne devait être sue de personne; quel prétexte aurais-je donné? Tout le reste du jour, tout le lendemain, j'eus sur les bras William Neal, qui me poursuivit de ses confidences; enfin, l'heure du bal arriva.

Miss Anna Neal avait voulu ouvrir avec éclat la saison d'hiver; rien n'avait été oublié pour que cette première fête fût gaie et brillante. La grande salle de l'hôtel était rendue en blanc, avec des trophées entre chaque panneau; il y avait profusion de lumières, de fleurs, de parfums; c'était un coup d'œil éblouissant; avant dix heures, trois cent personnes étaient déjà arrivées. Je me tenais avec William près de la porte; il était suffoqué de dépit et d'impatience. Quand onze heures sonnèrent, il me dit: C'en est fait, elle ne viendra pas... Allons jouer; cela me distraira peut-être... Je donnerais tout au monde pour que cette nuit fût finie...

Je pensai qu'au moment de venir, le courage avait manqué à Julie, et, par une bizarrerie inconcevable, je lui en voulus de n'avoir pas osé accomplir cette résolution qui m'avait tant épouvanté. J'allai m'asseoir à une table de bouillotte; au bout d'un quart d'heure William Neal vint à moi tout rayonnant, et me dit à l'oreille: Elle est là!...

Quand je rentrai dans la salle de bal, je vis Julie assise près de miss Anna Neal. J'avais tremblé de la trouver timide et embarrassée; le premier regard que je jetai sur elle me rassura; calme, souriante, maîtresse d'elle-même, il semblait qu'elle eût passé sa vie au milieu de ce monde qu'elle abordait pour la première fois, elle pâlit pourtant à ma vue; mais, aussitôt revenue de son trouble, elle se tourna pour saluer mon père que lui présentait William Neal. Tous les yeux la suivaient: qu'elle était belle entre toutes ces femmes si belles et si parées! Les plis transparents d'une robe de mousseline des Indes l'environnaient comme d'un nuage, sous lequel éclatait la suave blancheur de ses épaules chastement voilées; sa blonde et soyeuse chevelure, relevée en nattes, formait à son front une couronne qu'eût enviée une reine. Son visage avait une divine expression de sérénité mélancolique, mais au fond de ses prunelles bleues luisait un éclair ardent, un reflet de son âme.

La présence de cette femme si jeune, si belle et inconnue de tous, avait fait sensation; la foule des danseurs l'environnait; elle se déroba à ces empressements, en déclarant qu'elle ne dansait point. William Neal ne la quittait pas, il l'entourait de soins, il semblait fier d'être à peu près le seul homme auquel elle eût parlé, le seul qu'elle eût l'air de reconnaître dans cette foule. Son rôle de maître de maison l'obligeait pourtant à s'occuper de quelques autres femmes, il me fit signe de venir prendre sa place.

— Madame, dit-il en me présentant, c'est mon ami, M. Léonce Debray; il n'est pas moins reconnaissant que moi de l'honneur que vous nous avez fait en daignant paraître à cette fête.

Julie ne répondit que par une inclination. Je m'assis près d'elle. Il me semblait que nous étions tous deux sous l'influence d'un rêve; j'eus peur de cette étrange situation; j'aurais fui si un regard suppliant ne m'eût arrêté.

— Encore deux heures! dit Julie en me montrant la pendule qui marquait minuit. Puis après un silence elle ajouta: Léonce, voulez-vous me donner le bras pour faire le tour du bal?

Quelle nuit! quel moment unique dans la vie de cette pauvre réprouvée! Le monde l'environnait d'admiration et d'hommages, elle marchait l'égale de ces femmes dont elle avait tant envié la condition libre et respectée; elle était la reine de ce bal où tant de vœux saluaient sa beauté. Mais elle ne voyait que moi au milieu de cette foule empressée; je sentais sa main froide et tremblante serrer mon bras; elle promenait autour de nous un regard vague et troublé; les battements impétueux de son cœur résonnaient jusque dans le mien. William Neal était revenu vers nous; il observait Julie avec inquiétude; il l'obsédait de soins et de questions. Je saisis le moment où il était occupé à donner quelques ordres pour dire tout bas à Julie: Rentre, je t'en supplie, les émotions de cette soirée t'accablent... elles me brisent... Ma tête se perd... Aie pitié de moi et de toi-même; ne prolonge pas cette dangereuse situation...

Elle s'approcha d'une fenêtre et leva les yeux au ciel en soupirant profondément. Hélas! dit-elle, comme cette nuit d'automne est nébuleuse et sombre: voici l'hiver, bientôt il n'y aura plus aux grottes, ni fleurs, ni ombrage .. plus rien ..

Elle se tut subitement, et se penchant sur la main que j'appuyais au rebord de la fenêtre, elle l'effleura de sa bouche en murmurant: Adieu, Léonce!

Ce geste fut rapide comme la pensée. Julie se releva, et plongeant un long regard dans ces salons resplendissants, où la foule ondulait étincelante et joyeuse, elle parut adresser aussi au monde un muet adieu; puis, s'appuyant à mon bras, elle me dit: Allons!

Je la reconduisis jusqu'au bas de l'escalier, et elle remonta chez elle en me faisant encore un signe d'adieu. Alors je respirai plus librement; il me sembla que nous étions sauvés tous deux. Le bal dura jusqu'au jour; je sortis des derniers. Quand je rentrai chez moi, Julie ne s'était pas couchée; la lampe veillait encore derrière les jalousies.

J'étais encore au lit à midi; un sommeil de plomb pesait sur mes yeux; je luttais contre je ne sais quel rêve effroyable. Tout-à-coup mes rideaux s'ouvrirent brusquement, je m'éveillai en sursaut et trouvai devant moi la figure blême et consternée de William Neal.

— Eh bien! qu'est-il donc arrivé? lui demandai-je. — Oh! pas grand'chose, moins que rien, un caprice de femme, fit-il d'un air qu'il voulait rendre calme et dédaigneux: madame Olivier est partie ce matin... Elle ne reviendra pas... Hier son départ était arrêté, car elle a congédié une jeune fille qui la servait depuis son arrivée à Marseille. En sortant du bal, elle a fermé ses malles; à six heures, elle montait en voiture... Mais quelle est donc cette femme? Le fait est que personne ici ne peut dire d'où elle vient, ni où elle va... Il faut pourtant que je le sache, je le saurai... Je la retrouverai, dussé-je pour cela recommencer mon tour d'Europe.

Tandis qu'il parlait ainsi d'une voix animée, j'avais pris en tremblant une lettre posée sur mes journaux, William Neal s'interrompit subitement et s'assit à distance.

— Lisez donc! fit-il avec un grand soupir; il me paraît que vous êtes plus heureux que moi dans vos amours

La lettre ne contenait que ces mots: „C'est à genoux que la pauvre Julie t'adresse son dernier adieu! Sois heureux, Léonce!... ne m'oublie pas!... Ici-bas nous ne nous reverrons plus, mais là-haut, peut-être... J'ai foi en la justice de Dieu...“ — Eh bien! dit William Neal, qu'est-ce donc? vous avez pâli.. — Vous me parliez de madame Olivier, interrompis-je en froissant la lettre; voyons, que disiez-vous? Il fallait tâcher de savoir du moins où elle va; si c'était en pays étranger!... Demain elle pourrait avoir passé la frontière — Eh non! répondit William,

étonné de la véhémence avec laquelle j'entrais dans ses intérêts, elle a pris une voiture de louage qui doit la mener jusqu'à Aix... J'attends le retour du postillon pour savoir où elle est descendue, et puis nous aviserons.

A ces mots, je respirai. J'avais craint que Julie eût plus sûrement accompli sa résolution: elle possédait des valeurs considérables; aucune impossibilité matérielle ne la retenait; elle aurait pu partir pour les pays étrangers, s'aller cacher dans quelque grande ville de France ou d'Italie, où je n'aurais pas retrouvé sa trace. Mais je ne craignais plus de la perdre, dès que j'eus la certitude de pouvoir la rejoindre aux grottes: il me sembla que désormais les moyens ne me manqueraient pas pour assurer la durée et la sécurité de mon bonheur. Il fallait partir, s'en aller à Paris, l'immense ville où personne ne se connaît, et y emmener Julie. Mon père ne tenait pas à rester en province; il m'était facile de le décider. Tout cela releva mon espoir; j'entrevis encore un avenir heureux; je m'étonnai d'avoir si longtemps hésité à prendre le parti qui seul pouvait me rendre notre bonheur passé. Le même jour, j'annonçai qu'il me fallait aller à Aix pour une affaire imprévue. Mon père, qui ne me questionnait jamais quand il entrevoyait quelque mystère, me dit simplement: Pars demain, si tu veux, j'irai te rejoindre dans deux ou trois jours: nos vacances sont finies. — Et si nous allions achever notre droit à Paris? lui demandai-je sérieusement. — Soit, si tu le désires. Nous reparlerons de cela à Aix.

J'eus toutes les peines du monde à me débarrasser de William Neal: il voulait absolument venir avec moi. Enfin, il se décida à rester pour attendre le postillon qui avait mené madame Olivier. Le lendemain au point du jour je montai à cheval, et vers midi j'étais aux grottes.

Jamais plus d'espérance de bonheur ne m'avait souri: j'allais rendre à la vie, à nos amours, une âme désolée; j'allais faire succéder à l'affreux désespoir d'une séparation sans terme la joie de ma présence et le pressentiment d'un autre avenir; j'allais dire à Julie: „Tu as voulu me rendre mon indépendance, ma sécurité; tu t'es retirée de moi pour ne pas être un obstacle dans ma vie, tu t'es condamnée à des regrets, à une solitude éternelle pour me laisser heureux et libre; eh bien! mon amour n'accepte pas ce triste sacrifice, je viens y renoncer."

Et je voyais ce doux visage se tourner vers moi, couvert de larmes, et ces belles mains jointes m'implorer, car je m'attendais à une généreuse résistance; mais j'étais sûr maintenant de Julie, je savais qu'elle me suivrait, puisqu'une fois déjà elle avait osé venir me trouver.

J'éprouvai une grande émotion en revoyant ces lieux où j'avais été si aimé, si heureux naguère. Comme autrefois, tout était solitaire et silencieux dans le vallon; l'automne avait jauni ses frais ombrages; les rosiers, dépouillés, montraient tristement leurs branches épineuses, entre lesquelles éclataient quelques baies rouges.

Alors je me souvins de ces mots que m'adressa Julie au moment de nos adieux: „Bientôt il n'y aura plus aux grottes ni fleurs, ni feuillage, plus rien..." — Ni fleurs, ni feuillage!... répétai-je mentalement, il est vrai!... Quel deuil!...

Je pressai le pas; mon cœur battait à rompre dans ma poitrine; j'avais les larmes aux yeux. En approchant de la maison, j'aperçus avec une inexprimable surprise quelqu'un d'étranger arrêté au seuil, c'était une pauvre femme que j'avais souvent rencontrée aux environs, gardant ses chèvres. Elle était à genoux, le visage tourné vers le vestibule, son bâton et son panier posés à côté d'elle. Le petit Louis courait tout seul sur la terrasse; il se prit à crier en me voyant; il ne me reconnaissait pas.

— Ah! mon bon monsieur, dit la pauvre femme en se levant, si vous avez la charité de venir garder cette pauvre fille avec moi, Dieu vous le rendra! — Que voulez-vous dire? interrompis-je, frappé d'une horrible crainte, y a-t-il quelqu'un de malade? Que faites-vous là? — Je garde la morte, répondit cette femme en me montrant du doigt toutes les portes ouvertes. — Qui est mort ici? m'écriai-je. — La fille du bourreau! Devant Dieu soit l'âme de cette pauvre créature, morte sans confession! Elle s'est tuée, mon bon monsieur! Le valet est allé avertir la

justice. J'étais là-bas quand il a passé; il m'a offert de l'or et de l'argent pour venir garder le corps; j'ai refusé ce qu'il me voulait donner, cela me porterait malheur le reste de ma vie... Je suis venue pour rien; c'est une bonne œuvre...

Elle se remit à genoux avec un geste de terreur; j'avais passé devant elle pour entrer dans la maison. En ce moment terrible je ne sais quelle impulsion me soutint, car toute force physique était anéantie en moi; je ne sentais plus ma vie que par les horribles battements de mon cœur. J'allai droit à la chambre au fond de la bibliothèque, je regardai. Julie était là, étendue sur son lit; le drap, relevé jusqu'à ses épaules, était ensanglanté; sa tête reposait ensevelie dans ses longs cheveux; son visage, affreusement pâle, n'avait gardé aucune expression de souffrance; elle ne semblait pas morte, mais endormie pour l'éternité.

Je la baisai au front... puis je m'en allai...

Deux jours après, mon père me trouva à la campagne, malade d'une fièvre qui faillit m'emporter. Dès que je fus un peu rétabli, nous partîmes. Depuis je ne suis jamais revenu à Aix. Je ne veux pas mourir cependant sans avoir revu les lieux où j'ai été si heureux, où j'ai subi la plus affreuse douleur de ma vie: quelque jour je retournerai aux grottes.

L'avocat laissa retomber son front sur ses mains jointes, et ajouta: Si du moins je pouvais retrouver la place où repose la pauvre Julie!

Un long silence suivit ce triste récit; nous avions tous les larmes aux yeux.

Évasion du Capitaine Castéla des Pontons anglais.

(*Suite*)

J'allais montrer sur le pont pour voir encore d'où se fesait la brise, lorsque j'entendis le bruit du sifflet du maître qui appelait tout le monde en haut.

„Au même instant un timonnier vient me prévenir que le commandant me demande sur la dunette.

„Je n'y comprenais rien, je monte tout de même; mais qu'est-ce que je vois? l'état-major anglais en grand uniforme, les troupes sous les armes, les prisonniers rangés sur les gaillards, et, comme d'habitude, sous le feu de quatre caronades chargées à mitraille.

„Le commandant Rosa avait un air grave et solennel que je ne lui connaissais pas. Il se tenait debout. A ses pieds était un hamac posé sur le pont et recouvert d'un pavillon noir.

„Le manchot ordonna de battre un ban; et quand les tambours eurent cessé de rouler, il dit en français:

Il y a huit jours qu'un des prisonniers de ce ponton s'est évadé. ARRIVÉ AUX BANCS DE VASE, *il y est resté. Or, voici ce qui lui est arrivé.* Puis se tournant vers moi: *Capitaine,* me dit-il, *voyez donc si par hasard vous ne reconnaitrez pas ce camarade?* Et en disant ces mots il écarte d'un coup de pied le pavillon qui couvrait le hamac. Alors je vois un cadavre tout nu, très-gonflé, et d'une couleur verdâtre; mais ce qu'il y avait d'horrible, c'était sa figure toute déchiquetée, et surtout les orbites sanglans de ses yeux, qui étaient vides: ils avaient été mangés des corbeaux...

„A voir ce visage en lambeaux, desséché par le soleil, il était clair que ce malheureux, enfoui dans une vase épaisse et visqueuse, n'avait pu s'en tirer; que plein de force et de vie il y avait attendu la mort pendant des jours!! et que peut-être, à la fin de son agonie, en voyant les oiseaux de proie tourner sur sa tête, il avait pu prévoir ce qui l'attendait!..

„Ce qu'il y a de sûr, c'est qu'il m'est impossible de vous rendre l'impression que fit la vue de ce cadavre sur l'équipage et sur moi-même. Mon sang ne fit qu'un tour, je l'avoue; car la première pensée qui me vint, fut, que, pendant la nuit, j'allais avoir la même vase à traverser, et que le même sort m'attendait peut-être: mais comme j'ai toujours eu assez d'empire sur moi, je me contins; et quand le maudit manchot, après avoir regardé tout le monde pour juger de l'effet

que ça produisait, se retourna de mon côté et me dit de nouveau: *Eh bien! capitaine reconnaissez-vous ce camarade?*

„Je croisai mes mains derrière mon dos, et je lui dis d'un air dégagé (qui me coûtait dur à prendre, je vous le jure):

„— Je reconnais parfaitement le *camarade*, monsieur... C'est Dubreuil, un matelot de mon pays; mais il n'y a pas grand mal, c'était un mauvais gueux qui battait sa mère.

„Mon sang-froid déconcerta le manchot, qui, presque furieux, s'écria, en poussant du pied une des jambes de se cadavre à moitié rongées par les reptiles:

„— Vous voyez pourtant qu'un banc de vase est une promenade fatigante, capitaine, car on y use jusqu'à sa peau.

„— Oui, quand on est assez sot pour ne pas emporter de patins, lui dis-je en ricanant malgré moi; car l'imbécile, en me montrant cette jambe mutilée, venait de me donner une idée qui était excellente.

„Il la prit pour une plaisanterie, resta court, et me dit sérieusement: „— Vous êtes gai, capitaine?"

„— Très-gai, monsieur, répondis-je; ainsi, croyez-moi, jetez cette charogne à la mer. Ne jouez plus à *croquemitaine* avec moi, et persuadez-vous bien de ceci: *c'est que le ciel du bon Dieu tomberait sur moi, que je gratterais encore pour y faire un trou.* Sur ce...... bonsoir, monsieur.

„Et je m'en fus, car je n'y tenais plus. Ce cadavre en pourriture me révoltait; et puis devant m'évader la nuit même, j'avais bien d'autres chiens à tondre que de faire le *vis-à-vis* de M. Dubreuil."

— Et vous avez osé vous évader cette nuit-là, capitaine? dit une de ces dames dont la terreur était au comble.

—„Oui, madame, reprit le capitaine d'un air grave; et, par l'enfer, ce fut une bien mauvaise nuit que celle là.

Et, probablement au souvenir de tout ce qu'il avait déployé de courage et d'énergie dans cette terrible nuit, la figure du capitaine Tom révéla une magnifique expression de force indomptable et de résolution désespérée. Son regard était fixe et profond, son attitude puissante; il était sublime ainsi. Un moment j'avais entrevu l'homme que je voulais voir, sous son enveloppe naïve et simple.

Et le capitaine continua son récit.

„Ainsi que je vous l'ai dit, continua le capitaine, le trou de Tilmont étant terminé, si la nuit devenait bonne, je devais tenter l'affaire.

„Or, elle devint bonne, la nuit, et si bonne, que, vers les sept heures du soir, il ventait dans notre lac une brise à décorner les bœufs. Le ciel se chargeait de grains dans le nord-ouest; il tombait une pluie fine et glacée, et le tems tournait à l'orage que c'était une bénédiction.

„A huit heures du soir on battit la retraite. Les matelots gagnèrent leurs hamacs, les officiers leurs chambres; dix minutes après, tous les feux, hormis les feux de garde, étaient éteints, et l'on n'entendit plus que la marche mesurée des factionaires des batteries et des parapets. Je me glissai alors à pas de loup dans la chambre de Tilmont. Jolivet s'y trouvait. Il faut vous dire que le commandant ayant la conviction que Tilmont ne savait pas nager, et par conséquent ne pouvait songer à s'évader, cet officier était moins gêné que nous autres.

„Je me rappelle cela comme si j'y étais. Jolivet sortit pour faire le guet en dehors; j'entrai. Tilmont était assis sur son lit; devant lui était un pliant, sur ce pliant un pot d'étain, et dedans quelque chose qui fumait. — Ah ça, ça va-t-il toujours pour cette nuit? me dit Tilmont. — Toujours, mon matelot, toujours, la nuit est superbe.

(Fin.)

Bielefeld. Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.

V[ième] Année. Nro. 52.

MUSÉE FRANÇAIS.

CHOIX DE LITTÉRATURE,

tiré

DES MEILLEURS AUTEURS

TANT ANCIENS QUE MODERNES,

par O. L. B. WOLFF, PROF. ET DR., et C. SCHÜTZ, DR.

Évasion du Capitaine Castéla des Pontons anglais.

(*Fin.*)

,,LA-DESSUS Tilmont baissa un peu la planche qui cachait le trou, et il vint dans la chambre une forte raffale d'air qui manqua d'éteindre une petite lampe que nous avions cachée sous le lit; nous vîmes alors un ciel sombre, une nuit noire comme de l'encre, et quelques gouttes de pluie ou d'écume, fouettées par la violence du vent tombèrent même dans la chambre. — Alors Tilmont replaça la planche, me regarda entre les deux yeux, et me dit: — Mais là, sans rire, sais-tu qu'il ne fait...... pas beau, Tom? Je le vois, mais je m'en *moque*. —

Tu y laisserais ta peau. — Encore une fois, je m'en *moque*. Crever là ou ailleurs, c'est tout un. — Mais entends donc ce vent, Tom; vois donc comme il nous bourlingue, Tom.

,,En effet, le damne ponton roulait comme uno gallote; c'était uno jolie tempête. Pour essayer encore de mo dégoûter, Tilmont baissa de nouveau la planche du trou, et malgré l'obscurité, nous vîmes alors toute l'étendue du lac blanchie par l'écume des lames; des lames d'un lac! vous jugez s'il ventait. Partout le ciel noir et un vent d'enfer. J'avoue que c'était une folie de s'exposer à faire deux lieues et demie à la nage par un tems pareil; mais je m'étais dit: je partirai: je devais partir. Aussi je tins bon; et comme Tilmont regardait encore à son trou: — Quand tu te mettras vingt fois le nez à ta fenêtre, lui dis-je, ça n'y changera rien; encore un coup, je pars; foi de Tom, je pars.

,,Tilmont savait bien que dès que j'avais dit *foi de Tom*, c'était fini; aussi me répondit-il d'un air très-sérieux, en fermant son trou: à Dieu va! — Qu'est-ce que cela, lui dis-je en regardant dans le fond de ce pot d'etain fumant qui ne sentait pas absolument mauvais? — C'est du sucre, du rhum et du café fondus et bouillis ensemble; il y en a une pinte; et tu vas d'abord commencer par me boire ça, Tom. — Non, lui dis-je; que le diable m'étrangle si je fais comme ces chiens d'Anglais qui ne se trouvent hommes que quand ils sont soûls.... — Je te dis que tu vas me boire ça, Tom... — Non. — Ah! ... — Et malgré tout, je bus, parce que quand cet enragé de Tilmont avait quelque chose dans sa tête, il fallait que ça fût comme il le voulait: mais quoique j'eusse avalé verre par verre sa diable de mécanique, j'avais le feu dans le ventre. Ah ça, maintenant, lui dis-je, et le suif? — Je l'ai, me dit-il; car il en avait six ou sept livres, comme nous en étions convenus.

,,Je me mis alors nu comme la main (pardon, mesdames); et nous deux Tilmont, nous me frottâmes d'une couche de graisse d'au moins six lignes d'épaisseur; ça n'est pas très propre, mais c'est un procédé bien simple que je vous

recommande dans l'occasion, mesdames, car avec ça, vous nageriez dans de l'eau glacée comme dans le l'eau tiède, sans seulement vous apercevoir du froid.

„Quand je fus suifé comme une baleinière, Tilmont m'attacha au cou un collier de guinées, cousues dans une peau d'anguille; je mis dans mon chapeau ciré une petite carte de la Manche, que j'avais prise dans la géographie de l'enfant d'un sergent d'armes. J'y mis encore une boussole, de l'amadou et un briquet; je passai mon poignard dans le cordon de ce chapeau, que j'attachai bien ferme sur ma tête; et je bouclai sur mes épaules le petit sac de cuir qui contenait un vêtement complet pour m'habiller en sortant de l'eau.

„Comme je finissais d'attacher la dernière courroie de ce sac, je sens mon Tilmont y glisser quelque chose; c'étaient vingt guinées, tout ce qu'il possédait alors. — Tilmont, lui dis-je, c'est mal; tu abuses de ta position. — Allons, allons, me dit-il d'un air extrêmement impatienté, voyons, pas de *palabres*... et tes patins pour les bancs de vase, où sont-ils? — La, derrière mon sac; en fesant la planche, je pourrai les prendre et me les mettre aux pieds. — Ah ça, est-ce bien tout? — C'est bien tout. — Alors, adieu; bon voyage. — Adieu, Tilmont. — Et il ouvrit le trou en grand. Le vent était si fort qu'il éteignit la lampe. J'embrassai Tilmont sans y voir; je lui dis: — Remercie bien Jolivet pour moi. Et je me glissai par le trou. — Bien des choses chez toi, me dit encore Tilmont....

„Et je n'entendis plus rien, car je m'affalais en double le long d'une corde que le vent fesait balancer. Là, grâce au suif, je ne m'aperçus que j'étais dans l'eau que lorsqu'elle me fouetta la figure.

„En me laissant aller au ressac, je me trouvai près des chaînes du gouvernail; et là, craignant malgré le bruit infernal du vent et l'agitation des vagues, d'être entendu ou vu par les factionnaires, je plongeai une dizaine de brasses. Quand je revins à flot, j'avais le ponton à ma gauche; je le reconnaissais à ses trois feux, qui brillaient comme trois étoiles au milieu de la nuit.

„Ce qu'il y avait de bon, c'est que le tems était si mauvais, qu'on n'avait pas osé mettre d'embarcations dehors pour faire les rondes de nuit. Du côté des hommes j'étais déjà tranquille; il n'y avait plus que l'eau, le vent et la vase qui me chiffonnaient......

„Après ca, vanité à part, je nageais comme un poisson. Ce que m'avait fait boire Tilmont me réchauffait au dedans, et le suif m'empêchait de sentir le froid au dehors. La position était tenable, mais il fesait un bien vilain tems tout de même.

„Quand je fus à deux cents brasses du ponton, je ne vis plus rien du tout. Le seul horizon que je pouvais apercevoir tout autour de moi, était un horizon de grosses vagues noirâtres qui devenaient blanches à mesure qu'elles se brisaient sur ma poitrine. Le ciel était couvert d'épais nuages roux qui couraient sous le vent, et la pluie qui tombait à verse me fouettant le visage, m'empêchait de respirer librement, ce qui me gênait le plus.

„Je nageai encore courageusement pendant une demi-heure, et puis j'eus un moment de faiblesse... Je réfléchis que j'aurais peut-être mieux fait d'attendre au lendemain; mais après ça je pensai à ma mère, à mon frère: alors mes forces revinrent; je me sentis comme enlevé sur l'eau, et je ne pus m'empêcher de crier *hourra*. Je fis à ce moment-là, certainement, les vingt meilleures brassées que j'aie jamais faites. J'étais comme exaspéré. Il me semble qu'alors j'aurais nagé dans du feu.

„Il y avait donc près de trois quarts d'heure que j'étais à l'eau lorsqu'il se fit au N.-O. une petite éclaircie. Je vis un peu de bleu et quelques étoiles, entourées de nuages gris. A la faveur de cette éclaircie, je distinguai à l'horizon le faîte d'un moulin qui devait me servir de direction pour passer les *bancs de vase*. Je m'aperçus alors que j'étais plus près de ces bancs que je ne l'avais cru.

„Et ici, je ne sais comment vous avouer une chose qui vous paraîtra bien bête, mais qui ne me parut pas telle à moi, car elle faillit me tuer...; c'est qu'à peine j'avais eu pensé à ces

bancs de vase, que tout à coup le souvenir de ce Dubreuil qui avait eu les yeux mangés sur ces mêmes bancs vint s'emparer de moi et ne me quitta plus.

„Et ce souvenir était presque une réalité, car cette diable de figure avait fait sur moi une telle impression!... Je me la rappelais si bien, qu'il me semblait la voir, et si bien que je la voyais....

„Oui, oui, je la voyais comme je la vois encore quelquefois dans mes rêves; ce visage bruni et déchiré, ces lèvres noirâtres et retroussées, ces dents blanches et surtout ces deux trous saignans où il n'y avait plus d'yeux. Encore une fois, je voyais tout cela; et dans ce moment, au milieu de cette nuit d'orage, voir cela, c'était ennuyeux, croyez-moi.

„J'eus beau me raidir, penser que c'était le rhum que j'avais bu, ouvrir les yeux les plus grands que je le pouvais, les fermer, plonger, battre l'eau, me toucher les bras et le corps, la figure me poursuivit. C'était un cauchemar; j'avais la fièvre, le délire, tout ce que vous voudrez, mais je la voyais.

„A ce moment-là, vraiment, j'ai manqué devenir fou; et, pour me fuir moi-même, ou plutôt la damnée figure qui s'attachait à moi, je plongeai avec fureur; mais au bout de deux brasses je me trouvai arrêté par une substance épaisse... Le fond diminua sensiblement... J'étais dans la vase...

„Alors, comme si le diable s'en fût mêlé, le vent redoubla de sifflemens, la pluie de force; la nuit devint plus épaisse, et il me sembla voir et entendre des nuées de corbeaux au milieu desquels je voyais toujours les deux yeux vides de ce sacré. Dubreuil qui me regardaient. Ce fut plus fort que moi, je sentis comme une défaillance, et pourtant je me raidissais en criant et râlant du fond de la gorge: *Ah! mon Dieu!* On aurait dû m'entendre du ponton, quoiqu'il y eût une lieue. A bien dire, ce fut le plus vilain moment de cette nuit-là; car après ça je revins à moi, et je me raisonnai un peu en tirant la brasse pour me sauver de la vase, que je n'avais heureusement qu'effleurée. Enfin, me disais-je... Tom, tu n'es pas une femme... Si tu réussis pense, que tu vas voir ta mère, ton frère; tu as échappé à ce gredin de manchot. Dubreuil a été rongé dans la vase, c'est vrai; mais Dubreuil était un gueux et tu es un honnête homme; ou, ce qui est plus clair, tu as des patins, et il n'en avait pas... Ainsi du cœur au ventre, mordieu, et va de l'avant..

„Je m'écoutai, et j'eus raison. Je fis de mon mieux; et, toujours nageant et sondant avec mes mains les bords du banc, je trouvai un endroit où la vase était assez compacte pour me soutenir un instant. Je profitai de cela pour attacher mes patins à mes pieds; et je glissai accroupi sur cette boue liquide comme sur des roulettes. Mes patins étaient faits de deux planches de sapin très-minces qui, par la grande surface qu'elles offraient à la vase, m'empêchaient d'y enfoncer. Je traversai ainsi le premier banc, puis je me remis à l'eau, et à nager pour gagner les autres.

„Une fois que j'eus goûté de mes patins, je vis que ce n'était qu'un jeu d'enfant: aussi je traversai le second et le troisième banc sans y penser, et je dus arriver au bord du lac environ deux heures et demie après mon départ du ponton.

„C'était bien quelque chose, mais ce n'était pas tout; il fallait songer à *sa toilette*. J'étais couvert de limon comme un crabe, vu que ce que j'avais traversé en dernier était de la vase. A force de chercher, je trouvai un ruisseau tout près du moulin; je me débarbouillai et un quart d'heure après j'étais mis fort décemment en bourgeois. Je bus une goutte de rhum à une gourde dont ce pauvre Tilmont avait précautionné mon sac;. et, consultant ma boussole à l'aide de mon briquet, je me dirigeai vers l'est voulant marcher toute la nuit afin de me trouver le matin assez loin de Southampton pour ne pas éveiller les soupçons.

„Ce qu'il fallait à tout prix pour moi, c'était gagner la côte, de gré ou de force, et trouver un canot pour traverser la Manche.

„Je ne vous dirai pas toutes les transes que j'éprouvai, obligé de me cacher le jour et de ne

marcher que la nuit, payant quelquefois le silence à prix d'or ou l'exigeant un peu brutalement; enfin vous jugerez des assommantes marches et contre-marches que je dus faire, quand vous saurez que j'avais quitté le ponton depuis neuf jours et que je ne me trouvais encore qu'aux environs de Winchelsea, à vingt-cinq ou trente lieues de Portsmouth tout au plus.

„Je commençais à me démoraliser: tant qu'il n'y avait eu que des obstacles à vaincre, ça allait tout seul, parce que les obstacles... ça monte, mais quand il n'y eut plus qu'à se cacher comme un voleur, qu'à prendre garde, qu'à avoir peur d'un chériff ou d'un watchman, ça ne m'allait plus.

„Enfin, un matin, c'était, pardieu, un mercredi matin, j'avais marché toute la nuit, et je me trouvais auprès de Folkstone, petit port pêcheur sur la côte, à une douzaine de lieues de Douvres; j'étais harassé, presque sans argent, abattu, de mauvaise humeur; voilà-t-il pas que par le plus grand des hasards je rencontre le capitaine anglais Dulow, que dans le tems j'avais sauvé des prisons, moi! Excellent garçon, que ce Dulow! Il me tint caché dans sa maison, dont la position était assez commode pour cela.

„Bientôt cependant, il me vint de drôles d'idées sur son compte. Par exemple, j'avais beau lui demander les moyens de traverser la Manche, il avait toujours de mauvaises raisons à me donner; c'était très difficile de trouver un canot... Il était impossible d'éviter les garde-côtes... Les vents étaient contraires... et variables (ce qui n'était pas vrai). Enfin, je l'avoue, je commençais à douter de sa bonne volonté. C'était dur, à trente lieues de France.

„Il y avait déjà dix jours que j'étais chez lui. Un soir, il dit à sa femme et à sa belle-sœur, comme d'habitude: Mesdames, prenez vos chapeaux, et allons nous premener sur les dunes. J'y allai avec eux. Nous nous promenâmes assez long-tems sans rien dire; j'étais triste; le tems se passait; j'étais inquiet de ma mère; la guerre continuait, et je n'y étais pas; et puis enfin il me chagrinait de douter du dévouement de Dulow qui pourtant n'aurait pas dû être ingrat. Le soleil était couché et la nuit commençait à se faire noire, lorsqu'en arrivant près d'une petite anse, Dulow me dit, en levant le nez en l'air: Capitaine, que dites-vous de ce vent-là (c'était une jolie brise de plein nord)? — Pardieu, lui répondis-je, il n'en faudrait pas plus à un pauvre prisonnier, qui aurait un canot, pour se trouver, demain matin, couché dans la maison de sa mère. — Eh bien! alors me dit Dulow, capitaine, embrassez ces dames et partez. — Je ne compris pas tout de suite, c'était trop loin de ma pensée du moment.

„Dulow me prit par la main en haussant les épaules, et me mena derrière un morne, où je vis un assez grand canot gréé avec une grande voile, une misaine et une trinquette amarrée à une roche. — Excusez-moi, me dit alors Dulow, si je vous ai fait attendre si longtems, mais il fallait que j'attendisse le tour de service du garde-côte qui croisera cette nuit dans ces parages; il m'est dévoué; il sait ce que je vous dois: cette nuit vous pourrez passer sans crainte.

„Je reconnus mon Dulow d'autrefois, et je ne m'étonnai de rien; j'embrassai ces dames bien fort, lui aussi, et je sautai dans le canot. J'y trouvai des vivres, un compas, des rames, de la poudre, une longue vue de nuit et une mêche. Je fis un dernier signe à ces dames et à Dulow, et je demarrai. J'étais libre....

„Je courus grand large; la mer était superbe; un tems de petite maîtresse. La longue vue de nuit me fut bonne, car, au bout d'une heure de marche, je distinguai une corvette, peut-être anglaise, sur laquelle j'avais le cap; je virai de bord et fis quelques bordées. Ce petit accident me retarda un peu; mais le lendemain matin, au point du jour, j'eus le bonheur de voir la terre de France sortir de la brume, et de distinguer la jetée de Calais. Il fesait un soleil magnifique, la mer était comme un miroir, la brise fraîche et toujours du nord. Dans deux heures je devais embrasser ma mère et mon frère.

„Mais ce qu'il y eut de bon, c'est que les pilotes, les marins et les flaneurs du port étaient,

comme d'habitude, rassemblés sur la jetée, et qu'en regardant de çà et de là avec leurs longues vues, voilà qu'ils m'aperçoivent dans mon bateau. — Tiens! un prisonnier qui s'échappe, dit l'un. — Bon... Si c'était le capitaine Castéla, dit l'autre. — Çà se pourrait, dit un troisième. — Et ne voilà-t-il pas qu'un mousse, au lieu d'entendre: *si c'était*, entend: *c'est* le capitaine Castéla; il part comme un trait, et tombe chez ma mère et mon frère en criant comme un sourd: Voilà le capitaine qui arrive d'Angleterre, tout seul, dans un canot!

„Heureusement que c'était vrai, car sans cela vous concevez quel horrible coup c'eût été pour ma pauvre mère. Enfin elle accourt avec mon frère sur la jetée d'où l'on m'avait déjà reconnu; je n'étais pas à une portée de canon du port.

„Je n'ose pas vous dire comme je fus accueilli. Tous les bateaux pêcheurs et pilotes de Calais étaient venus à ma rencontre et me convoyaient; c'étaient des hommes, des femmes, des enfans; c'étaient des hourras, une joie, des cris de vive le capitaine Castéla! qui me fesaient pleurer comme une bête; et puis, au bout de tout çà, sur la jetée, je voyais mon frère soutenant ma pauvre vieille mère qui avait tout au plus la force d'agiter son mouchoir, tant elle était émue.

„Mais, comme je mettais le pied sur l'échelle pour sortir de mon canot, en criant bonjour, ma mère.....! je me sens arrêté au bas de la jetée par un pékin en noir et en écharpe, flanqué de deux gensdarmes, qui me demande *mon passeport!*

„C'était pourtant le commissaire, qui était assez bête pour me demander mon passeport! l'animal! comme si j'arrivais dans sa ville par la grande route et en vinaigrette. Demander son passeport au capitaine Tom! qui s'échappait pour la troisième fois des pontons d'Angleterre. C'était à en devenir commissaire soi-même! Un chien qui venait me parler de passeport quand je voyais ma mère à vingt pieds au-dessus de moi! Aussi comme il fesait mine de se mettre en travers de l'échelle, moyennant deux coups de pied dans le ventre, je l'envoyai, lui et ses gensdarmes, se rafraîchir dans le port; d'un saut je fus sur la jetée, et vous jugez si je fus embrassé par ma mère et mon frère. Mais ce qu'il y eut de fameux, c'est que ces diables de marins étaient furieux et qu'ils ne voulaient plus laisser sortir de l'eau le commissaire et ses deux gensdarmes, qui barbotaient d'un canot à l'autre en criant comme trois caniches en détresse," ajouta le capitaine qui riait encore du souvenir. „Voilà messieurs, nous dit enfin Tom, de quelle façon je suis revenu cette fois-là d'Angleterre; mais il ne passe vraiment pas de semaine que je ne pense à ce misérable Dubreuil, et que je ne voie en rêve sa damnée figure avec ses deux trous sans yeux, qui ont manqué me jouer un si bête de tour."

Un Dîner d'Électeurs.

SCÈNE DE PROVINCE.

M. ...... a obtenu 80 suffrages; en conséquence il est proclamé député....

(*M. le Président.*)

Lorsque je descendis de voiture, je trouvai l'auberge sens dessus dessous, les valets couraient en désordre... L'hôtesse, bonne grosse femme au visage enflammé, une lardoire à la main, en guise de sceptre jetait les ordres à vingt marmitons dont les bonnets à houppes s'agitaient au milieu d'une fumée grasse et odorante que la flamme des fourneaux colorait çà et là d'un rouge ardent, véritable pandemonium sur ma parole.

— Eh bien, François, vous n'êtes pas encore parti! criait la bonne madame Bougeard..... dépêchez-vous donc... chez M. de ..... vingt couverts, trois services... douze bouteilles de vin de Champagne.... Et toi, Rose, prends ces deux vauriens qui sont là à ne rien faire et va chez cet autre .... le boiteux... tu sais .. ces noms... ça se brouille si facilement... Bonjour, mon cher monsieur Georges (c'était moi), il y au moins trois mois que nous ne nous sommes vus.. Ca-

therine les huîtres au numéro 4... Vous venez dans un mauvais moment.... Louis, le cheval du jeune monsieur a-t-il eu de l'avoine?... Je suis harassée... On y va, Monsieur, un moment ... Cécile, cette dame du numéro 7 vous demande... Vous serez mal logé pour cette fois, M. Georges.... Allons donc, Louis, dépêchez-vous... Pas une chambre..... Les bottes du numéro 6.... Juste, un petit coin à côté du grenier... mais un jour d'élections, voyez-vous.... Le potage va être manqué, pardon...

A travers ce discours préparatoire, singulièrement entrecoupé d'instructions culinaires... je compris qu'il fallait faire contre fortune, bon cœur, et après m'être installé dans une mansarde passablement incommode, je descendis pour dîner.

La table d'hôte était déjà presque garnie, les convives se regardaient avec une sorte de curiosité maligne; seulement sept à huit bons paysans réfugiés dans un coin, roulaient leurs gros yeux ébahis: ils avaient été introduits par un petit monsieur à lunettes dont les manières obséquieuses, le front plissé, l'air important et le jargon prétentieux me déplaisaient infiniment. Je cherchais des yeux un voisin dont la figure me convînt lorsque j'aperçus à l'extrémité de la table un grand jeune homme bien mis, dont l'extérieur franc et jovial me décida sur-le-champ. C'était ce qu'il y avait de moins électoral dans cette assemblée, du moins, je le pense ainsi.

Il me comprit, je crois, car un sourire malin souleva les coins de sa jeune bouche.

Les convives au nombre d'environ quarante pouvaient se classer en genres et en espèces. Les monstres même s'y seraient trouvés au besoin.

D'abord des paysans endimanchés aux tournures gauches et muets, faute d'avoir un mot de français à leur disposition. Ils se levaient pour saluer profondément toutes les fois qu'on leur offrait à boire, laissaient remplir le verre jusqu'au bord et ne le laissaient pas long-temps plein. Quelques-uns d'entre eux, plus civilisés que les autres, ne se servaient ni de leurs couteaux en guise de fourchettes, ni de leur assiette à soupe en guise de verres, ni de leurs manches en guise de serviettes. Ce petit bataillon semblait enrôlé sous la bannière du petit homme à lunettes qui veillait à ce qu'ils fussent bien servis et faisait renouveler les bouteilles rapidement vidées.

Puis les campagnards à leur aise avec leur air de naïve importance et leurs cravates de mousseline blanche, leur politique flattante et leurs chapeaux gris à larges bords, leurs préjugés routiniers, et leurs bagues de brillans, leur demi-français prétentieusement accentué, et leurs énormes éperons d'argent. Ceux-là parlaient et beaucoup: l'un accusait Odillon Barrot de louvoyer, l'autre, c'était Dupin à tout propos; un troisième prêchait une croisade contre les prêtres et le juste-milieu, un quatrième raconta gravement qu'on trompait joliment le peuple. Mon fils, qui est au collége à Paris, ajouta-t-il avec une certaine dignité, m'a écrit dernièrement qu'il était mort plus de dix mille personnes par jour durant le choléra-morbus. Enfin, un de mes voisins, et celui-là faillit à me donner une attaque de nerfs, se mit à détailler savamment les fautes stratégiques qui ont fait perdre la bataille de Waterloo. Son assiette était devenu le mamelon pris et repris par les cuirassiers, et sa fourchette placée en croix sur son couteau représentait les Quatre-Bras... ô supplice.

Enfin, les meneurs au nombre de trois ou quatre, s'efforçant de donner à leurs traits une expression de ruse mystérieuse, pesant leurs paroles sentencieusement articulées et lançant à leurs adhérens force clins d'œil d'intelligence.

La présence de mon jeune voisin semblait les intimider, mais il n'avait guère l'air d'y prendre garde et leur jetait seulement quelquefois des regards dédaigneux.

Je fis toutes ces observations pendant le commencement du dîner. Les braves paysans furent long-temps à oser accepter quelque chose, mais le dépit s'empara d'eux au bout d'un moment et ils tombèrent avec une effrayante et silencieuse voracité sur les cinq ou six plats le plus à leur portée.

Tant que la conversation fut générale tout se passa d'une manière assez insignifiante, mais peu

à peu des colloques particuliers s'établirent et l'on n'entendit plus qu'un bourdonnement confus accompagné du cliquetis de l'argenterie. A peine de temps en temps distinguait-on au milieu de ces bruits: — Oui, monsieur, il l'a promis... l'intérêt public... c'est un homme spécial... on connaît son obligeance... peuvent compter sur lui... un de vos fils dans les postes... honorable et consciencieux... position sociale... etc., etc.

Il serait difficile, dis-je à mon voisin de parler aujourd'hui d'autre chose que d'élections.

— Soyez tranquille, me répondit-il gaiement. Je sais que vous êtes étranger et par conséquent ces débats ne vous intéressent guère: je vous ferai donc grâce de politique locale et...

— Pardon, monsieur, interrompis-je, je voudrais au contraire que vous me missiez au courant; sûr que d'ici à huit jours je n'entendrai parler que de la nomination qui va se faire, je désirerais pouvoir comprendre et me faire une idée juste de la manière dont se bâtit une élection: et d'abord comment se fait-il qu'il y ait tant de désaccord entre gens qui ne se contestent pas les principes. Il ne m'est pas encore arrivé d'entendre parler de la révolution de juillet par un de ces messieurs sans qu'il y ait ajouté l'épithète de *glorieuse*. Je dois donc penser que tous sont libéraux.

— Cette question, mon cher monsieur, me prouve que vous n'avez jamais assisté à ces misérables cabales qui naissent de petits intérêts. Moi-même, déjà plusieurs fois témoin de semblables luttes, je me suis plus que jamais dégoûté de la platitude des hommes. Lorsque le parti libéral avait à lutter contre une influence puissante et diamétralement opposée, le combat était engagé de principe à principe; la candidature avait quelque chose de noble: d'abord parce qu'elle n'était pas sans danger, ensuite parce qu'en apparence au moins elle était dégagée d'ambition personnelle, (je parle des candidats libéraux.) Maintenant au contraire, tout se réduit à savoir si monsieur un tel ou monsieur un tel sera nommé député. Or, dans une question de personnes tout est mesquin. Ne pouvant s'attaquer sur des nuances d'opinions politiques qui les distinguent à peine, les prétendans en sont réduits à des personnalités pleines d'aigreur: ils se dévoilent mutuellement leur but, leurs projets, leur position sociale, leurs actions privées, leurs démarches sans dignité. Une fois la question ainsi posée, les représailles s'exercent sans ménagement et l'injure a bientôt franchi toutes les bornes. Vous seriez étonné, monsieur, de voir jusqu'où des hommes éminens par leur fortune et présumés tels par leurs talens peuvent pousser la grossièreté. Aux dernières élections, un des candidats fut vanté dans un pamphlet dont son principal meneur était l'auteur, comme „*Un joli garçon bien planté* *)."

— Je pense qu'on ne se donna pas la peine de répondre à un pareil éloge...

— Vous vous trompez fort, le candidat opposé lui riposta par une brochure dans laquelle il assurait que le *joli garçon était soumis à un régime conjugal des plus sévères* **).

— Et que disait le public dans tous ces débats?

— Le public jouait le rôle du comte Almaviva entre Basile et Figaro: insolens tous les deux, vous savez... Maintenant il est parfaitement connu que monsieur D... veut être ingénieur en chef et que monsieur F... désire une préfecture.. Ils n'épargnent rien pour cela et tout en partant de doctrines constitutionnelles et de principes parlementaires, ils courent de maison en maison, gueusant la voix du moindre charretier que sa patente rend électeur. Voici une des mille histoires qui courent sur leur compte. Un riche paysan, un Dandie-Dinmont de ce pays arrive ces jours-ci chez un de nos meilleurs avocats. Il lui raconte que la veille, une belle voiture s'est arrêtée devant sa porte: une belle dame en est sortie que le brave homme n'avait vue de sa vie, mais qui l'avait comblé de prévenances et d'amitié. Elle avait caressé ses enfans, admiré ses champs, ses bestiaux. Puis venant au fait, elle lui avait appris qu'il était électeur, lui demandant en outre sa voix pour monsieur D... un bien hon-

*) Strictement historique.

**) Historique.

nête homme, lié avec le préfet et qui dans l'occasion pouvait lui être très utile.

Le pauvre homme tout étourdi de cette visite et peu fait aux manœuvres politiques de nos candidats venait, en se grattant la tête consulter son avocat pour savoir s'il était électeur, ce que c'était qu'un électeur et sur qui devait tomber sa voix.

Une personne qui assistait à cette consultation prend la parole, explique avec complaisance au nouvel électeur quels sont ses droits et quand il est question d'en déterminer l'exercice. Il lui conseille non pas monsieur D... qui lui dit-il, est un pauvre sire pour être député, mais bien monsieur F... dont il lui fait un portrait superbe. Or cette personne n'était autre que monsieur F... lui-même qui sous le masque de l'anonyme dirigeait l'opinion publique et faisait lui-même son éloge... panégyriste de bonne foi sinon désintéressé.

— Très joli en verité, m'écriai-je en souriant.

— Oh ce n'est rien, poursuivit de même mon interlocuteur. Un de nos candidats qui n'est pas ici en ce moment, avait trouvé un merveilleux moyen pour réunir toutes les opinions: il avait adressé à son principal confident une profession de foi dont l'unique mérite était de n'aborder franchement aucune question mais au bas de laquelle étaient ces mots remarquables:

„Tel est, mon cher, l'exposé de mes principes politiques, après cela ajoutez ou retranchez selon que vous le jugerez convenable. *)

— Quelle histoire me faites-vous là? interrompis-je en riant aux éclats.

„Ce qui en fait le mérite, c'est qu'elle est strictement vraie; mais, si vous en connaissiez le héros, elle vous semblerait toute naturelle. Sous-préfet de Villèle, dévot parfait tant que la dévotion fut à l'ordre du jour, dès qu'elle cessa d'être un moyen de parvenir, il changea du tout au tout. Le bonnet rouge a, sur son front, remplacé l'eau bénite, et la violente éloquence du tribun a succédé, dans sa bouche, aux expressions de la servilité la plus dévouée.

*) Historique.

L'amertume de ce jeune homme, bien qu'exagerée, me faisait un certain plaisir, et l'émotion de ses paroles me saisissait malgré moi, lorsqu'à mon grand regret, un domestique à livrée vint l'appeler.

Dès qu'il fut parti, les meneurs semblèrent respirer plus librement, et j'entendis murmurer autour de moi; — C'est le jeune de M..., le fils de ce fameux ultra... Son père est candidat; mais il a peu de chances... Cinq ou six fermiers à qui il a mis le marché à la main... et ses parasites ordinaires...

— Il venait voir si quelque rebelle était aux rangs ennemis, dit le petit monsieur à lunettes.

Je fus tout désenchanté.

Georges Bell.

Réflexions morales.

Nous pouvons paraître grands dans un emploi au-dessous de notre mérite; mais nous paraissons souvent petits dans un emploi plus grand que nous.

Nous croyons souvent avoir de la constance dans les malheurs, lorsque nous n'avons que de l'abattement; et nous les souffrons sans oser les regarder, comme les poltrons se laissent tuer de peur de se défendre.

La confiance fournit plus à la conversation que l'esprit.

Toutes les passions nous font faire des fautes; mais l'amour nous en fait faire de plus ridicules.

Peu de gens savent être vieux.

Nous nous faisons honneur des défauts opposés à ceux que nous avons, quand nous sommes faibles, nous nous vantons d'être opiniâtres.

La pénétration a un air de deviner, qui flatte plus notre vanité que toutes les autres qualités de l'esprit. La Rochefoucauld.

Bielefeld, Druck und Verlag von Velhagen & Klasing.